

Guido Heinrich

**Impuls und Transfer.
Literarische Feldbildungsprozesse in Magdeburg im
17. und 18. Jahrhundert**

Dissertation

Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften

Universität Magdeburg

Magdeburg 2006

Vorbemerkung

Die vorliegende Untersuchung wurde im März 2006 von der Fakultät für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg als Dissertation angenommen. Sie wurde am 8. Februar 2007 an der Magdeburger Universität verteidigt.

Die Arbeit stellt Resultate eines dreijährigen Forschungsprojektes dar, dass – gefördert durch Mittel des Landes Sachsen-Anhalt – von 2002 bis 2005 unter dem Titel „Impuls und Transfer. Kultur- und Literaturgeschichte in der Region Magdeburg 1631-1815“ am Institut für Germanistik der Otto-von-Guericke-Universität unter der Leitung von Prof. Dr. Gunter Schandera und Prof. Dr. Wolfgang Adam durchgeführt wurde.

Mein herzlicher Dank gilt all jenen Personen und Institutionen, die auf unterschiedliche Weise zum Gelingen des Vorhabens beigetragen haben – besonders aber Herrn Prof. Gunter Schandera, der die Beschäftigung mit dem Thema angeregt und nachhaltig unterstützt, und meinem Doktorvater, Herrn Prof. Dr. Wolfgang Adam, der die Arbeit mit großem Verständnis der Sache begleitet hat.

Der Text wurde für die Veröffentlichung überarbeitet und aktualisiert.

Magdeburg, den 3. Februar 2009

Guido Heinrich

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	
1.1 Literatur und städtischer Raum	9
1.2 Forschungsstand	12
1.3. Methodische Vorgaben	15
1.4. Strukturierung der Arbeit	18
2. Klassische Musterungen	
2.1. Poetik und literarisches Feld	23
2.1.1 Muttersprache als kulturpatriotisches Instrument	25
2.1.2 Humanistische Impulse	28
2.1.3 Strukturelle Problemlagen und kulturgeschichtliche Spannungsfelder	30
2.2 Konfliktbewältigung bei Opitz	33
2.2.1 Konvergenz der Poesie mit der Theologie	36
2.2.2 Apologetische Veredlung des Dichters	38
2.2.3 Poesie und rhetorische Tradition	43
2.3 Poetische „freyheit“ und poetologische Determination	
2.3.1 Poetologische Subversionen	47
2.3.2 Instrumentalisierung und Adaption	51
2.3.3 Ingeniöse Kompositionen	53
2.3.4 Imaginationskraft und „erfindung der dinge“	56
2.3.5 Literarische Akkumulationen und literarischer Betrieb	62
2.3.6 Poetologische Entgrenzung und Anpassung	65
2.3.7 Epos und nationalsprachliche Identität	69
2.3.8 Die poetische „Aufgabe“ und das „neue feldt“ der Poesie	73
2.3.9 Imaginationswelten: die „freyheit zue tichten“	76
2.4 Semantische Ordnungsfelder	
2.4.1 „Wissenschaft der Wahrheit halber“	79
2.4.2 Welttheater als poetische Reflexionsfigur	83
2.4.3 Emblematisierung als poetische Weltbeschreibung	90
2.4.4 Gelegenheit als poetische Weltzugangsform	96

3. Magdeburger literarische Feldbildungsprozesse 1631 – 1690

3.1 Aspekte kultureller Transferleistungen	104
3.2 Fakten und Fiktionen: politische Konfigurationen kultureller Praxen in Magdeburg	109
3.2.1 Selbstverlust und Identitätssuche: Politische Situierungen	112
3.2.2 Städtische Außenpolitik und mentale Verfassungen	114
3.2.3 Ökonomische Rahmenbedingungen	118
3.3 Kulturelle Restitutionen	
3.3.1 Kirchlicher Wiederaufbau und religiöses Feld	120
3.3.2 Religiöse Subversionspotentiale	126
3.3.3 Schulwesen und pädagogische Arbeitsfelder	131
3.3.4 Buchdruck und Buchhandel als kulturelle Konvergenzräume ...	137
3.4 Konfigurationen des lokalen literarischen Feldes	143
3.4.1 Signifikante Leerstellen: Drama und Roman	
3.4.1.1 Gesellschaftliche Entgrenzungen: Wanderbühne und Vagantentum	146
3.4.1.2 Die Fälschung der Welt. Romane als Vexierbilder religiöser Befindlichkeiten	153
3.4.1.3 Lokalgesellschaftliche Kontrollsysteme: Homogenisierung und Immunologie	158
3.4.1.4 Poetisch-literarische Spielräume und lokaler Markt	162
3.4.2 Entfaltung poetischer Lokalpraxen	165
3.4.2.1 Der „Circul eines christlichen Lebens“. Leichenpredigten als praktikables Mittel von Weltverwindung und Selbstdarstellung ...	167
3.4.2.2 Auftraggeber, lokaler Markt und Sozialgefüge	176
3.4.3 Produktion von Gelegenheitsdichtung	
3.4.3.1 Kontrastprogramme: Poetologie und lokale poetische Kultur	181
3.4.3.2 „O selig! Wer nur erst in seiner Kammer lieget ...“ Epicedien- produktion im Spannungsfeld von Eigendynamik und Kontext- bindung	183
3.4.3.3 Netzwerkbildungen als kulturelle Praktik	189
3.4.3.4 Rückkopplungen: Feldbildung und Habitus	192
3.4.3.5 Habituelle Dispositionen und Individualität	197
3.4.3.5.1 „Narren um Christus willen“. Der Pastor und Poet Balthasar Kindermann in Magdeburg	198

3.4.3.5.2 Das „von Gott mir anvertraute Talentulum“. Malachias Siebenhaar und Magdeburg	206
3.4.3.6 Überregionale Netzwerke als intelligible Entfaltungsräume ..	209
4. Magdeburg, der Siebenjährige Krieg und die Literatur	
4.1 Poetische Kontrastprogramme: Zwischen Subversion und Institu- tionalisierung	214
4.2 Magdeburg und der Siebenjährige Krieg	221
4.3 Das Unbehagen an der Unkultur – Die Berliner Hofgesellschaft in Magdeburg	
4.3.1 Graf Lehndorff und Literatur	224
4.3.2 Höfische Gesellschaft und höfische Geselligkeit	229
4.3.3 Simulation von Normalität als gesellschaftlicher Stabilisierungs- faktor	232
4.3.4 Performative Differenz als Grenze und kultureller Stimulus ...	235
4.4 Säkularisierung und Instrumentierung der Religion	
4.4.1 Enthusiasmus der Vernunft – Thomas Abbt und der Siebenjährige Krieg	238
4.4.2 Funktionalisierung der Religion als wirksames Instrument der Steuerung öffentlicher Meinungsbildung im Krieg	244
4.4.3 Vom „großen Nutzen zeitlicher Trübsale“ – Die protestantische Predigt in Magdeburg im Umkreis des Siebenjährigen Krieges	251
4.4.4 Diskursive Differenzen: Glaubenswahrheit und Glaubenswirklich- keit	262
4.5 Zur lokalen Genese literarischer Modelle und medialer Öffentlichkeiten in Magdeburg während des Siebenjährigen Krieges	
4.5.1 „Voll Gott und Vaterland“ – Patriotischer Kriegsdichtungen im Spannungsfeld von literarischer Tradition und zeitgenössischer Gesell- schaft	264
4.5.2 Leibhaftige Ästhetisierung und rezeptionelle Reduktion: Anna Louisa Karsch in Berlin, Halberstadt und Magdeburg	273
4.5.3 Der schmale Grat: die <i>Magdeburgische Zeitung</i> als gesellschaftliches Medium der Wahrnehmung von Realität	280
4.5.4 Kriegsliteratur als medialer Handlungsspielraum am Beispiel Magde- burgs	285

4.6	Die Konstitutionen literarisch-patriotischer Öffentlichkeiten in Magdeburg	
4.6.1	„Warheit, Freyheit und Geschmack“ - Die Umgestaltung der Beilage der <i>Magdeburgischen Zeitung</i> zum literaturkritischen Forum (1758-1761)	289
4.6.1.1	Kritische Experimente und kritisch-politische Differenzen ...	291
4.6.1.2	Gelehrsamkeit als „nüchterner pflichtvoller“ Dienst am Vater- land	298
4.6.1.3	Schreiben für das „gemeine Beste“ – theologisch-ästhetische Rahmungen der „schönen Wissenschaften“	301
4.6.2	Die Durchsetzung des ästhetischen-patriotischen Impulses: Anna Louisa Karschs Ode auf den Sieg Friedrichs bei Torgau als Katalysator der literarischen Rezeption in Magdeburg	307
4.6.3	Ästhetische Differenzierungs- und Entgrenzungsarbeiten: Anna Louisa Karsch in Magdeburg	313
4.6.4	Diskursive Korrekturen: Anna Louisa Karsch versus die „deutsche Sappho“	317
4.6.5	Rückkehr zu alten Paradigmen	323
5.	Epilog	
5.1	Fiktionalität und Kulturtransfer	327
5.2	Literarische Verhältnisse in Magdeburg	329
5.3	Katastrophales Denken? Identitätsstiftung im Angesicht des Krieges ..	334
6.	Bibliographie	
6.1	Quellen	342
6.2	Literatur	352

1. Einleitung

1.1. Literatur und städtischer Raum

Das Barocksymposium der Deutschen Forschungsgemeinschaft, das 1974 in Wolfenbüttel zum Thema „Stadt – Schule – Universität – Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert“ stattfand,¹ bildete zweifellos eine bedeutende Zäsur in der literaturwissenschaftlichen Barockforschung, deren Wirkungen bis in die gegenwärtige Situation der Fachdisziplin hineinreichen. Denn die Frage nach dem Verhältnis von literarischer Produktion und urbanem Lebensraum im 17. Jahrhundert – in der damaligen Formulierung nur mittelbar dem neu erwachten Interesse an literatursoziologischen und ideologiekritischen Betrachtungsweisen geschuldet – kann seit dieser Zeit durch den Aufriss ihrer Problemlagen nicht nur nachhaltiger gestellt, sondern auch differenzierter beantwortet werden.

Der zentrale Fokus des Symposiums richtete sich – über die Erschließung barocker Literaturformationen hinaus – auf die in literarische Produkte eingeschriebenen außerliterarischen Bedingungen und die objektiven Voraussetzungen ihrer Entstehung. Auf diese Weise wurden auch Wege gebahnt, auf denen die Eigenart barocker Literatur erstmals konsequent jenseits ihrer Bindung an normative Sprachregelungen und rezeptionelle Abhängigkeiten aufgesucht werden konnte. Die intensive Verflechtung barocker Literaturen mit ihren lokalgesellschaftlichen Rahmenbedingungen und ihr funktionales Design innerhalb soziokultureller Formationen bildeten gleichermaßen Steine für wissenschaftliche Anstöße, die zu einer Aufweitung der literaturwissenschaftlichen Aufmerksamkeit auf das gesamte literarische Material des Zeitraumes zwischen humanistischer Gelehrsamkeit und früh-aufklärerischen Bewusstseinslagen führte. Dazu zählte nicht nur die Öffnung der literaturwissenschaftlichen Perspektive in Richtung publizistischer Minderformen (Gelegenheitsdichtung, Kleinschrifttum) und eine Vielzahl bislang unbeachteter Autoren, sondern auch eine Ausweitung des textwissenschaftlichen Untersuchungshorizontes auf Distributionsformen und auf rezeptive Wirkungen von Literatur.² Barocke Literatur wurde dabei im Ganzen als ein menschliches Produkt sichtbar, das über die Maßgaben des Schöpferisch-Persönlichen hinaus im Umkreis von Literaturproduktion, -rezeption und -distribution beschrieben werden konnte. Damit rückte aber auch die Erforschung der bedingenden Kontexte literarischer Produktion in Form von politischen, religiösen oder ökonomischen Maßgaben in den Vordergrund, die im Blick auf die literaturwissenschaftliche Methodik in die Forderung mündete, das „rein literarhistorische Interesse zu einem lebendigen Beziehungsverhältnis zu erweitern.“³

Mit dem Eintritt der literaturwissenschaftlichen Barockforschung in ein dezidiertes Verhältnis inner- und außerliterarischer Beziehungen musste ihr auch eine zweifache Aufgabe erwachsen. Zum einen war sie dazu angehalten, zugleich mit ihrem Gegenstand auch ihre eigenen Paradigmen zu überprüfen und im Blick auf die neuen Anforderungen des Untersuchungszusammenhangs kritisch zu überprüfen.⁴ Zum anderen hatte sie mit ihrer Öffnung auf die soziogesellschaftlichen Rahmenbedingungen von Literatur auch die genuin literaturwissenschaftlichen Maßgaben auf kulturwissenschaftliche Forschungsprämissen zu beziehen. Dies mit weitreichenden Folgen für die Literaturgeschichtsschreibung, die auch gegenwärtig nicht nur zu einer vielfältigen Erweiterung und Modifizierung ihres Kanons inspiriert wird, sondern sich – zumindest theoretisch – auch vor die prinzipielle Alternative des Fortschreibens einer „Literaturgeschichte der Wenigen“ oder des Ausgriffs auf „eine der Vielen“ gestellt sieht.⁵ Die solcherart in Gang gesetzte ‚Demokratisierung‘ der Literaturgeschichte findet – auch und gerade im

¹ SCHÖNE (Hg.), *Stadt – Schule – Universität – Buchwesen* (1976).

² Vgl. den Aufriss eines exemplarischen Aufgabenkatalogs für das Untersuchungsfeld Stadt und Literatur bei SCHILLING, *Stadt und Publizistik* (1998).

³ TAROT, *Einführendes Referat zum Rahmenthema: Stadt und Literatur im 17. Jahrhundert* (1976), S. 3f.

⁴ Ein Beispiel solcher Abarbeitung älterer Forschungsparadigmen im Blick auf die fachwissenschaftliche Erschließung neuer Textsorten bietet SEGBRECHT, *Gelegenheitsgedicht* (1977).

⁵ GARBER, *Stadt und Literatur im alten deutschen Sprachraum* (1998), S. 30.

Blick auf das 17. Jahrhundert – ihre Grenze überall dort, wo der Zugewinn an Materialien und Autoren sich nicht mehr sinnvoll in forschungsrelevante Paradigmen übersetzen lässt, sondern lediglich zu einer neuen Unübersichtlichkeit des Forschungsgegenstandes führt. Gleichwohl ist barocke Literatur im Blick auf die Öffnungsbewegungen der Fachdisziplin mittlerweile ein vollgültiger Gegenstand einer kulturwissenschaftlich inspirierten Kontextforschung geworden, als deren wesentliches Merkmal nicht allein die Vervielfältigung ihrer gegenständlichen Bezüge, sondern die Dezentralisierung des literarischen Textes und Textsinnes anzusehen ist.

Mit den literarischen Kontextforschungen rückten jedoch nicht nur die zeitlichen und inhaltlichen Diskretionen des Untersuchungsgegenstandes, sondern auch die räumliche Verfasstheit von Literatur und d.h. die Bedingungen des lokalen soziokulturellen Umfeldes literarischer Produktivität in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. In literaturwissenschaftlicher Perspektive geriet insbesondere die Stadt als Lebens- und Arbeitsraum literarischer Akteure in den Blick.⁶ Die Untersuchung städtischer Kulturlandschaft bot dabei die Möglichkeit, die Stadt nicht nur als „Agentur literarischen und kulturellen Lebens im 17. Jahrhundert“,⁷ sondern grundsätzlicher als spezifischen Konvergenzraum von politischen, religiösen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Kräften aufzufassen, deren strategisches Wechselspiel erst die lokal bedingten Eigenarten literarischer Produktionsprozesse und die spezifischen Dispositionen der Produzenten hervortreten lassen. Die Rede von der räumlichen oder topologischen Verfasstheit von Literatur zielt folglich nicht so sehr auf die geografischen Ortsmerkmale, die sich zuweilen auch in literarischen Werken als identifizierbare lokale Eigenarten manifestiert haben, sondern auf die Strukturen gesellschaftlicher Handlungs- und Entfaltungsmöglichkeiten, die ein bestimmter Ort den literarischen Akteuren innerhalb einer umgrenzten soziokulturellen Sphäre zur Verfügung gestellt und die sich in den gesellschaftlichen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen literarischer Akteure niedergeschlagen haben. Untersuchungen, die solcherart auf die urbane Räumlichkeit als leitendes Prinzip literarischer Produktion, Rezeption und Distribution zurückgreifen, erzeugen nicht nur breiten spektrale Modellstudien zur Kontextverfasstheit literarischer Phänomene, sondern bieten zugleich die Möglichkeit, über die Synopse von qualifizierten Paradigmen zu einer ideologiebereinigten „Geschichte der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts, gegliedert nach Städten und Regionen“⁸ vorzudringen. Sie hätte den Vorteil, die Eigenheiten der literarischen Produktionslokale nicht zugunsten textspezifischer Betrachtungsweisen zu eliminieren.

Die vorliegende Arbeit will dieser Möglichkeit literaturgeschichtlicher Synoptik auf der Basis räumlicher Prinzipien jedoch nicht nur ein weiteres Paradigma barocker Literarizität im urbanen Umkreis hinzufügen. Mit dem Rekurs auf die literarischen Verhältnisse Magdeburgs zwischen 1631 und 1690 geht sie vielmehr von der Frage aus, wie und unter welchen Bedingungen sich „durchschnittliche“ literarische Formationen lokalen Zuschnitts mit den zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Mitteln und Methoden erschließen, analysieren und beschreiben lassen. Damit sind solche literarischen Verhältnisse gemeint, die im Blick auf die literarischen Ballungszentren des 17. Jahrhunderts allenfalls periphere Bedeutung beanspruchen können. „Durchschnittlich“ meint in diesem Sinne vor allem einen gewöhnlichen Präge- und Formungszustand lokaler literarischer Verhältnisse, denen in der ersten Aufsicht nicht nur das Augenfällige, das Besondere, das Herausragende und Singulierende, sondern auch eine gewisse Felddichte literarischer Phänomene zu fehlen scheint. Diese Aufgabe erscheint indessen nur dann paradox, wenn ihr in der herkömmlichen Sichtweise des Fachkanons unterstellt würde, sie deklariere das Ephemere als lohnende wissenschaftliche Aufgabe und intendiere lediglich eine Aufwertung marginaler Texte und Schriftsteller. Tatsächlich sind im Blick auf den Untersuchungsgegenstand

⁶ Vgl. die Übersicht zur literaturwissenschaftlichen Forschungslage bei GARBNER, *Stadt und Literatur im alten deutschen Sprachraum* (1998), S. 3–26.

⁷ Ebd., S. 8.

⁸ Ebd., S. 32.

keineswegs kanonische Wertungen beabsichtigt. Intendiert ist vielmehr die Untersuchung der Entfaltungsbedingungen von Literatur im Horizont einer räumlichen Peripherie, die hinsichtlich der literarischen Entwicklungen im deutschsprachigen Raum den „Normalfall“ literarischer Verhältnisbildungen im 17. Jahrhundert repräsentiert – ein Normalfall, dem gegenüber die zeitgenössischen literarischen Zentren die eigentlichen Ausnahmen bilden.

In der Tat bieten die Magdeburger literarischen Verhältnisse zwischen 1631 und 1690 einen Präzedenzfall der Normalität, insofern sich die konstatierbaren literarischen Feldbildungsprozesse im urbanen Kontext unter allenfalls gewöhnlichen Umständen vollzogen haben. Gewöhnlich deshalb, weil sich anerkannt wichtige gesellschaftliche Einflussgrößen für die Herausbildung barocker Literarizität in der Elbestadt nicht geltend gemacht haben. Zum einen blieben die lokalen literarischen Feldbildungsprozesse von höfischer Kultur und höfischem Kulturmanagement unberührt. Weder der Köthener noch der Wolfenbütteler Hof wirkten in irgend einer Form auf die lokalen Verhältnisse ein. Zum anderen besaß Magdeburg keine Universität, die als intellektuelles Sammelbecken und als Multiplikator literarischer Anstrengungen hätte fungieren können. Die Elbestadt lag zudem – obgleich auf halben Wege zwischen Helmstedt und Wittenberg situiert – allenfalls in der Peripherie universitärer Einflussbereiche. Schließlich trat in Magdeburg auch die etablierte stadtbürgerliche Mittelschicht nicht signifikant als literarisch ambitionierter Kulturträger in Erscheinung. Die Ausbildung eines literarischen Feldes – verstanden als eigendynamischer Konvergenzraum der literaturbezogenen Aktivitäten in der Stadt – musste somit in ihrer urbanen Situierung zentraler Privilegierungsinstanzen entbehren und entfaltete sich unter den institutionell sanktionierten Bedingungen der lokalen politischen, religiösen und pädagogischen Regimente. Folgerichtig sind Magdeburger Autoren, die zwischen 1631 und 1690 in der Elbestadt tätig waren, bislang weder in der Literaturgeschichtsschreibung, noch in den einschlägigen lokalgeschichtlichen Untersuchungen kaum näher betrachtet worden.

Jedoch ist es eben dieser besondere historische Hintergrund, vor dem sich das lokale literarische Feld von Produktions-, Rezeptions- und Distributionsverhältnissen entfaltet hat, der die Beobachtung des „Normalfalles“ Magdeburg zugleich zum Spezifikum macht und somit auch die Möglichkeit der bloßen Subsummierung der Untersuchungsergebnisse unter allgemeine literaturwissenschaftliche Prämissen ausschließt. Das elementare Fanal der weitgehenden Zerstörung der Stadt im Jahre 1631 durch die kaiserlichen Truppen unter dem Oberbefehl Tillys ist allseits bekannt und weist Magdeburg im 17. Jahrhundert eine durchaus singuläre Position im Konzert gleichrangiger Städte zu. Es hat die städtischen Entwicklungen nach 1631 nicht nur vielfältig beeinflusst, sondern in singulärer Weise prädisponiert. Mit der Destruktion des gesellschaftlichen Lebens in der Elbestadt wurden auch die kulturellen Verhältnisse vor Ort weitgehend vernichtet, so dass sie in ihrer neuerlichen Entfaltung gleichsam von einem imaginären „Nullpunkt“ aus und mit besonderer Berücksichtigung der kulturbildenden Kräfte im Spannungsfeld von Vergangenheit und Zukunft zu beobachten sind. Die besondere historische Situation führte dazu, dass die Restitution der städtischen Kultur – und mit ihr auch der städtischen Literatur – sich in enger Verbindung mit der Restitution des gesamten gesellschaftlichen Lebens in Magdeburg und d.h. gleichsam aus einem gemeinsamen und übergreifenden Beweggrund her vollzogen hat. Die produktiven gesellschaftlichen Kräfte mussten vor dem Hintergrund einer historisch singulären Situation anfänglich in einer durchaus elementaren Beziehung zueinander stehen, die erst im sukzessiven Fortgang der städtischen Entwicklung wieder zu einer Ausdifferenzierung diverser gesellschaftlicher Aktionsfelder führte, die sich gegeneinander spezialisieren und separieren konnten.

Im Blick auf die historische Sondersituation Magdeburgs nach dem katastrophalen Umbruch des Jahres 1631 hat die Untersuchung folgerichtig zum einen grundsätzliche Fragen der lokalen Identitätsbildung als maßgebende Beweggründe auch der kulturellen Entwicklung ins Auge zu fassen und einer differenzierten Betrachtung zuzuführen. Zum anderen muss sie im Blick auf die historische Spezifik des

Untersuchungsgegenstandes die Darstellung der Ergebnisse vorrangig als Beschreibung eines eigenständigen Paradigmas leisten, dessen modellhafte Darstellung jedoch komparative Anschlussmöglichkeiten im Blick auf ähnlich gelagerte Fälle nicht ausschließen soll.

1.2 Forschungsstand

Der „Normalfall“ Magdeburg liegt als Untersuchungsgegenstand mit gutem Grund außerhalb der Reichweite fachspezifischer Diskurse und Betrachtungsweisen. Im Blick auf die Profilierung von Autoren des 17. Jahrhunderts wie im Blick auf die Bandbreite und Sondierung von Textsorten ist – die sei im Vorgriff angemerkt – innerhalb der Magdeburger literarischen Verhältnisse nichts bahnbrechend Neues zu erwarten. Im Fokus fachdisziplinärer Betrachtungsweisen scheint deshalb eine Marginalisierung peripherer Literaturfelder nur konsequent. Nicht nur die älteren, ideengeschichtlich und positivistisch ausgerichteten Literaturgeschichten geben keine Auskunft über Magdeburger Literaten, die zwischen 1631 und 1690 in Magdeburg tätig waren. Auch Literaturgeschichten neueren Datums mit sozialgeschichtlichem Fokus tendieren dazu, lokale und regionale Literaturen – genauer: die räumliche Verfasstheit von Literatur – in zweifacher Hinsicht zu marginalisieren. Sie werden zum einen in systematischer Hinsicht einer Darstellung allgemeiner politischer, ökonomischer und kultureller Entwicklungen subsummiert und zum anderen den etablierten fachwissenschaftlichen Betrachtungsweisen, vor allem gattungstypologischen und gattungsgeschichtlichen Hinsichten unterworfen. In der Regel wird zwar die zeitliche Bedingtheit literarischer Produkte herausgehoben, deren räumliche Verfasstheit aber nicht oder nur in einschränkendem Sinne als prinzipielle Definitionsgröße festgehalten. Unter der Prämisse, dass Zeit und Raum gleichermaßen existentielle Größen für Weltbefindlichkeiten von Autoren sind und folglich auf den Produktionsprozess von Literatur wesentlichen Einfluss haben, lässt sich somit ein weitläufiges Arbeitsfeld bezeichnen, das in seinen prinzipiellen Erkenntnismöglichkeiten bislang kaum ausreichend untersucht wurde. Genau hier zeichnet sich eine Differenz von kulturwissenschaftlich aufgeweitetem, aber fachdisziplinären Diskurs und einer kontextorientierten Literaturgeschichtsschreibung ab, die ihre Gegenstände „nach Städten und Regionen“ gliedert.

Was für die Literaturgeschichtsschreibung als Marginalisierung räumlicher Kontextuierungen von Literatur festzuhalten ist, gilt für nahezu den gesamten Bereich literaturwissenschaftlicher Forschungen. Regional- oder lokalgeschichtliche Literaturen jenseits der literarischen Zentren gelten als wenig attraktive Forschungsgegenstände, weil deren eingeschränkte Produktions-, Rezeptions- und Distributionshorizonte im Vorgriff keine unmittelbar innovativen Ergebnisse für umfassende fachwissenschaftliche Erkenntnishorizonte versprechen. Die topographische Einschränkung spezifischer Untersuchungsgegenstände gilt in diesem Sinne zugleich als Indiz für eine qualitative Einschränkung der Forschungsperspektive. Bei der negativen Bewertung peripherer Literaturformationen machen sich indessen untergründig tradierte Vorbehalte geltend, deren wissenschaftliche und mentalitätsgeschichtlichen Verankerungen im 19. Jahrhundert auszumachen sind. Der selektive literaturwissenschaftliche Zugriff auf den eigenen Gegenstand entspringt dabei – im Blick auf die regionalen und lokalen literarischen Formationen – einem historischen Wertungsprozess von Literatur, bei dem sich – grob gesagt – die Anschauung durchgesetzt hat, dass sich innovative literarische Entwicklungen zumeist in Verbindung mit kulturellen Zentren und deren „dichten“ kulturellen Verhältnissen antreffen lassen. Parallel dazu befinden sich sogenannte Kulturprovinzen deshalb in marginaler Lage, weil sie zum einen über eingeschränkte innovative Kulturpotentiale verfügen und zum anderen durch (oft nur unterstellte) selbstregressive Tendenzen mehr oder weniger von der allgemeinen literarisch-kulturellen Entwicklungsspitze einer bestimmten Zeit entkoppelt erscheinen. Hierbei ist die Tatsache entscheidend, dass die im 18. Jahrhundert sich

anbahnende kulturtechnische Differenzierung von städtischen und ländlichen Ambienten sich im 19. Jahrhundert methodisch entfaltet und zu einer Ausbildung jeweils eigener Wertehorizonte und milieufixierter Ideologien geführt hat. Mit dem Untergang des Alten Reiches 1806 und unter dem Einfluss der forcierten Industrialisierung zerfielen auch die eigenständigen und kulturtragenden Strukturen stadtbürgerlicher Urbanität. Die entsprechenden mentalen Wandlungsprozesse fanden ihren Ausdruck in differenten literarischen Selbstverständigungshorizonten – etwa in dem Paradigma Großstadt- versus Heimatliteratur – mit entsprechenden räumlichen Ab- bzw. Eingrenzungen. Die gravierende, weil wertsetzende Unterscheidung zwischen städtischen und ländlichen Milieus und deren Konnotierung mit innovativen (kulturavantgardistisch-kosmopolitischen) bzw. konservativ-selbstbezüglichen Wertehorizonten ist in die Deutungsschemata der sich ausdifferenzierenden Fachwissenschaft eingegangen und hat dort bis in die Gegenwart als basale Wertungskategorie für die Herstellung und Überprüfung eines fachwissenschaftlichen Textkanons überlebt. Die Unterscheidung bildet die Grundlage für Deutungsschemata des Faches, das für seinen genuinen Gegenstand entwicklungsgeschichtliche Fixierungen favorisiert und mit den literaturepochalen Einteilungen auch an der Vorzüglichkeit innovativer literarischer Äußerungen festhält. Als besonders gravierend für den verfolgten Forschungsansatz stellte sich heraus, dass die skizzierte Sichtweise nicht nur für Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts zur Anwendung gebracht, sondern tendenziell auch auf die literarischen Verhältnisse des 17. und 18. Jahrhunderts übertragen wurde. In der Sicht der Fachdisziplin ergab sich daraus eine lang anhaltende Marginalisierung der gesamten Barockliteratur durch eine latente Abwertung ihres funktionalen Selbstverständnisses zugunsten einer genieästhetischen Betrachtungsweise, die erst durch die rhetorikgeschichtlichen der 1960er und die stärker kontextorientierten Forschungen 1970er Jahre konsequent überwunden wurde.

Da randständige Literaturformationen aus theoretischen und pragmatischen Gründen fachdisziplinärer Selbstbestimmung nicht in eine systematische wissenschaftliche Literaturgeschichtsschreibung eingeflossen sind, blieben sie als Forschungsgegenstand meist den vor Ort tätigen Lokal- und Regionalhistorikern und den diffizilen Formen der Traditionspflege überantwortet. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges gab es in Magdeburg eine vielseitige regionale Geschichtsforschung, die vor allem von den Mitgliedern des 1865 gegründeten *Geschichtsvereins für das Erzstift und Herzogthum Magdeburg* und der 1876 gegründeten *Historischen Kommission für Sachsen und Anhalt* getragen und in eigenen Publikationsreihen befördert wurde. Die in diesem Zeitraum entstandenen Einzelpublikationen mit ihrer aus heutiger Sicht verdienstvollen Erschließung von gegenwärtig oftmals nicht mehr zugänglichen Archivbeständen mündeten – trotz der in den 1920er und 1930er Jahren forcierten Absicht, einen einheitlichen „Kulturraum Mitteldeutschland“ zu konstruieren – in keine zusammenfassende Kulturgeschichte der mitteldeutschen Region. Auffällig dabei ist, dass regionale und lokale Literatur- und Kulturgeschichten oftmals als blinde Seitenstücke einer allgemeinen politischen Geschichte perspektiviert wurden, weil sich auch bei den lokalhistorischen Forschern die – meist aus den germanistischen Fachdiskursen übernommene – Überzeugung verfestigte, der regionalen Literatur sei im Kontrast und gemessen an den epochalen Literaturleistungen nur ein marginaler Status zuzuerkennen. Den entsprechenden Arbeiten zur Literaturgeschichte der Stadt und Region Magdeburg vor 1945 eignet zudem durchgängig ein positivistischer Grundzug, der vor allem das Phänomenale des Untersuchungsgegenstandes in seiner lokalen Besonderung fokussiert, nicht jedoch auf seine spezifischen räumlichen Verfasstheiten reflektiert und in wissenschaftlicher Hinsicht deshalb über die Materialbasis hinaus kaum Verwertbares bietet. Zudem ließ sich ein qualitativer und quantitativer Rückgang der gesamten lokalen kulturhistorischen Forschung ab etwa Mitte der 1930er Jahre ausmachen, die schließlich bis zum Kriegsende gänzlich zum Erliegen kam und an die nach 1945 nirgends systematisch angeknüpft wurde. Insbesondere die ideologischen Neuorientierungen im Umgang mit dem kulturellen Erbe und die großflächige Rückbesinnung auf die sog. humanistischen Kulturleistungen deutscher Literatur

während der DDR-Zeit haben über vierzig Jahre zu einer raumgreifenden defizitären Lage in der regionalen Literatur- und Kulturgeschichtsforschung geführt. In den 1980er Jahren am Pädagogischen Institut in Magdeburg entstandene Studien zu Teilaspekten der Magdeburger Literaturgeschichte sind allein aufgrund der eingeschränkten Forschungsmöglichkeiten und der oftmals schmalen Materialbasis der Arbeiten durch eingeschränkte Archivstudien kaum brauchbar.

Im Blick auf den Untersuchungsgegenstand bleibt festzuhalten, dass die literarischen Verhältnisse in Magdeburg zwischen 1631 und 1690 nur in wenigen, auf Einzelphänomene gerichteten Ausnahmefällen überhaupt die Aufmerksamkeit der lokalen Geschichtsforschung gefunden haben. Größere Abhandlungen zum 17. Jahrhundert, die das „litterarische Leben“ Magdeburgs⁹ oder Magdeburger Dramen und Dramatikern thematisierten,¹⁰ klammerten den Zeitraum nach 1631 in der Regel aus. Rekurse auf Magdeburger Literaten der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden im Sinne von „Kulturbildern“ unter genieästhetischen Perspektivierungen durchgeführt. Der Magdeburger Literaturhistoriker Waldeemar Kawerau lancierte einen umfangreichen Aufsatz zum Magdeburger Pastor und Gelegenheitsdichter Balthasar Kindermann aus vornehmlich propädeutischen Gründen. Das nachhaltige Aufzeigen der „Schattenseiten des dermaligen Literaturbetriebs“ und das Aufgreifen der „litterarischen Niederungen“ sollte vor allem rezeptionelle Wege aufzeigen, „um für die paar Höhenzüge den richtigen Maßstab zu gewinnen“.¹¹ Folgerichtig kann Kawerau bei Kindermann nur ein „kleines und bescheidenes Talent ohne Tiefe und Eigentümlichkeit“ erkennen, in dessen Arbeiten nichts stecke, „was mit ästhetischem Maße gemessen des Aufhebens wert ist“.¹²

Während die Untersuchung auf direkte wissenschaftliche Vorarbeiten zum Thema nicht zurückgreifen konnte, bot sich im Blick auf die Analyse der lokalgesellschaftlichen Kontextbindungen der Magdeburger Literatur ein reichhaltiges Material zur Auswertung an. Insbesondere die positivistische Stadtgeschichtsforschung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts lieferte fakten- und detailreiche Überblicksdarstellungen,¹³ deren Gehalt bis in die jüngste Zeit akkumuliert wurde.¹⁴ Zudem liegen zahlreiche Aufsätze zu Detailfragen der lokalen Historie vor, die in den diversen Foren der Stadtgeschichtsforschung – etwa in den *Blättern für Handel, Gewerbe und sociales Leben* (1849ff.) und den *Geschichtsblättern für Stadt und Land Magdeburg* (1866ff.) – publiziert wurden. Eine spezifische Kulturgeschichte oder Vorarbeiten zu einer solchen Geschichte bilden nach wie vor ein dringendes Desiderat der Forschung. Seit Mitte der 1990er Jahre entstanden jedoch eine Vielzahl tragfähiger Einzelstudien zu Teilaspekten der regionalen und lokalen Kulturgeschichte – etwa zur Schul-, Musik-, Theater- und Architekturgeschichte –, die wichtige Einsichten für die kulturelle Kontextuierung der lokalen Literaturformationen vermitteln.¹⁵

Aufgrund der Spezifik des Untersuchungsgegenstandes in seiner Stellung zwischen Normalität und Singularität wurde auf eine grundsätzliche Parallelisierung der erzielten Ergebnisse mit Forschungen zu urbanen Kulturräumen anderer Städte bewusst verzichtet. Zum einen weichen die materiellen Voraussetzungen und methodischen Ansätze der jeweiligen Forschungsleistungen in zum Teil gravierender Weise von den Prämissen der vorliegenden Arbeit ab, so dass in den meisten Fällen unklar bleibt, ob die Ergebnisse tatsächlich über ein gemeinsames *tertium comparationis* aufeinander bezogen und vergleichend ausgewertet werden können. Eine nur scheinbare Gleichlagerung von Forschungsergebnissen verführt allerdings dazu, diverse Ergebnisse allein anhand von Ähnlichkeiten in Beziehung

⁹ Vgl. KAWERAU, *Das litterarische Leben Magdeburgs am Anfang des 17. Jahrhunderts* (1895).

¹⁰ Vgl. HOLSTEIN, *Magdeburger Dramen und Dramatiker des 16. und 17. Jahrhunderts* (1880/1881).

¹¹ KAWERAU, *Balthasar Kindermann* (1892), S. 133.

¹² Ebd., S. 132.

¹³ HOFFMANN, *Geschichte der Stadt Magdeburg*, 3 Bde, (1845-1850); HERTEL/ HÜLSSE, *Hoffmann's Geschichte der Stadt Magdeburg*, 2 Bde, (1885); WOLTER, *Geschichte der Stadt Magdeburg* (1901).

¹⁴ ASMUS, *1200 Jahre Magdeburg*, 3 Bde, (2000-2005).

¹⁵ Die entsprechenden Nachweise finden sich im Haupttext der Untersuchung.

zu setzen und den lokalen Befund durch unzulässige Verallgemeinerungen zu verwässern. Zum anderen ist es ebenso problematisch, unreflektiert von historischen Kontinuitäten – etwa gleichbleibenden mentalen Dispositionen oder konstanten Strukturierungen von Stadtgesellschaften – auszugehen.¹⁶ Um die lokale Eigenart herauszuarbeiten, war hier dem verallgemeinernden Plausibilisierung und Homogenisierung der Forschungsergebnisse zu widerstehen.¹⁷ Eine Komparatistik neuen Stils, die sich prinzipiell an die Arbeit anschließen könnte, müsste mit einem Spezifika-Katalog für divergente Stadttypen unterlegt werden, aus dem sich Vergleichsmomente auf einer gesicherten Erhebungsbasis destillieren ließen.

1.3 Methodische Vorgaben

Die literaturwissenschaftliche Erforschung des Zusammenhangs von städtischem Kulturraum und Literatur hat zur Entwicklung verschiedener Modelle geführt, die das bezeichnete Spannungsgefüge auf ganz unterschiedliche Weise entfalten und sich gleichermaßen als brauchbare methodische Vorgaben des thematischen Aufrisses ausgewiesen haben. Hierbei hat sich vor allem die Einsicht durchgesetzt, dass die aus dem systematischen Bezug von Texten und Kontexten resultierenden Stoffmassen und Erkenntnis auf je eigene Weise nach einer angemessenen Strukturierung verlangen. Einerseits versprache das Modell der auktoriellen Fokussierung einigen Erfolg, bei dem Leben und Werk eines städtisch lokalisierbaren Autors im Spannungsgefüge von Individuum und stadtesellschaftlichen Kontexten beleuchtet wird und zu wechselseitig erhellenden Erkenntnissen führt.¹⁸ Zum anderen stellt auch die Favorisierung eines aussagekräftigen literarischen Textes und dessen umfassende Ausdeutung auf seine stadträumlichen Kontextuierungen hin einigen Erkenntnisgewinn in Aussicht.¹⁹ Text- und autorzentrierte Fokussierungen verbürgen hier jeweils die Einheit der Betrachtungen und eine sinnvolle Darstellung der erzielten Ergebnisse. Schließlich ließe sich – in der Multiplikation der zu betrachtenden Autoren und Texte – auch an eine Morphologie aller Erscheinungsweisen urbanen literarischen Lebens in seinen kontextuellen Bezügen denken, die in der Regel auf einen Totalaufriss des Verhältnisses von Texten und Kontexten abzielt und nicht nur zu langwierigen Forschungsaufgaben, sondern auch zu überaus stoff- und inhaltsreichen Ergebnissen führt.²⁰ Insbesondere die Eigendynamik der gesellschaftlichen Kontexte, die sich als politische, ökonomische, religiöse und kulturelle Sinngaben in literarische Texte eingeschrieben haben, führt dabei zu Arbeitsaufwänden – etwa bei der Erschließung von Archivalien –, die in keinem Verhältnis zum Erkenntnisgewinn stehen. Der Sog der Kontexterschließung läuft tendenziell stets auf eine „Verselbständigung der Datenerhebung“²¹ und auf eine Einsicht in die Unzulänglichkeit und Begrenztheit individueller Erkenntnismittel und Leistungsfähigkeiten hinaus. Zudem zeichnen sich hier auch inhaltliche Problemlagen ab: Während sich Text- und Autorzentrierungen als überaus flexible Möglichkeiten der Darstellung erweisen, leiden vor allem die morphologischen Versuche unter der Ausweitung des wissenschaftlichen Blickes auf eine Totale, die zwangsläufig in eine Beschreibung von statischen Zuständen mündet und die Dynamik von literarischen Feldbildungsprozessen weitgehend ausblendet.

Im Gegensatz zu den vorgestellten literaturwissenschaftlichen Modellagen liegt den hier vorgestellten Untersuchungsgängen zu den Magdeburger literarischen Verhältnissen eine modifizierte methodische Eingrenzung zugrunde. Das Hauptaugenmerk der vorliegenden Arbeit richtet sich nicht auf eine

¹⁶ Vgl. dazu das einführende Referat bei U. PETERS, *Literatur in der Stadt* (1983).

¹⁷ Dieser Tendenz ist etwa die – in ihrem thematischen Aufriss sehr verdienstvolle – Habilitationsschrift von KLEINSCHMIDT, *Stadt und Leben in der Frühen Neuzeit* (1982) verpflichtet.

¹⁸ STEKELENBURG, Michael Albinus „Dantiscanus“ (1988) und KÜHLMANN/SCHÄFER, *Frühbarocke Stadtkultur am Oberrhein* (1983).

¹⁹ Vgl. SCHÖNE, *Kürbishütte und Königsberg* (1976).

²⁰ Vgl. zuletzt KLÖKER, *Literarisches Leben in Reval* (2005).

²¹ GARBER, *Stadt und Literatur im alten deutschen Sprachraum* (1998), S. 11.

singuläre Betrachtung von Autoren oder Texten, aber auch nicht auf die vollständige und systematische Darstellung diverser literarischer und stadtgesellschaftlicher Sachverhalte. Eine – ohnehin nur schwer zu erzielende – Objektivierung lokalgesellschaftlicher Teilbereiche wird zugunsten diverser Verhältnisbestimmungen ausgesetzt, die im Spannungsgefüge von Literatur und urbanem Gesellschaftsraum nur das für den Erkenntnisgewinn Notwendige aufgreifen und miteinander in Beziehung setzen. Die ganze Arbeit ist darauf hin an drei strukturellen Maßgaben ausgerichtet, die durchgängig als Leitmotive der einzelnen Untersuchungsgänge fungieren:

1. Was alle thematisierbaren Schwerpunkte im Verhältnis von literarischen Texten und lokalgesellschaftlichen Kontexten gleichermaßen verbindet, ist der organisierte Umgang mit Fiktionspotentialen, der sich gleichermaßen in den politischen, ökonomischen, religiösen, pädagogischen oder kulturellen Kontexten einer Lokalgesellschaft ausmachen lässt. Fiktionspotentiale bezeichnen die Fähigkeiten von Kollektiven und Individuen, ihre Gegenwart zu interpretieren und durch gezielte Sinnstiftungen zu überformen. Sie sind die mobile Grundlage für eine Summe unterschiedlicher Weltdeutungsprogramme, die innerhalb eines fest umgrenzten Gemeinwesens aktiviert und abgerufen werden können. Mit Fiktionspotentialen werden Fakten in Fiktionen übersetzt und diverse Identitätskonstrukte oder „Kohärenzfiktionen“²² erzeugt, mit deren Hilfe sich gesellschaftliche Formationen in die Zukunft entwerfen und ihren gesellschaftlichen Potenzen eine Richtung der Entfaltung anweisen, denn der „Sinn, den Gesellschaften durch Interaktion produzieren, ist der Stoff, aus dem sich Zusammenhang im Raum und Richtung in der Zeit aufbauen“.²³ Solche Kohärenzfiktionen dienen nicht nur der Abgrenzung von gemeinschaftlichen Gebilden nach außen, sondern leisten als mentale Baldachine des In-der-Welt-seins auch soziale Harmonisierungsarbeiten, indem sie den Mitgliedern einer ständisch hierarchisierten Gesellschaft gemeinschaftliche Konsenzprinzipien anbieten und damit zugleich innergesellschaftliche Widersprüche kompensieren.²⁴ Kollektive Fiktionspotentiale zeichnen sich folglich überall dort ab, wo kollektive Ordnungsvorstellungen zur Sprache kommen und autoritär auftreten. Sie stiften die Sinnwelten, in deren Horizonten Menschen leben und sozialisiert werden. In ihren Grenzen wird den literarischen Akteuren nach Maßgabe des Ortes und der Zeit ein spezifisches Arbeitsfeld unter kalkulierten Bedingungen zur Nutzung einräumt. In ihm können literarische Akteure sich habituell arrangieren oder aber zu Formen selbstbestimmter Sinnstiftungen übergehen, die sich auf je unterschiedliche Weise mit etablierten Ordnungsvorstellungen und Weltdeutungen auseinandersetzen. Die Produktion von Identitätsmustern gehört folglich zum Programm einer planmäßigen subjektiven und kollektiven Selbsteinschätzung, die als *conditio sine qua non* einer umfassenden strategischen Lebensbewältigung menschlicher Individuen gelten kann. Es ist deshalb nicht nur augenfällig, dass kollektive Fiktionspotentiale strukturell mit denjenigen verwandt sind, die literarischen Akteuren für ihre weltlichen Interpretationsleistungen zur Verfügung stehen. Zugleich wird auch plausibel, dass die Aussagen literarischer Werke – als Teilmengen eines umgreifenden gesellschaftlichen Übersetzungsprogrammes von Fakten in Fiktionen – stets in einem distinkten Verhältnis zu kollektiven Kohärenzfiktionen stehen. Vor diesem Hintergrund lassen sich der Analyse der situativen Arrangements von Barockautoren, die sie fortwährend mit ihren lokalgesellschaftlichen Kontexten aushandeln, gezielte Auskünfte über die Entstehungsbedingungen und Beschaffenheiten literarischer Felder innerhalb lokalgesellschaftlicher Formationen entnehmen.

2. Die kollektiven wie die individuellen Leistungen, mit denen im Rahmen einer gesellschaftlichen Formation fortwährend Fakten zu sinnstiftenden Zwecken in Fiktionen übersetzt werden, lenken die wissenschaftliche Aufmerksamkeit zwangsläufig auf die Analyse und Beschreibung von sozialen Prozessen, die sich in lokalgesellschaftlichen Zusammenhängen als kulturelle Transferleistungen von An-

²² J. ASSMANN, *Ägypten. Eine Sinngeschichte* (1999), S. 17.

²³ Ebd.

²⁴ Vgl. dazu KLEINSCHMIDT, *Stadt und Leben in der Frühen Neuzeit* (1982), S. 57.

schauungen, Praktiken und Wissensformen manifestieren. Solche Transferleistungen sind jedoch nicht nur im linearen Sinne als unmittelbare Beeinflussungen und Übernahmen zu analysieren. Sie sind immanenter und wesentlicher Teil eines soziokulturellen Gefüges und fungieren dort als Motor für die fortlaufende Erzeugung von modifizierten Sinngebungen, mit denen Kollektive und Individuen ihre projizierten Weltbilder an die sich verändernden Erfordernisse der gesellschaftlichen Praxen angleichen. Transferprozesse können in diesem Sinne als Verdichtungen von Bedeutungszuschreibungen verstanden werden, die sich als Zeichen- bzw. Symbolsysteme kollektiver Interessenlagen manifestieren und als solche auf repräsentative Äußerungen in gesellschaftlichen Zusammenhängen drängen. Als Repräsentationen treten sie jedoch innerhalb einer gesellschaftlichen Formation in konkurrierende Verhältnisse zueinander und bilden die Vehikel für die Erzeugung von Klassierungen und Ausschließungen zwischen divergierenden gesellschaftlichen Gruppen, die miteinander um die gesellschaftliche Weltdeutungsmacht und die Privilegierung von Repräsentationssystemen kämpfen. Erst diese gesellschaftliche Auseinandersetzungen zwischen konkurrierenden Weltdeutungen innerhalb der gesellschaftlichen Praxen erzeugen, bestätigen und modifizieren die sozialen Strukturen lokaler Gesellschaften. Eine lokale Kultur ist somit zugleich als Ort und als Produkt des Widerstreites konkurrierender gesellschaftlicher Kollektive und Individuen aufzufassen. Eine Untersuchung von konkurrierenden Repräsentationsformen bestimmter gesellschaftlicher Formationen, genauer: eine Untersuchung der bestehenden Klassierungen und Ausschließungen geben „die für eine Zeit und einen Raum eigentümlichen gesellschaftlichen und begrifflichen Konfigurationen“²⁵ zu erkennen, die auch die Ausformung lokaler Literaturen bedingt. Die durchgängige Aufmerksamkeit auf fiktionale Übersetzungsleistungen und auf die Dynamik sozialer Prozesse, die sich in konkurrierenden Repräsentationsformen manifestieren, bilden das Gerüst der vorliegenden Arbeit. Sie geht von der Voraussetzung aus, dass regionale oder lokale „Eigenarten“ sich als Produkte konkurrierender Kohärenzfiktionen aus der spezifischen Zirkulation und Blockierung sozialen Energien gesellschaftlicher Gruppen herstellen. Literarische Texte sind in diesem Zusammenhang als Produkte von unterschiedlichen interessegeleiteten Sinnbildungsprozessen und Aneignungspraktiken anzusehen, denen erst in zweiter Linie ein Eigensinn und eine ästhetische Qualität zuzuschreiben ist. Es ist deshalb naheliegend, literarische Texte zunächst in funktionaler Hinsicht zu betrachten – zum einen als Medien und Vermittler von kulturellen Austauschprozessen, zum anderen als Wissensspeicher kultureller Gedächtnisleistungen.

3. Aus den dargestellten Prämissen ergibt sich auch, dass das Augenmerk der Arbeit primär nicht den Umschreibungen von statischen Zuständen innerhalb eines begrenzten zeitlichen und räumlichen Kontinuums gelten kann – schon deshalb nicht, weil kulturelle Formationen – verstanden als repräsentative Zeichensysteme – jederzeit für die Schaffung, Auf- und Übernahme neuer Zeichen wie für die Umcodierung vorhandener Zeichen offenstehen. Grundsätzlich ist festzuhalten, dass sich die Dynamik kultureller Formationen tendenziell den wissenschaftlichen Feststellungsverfahren entzieht, die stets auf die statische Zurichtung ihres Gegenstandes drängen. Für das hier anzuwendende Arbeitsverfahren bedeutet dies: Prozesse und Dynamiken müssen vornehmlich an sozialen und sprachlichen Differenzen, d.h. an den mannigfaltigen Techniken des Vereinnahmens und Zurückweisens, des Ein- und Ausgrenzens aufgewiesen werden. Ausgehend von der räumlichen und zeitlichen Spezifik jeglicher Kulturleistungen wurde eine konsequente Operationalisierung des Untersuchungsgegenstandes angestrebt, die die Erprobung verschiedener, zuweilen gegenläufiger Fragestellungen und Perspektivierungen erlaubt.

Die methodisch-theoretische Präparation der Untersuchung ist darauf hin im Wesentlichen drei wissenschaftlichen Ansätzen verpflichtet, aus denen wichtige Anregungen für die kulturwissenschaftliche Praktikabilisierung raumbezogener Literaturforschung gewonnen werden konnten. Hierbei wurde zunächst auf ein Konzept rekuriert, dass in den USA insbesondere durch Stephen Greenblatt und Louis

²⁵ CHARTIER, *Kulturgeschichte zwischen Repräsentationen und Praktiken* (1992), S. 21.

Montrose unter dem Schlagwort *New Historicism* etabliert wurde.²⁶ Insbesondere das hier formulierte reziproke Interesse „an der Geschichtlichkeit von Texten und an der Textualität von Geschichte“ (Montrose) ermöglichte eine konstruktive Verbindung von textanalytischen Verfahren des Poststrukturalismus mit einer dezidiert historischen Perspektivierung kultur- und literaturwissenschaftlich ausgerichteter Forschungen. Orientierend wirkte die bei Greenblatt praktizierte Rück- und Einbettung von literarischen Texten in ihren historischen Referenzraum, um sie wieder mit jener sozialen Energie aufzuladen, die ihnen zum Zeitpunkt ihrer Entstehung eigen war.²⁷ Greenblatt entwickelte für dieses Verfahren avancierte Formen der Diskursanalyse, die es ihm ermöglichten, diverse Untersuchungsebenen und Themengebiete an diskursiven Leitfäden zwanglos miteinander zu verknüpfen. Ein solches Verfahren erlaubt aber – auch weil hier gleichermaßen konstruktive Ausgriff auf Fragen der Intertextualität als textlichem Referenz- und Verweissystem (Kristeva, Genette) wie auf Fragen der Wissensarchäologie (Foucault) möglich werden – eine angemessenere Lokalisierung von kulturellen Austauschprozessen, die als charakteristisch für eine räumlich und zeitlich eingegrenzte Situation angesehen werden können.

Auch die soziologischen Konzeptionen Pierre Bourdieus erwiesen sich im Untersuchungszusammenhang als effektive Instrumente, um spezifische Komponenten der lokalgeschichtlichen Konstitution des Untersuchungsgegenstandes genauer zu analysieren. Insbesondere die methodische Verfahrensweise Bourdieus, die durch den Entwurf einer praxeologischen Erkenntnisweise²⁸ zwischen primär theorie- oder praxisgeleiteten Soziologien, zwischen Objektivismus und Subjektivismus, zwischen Makro- und Mikrosoziologie zu vermitteln sucht, bot eine Fülle von weiterführenden Anregungen für die literaturwissenschaftliche Erforschung von gesellschaftlichen Austauschprozessen. Als besonders anregend für die Untersuchung der Relationen von literarischen Texten und lokalgesellschaftlichen Kontexten erwiesen sich die von Bourdieu entwickelten Konzepte von „Habitus“ und „Feld“, die den genetischen Zusammenhang von Individuum und Gesellschaft, von subjektiver und objektiver Geschichte erhellen.²⁹

Anregende Vorarbeiten zu Fragen der Analyse und Beschreibung von Kulturtransfers lieferten schließlich auch neuere Arbeiten von Forschungsgruppen am interdisziplinären Zentrum für Höhere Studien der Universität Leipzig (Matthias Middell),³⁰ am Sonderforschungsbereich „Moderne“ der Universität Graz (Barbara Mitterbauer, Gregor Kokorz)³¹ und am Pariser CNRS (Michel Espagne),³² die einer ideologiekritischen Kulturtransferforschung und der Entwicklung von neuen Forschungsansätzen im Blick auf die „Hybridität“ von Kulturen verpflichtet sind.

1.4 Strukturierung der Arbeit

Die vorliegende Untersuchung fokussiert literaturbezogene Feldbildungsprozesse in Magdeburg unter zwei maßgeblichen Gesichtspunkten: zum einen im Blick auf das Verhältnis literarischer Akteure zum allgemeinen literarischen Rezeptionshorizont der Zeit, zum anderen im Blick auf die Verflechtung lokaler literarischer Akteure in ein komplexes urbanes Sozialgefüge mit entsprechenden institutionen-gestützten Machtverhältnissen. Beide Bezüglichkeiten stellten den literarischen Akteuren verschiedene Entfaltungshorizonte für literarische Produktions-, Rezeptions- und Distributionsmöglichkeiten zur Verfügung. Ziel der Untersuchung ist die multiperspektivische Beleuchtung von lokalen literarischen Feldbildungsprozessen, die sich aus der Intensität und Dynamik von diversen literarischen Innen- und

²⁶ Vgl. BASSLER, *New Historicism – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur* (2001).

²⁷ Vgl. GREENBLATT, *Shakespearean Negotiations* (1988); GREENBLATT, *Culture* (1990).

²⁸ Vgl. BOURDIEU, *Entwurf einer Theorie der Praxis* (1976), S. 146f.

²⁹ Vgl. BOURDIEU, *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft* (1987).

³⁰ Vgl. MIDDELL, *In Grenzen unbegrenzt* (1995).

³¹ Vgl. KOKORZ/MITTERBAUER, *Übergänge und Verflechtungen* (2003); CELESTINI/MITTERBAUER, *Verrückte Kulturen* (2003).

³² Vgl. den zuletzt erschienenen Sammelband von ESPAGNE, *L'horizon anthropologique des transferts culturels* (2004).

Außenbeziehungen entfaltet haben. Aus ihnen soll ein Tableau lokaler literarischer Charakteristika aufgezeichnet werden, die im Blick auf eine alternative Literaturgeschichte „nach Städten und Landschaften“ für eine synoptische Beurteilung der Magdeburger Verhältnisse heranzuziehen wären.

Die Untersuchungsgänge orientieren sich jeweils an drei zentralen Leitfragen, die auch die Disposition des Materials und die Darstellungsweise wesentlich beeinflusst haben. Erstens wird durchgängig analysiert, auf welche Weise und durch welche sozialen Akteure Fiktionspotentiale in den jeweiligen lokalgesellschaftlichen Zusammenhängen entfaltet wurden und welche Konsequenzen sich daraus für die Entfaltung lokaler literarischer Felder ergaben. Zweitens liegt das Augenmerk der Untersuchungen auf der Frage, wie und unter welchen Voraussetzungen signifikante kulturelle Transfersleistungen im Blick auf die Bildung lokalgesellschaftlicher Kulturkapitalien vollzogen wurden. Schließlich wird auch danach gefragt, welche signifikanten Differenzen sich dabei für die Magdeburger literarischen Verhältnisse in ihrer Beziehung auf die lokalgesellschaftlichen Kontexte wie auch im Blick auf die allgemeinen literarischen Bewegungen der Zeit auffinden lassen.

Die Arbeit selbst gliedert sich in drei Teile, die systematisch miteinander in Beziehung treten, wobei der erste und der dritte Untersuchungsgang jeweils auch als eigenständiger „Kontext“ fungiert, der sich um die zentrale Darstellung der literarischen Verhältnisse in Magdeburg zwischen 1631 und 1690 gruppiert. Die Kontextuierungen kennzeichnen die Grenzen der lokalen literarischen Feldbildungsprozesse im 17. Jahrhundert, von denen her erst eine genauere Definition lokaler Charakteristika ermöglicht wird. Im Ganzen ergibt sich für den Aufriss der Arbeit folgende thematische Gliederung:

In einem ersten Schritt wird untersucht, welche Rezeptionshorizonte und individuellen Anschlussmöglichkeiten die allgemeine literarische Entwicklung im mitteldeutschen Sprachraum sowohl in theoretischer als auch in praktischer Hinsicht für die Magdeburger literarische Akteure bot. Dabei kommt es im Besonderen nicht auf einen – sachlich überflüssigen – literaturgeschichtlichen Aufriss diverser literarischer Erscheinungsweisen, sondern auf die Auslotung der produktiven Potenzen an, die sich mit der systematischen Entfaltung eines genuin deutschen Sprachfeldes unter kulturpolitischen Maßgaben verknüpften. Die Untersuchung berücksichtigt die zentrale Stellung der Poetik von Martin Opitz, an der aufgezeigt wird, dass und wie die poetologischen Reflexionen in ihren fiktionalen Potentialen die Chancen und Problemlagen der allgemeinen literarischen Feldbildungsprozesse bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts bereits *in nuce* enthalten. Mit den poetologischen Untersuchungen werden zugleich die notwendigen theoretischen Vorarbeiten und Verständigungen für die Untersuchung der Magdeburger literarischen Verhältnisse geleistet.

Der zweite Untersuchungsgang entfaltet die literarischen Verhältnisse in Magdeburg zwischen 1631 und 1690, wobei das besondere Augenmerk auf den Verhältnisbestimmungen zwischen literarischen Texten und lokalgesellschaftlichen Kontexten und der Einbettung literarischer Aktivitäten in das urbane Sozialgeflecht (Mikroebene) liegt. Strukturelle Merkmale der städtischen Literaturproduktion, -distribution und -rezeption lassen sich dabei im Anhalt an ihre lokale Situierung wie auch an die begleitenden poetologischen Selbstverständigungssysteme der Zeit aufsuchen.

Der dritte und abschließende Untersuchungsgang übersteigt die Darstellung der lokalen literarischen Verhältnisse Magdeburgs im 17. Jahrhundert in Richtung auf ihre signifikanten Veränderungen in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Die Analyse der Magdeburger literarischen Verhältnisse während des Siebenjährigen Krieges bringt – neben gravierenden poetologischen Veränderungen – prinzipielle und weitreichende Umbrüche im Verhältnis von lokalem literarischen Feld und seinen lokalgesellschaftlichen Kontexten zur Sprache, die – aufs Ganze gesehen – als mittelbare Folgen des Ereignisses von 1631 und der sich an ihm ausrichtenden spezifischen Lokalgeschichte anzusehen sind.

Folgerichtig bildet der Krieg – insbesondere der Dreißigjährige Krieg und seine Folgen, wie auch der Siebenjährige Krieg – als historisches Phänomen eine bedeutende Rolle bei der Untersuchung der

lokalliterarischen Aspekte. Seine direkten und indirekten Wirkungen in lokalhistorischen Zusammenhängen haben in weiten Teilen des 17. wie auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts maßgeblich zur Ausformung lokaler literarischer Felder in Magdeburg beigetragen und bilden einen wesentlichen Teil ihrer lokalen Spezifik. Die Untersuchung wird dabei vor allem der Frage nachgehen, auf welche Weise und in welchen Zusammenhängen die gesellschaftliche Erscheinungsformen des Krieges Einfluss auf die lokalen Produktions-, Rezeptions- und Distributionsformen von Literatur Einfluss genommen haben.

2. Klassische Musterungen

Die Magdeburger literarischen Verhältnisse des 17. Jahrhunderts bieten in der Aufsicht ein wenig konsistentes Bild. Ein erster Blick auf die Einzelphänomene erlaubt keine unmittelbaren Einsichten in die strukturelle Beschaffenheit des lokalen Produktions-, Rezeptions- und Distributionsfeldes, entbirgt auch nichts von dessen spezifischer Entstehungslogik, die ihrem immanenten Ausgangspunkt, der kriegerischen Zerstörung der Elbestadt im Jahre 1631, angemessen Rechnung tragen würde. Im Gegenteil: ein erster und unmittelbarer Zugriff auf das Gesamthänomen käme nicht umhin, zunächst auf externe und konventionelle Erklärungsmuster zurückzugreifen und das auch in den Jahrzehnten nach der Katastrophe anhaltende Mangelwesen in der Stadt, die defizitäre ökonomische Basis und die ihr geschuldeten langjährigen Problemlagen in der personellen und institutionellen In-frastruktur der Elbestadt als Ursachen für die Abwesenheit einer signifikanten lokalliterarischen Produktion zu identifizieren. Eine komparatistisch ausgerichtete Studie zur Entwicklung der deutschen Literatur im 17. Jahrhundert müsste für Magdeburg gleichfalls zu dem Ergebnis kommen, dass der größere Teil des Spektrums literarischer Ausdrucksmöglichkeiten wie der Roman, die epische Versdichtungen und die Dramatik gänzlich fehlen. Im Blick auf das Gattungsspektrum der deutschsprachigen Literaturproduktion im 17. Jahrhundert käme die Untersuchung schnell zu der Einsicht, dass es für einen konstruktiven Bezug von regionaler Mikro- und überregionaler Makroebene augenscheinlich einer unabhängigen Bezugsgröße bedurfte, die allein gewährleisten könnte, dass die verglichenen Seiten sich nicht wechselseitig aus ihren jeweiligen Maßstäben disqualifizierten.

Bei der Untersuchung der Gesamtheit der literarischen Erscheinungen innerhalb eines regionalen literarischen Feld soll es deshalb primär nicht darauf ankommen, jene „Abweichungen“ und „Auslassungen“ aufzusuchen, die den regionalen literarischen Diskurs von den normgebenden Selbstverständigungen der Epoche trennt. Ein solcher Untersuchungsgang hätte nicht mehr zu erwarten, als die Literaturgeschichten ohnehin anbieten: eine Marginalisierung des Untersuchungsgegenstandes. Vielmehr soll über eine Analyse des Verhältnisses von literarischen Texten und ihren Kontexten den eigentümlichen Kraft- und Einzugsbereichen regionaler Literaturfelder in ihren weltlichen Bezüglichkeiten und kulturgeschichtlich relevanten Entstehungsbedingungen nachgegangen werden. Neben den zeitlichen Dimensionierungen der Untersuchung steht dabei auch die Analyse räumlicher Gegebenheiten und Bedingungen von Literatur im Vordergrund.

Die Magdeburger literarischen Verhältnisse des 17. Jahrhunderts sind – als ein separates literarisches Feld mit eigenen Gesetzmäßigkeiten betrachtet – auf angemessene Weise nur als Teil eines größeren literarischen Einzugsbereiches zu verstehen, der sich unter spezifischen Bedingungen nahezu zeitgleich mit dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges im nord- und mitteldeutschen Raum herauszubilden begann. Es wird hier davon ausgegangen, dass zur angemessenen Situierung jenes gesellschaftlichen Subfeldes Magdeburger literarischer Verhältnisse zunächst ein Zugang zu dieser umfassenderen Einheit mit ihren eigenen Hierarchien und Ökonomien gewonnen werden muss. Dies soll nicht in der Absicht geschehen, über den Nachweis partieller Berührungspunkte von Mikro- und Makrostrukturen oder den Aufweis der Synchronität von literarischen Entwicklungen, mithin also durch komparatistische Verknüpfungen, substantielle Qualifizierungen des Untersuchungsgegenstandes herzustellen. Vielmehr werden die zentralen strukturellen Fixpunkte und Dynamiken aufgesucht, die die prozesshafte Ausbildung von literarischen Praxen im nord- und mitteldeutschen Raum maßgeblich beeinflusst und diese in besonderer Weise auch lokal geprägt haben. Die Untersuchung wird in diesem Sinne zunächst herausarbeiten, welche strukturellen Voraussetzungen und Kontextuierungen die Produktion von Literatur in der Region Magdeburg zwischen 1631 und 1690 als diskursiver Hintergrund begleitet haben.

Die Entwicklung des makroskopischen literarischen Feldes wird dabei sowohl in literaturwissenschaftlich als auch in soziologisch inspirierter Sichtung erfolgen, weil nicht nur die Regeln der literarischen Kunst, sondern auch die eigentümliche Logik, der die Autoren und literarischen Institutionen in der gesellschaftlichen Praxis bei der Erzeugung, Rezeption und Verteilung literarischer Produkte folgten, von konstitutiver Bedeutung bei der Ausbildung von gesellschaftlichen Subfeldern sind. Ästhetische Produktionsregeln und gesellschaftspraktische Handlungslogiken haben gleichermaßen ihren Niederschlag in den literarischen Werken selbst gefunden. Spezifisch literarische Felder sind – wie Bourdieu³³ eindrücklich gezeigt hat – auf eine bestimmte Weise innerhalb des gesellschaftlichen Feldes der Macht situiert und nehmen auch gegen die eigenen Intentionen und künstlerischen Profilierungen an seinen Auseinandersetzungen Teil, so dass sich auch bei behaupteter größtmöglicher Binnenautonomie literarischer Feldarbeiten die der Kunst und ihrer „Wahrheit“ entgegengesetzte Logik des ökonomischen und politischen Profits in sie einschreibt. Ganz allgemein sind in diesem Sinne Felder der Kulturproduktion zugleich auch Schauplätze der Auseinandersetzung zwischen zwei konkurrierenden Hierarchisierungsprinzipien mit divergierenden Kraftzentren: zwischen dem heteronomen Prinzip, dessen Vertreter das literarische Feld nach externen Gesichtspunkten gesellschaftlicher Ökonomie und Politik bearbeiten, und dem autonomen Prinzip, dessen Vertreter in konträrer Weise ästhetisch motivierte Selbstbestimmungen als Leitlinien und Ordinationsprinzipien der Betätigung im literarischen Feld aufstellen und eine tendenzielle Umkehrung der Grundprinzipien gesellschaftlicher Ökonomie und Politik anstreben. Die gesellschaftliche Ausdifferenzierung literarischer Felder vollzieht sich folglich nicht als linearer Prozess, sondern durch das konkurrierende Wechselspiel von externen und internen Motivationen der jeweiligen Akteure – etwa durch die Ausarbeitung und Anwendung von Normen und Sanktionen, die auf eine qualitative Unterscheidung der Gesamtheit der Produzierenden innerhalb eines Feldes abzielen. Im Horizont literarischer Felder kämen etwa ästhetische Prämissen in den Blick, die ihrerseits über ihre theoretische Ausarbeitung und Formulierung hinaus wiederum als Grundlage für verschiedene Durchsetzungs- und Disziplinierungsstrategien innerhalb der gesellschaftlichen Praxis dienen. Damit wird zugleich deutlich, dass solche spezifischen sozialen Felder kultureller Produktion innerhalb einer Gesellschaft den Maßgaben einer spezifischen Vernunft folgen, deren Prinzipien sich aus Mitteln der positionellen Selbstkonstruktion und der Abgrenzung gegen Andere und Anderes zusammensetzt. Sie zeigt zugleich an, dass sich diese Felder nicht durch Zustandsbeschreibungen lediglich als statische Elemente fixieren lassen, sondern einer ständigen eigendynamischen Veränderung unterliegen, die sich in der Regel dem Auge des Beobachters entzieht. Bei der Observation von Binnenstrukturierungen literarischer Felder kann es deshalb vorrangig nur darauf ankommen, signifikante Differenzen sichtbar zu machen, an denen sich bestehende Feldstrukturen als verdichtete Kommentare der normierenden In- und Exklusion abzeichnen. Strukturelle Differenzen bilden sprachliche Ortschaften, die auf paradigmatische Weise kulturelle Austauschprozesse aufweisen, die wiederum Rückschlüsse auf die Genese bzw. evolutionäre Veränderung literarischer Felder hinsichtlich ihrer präferierten Gattungen und Textsorten zulassen, mithin auch Beobachtungen zur Entfaltung der ästhetischen Ordnung eines literarischen Feldes im Sinne einer „nichtlinearen Ordnung des Übergangs“³⁴ innerhalb eines literarischen Formensystems erlauben, in dem gleichermaßen vorhersehbare wie unvorhersehbare Veränderungen zu erwarten sind. Bestimmend für alle aufweisbaren Erkenntnisse muss deshalb die Einsicht bleiben, dass sie nicht allein durch Untersuchungen in einem festen methodischen Korsett, sondern ebenso durch Feldversuche gewonnen werden, die positionelle Veränderungen von wissenschaftlichen Blickwinkeln und Beobachtungsprämissen nach den praktischen Gegebenheiten einschließen.

³³ BOURDIEU, *Les règles de l'art* (1992), S. 298 ff.

³⁴ CRAMER / KÄMPFER, *Natur der Schönheit* (1992), S. 21.

2.1 Poetik und literarisches Feld

Wenn die Untersuchung literarischer Felder an dieser Stelle zunächst nach der gleichsam „klassischen“ Seite der Poetiken eröffnet wird, so geschieht dies im Wesentlichen aus zwei Gründen. Zum einen bieten Poetiken ihren Rezipienten von sich aus eine Vielzahl beobachtbarer außen- und selbstreflexiver Strategien an, die etwa für Gruppen von poetisch ambitionierten Personen Identifizierungs- und Orientierungsmuster für die selbsttätige Einrichtung von Arbeitssituationen sowohl innerhalb eines spezialisierten, z.B. genuin literarischen Arbeitsfeldes als auch innerhalb einer umfassenden, hierarchisch geprägten gesellschaftlichen Gesamtkonstellation bereitstellen. Durch poetologische Entwürfe wird ein an sich beweglicher Arbeitsraum in Besitz genommen und als solcher reklamiert, indem er – ganz allgemein ausgedrückt – durch rational unterfangene Normierungen, Grenzziehungen, Musterungen etc. definiert, d.h. einer umfassenden Strukturierung und Gliederung unterzogen wird. Solche strukturierenden Maßnahmen betreffen nur scheinbar vorrangig die Seite des zu erzeugenden literarischen Produktes – etwa durch das Abwägen der zur Anwendung zu bringenden sprachlichen Techniken oder durch qualitative Attributionen literarischer Gattungen. Bereits ein flüchtiger Blick auf poetologische Entwürfe des 17. Jahrhunderts zeigt an, dass die strukturierenden Maßnahmen in gleicher Intensität auch die ideologische Zu- und Aufrüstung von Produktionsweisen oder die allgemeine Kodifizierung des Zugangs der Akteure zum Arbeitsfeld durchdringen. Poetiken entwerfen in diesem Sinne nicht nur konkrete literarische Handlungsanweisungen und Rezepturen, sondern bilden perspektivische Horizonte aus, durch die literarische Initiativen, Produktionsweisen und Fertigungsstrategien situativ gerahmt werden. Dies betrifft sowohl den Entwurf von qualifizierenden Mindestanforderungen an die literarischen Akteure (Bildungshorizont), als auch die Formulierung von finalen Zielsetzungen und Absichtserklärungen im Blick auf die ideellen Wirksamkeiten literarischer Produkte. Poetiken spielen im Haushalt literarischer Felder des 17. Jahrhunderts eine Hauptrolle, denn sie generieren – analog zu den ökonomischen und politischen Fixierungen übergeordneter gesellschaftlicher Strukturen – feldeigene wirkungsästhetische Prämissen, die auf die Absicherung von optimierten Rahmenbedingungen für die gesellschaftliche Akkumulation eines zu produzierenden geistigen Kapitals gerichtet sind. Der feine Unterschied besteht hier darin, dass dieses Kapital in seiner künftigen Anwendung primär nicht auf einen ökonomischen Nutzen hin verwertet werden soll, sondern auf die Erzeugung eines ideellen Mehrwerts ausgerichtet ist – eines Mehrwertes, der als fiktionales Potential künstlerischer Reflexions- und Umwertungsarbeit im Blick auf die vorliegende Realität seine Differenzqualitäten in einem Rezeptionsprozess auf eher subtile Weise entfalten soll. Um dies zu gewährleisten, zielen Poetiken zum einen darauf ab, Verbindungen und Anschlussstellen des eigenen konstituierten literarischen Feldes mit anderen Arbeitsfeldern der gesellschaftlichen Realität herzustellen, um die Überführungs- und sinnhaften Entfaltungsmöglichkeiten geistiger Kapitale in anderen gesellschaftlichen Horizonten sicherzustellen. Zum anderen erfüllen Poetiken integrative Aufgaben, indem sie geistige und emotionale Motivationen für die Mobilisierung und Ausrichtung potentieller literarischer Akteure auf ein gemeinsames Ziel hin bereitstellen, das einem konstitutiven identitätstiftenden Binnenraum kultureller Produktion entstammt.

Wie zu zeigen sein wird, werden durch poetologische Normvorschläge nur die Grenzen und Rahmenbedingungen des intendierten Arbeitsfeldes, mithin seine Strukturen festgelegt, nicht jedoch die internen Ausformungen und Belebungen literarischer Produktionsgebiete festgeschrieben. Diese bleiben stets an einen individuellen Freiraum gebunden, dessen Ausdehnung jeweils vom persönlichen Vermögen engagierter Akteure abhängt. Poetiken bieten einem wissenschaftlichem Zugriff zunächst die Möglichkeit, von individuellen Prägungen abzusehen und strukturelle Objektivationen ins Auge zu fassen. Zwar handelt es sich bei einzelnen Poetiken zunächst nur um autoritative, weil Allgemeingültigkeit beanspruchende Ansichten, die – trotz der Verarbeitung und Inanspruchnahme eines mehr oder weniger

großen Stützapparates von tradierten Positionen – per se keineswegs objektive Feldstrukturen, sondern nur die exkludierende oder inkludierende Sichtweise von Einzelpersonen wiedergeben. Deren Deutungsmacht und repräsentativer Einfluss wächst jedoch in dem Maße, in dem es ihnen gelingt, potentielle Produzenten innerhalb eines literarischen Feldes zu binden, d.h. zu überzeugten Vertretern normativer Prämissen und Ansichten zu machen, so dass mit wachsender Deutungsmacht auch die poetologischen Ansichten als repräsentative Ansichten durchaus objektive Feldstrukturen abbilden können. Grundsätzlich verfügen literarische Akteure über Produktionspotentiale, deren künstlerische, soziale und politische Beschaffenheiten zu einem wesentlichen Teil den Bedingungen geschuldet sind, die die Gesellschaft den jeweiligen Akteuren innerhalb eines gegebenen Sozialisierungs- und Bildungsraum anbietet. Ihre Veränderung – wie die Veränderung der literarischen Produktionsfelder selbst – vollzieht sich jeweils in gegebenen gesellschaftlichen Grenzen und Beschaffenheiten, die als objektive Strukturierungen nicht überstiegen werden können. Mit anderen Worten: auch wenn das Dispositionssystem sozialer Akteure sich anarchisch zu dem gesellschaftlichen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsraum verhält, dem es entstammt, kann es ihn nicht verlassen. Poetiken des 17. Jahrhunderts bilden dieses Phänomen auf beeindruckende Weise ab, indem sie – beginnend mit Martin Opitz' *Buch von der deutschen Poeterey* – sowohl eine Tendenz poetologischer Überlegungen zur Konformität erkennen lassen, die aus der musterprägenden Kraft ihrer ersten Exemplare hervorgegangen und der weitgehenden Anerkennung objektiver Strukturierungen literarischer Felder geschuldet ist. Zum anderen sind die Veränderungen in der inhaltlichen Ausführung von Dichtungsanweisungen im 17. Jahrhundert ebenso signifikant: sie spiegeln bewegliche Bedürfnisse und Anforderungen der Rezipienten in einer sich dynamisch verändernden Praxis literarischer Felder wieder. Dynamik und Kontinuität bilden auf diese Weise stets zwei Seiten der selben Medaille und ermöglichen einen an strukturellen Beständen orientierten Untersuchungsgang.

Allerdings stellen Poetiken unterschiedlicher Herkunft und Epochen in einem größeren Fokus ihrerseits nur Elemente innerhalb eines Konglomerats von Variationen poetologischer Exkurse dar, die im Zuge einer dynamischen Entwicklung zu einer Homogenisierung der Ansichten oder zu differenten Bewegungen und zu Umformungen von Feldhorizonten und deren Kraftzentren führen können. Solche Vorgänge lenken den Blick auf grundsätzlich stets mögliche Auseinandersetzungen um die vorrangige Definitions- und Deutungsmacht einer legitimierten kulturellen Produktionsweise, die die Grenzen von kulturellen Produktionsfeldern fortwährend neu abstecken bzw. verschieben. Literarische Felder gehen in diesem Sinne als fraktale Gebilde aus einer langen Reihe von (meist wechselseitigen) Ausschlüssen und Exkommunikationen hervor, mit der literarische Produzenten mit Autonomisierungstendenzen etwa jene Poeten ausgrenzen, die sich nur unter Berufung auf eine breitere oder weniger strikte Definition dieses Metiers definieren.

Im Horizont ihrer normativen Absichten sprechen Poetiken – und dies ist der zweite Gesichtspunkt – zwangsläufig nicht nur über das, was Poesie sein, sondern auch und vor allem über das, was sie nicht sein soll. Sie thematisieren mit der eigenen Vision stets auch das, was diese nicht umfassen kann und was sie folglich von sich ausschließen muss. Das „principe de vision et de division, qui définit le champ artistique“, ³⁵ dominiert auf diese Weise auch das konkurrierende „Andere“ zu ihr selbst, das auch und gerade durch die Definition des Eigenen als verschiebbare und variable Grenze zum Vorschein gebracht wird. Andernfalls wären Poetiken als normgebende Regelungspraxen nicht in der Lage, für unterschiedlichste poetische Produktionshorizonte – mentale und ingeniale Dispositionen entscheiden hier über die Qualität – Handreichungen für einen Ausgriff der eigenen Anspruchssphäre auf angrenzende gesellschaftliche Kontexte zu geben. Poetiken suchen selbst die Schnittstelle von autonomer Selbst- und gesellschaftlicher Fremdbestimmung, den Konvergenzpunkt von Sprachwelt und Lebenswelt auszumitteln

³⁵ BOURDIEU, *Les règles de l'art* (1992), S. 310.

und in die eigenen arbeitsstrategischen Überlegungen, und d.h. in den Horizont der eigenen Deutungsmacht einzubeziehen. Im Rekurs auf poetologische Überlegungen des 17. Jahrhunderts bieten sich demnach – entgegen dem ersten Anschein – fortwährend Möglichkeiten der Beobachtung von Grenzüberschreitungen methodischer und thematischer Art, die sämtlich das Ausschreiten eines kontextuellen Umkreises betreffen, den die Poetiken selbst als deren flexible „Grenze“ festhalten. Dies betrifft zum einen die methodischen Ansprüche und Übergriffe, die Poetiken im Blick auf die Dienstverpflichtungen tradierter Autoritäten geltend gemacht haben. Zum anderen kommen hier auch jene methodischen Ansprüche und Übergriffe in den Blick, die hinsichtlich der anderen kulturellen Produktionsfelder und ihren aktuellen konkurrierenden Weltdeutungen erhoben worden sind – von der bildungssystematischen Verwendung poetischer Produkte bis zu deren rhetorischen, philosophischen oder theologischen Beanspruchungen.

Über die genannten Untersuchungsebenen hinaus bieten Poetiken schließlich auch die Möglichkeit, Rückschlüsse auf grundlegende Realzustände zu ziehen, die zwar von den fiktional orientierten Inventivpotentialen überlagert und überformt werden, als „Hintergrundstrahlung“ dennoch allenthalben vorhanden sind. Poetiken sind reale Zeit- und Raumauspizien, in denen sich der Zustand jener gesellschaftlichen Ausgangslagen, in der sie entstanden sind, auf unterschiedliche, aber stets eklatante Weise eingeschrieben hat. Schon die systematische Formulierung von poetologisch gefassten Regulierungsmechanismen verweist im Umkehrschluss auf einen Regulierungsbedarf, und d.h. auf eine hinreichende Masse ungeregelter, chaotischer und potentiell undurchschaubarer Prozessualitäten – sowohl im Blick auf die unmittelbare Konstitution literarischer Praxisfelder als auch auf deren gesamtgesellschaftliche Rahmenbedingungen. Darüber hinaus zeigen Poetiken in soziologischer Sicht gleichsam ein Abbild der habituellen Dispositionen ihrer Autoren, d.h. der jeweiligen individuellen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsstrukturen, die in der Summe wiederum als Ergebnis bewusst und unbewusst angeeigneter gesellschaftlicher Bedingungen und Notwendigkeiten angesehen werden können. Die Tätigkeit eines auktoriellen Habitus zielt insbesondere darauf ab, die Grenzen und Rahmenbedingungen möglicher gesellschaftlicher Praxen und des poetischen Sprechens nach seinen eigenen Maßgaben abzustecken und festzulegen. Ursprünglich fragmentiertes Wissen wird dabei einem theoretisch fundierten Regulierungsapparat mit normativer Funktion eingegliedert, der prinzipielle Denk- und Handlungsanweisungen für alle möglichen Einzelfälle bereitstellen soll, jedoch die Spur zu den Ausgangsbasen der Realität offen hält. Ein Vergleich literarischer Werke eines Autors führt hier auf signifikante Differenzen, die Veränderungen in seiner habituellen Struktur anzeigen.

2.1.1 Muttersprache als kulturpatriotisches Instrument

Zu den signifikanten Kulturleistungen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gehört zweifellos jene kulturelle Neuorientierung, die mit der Hinwendung auf eine sprachlich-literarische Bildung und die Pflege der deutschen Muttersprache verbunden ist. Sie darf in der Summe ihrer Erfolge als entscheidende Leistung des aufkommenden literarischen Gesellschaftswesens einerseits und des ihre Arbeit begleitenden poetologischen und sprachtheoretischen Schrifttums andererseits gelten. Das Arsenal der poetologischen, grammatischen, didaktischen und sprachgeschichtlichen Abhandlungen seit Martin Opitz unterstellte sich jeweils dem mehr oder weniger klar umrissenen kulturpatriotischen Ziel, „zue beßerer fortpflantzung vnserer sprachen“ (II/1, 343)³⁶ zu wirken. Die Basisarbeit für diese neuen poetologischen Metaverständigungen und angegliederte sprachtheoretische Programme leisteten literarische Interessen-

³⁶ Opitz *Buch von der Deutschen Poeterey* wird im Folgenden im Text mit Angabe der Band- und Seitenzahl zitiert nach Martin OPITZ, *Gesammelte Werke*, Band II/1 (ed. Schulz-Behrend), S. 331-416.

vereinigungen – oder um mit dem 19. Jahrhundert zu reden – „Sprachgesellschaften“ wie die einfluss- und verbindungsreiche *Fruchtbringende Gesellschaft* unter Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen, deren Arbeitsweise vorbildlich für zahlreiche andere Sozietäten mit unterschiedlicher Ausprägung und Reichweite wurde.³⁷ Unter ihren Maximen nahm vor allem diejenige, dass man „die Hochdeutsche Sprache in ihrem rechten wesen und stande/ ohne einmischung frembder außländischer Wort/ aufs möglichste und thunlichst erhalte/ und sich so wol der besten aussprache im reden/ als der reinesten art im schreiben und Reime-dichten befleissige“,³⁸ einen zentralen Rang ein. Intensive Bemühungen um die Hebung der Muttersprache in den Rang einer Kultursprache von europäischer Geltung wurden als ein Vorhaben betrachtet, zu der jeder Deutsche „von Natur verpflichtet“³⁹ sei. Die emotionale Bindung an das Thema wurde von einer kulturpatriotischen Idee unterstützt, deren Entstehung und Motivation nicht unwesentlich mit dem 1618 ausgebrochenen Dreißigjährigen Krieg in Zusammenhang steht. Die Sprache und die mit ihr verbundenen Kulturbewegungen wurden dabei nicht nur als Anzeige gesellschaftlicher Veränderungen, sondern in charakteristischer Weise als Ursache moralischen Niedergangs aufgefasst. Sprachdepravation galt beispielsweise Justus Georg Schottelius als Ursache, nicht als Folge des im Dreißigjährigen Krieg besonders deutlich empfundenen gesellschaftlichen und moralischen Verfalls, dem nur eine Arbeit an der Sprache als Archäologie ihrer verschütteten instrumentellen Möglichkeiten antworten konnte. Damit war zugleich die verpflichtende Bedeutung der Poesie als kulturpatriotischer Dienstleisterin für eine bessere Zukunft bezeichnet. Die eminente Bedeutung der auf Spracharbeit fixierten Sozietäten des 17. Jahrhundert lag in jener intellektuellen Konzentration auf gemeinschaftlich gültige und akzeptierte Aufgabenbereiche mit fest umrissenen Grenzen, die in nicht geringem Maße zu einer Homogenisierung und Kollektivierung sprachpflegender Arbeiten – meist in Abhängigkeit von ihrem intellektuellen und religiösen Hintergrund – beitrug.

So verwundert nicht, dass die programmatischen Zielsetzungen der Spracharbeit barocker Autoren⁴⁰ in erster Linie der Reinigung und Reinhaltung der deutschen Sprache von fremdsprachlichen Elementen, und d.h. der Abkehr von umgreifender Sprachvermischung und den entsprechenden stilistischen Verwerfungen galten. Die diesbezüglichen Bemühungen führten folgerichtig zur Feststellung eines erhöhten theoretischen Klärungsbedarfs, der in der Folgezeit einerseits in sprachliche Grundlagenarbeit mündete und beispielsweise im Entwurf einer deutschen Sprachlehre (Gueinz), dem Plan eines deutschen Wörterbuches (Harsdörffer) oder der Publikation einer Abhandlung zur *Teutschen Sprachkunst* (Schottelius)⁴¹ substantiellere Früchte trug.⁴² Andererseits wurden die grammatologischen und poetologischen Überlegungen mit spekulativen sprach- und literaturgeschichtlichen Studien verbunden. Ihr Hauptaugenmerk lag auf der Deklaration des Deutschen als einer „Haupt-Sprache“, die ihrer Provenienz nach Ebenbürtigkeit mit dem Hebräischen, Griechischen und Lateinischen beanspruchen und auf diese Weise die profunde Basis für eine Sprachrenaissance im europäischen Kulturraum abgeben sollte. In diesem Sinne lieferte u.a. Justus Georg Schottel 1663 mit seiner *Ausführlichen Arbeit Von der Teutschen HauptSprache* eine umfassende und richtungsweisende Programmschrift, die sprachregulative und sprachhistorische Überlegungen geschickt miteinander verknüpfte und visionären kulturpatriotischen Intentionen eine spekulative Weite und ein von Zeitströmungen und literarischen Moden unabhängiges Wertefundament zu verleihen suchte.

³⁷ Vgl. OTTO, *Sprachgesellschaften* (1972); STOLL, *Sprachgesellschaften* (1973); ENGELS, *Sprachgesellschaften* (1983).

³⁸ [LUDWIG von Anhalt-Köthen], *Der Fruchtbringenden Gesellschaft Vorhaben/ Nahmen/ Gemähle Vnd Wörter*. ..., Frankfurt/Main 1646, Bl. 4v.

³⁹ Ebd., Bl. 3r.

⁴⁰ Wenn hier wie im Folgenden von „barocken“ Autoren gesprochen wird, so geschieht dies nicht im Sinne einer verallgemeinernden oder vereinheitlichenden Absicht, sondern im Blick auf jene konzeptuellen Verbindlichkeiten und literarischen Strategien literarischer Akteure, die dem Aktionsfeld des 17. Jahrhunderts im nord- und mitteldeutschen Raum angehören und sukzessive durch den Untersuchungsgang qualifiziert werden sollen.

⁴¹ Vgl. Justus Georg SCHOTTELIUS, *Teutsche Sprachkunst*, Braunschweig 1641.

⁴² Zu den vielfältigen Bemühungen um eine neue deutsche Grammatik im 17. Jahrhundert vgl. etwa die Übersicht bei ENGELS, *Sprachgesellschaften* (1983), S. 34-91.

In der literarischen Praxis wurde die Spracharbeit in verschiedensten Methoden zur Sprachhebung – etwa durch Übersetzungen von als mustergültig erkannter fremdsprachiger Literatur ins Deutsche – erprobt, deren gemeinsamer Fluchtpunkt jeweils in der Ausmittlung des richtigen und angemessenen Sprachgebrauchs lag. Während die sprachtheoretischen und poetologischen Grundlagen schnell an Kontur gewannen und repetierbare Prinzipien festschrieben, gipfelten die Bemühungen um eine einheitliche Kodifizierung des Sprachgebrauchs in der Praxis in langwierigen Erörterungen von Detailfragen (etwa metrischer und grammatischer Probleme) und wurden durch eine vielgestaltige experimentelle Basisarbeit selbst unterlaufen und in Frage gestellt – etwa durch die orthographischen und wortbildnerischen Neuerungen Philipp von Zesens. Tendenziell eröffnete sich eine Kluft zwischen den theoretischen Optimierungsversuchen und der Überführung solcher Besinnungsleistungen in die sprachlich-gesellschaftliche Praxis.

Von besonderer Bedeutung blieb aber die Netzworkebildung „teutschgesinnter“ Gelehrter und Dichter, deren kulturelle Mehrwertfunktion nicht hoch genug zu veranschlagen ist. Die Pflege und Verbesserung der deutschen Muttersprache wurde von Anfang an als Gemeinschaftsaufgabe betrachtet und als solche öffentlich deklariert. Durch Gespräche, Briefwechsel und Austausch von Manuskripten erfolgte eine wechselseitige positive Kritik, die vom gemeinsamen Zielvorstellungen getragen wurde. Die Ausbildung und Forcierung eines spezifischen Diskurses erfolgte wesentlich im Interesse der autor- und produktseitigen Selbst- und Fremdkontrolle sowie der Absicherung der Vergleichbarkeit und Korrespondenz der erzielten Ergebnisse. Die Arbeit der Sprachgesellschaften führte auf diese Weise auch zu einer gesellschaftlich und sozial entschränkteren Position der Beteiligten innerhalb der geschaffenen Diskursebene. Die Orientierung und Verpflichtung auf gemeinsamen kulturpolitische Ziele mündete jedoch nicht in eine tatsächliche Ständenivellierung,⁴³ verschaffte den Beteiligten jedoch die nötigen Handlungsspielräume für sprachpflegende Aktivitäten. Die Sprachgesellschaften etablierten sich ihrem Selbstverständnis nach als poetische Zunft, die parallel zu den gesellschaftlich etablierten Institutionen sowie den gesellschaftlich legitimierte und respektierten Vereinigungen mit eigenen Riten und eigenem Dekor auftrat. Das Kommunikationsnetz der Mitglieder der verschiedenen Sprachgesellschaften und Dichtervereinigungen diente auch der Kompensation mangelnder gesellschaftlicher Reputation und fehlender institutioneller Bindungen. Im relativ isolierten Binnenraum der intensiven Arbeit an der deutschen Muttersprache führte dies zur hyperbolischen Beanspruchung von wechselseitigem Dichterlob als stabilisierendem Element von Dichterexistenzen, in dem sich jedoch keine persönlichen Urerlebnisse, sondern überpersönliche Normierungen allgemeine Geltung verschafften. Trotz zunehmender Bedeutung des Adels im 17. Jahrhundert und der forcierten Orientierung des Bürgertums am höfisch-aristokratischen Leben rekrutierten sich nahezu alle wichtigen Anreger der deutschen Spracharbeit aus dem bürgerlichen Gelehrtenmilieu. Hinter der kulturpatriotischen Absicht verbarg sich auch die Vorstellung, zugleich mit der renovierten Dichtung und deren Autoren in gesellschaftlich privilegierte Stellungen einrücken zu lassen und den poetischen Diskurs über entsprechende Diskurshalter mit der kulturpolitischen Praxis zu verknüpfen. Diesem Ziel folgte die vorrangige Absicht, Mitglieder der Aristokratie für die sprachgesellschaftlichen Zwecke zu gewinnen, um auf diese Weise über personelle Multiplikatoren eine wirksame und nachhaltige Umgestaltung der kulturellen Praxis im deutschen Sprachgebiet in Gang zu setzen und Einfluss auf die institutionell vermittelten Bildungsinhalte und -normen zu erzielen. Erst vor dem Hintergrund dieser Vermittlungsarbeit des poetischen Diskurses in die gesellschaftliche Praxis wird deutlich, dass mit der programmatischen Reinigung der deutschen Muttersprache zugleich ein gesamtgesellschaftlich bezogenes Zurückdrängen des Lateinischen als Sprache der Dichtung, der Wissenschaft, des Unterrichts und gehobenen Schriftverkehrs implizit verbunden sein musste.

⁴³ Vgl. SINEMUS, *Poetik und Rhetorik* (1978), S. 214-220.

2.1.2 Humanistische Impulse

Die Entdeckung der Sprache als universales Instrument, mit dem sich nicht nur die Verfassungen menschlicher Kulturstände ausdrücken lassen, sondern diese Zustände sich auch formen lassen, vollzog sich Anfang des 17. Jahrhunderts nicht von ungefähr. Insbesondere die theoretische Selbstbesinnungsarbeit an der Sprache folgte in ihrer primären Absicht den an den antiken Klassikern geschulten Humanisten des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts, die sich zunächst jenseits herkömmlicher institutioneller Bindungen für die *studia humanitatis* engagierten. Mit der von ihnen avisierten Sprachbildung durch Lektüre, Erklärung und *imitatio* vornehmlich klassischer lateinischer Dichter und Prosaautoren intendierten sie nicht nur eine stillschweigende Überwölbung des alten Bildungskanons – etwa der umstrittenen formallogischen Dimensionierung des Unterrichts und der Konzentration auf die „res“ – durch Orientierung auf eine mit universalisiertem Anspruch versehene Rhetorik im Dienste der Freilegung der antiken Tradition selbst. Den entscheidenden Schritt auf eine tiefendimensionale Veränderung der Bildungslandschaft stellte auch hier eine Problematisierung des sprachlichen Werkzeuges in humanistischer Kulturperspektive dar, mit der zugleich auch dezidiert sozialisatorische und gesellschaftspraktische Vorstellungen lanciert wurden. An klassischen Mustern orientierte Sprachbildung sollte letztlich der Kommunikationsfähigkeit der Menschen und damit auch der praktischen Gemeinschaftsbildung dienen und in diesem Sinne die aktuellen Vorzüge und Nützlichkeiten gegenüber den hochartifizialen Studien der Scholastiker erweisen. Die *studia humanitatis* traten in ein Konkurrenzverhältnis zu etablierten Bildungsinhalten und deren institutionalisierten Vermittlungsinstanzen ein. Die Humanisten suchten durch ein umfassendes sprachbildendes Paradigma die konstatierte Korruption der von mittelalterlichen Prämissen geprägten Bildung und ihres Kanons aufzufangen. Die diagnostizierte scholastische Grundverderbnis in Denken und Methode gab sich den humanistischen Poeten in erster Linie als formalsprachliche Barbarei – etwa in den Spitzfindigkeiten der logischen Disziplin und der allseits grassierenden Überwucherung der antiken Tradition durch ein extensives Kommentarwesen – zu erkennen. Der humanistischen Kritik fielen deshalb vor allem die mittelalterlichen, hochgelehrten Extensionen zur antiken Tradition anheim, die in ihrer Komplexität und artifiziellen Sonderprägung nach Auffassung der Humanisten ihre bildungspraktische Brauchbarkeit verloren hatten. Aus dem gleichen Grund setzten die Humanisten in sprachpflegender Hinsicht auch der universitär institutionalisierten „theologia quaestionaria, disputatoria et vere sophistica“⁴⁴ als einer argumentativ verfahrenen und nach einer komplexen Systematik gegliederten Wissenschaft ihren Widerstand entgegen. Die Kritik wandte sich auch hier gegen die Unbrauchbarkeit spekulativer Verfahrensweisen für die gesellschaftliche Praxis und setzte ihr eine an dieser Praxis orientierte moralphilosophische Alternative entgegen, die die Botschaft des Evangeliums in ethischer Hinsicht mit den Kernbeständen antiker Tradition kompatibel zu machen suchte. Auch hier rückte mit Erasmus von Rotterdams griechisch-lateinischer Ausgabe des neuen Testaments (Basel 1516) und der mit ihr verbundenen philologischen Grundlagenarbeit die sprachliche Problematik der scholastischen Auslegungstradition und Dogmengeschichte in den Blickpunkt. Die humanistische Kritik suchte dabei in erster Linie die Freilegung der einfachen und jedermann verständlichen Lehre Christi durch Abtragung der methodisch bedingten Hindernisse in der theologischen Vermittlungsarbeit der christlichen Heilsbotschaft durch die Bildungsinstitutionen zu instaurieren. Auch Erasmus versäumte es in diesem Zusammenhang nicht, den Vermittlern selbst als Vorgabe ihrer humanistisch orientierten theologischen Arbeit eine gründliche Kenntnis der „politiores litterae“ mit besonderer Rücksicht auf die Poesie zu empfehlen, weil es ihm hinsichtlich der verwendeten Ausdrucks- und Stilmittel vorrangig um den Nachweis der essenziellen Übereinstimmung der biblischen und patristischen mit den klassischen antiken Autoren ging. Sprache rückte auch hier in den Status eines hochsensiblen Indikators für

⁴⁴ Willibald PIRCKHEIMER, *Briefwechsel*, Bd. 2 (ed. E. Reickert), München 1956, S. 52.

kulturelle und wissenschaftliche Verfall ein. Ihre umfassende, an vollkommenen Vorbildern orientierte Sprachpflege und Sprachreinheit gerierte zum Heilmittel für andrängende wissenschaftliche und gesellschaftliche Problemlagen und zum Katalysator für die Erneuerung der Bildungsinhalte und didaktischen Mittel.

Die primäre Sprachorientierung brachte jedoch nicht nur den frühen humanistischen Poeten den – von den Vertretern der alten scholastischen Schulwissenschaft in geringschätziger und reduktionistischer Absicht formulierten – Vorwurf ein, nichts als „*novi grammatici poeticales*“⁴⁵ zu sein. Der Verdacht des bloßen sprachlichen Formalismus sollte wegweisend für die Bestimmung der gesellschaftlichen Stellung des humanistischen Poeten werden. Einerseits unterstellten etablierten Schulmänner aus ihrer Sicht den Poeten, sie seien als spezifizierte Sprachstilisten in den „*res*“ unbewandert und deshalb im Blick auf die Dignität ihrer Bildung nicht ernst zu nehmen. Andererseits erhärtete sich der institutionelle Widerstand durch die seitens der Kirche und der Theologie in Zweifel gezogene Nützlichkeit oder moralisch-religiöse Legitimität der antiken Klassiker, zu der auch der ungewöhnliche Lebenswandel zeitgenössischer Poeten beitrug. Die Auseinandersetzungen um Ulrich von Hutten oder Johann Reuchlin mögen hierfür als anschauliche Beispiele dienen. Insgesamt konnten die humanistischen Reformsätze die scholastische Bildung nicht außer Kraft setzen. Oftmals angefeindet und in ihren Wirkungskreisen isoliert, suchten die Poeten ihrerseits legitimierende Verbindung mit Gleichgesinnten und bildeten zu diesem Zweck überregionale Gesellschaften – etwa Conrad Celtis’ *Sodalitas litteraria Rhenana* – oder lokal begrenzte Interessengruppen. Wie eine Bemerkung des Radikalhumanisten Conrad Mutian belegt – „*nos poete appellamur, qua voce nulla re bona digni significantur*“⁴⁶ – war der Titel des Poeten bereits um 1500 auch in den eigenen Reihen obsolet geworden. Dem zweifelhaften und zwielichtigen gesellschaftlichen Image vor dem Hintergrund einer wirkungsmächtigen scholastischen Tradition begegneten die Humanisten mit einer diffizilen Legitimationsstrategie. Die Beschäftigung mit Poesie wurde über ihre sprachformalen Implikationen hinaus im Rückgriff auf eine in kompensatorischer Absicht vollzogene Auslegung der Tradition inhaltlich vertieft. Poesie erschien in dieser Hinsicht nicht mehr nur in ihrer propädeutischen Funktion, sondern rückte zuweilen sogar in die Stellung einer simulierten „ersten“ Wissenschaft ein, die ihre substantielle Verbindung mit der Philosophie und Theologie selbstbewusst behauptete. So erscheint die Poesie etwa bei Joachim Vadianus⁴⁷ als allegorische Philosophie, die ihrerseits mit den relevanten theologischen Implikationen im Blick auf die höchsten Erkenntnisgegenstände, d.h. die „göttlichen Dinge“ verschmolzen ist. Der Dichter selbst wird bei Vadianus in die Nähe des Weisen und des Sehers gerückt und mit der Fähigkeit exklusiven Wissenserwerbs und der Ausdrucksmöglichkeit ekstatischen, nicht gelehrten Sprechens versehen. Poesie wurde zunehmend als integraler Bestandteil einer auf umfassenden Wissensbeständen beruhenden humanistischen Bildungskonzeption verstanden, die nicht mehr in ihrer grammatikalisch-belletristischen Einseitigkeit zu verwerfen war, sondern in der substantiellen Verbindung von Inhalt und Form, von Weisheit (*sapientia*) und Beredsamkeit (*eloquentia*) ihre unantastbare Gestalt gefunden hatte. Erkennbar bleibt die an praktischen Problemlagen ausgerichtete kompensatorische Motivation, die eine Aufwertung der Dichtkunst und des Dichters gleichermaßen beabsichtigte. Die hier vollzogene systematische Unterfütterung der „*studia humanitatis*“ mit der inhaltlichen Spannweite des vormaligen „*studium liberalium artium*“ führte schon bei Melanchthon zu einer Gleichsetzung der beiden Begriffe. Die mit der humanistischen Sprachpflege verknüpften Reformbestrebungen blieben stets auf deren Etablierung an den Lehrinstitutionen ausgerichtet und wurden durch eine raumgreifende Erneuerung der Sprach- und Bildungsnormen seitens der Scholastik selbst unterstützt. Die Durchsetzung der humanistischen Lehrinhalte wurde anfänglich durch

⁴⁵ Ulrich von HUTTEN/Crotus RUBEANUS, *Epistulae obscurorum virorum*, Bd. 1 (ed. A. Bömer), Heidelberg 1924, S. 5.

⁴⁶ Conrad MUTIANUS, *Der Briefwechsel*, Bd. 1 (ed. K. Gillert), Halle 1890, S. 198.

⁴⁷ Vgl. Joachim VADIANUS, *De poetica et carminis ratione*, 1518, cap. XVII und XVIII.

vornehmlich strukturelle Gründe verhindert (inkompatible akademische Qualifikationen von Artisten und Humanisten, Regenzsystem) und mündete im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in einer Konvergenzbewegung, in der sich eine humanistisch erneuerte Scholastik den Prämissen der „studia humanitatis“ öffnete und mit ihnen zusammenging.

2.1.3 Strukturelle Problemlagen und kulturgeschichtliche Spannungsfelder

Mit Blick auf die deutschsprachige „Wende“ im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts läßt sich festhalten, dass die wesentlich literarisch gestützte Bewegung strukturelle Elemente der vorausliegenden humanistische Poetendiskussion Anfang des 16. Jahrhunderts adaptierte. Insbesondere die poetologischen Schriften der Barockliteraten bieten in diesem Sinne zahlreiche argumentative Übernahmen und Reflexe, weil sie sich in der Artikulation und Durchsetzung ihrer Absichten und Ziele vor ähnliche strukturelle Problemlagen gestellt sahen und im humanistischen Gedankengut ein innovatives Potential zur Bestimmung der eigenen Position gegen den etablierten Lehrbetrieb reaktivieren konnten. Die Bemühungen um die Etablierung einer renovierten deutschen Hochsprache war auf nicht mehr und nicht weniger als einen kalkulierten kulturellen Grundschub gerichtet, der in die Etablierung eines neuen Status quo einmünden sollte.

Als geeignetes Instrument einer solchen Reformarbeit waren weder Philosophie noch Theologie auserkoren worden, sondern jene Disziplin, als deren eigentliche Domäne die Sprache selbst ausgemacht wurde und die sich deshalb als Erneuerungshorizont gleichsam von selbst anbot: die Dichtkunst. Poesie wurde auch hier – wie bereits einhundert Jahre zuvor – zum universalen und alternativen Bildungselement stilisiert und mit avantgardistisch eingesetzten Leistungsmerkmalen aus den etablierten Wissenschaften versehen. Der sich Anfang des 17. Jahrhunderts ankündigende, alle Wissensbereiche umfassende Zuständigkeitsanspruch der Barockpoeten ist Ausdruck eines avancierten zeitgeschichtlichen Krisenbewusstseins, das eine säkularisierte Lebenshaltung mit dem Protest gegen den arrivierten akademischen Bildungsbetrieb und seine tradierten Wissensbestände verband. Die stärkere Betonung der Wertigkeit der deutschen Sprache und die Auseinandersetzung und Erprobung des sprachlichen Elements im Bereich der Dichtung sind zurecht als Teil eines sich auf breiter Front vollziehenden Wandels des kollektiven mentalen Designs eines innovativen Teils der Bildungselite gesehen worden. Die um 1615 durch die sog. Rosenkreuzerschriften in Gang gebrachte Diskussion über eine bevorstehende, auf das gesamte Deutsche Reich ausgreifende „general Reformation“⁴⁸ war eng mit der Krisensymptomatik des Jahrzehnts vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges verbunden und symbolisierte auf paradigmatische Weise die brüchig gewordene Verbindlichkeit bestehenden Wissens. Die gesellschaftlichen Konfusionen und die politischen und konfessionellen Verwerfungen wurden auch als Folge eines depravierten und formalisierten Bildungsbetriebes gedeutet. Unsicherheit verbreitete vor allem die Kirchenspaltung und der in der Folge eskalierende Glaubensstreit, aber auch die Destruierung des alten, durch die biblischen Wahrheiten vermittelten naturkundlichen Wissens durch die aufkommenden mathematisch-mechanisch bestimmten Naturwissenschaften. Die Dezentralisierung des biblischen und aristotelischen Weltbildes entfachte einen Kampf um die kosmologische Wahrheit, in die alle Wahrheitsvertretungsinstanzen einbezogen wurden. Das späte 16. und frühe 17. Jahrhundert darf als Geburtsstätte von Weltanschauungskonstruktionen gelten, deren favorisiertes Ziel u.a. darin bestand, die verlorene Einheit gegebenen Wissens durch magisch-hermetische Verbindung disparater Traditionen und Wissensbestände zu erneuern. Die Überzeugung, in Zeiten der Verwirrung und Depravation zu leben, erzeugte zugleich die

⁴⁸ Johann Valentin ANDREAE, *Fama Fraternitatis/Confessio Fraternitatis/Chymische Hochzeit: Christiani Rosencreutz. Anno 1459* (ed. Richard van Dülmen), Stuttgart ²1976, S. 17.

Idee, dass das eigentliche, das menschheitserlösende Wissen noch verborgen sei und dem Menschen als Herrschaftsinstrument durch Rituale der Welt- und Kraftbeherrschung wieder zugänglich werden könne. Erlösungsphantasien griffen Raum, deren vornehmstes Ziel in der Amalgamierung des biblischen Wissens mit dem Wissen aus dem „grossen Buch der Natur“ bestand. Diese Konvergenzphantasien vor dem Hintergrund eines pantheistisch verstandenen Wissenskosmos gründeten in der Überzeugung der grundsätzlichen Lesbarkeit und Entzifferbarkeit der Welt, die nach wie vor als Behälter göttlichen Wissens aufgefasst wurde, aber allein auf der Basis eines modernen philo- und pansophischen Egozentrismus gedeutet werden könne. Die imaginären Arbeiten an der Erschließung des Kosmos erhitzen sich u.a. an der Vorstellung, dass es nur der Entschlüsselung, des universalen Codes bedarf, um den Menschen gottgleich werden zu lassen. Vorherrschend blieb allen Spielarten dieser mythischen Überzeugung das erkenntnistheoretische Vertrauen in die ursprüngliche Zeichen- und Sinnhaftigkeit des Kosmos, in die universale Sprache Gottes, die allem Existierenden eingeschrieben sei. Im Zuge der extensiven naturkundlichen Forschungen rückten auch Schrift und Sprache als universale Instrumentarien der Weltbeschreibung wie der Selbsterlösung in das Zentrum der menschlichen Bemühungen um eine grundstürzende Wandlung des Bestehenden ein. Sie wurden als „der Sterblichkeit geschwärtzte boten“⁴⁹ zur Vermittlungsinstanz adäquater Einsicht in gegebene Wissensbestände aufgefasst, in deren Folge auch die Offenbarung in den Dienst erkenntnistheoretischer Interessen trat. Die Bruderschaft oder Fraternität vom Rosenkreuz stellte ihren Jüngern gar die Aufhebung der Babylonischen Sprachverwirrung im Zeichen der wahren Religion in Aussicht, die durch nichts geringeres als die Erfindung einer „neuen Sprache“ möglich werden sollte, deren „Magische Schriften“ aus jenen Buchstaben gebildet sein sollten, die „Gott hin und wieder der heiligen Bibel einverleibet“ und „auch dem wunderbaren Geschöpf Himmels und der Erden, ja aller Thiere ganz deutlich eingedruckt“ habe.⁵⁰ Die folgende Passage aus der *Confessio Fraternitatis* von 1615 ist typisch für die grundlegende Erwartungshaltung der Zeit:

„Wird also alle Dienstbarkeit, Falschheit, Lügen und Finsternuß weichen und aufhören müssen, welche allgemach mit Umbweltzung der grossen Weltkugel in alle Künste, Werke und Herrschafften der Menschen sich eingeschleicht und dieselben zum grössten Theil verdunckelt haben, denn daher ist so ein unzählige Menge allerhand falscher Opinionen und Ketzereyen entstanden, welche auch den allerweisesten Leuten den Delectum oder die Wahl schwer gemacht und nicht leichtlich haben können unterschieden werden, weil sie auff einer Seiten durch das ansehen der Philosophen und gelehrter Leute, auff der andern Seiten aber durch die Warheit der Experientz und Erfahrung aufgehalten und irre gemacht worden. Welches alles, wenn es dermaleins wird aufgehaben werden, und wir nun sehen werden, dass an deroelben statt ein richtige und gewisse Regel eingeführet worden, so wird zwar denen, so sich darin bemühet, die Dancksagung gebühren, das gantze Werck aber an ihm selbst wird der Glückseligkeit unsers Seculi müssen zugeschrieben werden.“⁵¹

So ist auch die sprachpflegende Bewegung innerhalb der deutschen Literatur Teil eines umfassenden kulturellen Krisenmanagements, das sich im Jahrzehnt vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges in besonderer Weise manifestierte. Auch die Poesie trug mit der Konzentration auf die sprachbildende und sprachkonstituierende Arbeit und der Konstitution von „richtigen und gewissen Regeln“ für ihr Arbeitsfeld der zeitgeschichtlichen Situation Rechnung. Inhaltlich stand sie als eigenständige Disziplin der

⁴⁹ Christian Hoffman von HOFFMANNSWALDAU, *An Flavian*. In: Benjamin NEUKIRCH (Hg.) *Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesener und bißher ungedruckter Gedichte*, Teil 1, [1697], Tübingen 1961, S. 79.

⁵⁰ Johann Valentin ANDREAE, *Fama Fraternitatis/Confessio Fraternitatis/Chymische Hochzeit: Christiani Rosencreutz. Anno 1459* (ed. Richard van Dülmen), Stuttgart 1976, S. 39.

⁵¹ Ebd., S. 38.

Aufnahme von unterschiedlichsten Einflüssen und Strömungen offen und profitierte von den eigenen Fähigkeiten zur Adaption von Impulsen aus anderen Disziplinen und deren Überführung in sprachliche Sonderkonzepte. Sie profitierte dabei – wie die anderen Künste – zweifellos von ihrer disziplinarischen, und d.h. wissenschaftlichen Aufwertung in der Renaissance und vermochte auch im frühen 17. Jahrhundert ein gesteigertes Selbstbewusstsein in die Wagschale kulturpolitischer Wandlungs- und Konstitutionsprozesse zu werfen. Sie erneuerte trotz ihres breiten inhaltlichen Spektrums die Frontstellung gegen konservierende Tendenzen in Kirche und Theologie, der sie als Kunst (ars) der Wissensaufbereitung und –vermittlung stets verdächtig blieb. Und sie gewann im frühen 17. Jahrhundert mit ihrer eigenen sprachlichen Innovationsprogrammatik gegenüber der etablierten gelehrten Bildung schnell an eigener Kontur und Seriosität. Die poetischen Akteure suchte die aufklaffende Lücke innerhalb des Feldes prosperierender Bildungsmöglichkeiten zu besetzen, die sich durch Dynamisierungsprozesse im Bereich der gesellschaftlichen Selbstorganisation – etwa durch die zunehmende Unzufriedenheit von Bildungswilligen mit den akademischen Lehrinhalten und ihrer didaktischen Vermittlung – auftat. Von großer Bedeutung für die Entwicklung der Poesie in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts blieb jedoch die Bindung an kulturpolitisch relevante Basiskonzepte, die eine Bindung an die Realien verstärkte.

Die seit den 1620er Jahre durch die Sprachgesellschaften initiierte und im begleitenden Schrifttum propagierte Spracharbeit und Sprachpflege des Deutschen bewegte sich in ihrer spezifischen Prägung anfangs außerhalb der bestehenden und allgemein verbindlichen gesellschaftlichen Konventionen und konnte auf diese Weise keinen unmittelbaren Anspruch auf breitenwirksame Anerkennung und Durchsetzung der deutschsprachigen Dichtung machen. Die Sprachgesellschaften waren als Organisationen mit eigenständigem Verweissystem nicht nur weitgehend von der wirkungsmächtigen, institutionalisierten Wissensvermittlung durch Universitäten und Schulen und ihrer lateinischsprachigen Tradition separiert. Auch vom Horizont kirchlicher und theologischer Auseinandersetzungen um die *religio vera* und deren mannigfaltige Konfliktpotentiale, die sich durch den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges zur dominierenden, konfessionell zentrierten Bestimmungskraft menschlicher Gemüter ausweitete, blieb sie ohne dezidierte Stellungnahme und Bindung entkoppelt. Um im gesellschaftlichen Kontext auch pragmatisch bestehen zu können, sahen sich die Verteidiger und Protagonisten der deutschen Sprache im allgemeinen und der deutschsprachigen Poesie im besonderen genötigt, innerhalb ihrer theoretischen Reflexion auch auf den unausgesetzten Legitimierungsdruck zu reagieren, den sie sich selbst – nicht zuletzt durch die tendenziellen Entkopplung von den Zwängen der elitären Latinität – auferlegt hatten. Der Neuerwerb gesellschaftlicher Anerkennung und Legitimität im Verbund der gesamten Kulturproduktion ließ hier folglich keine Avantgarde, keinen Neuanfang aus konträren Prinzipien, sondern nur eine Verschiebung der Aufmerksamkeit zu, die der Analyse der zeitgeschichtlichen Situation Rechnung trug.

Die deutschen Poeten sahen sich deshalb neben der Klärung sprachspezifischer Sachverhalte und deren Kommunikation in öffentlichen Diskursen auch darauf angewiesen, ihre eigene Position innerhalb der fachlichen Debatte wie innerhalb der Gesellschaft mit poetologischen Mitteln neu zu bestimmen. Im Rückgriff auf die relevanten Traditionslinien und unter Fokussierung der aktuellen gesellschaftlichen Erfordernisse ging es weniger um die Revision oder gar den Abstoß tradierter Wissensbestände, als um eine argumentative Wiederbesetzung jenes Terrains, das sich im Prozess der Hinwendung auf eine deutsche Sprachpflege durch die fehlende institutionelle Bindung als Grundlage des Arbeitens entzogen hatte. Die notwendige Auseinandersetzung mit der Bildungstradition stand deshalb für einen Großteil der Barockpoeten unter der Maßgabe der Wiederherstellung der verlorenen institutionellen Bindung und fasste die Rückbettung ihrer Tätigkeiten in die relevanten gesellschaftlichen und kulturellen Kontexte ins Auge – sei es in der Kopplung an die höfische Sphäre oder an bürgerschaftliche Bildungseinrichtungen. Die Notwendigkeit dieses Vorgangs wird unter der Prämisse einsichtig, dass gesellschaftli-

che Institutionen Formen kondensierter Kulturleistungen sind, die tendenziell frei schwebende kulturelle Wertorientierungen in normativ verbindliche soziale Ordnungen überführen und auf diese Weise offizielle, d.h. von Normen und Gesetzen gedeckte gesellschaftliche Handlungsräume organisieren.⁵² Die Positionsbestimmungen der deutschsprachigen Poesie erfolgten vor einem intakten und nach wie vor dominanten lateinischsprachigen Kultur- und Bildungshorizont, so dass allein die erfolgreiche Applikation der in der lateinischsprachigen Bildungspraxis formulierten und tradierten Maximen und Leitlinien auf die muttersprachliche Problemstellungen für viele der beteiligten Protagonisten der einzige Weg zur Erlangung gesellschaftlicher Anerkennung sein konnte. Dabei lag ein sprachlicher Neubeginn in Abkehr von der gelehrten Tradition außerhalb der Vorstellungskraft – im Gegenteil: die humanistische Tradition wurde als vorbildlich aufgefasst und verarbeitet. Die Sicherung der eigenen, als innovativ empfundenen Tradition sollte und musste durch Herstellung von produktiven Kontexten und durch die Neubildung eines gesellschaftlichen status quo erfolgen, der jeweils individuell zu füllen war. In diesem Sinne konnte das Herausarbeiten einer auf die deutsche Muttersprache bezogenen Poetologie aus den als hemmend empfundenen gesellschaftlichen Subsystemen zugleich und notwendig nur in ein neues Hineinarbeiten in die theologische und akademisch-rhetorische Tradition münden. Die Herstellung einer institutionellen Grundverkoppelung entsprach nicht nur dem objektivierten Bedürfnis poetischer Agitatoren nach strategischem Brot- und Machterwerb innerhalb der barocken Ständegesellschaft. Sie spiegelte zugleich die bestehende untergründige Bindung der Protagonisten an jene Traditionsstränge, denen sie ihre eigene Sozialisierung und mentale Disposition zu verdanken hatten. Die Verknüpfung mit älteren poetologischen Referenzen und der selbstverständliche Gebrauch des rhetorischen Produktionsarsenals erwiesen sich als elastisches Sprungbrett für poetische Neupositionierungen. Im Konflikt mit einer überlebten akademischen Tradition waren die eigenen Traditionspotentiale schon deshalb gut von obsoleten Ansichten und Haltungen abzuheben, weil die poetologischen Dispositionen der Renaissance und ihre strukturell ähnlich gelagerten Positionsbestimmungen untergründig auch im 17. Jahrhundert als innovatives Ferment weiterwirkten und als solche beansprucht werden konnten. Schon deshalb ist es problematisch, von einer stringenten Ablösung der lateinischen durch die deutschsprachige Dichtung auszugehen. Entsprechende Vorstellungen entspringen einem verkürzenden, auf Fortschrittlichkeit fixierten literaturwissenschaftlichen Blick, der literarische Leistungen ohne deren Rückbindung in ihr kulturgeschichtliches Umfeld betrachtet. Auf der sprachlichen Scheidegrenze entstand nur eine geringfügige, kulturgeschichtlich kaum interessante Reibung, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit der Drift deutschsprachiger Poesie in Richtung auf ihren populäreren Status der Volkssprachlichkeit weiter abnahm.

2.2 Konfliktbewältigung bei Opitz

Martin Opitz' *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624) reagierte in beredter Weise auf den bestehenden gesellschaftlichen Legitimierungsdruck, dem das gesamte Unternehmen der Förderung deutschsprachiger Poesie ausgesetzt war. Der Opitzsche Entwurf gibt Einblick in einen komplexen Vorgang, dessen Dynamik aus der unsicheren, destabilen Stellung der deutschen Sprache im kulturtragenden Gefüge von Wissensproduktion, Wissensvermittlung und Wissenserwerb resultierte. An Opitz' strategischem Rechtfertigungspotential und den von ihm vorgetragenen Legitimationsstrategien lässt sich die Bandbreite der in Gang gesetzten Prozesse ablesen, die während des gesamten 17. Jahrhunderts in der Beziehung von lateinischer Gelehrtensprache und deutscher Kunst-, Umgangs- und Alltagssprache zum Austrag gekommen sind. Mit seiner Poetologie lieferte Opitz konsequent nicht nur eine erste und rich-

⁵² Vgl. EDER, *Institutionen* (1997), S. 159-168.

tunggebende deutschsprachige Fachanweisung für die Instruktion eines muttersprachlich orientierten poetischen Berufes und die Mitglieder der *Respublica literaria*. Er verknüpfte seine Ausführungen mit einer Apologie der Dichtkunst, die – so scheint es – in erster Linie der Rekonstruktion und Reaktivierung traditioneller Wissensbestände im Dienste der gesellschaftlichen Legitimierung dieses Berufsstandes verpflichtet war.⁵³

Opitz' Verfahren stand dabei unter der Maßgabe einer wesentlich von praktischen Überlegungen gesteuerten poetologischen Urteilskraft, die den notwendigen Rückgriff auf die Formen und Elemente der institutionalisierten Traditionslinien nicht mit der Preisgabe des durch die Beschäftigung mit dem Deutschen als „HauptSprache“ gewonnenen kulturpolitischen Impulses erkaufen wollte. Opitz konnte sein Anliegen mühelos vor dem breiten Hintergrund der Bildungstradition entfalten und seine Ausführungen auf das vor diesem Hintergrund notwendig zu Sagende spezifizieren. Schon im Zusammenhang mit seiner apologetischen Absicht setzte er die Maßgaben der poetologischen Tradition als selbstverständlich bekannt voraus und suchte in diesem Zusammenhang nur an das zu erinnern, „was vnserer deutsche Sprache vornemlich angehet“ (II/1, 343). Seine selektive Argumentationsstrategie zeigt gerade deshalb deutliche Spuren einer Desystematisierung des präsenten poetologischen Wissens im Interesse praktischer Erwägungen, die auf die Bewältigung der unmittelbar empfundenen Kluft zwischen den Verbindlichkeiten der Dichtungstradition und sprachlicher Eigenständigkeit abgestellt blieb. Opitz suchte die gesellschaftliche Spanne zwischen dichterischer und gesellschaftlicher Anerkennung nicht durch die geballte Kraft enzyklopädischer Wissensmacht, sondern durch ein leichtes Gewebe von suggestiv eingesetzten Fragmenten zu überspannen. Er nutzte dazu die Tragfähigkeit der rhetorischen, auf *delectare* und *movere* des Hörers und Leser abgestellten Mittel, verfügte sicher über die Topoi der geistesgeschichtlichen Tradition, verzichtete aber weitgehend auf gelehrte Anmerkungen und Belege aus dem unmittelbaren und aktuellen Bildungshorizont seiner Zeit. Durch bewusste argumentative Unschärfen, verkürzende Darstellungen, Andeutungen und signifikanten Auslassungen eröffnete er den Barockpoeten in einem alte Gelehrsamkeit nurmehr imitierenden Verfahren ein weites und – im eigentlichen Sinne – unauslotbares Anknüpfungsfeld für künftige poetologische Selbstbestimmungsversuche. Es schuf auf diese Weise einen argumentativen und intellektuellen Spielraum, um die an die deutsche Spracharbeit geknüpfte poetische Produktion wirkungsträchtig mit den Wertfeldern bestehender kulturgeschichtlicher Kontexte zu verbinden.

Betrachtet man die diversen Argumentationsfelder der Opitzschen Apologie der Dichtkunst, fällt zunächst deren durchgängige Stoßrichtung gegen den kulturgeschichtlichen Klammergriff institutionalisierter gesellschaftlicher Ansprüche auf. Konsequenterweise sind Opitz' Argumente im Ganzen dem Bemühen untergeordnet, die Rückbindung des durch ihre Spracharbeit exklusivierten Poetenstandes an die Ökonomie gesellschaftlicher Beziehungsgeflechte auf der theoretischen Ebene zu leisten. Durchgängige Anleihen aus der älteren, humanistischen Tradition poetologischer Selbstbesinnung erscheinen in diesem Licht aufgrund ihrer strukturellen Verwandtschaft folgerichtig. Ihre Verwendung in neuen Zusammenhängen bleibt dennoch einer zeitgeschichtlich bedingten Eigengesetzlichkeit unterstellt. In den knappen Kapiteln, die im *Buch von der deutschen Poeterey* der Rechtfertigung des eigenen Anliegens dienen, lassen sich Schwerpunkte von paradigmatischer Bedeutung ausmachen, die noch Jahrzehnte später als Rüstzeug der apologetischen Bemühungen seiner Dichterkollegen Anwendung fanden.

Opitz' Ausführungen geben erstlich zu erkennen, dass Angriffe auf die Poesie – diese verstanden als Kunst oder berufliches Metier – oftmals über die Thematisierung der instabilen gesellschaftlichen Position des Dichters selbst erfolgten, also ihren Ausgangspunkt bei einer beobachtbaren kulturellen Differenz nahmen, die sich an der Exklusivität der Poeten entfaltete und augenscheinliche Überzeugungskraft durch unmittelbare Zugänglichkeit und Beobachtbarkeit besaß. Die Vorwürfe gegen die Poeten

⁵³ Vgl. WIEDEMANN, *Barockdichtung* (1972).

betrafen zum einen die Unterstellung mangelnder Nützlichkeit oder Brauchbarkeit für gesellschaftliche Zwecke. So kursierte die breitenwirksam propagierte Ansicht, dass ein Mensch, der sich mit der „Poeterey“ beschäftigt, sich zu keinen öffentlichen Ämtern und Stellen schickt, weil er „sich in dieser angenehmen thorheit vnd ruhigen wollust so verteuffte, dass er die andern künste vnd wissenschaften ... gemeiniglich hindan setze“ (II/1, 346). Betont wird demnach die Einseitigkeit seines Bildungszusammenhangs, oder einer individuellen Wertüberfrachtung, die als persönliche Liebhaberei ohne Beziehung auf die gesellschaftsrelevante Praxis sei und deshalb nur der allgemeinen Wohlfahrt abträglich sein könne. Schon hier werden die moralischen, und d.h. im eigentlichen Sinne disqualifizierenden Implikationen greifbar. Die Verfallenheit des Dichters an „Thorheit“ und „Wollust“ zielte in letzter Konsequenz auf die gründliche Diskreditierung der individualistischen Eigendynamik dichterischer Existenz. Ergänzt wurden diese Vorwürfe durch mannigfaltige Aussagen über die zweifelhafte Lebensführung mancher Dichter, bei denen von einem gesellschaftlich nicht sanktionierbaren Verhalten – kolportiert wurde immer wieder übermäßiger Alkoholgenuss als Inspirationsquelle – auf einen Zustand innerer sittlicher Verwahrlosung geschlossen wurde. Im Zentrum stand dabei der Vorwurf des systematischen Missbrauchs einer von moralischen und realweltlichen Einklammerungen entkoppelten Einbildungskraft, die den Dichter in seinen Geistesprodukten – dem platonischen Topos folgend – als tendenziellen Lügner und Verfasser moralisch fragwürdiger Schriften bloßzustellen suchte. Opitz unternahm darauf hin nicht den Versuch, solche Behauptungen objektiv zu entkräften. Er räumte vielmehr prinzipiell einen „etwas nachlässigen wandel mancher Poeten“ ein, die sich auch in ihren Werken „an jhrer eigenen schande erlustiget haben“ (II/1, 352), stemmte sich jedoch gegen eine grundsätzliche Verwerfung von Poeten und poetischen Werken. Er richtete sein Hauptaugenmerk auf die Etablierung einer Urteilskraft, die dogmatische Implikationen im Umgang mit der Poesie vermeiden und folgerichtig einen Wahlspruch favorisieren sollte, der in der theologischen Praxis oftmals mit dem Verdacht der Häresie verknüpft wurde: Prüfet alles und das Gute behaltet. Opitz überführt diese raumgebende Maxime geschickt in den unanstößigen Horizont der Tierallegorik, wenn er dem Leser nahelegt, er müsse mit literarischen Werken umgehen „wie die bienen/ welche jhr honig auß den gesunden blumen saugen/ vnd die giftigen Kräuter stehen lassen“ (II/1, 353). Dass Opitz hier in der Tat eine Entkräftung dogmatischer Behauptungen und einen gesellschaftlichen Konsens im Auge hatte, geht aus der Tatsache hervor, dass er für die poetische Produktion nichts anderes favorisieren kann und soll als „ehrlliche, auffrichtige, keusche gemüter“, die nicht zuletzt im Blick auf das eigene Metier – von Opitz allerdings in Parenthese vorgetragen – „von den auch keuschen Musen erfodert werden“ (II/1, 353). Innerer Anspruch des Dichters und gesellschaftliche Anforderungen an seinen sittlichen Status stimmen bei Opitz folglich überein und boten keine Angriffsflächen für einen potentiell eskalierenden Dissenz mit den etablierten Bildungseliten.

Unter dieser Voraussetzung wird auch verständlich, warum es Opitz von diesem Punkt aus in besonderem Maße darauf ankommen musste, die entsprechenden Topoi der poetologischen Tradition möglichst mühelos für eigene Zwecke einzusetzen. Die von den Theologen gern abwertend kolportierte Differenz von metaphysischer Wahrheit und dichterischer Wahrscheinlichkeit wird von Opitz als „nachhaffen der Natur“ (II/1, 350) in ihrer prinzipiellen Fruchtbarkeit für die Poesie, ja überhaupt für die Kunst festgehalten, in ihrem motivgeschichtlichen Stratum aber an einen real vorfindlichen gesellschaftlichen Bedarf, d.h. an die Erwartungshaltung des Lesers zurückgebunden. Poesie diene, so Opitz, letztlich und vornehmlich zu „überredung und unterricht auch ergetzung“ (II/1, 351) des lesenden Rezipienten und reagiere damit wesentlich auf dessen Bedürfnisse. Auch bei der erfindungsreichen und breitgefächerten Themenwahl steht der Erwartungshorizont des Lesers als Erklärungshilfe parat, denn Menschen „hören auch die dinge mit lust erzehlen/ welche sie doch zue sehen nicht begehren“ (ebd.). Im Opitzschen Verweissystem werden damit zugleich anstößige individuelle Abweichungen in ein all-

gemein gültiges und poetologisch verbindliches Grundprinzip zurückgeführt, dass seine Stärke gerade im Aufweis profunder Konsenzfähigkeit mit den Ansprüchen gesellschaftlicher Kontexte zu entfalten suchte. Die Flexibilität der von Opitz aufgesuchten poetologischen Erklärungsmuster für die Anwendung auf die unmittelbare gesellschaftliche Praxis erweist sich schon dadurch, dass Opitz trotz aller Bedenken grundsätzlich an der Exzentrik und Exklusivität dichterischer Existenz festhalten kann, die von gesellschaftlichen Konventionen und Normen nicht vollständig einzuholen oder zu beschreiben ist. So wird als Ursache für die mögliche Abweichung der Dichter vom Kanon gesellschaftlich sanktionierter Verhaltensmuster angegeben, „das jhre Poetische gemüter vnterweilen etwas sicherer vnd freyer sein/ als es eine vnd andere zeit leidet/ vnd nach des volckes Vrtheil nicht viel fragen“ (II/1, 352).

2.2.1 Konvergenz der Poesie mit der Theologie

Dass eine solche gesellschaftliche Positionierung des Dichters im Hin und Her widerstreitender Argumentationslinien nicht nahtlos zu vermitteln war, liegt auf der Hand. So sah sich Opitz genötigt, die unmittelbare Differenz über die vorgebrachte Rechtfertigungsstrategie hinaus in einen gemeinsamen geschichtlichen Konvergenzpunkt zurückzubinden. Die profunde Legitimierung der gesellschaftlichen Stellung des Dichters im 17. Jahrhundert konnte allein über den Aufweis der Dignität des dichterischen Metiers selbst geleistet werden. Opitz fand den brauchbaren Konvergenzpunkt – wie seine poetologischen Mitstreiter vor und nach ihm – in der Rückbettung des dichterischen Anliegens in den Wertekreis der christlichen Religion. Seine Argumente zielten nicht nur darauf ab, ausgewiesene klassische Autoritäten (Aristoteles, Horaz, Vida, Scaliger) zu beanspruchen, die sowohl bei den Vertretern der etablierten Bildungseliten als auch beim Klerus Anerkennung finden konnten und in diesem Sinne zur Herstellung eines akzeptablen gesellschaftlichen Konsens und zur Aufwertung der eigenen Position tauglich erschienen. Am Anfang seiner Abhandlung zur „Poeterey“ rekurrierte Opitz vielmehr auf die über die antiken Quellen hinaus liegenden Ursprünge der Dichtkunst. Indem er dem interessierten Leser verdeutlicht, dass die Dichtung sich weder in „gewisse regeln und gesetze“ aufschlüsseln lasse, noch ihrer Herkunft nach mit dem gelehrten Schreiben über „art, ampte und zuegehör“ (II/1, 343) zusammenfalle, entzog Opitz die Kernbestände der „Poeterey“ dem unmittelbaren rationalen Zugriff und Urteil. Er situierte das Wesen der Dichtkunst in einem mythischen Herkunftsgrund und instaurierte diese mythische Fundierung als ein alle Zeiten und Zeitläufte überspannendes Argument, das zugleich als universaler Motor dichterischer Produktion in Stellung gebracht werden konnte. Opitz verdeutlicht (mit internem Bezug auf Horaz), dass die poetischen Schriften der Dichter „auß einem Göttlichen antriebe und von natur“ kommen, mithin Produkte des Zusammenspiels von göttlicher Inspiration und natürlicher Begabung sind. Er nutzte aber das Changierende der Begriffe für eine Umdeutung dieses Hinweises im Sinne der christlichen Tradition und ihrer Wertebestände. Der Dichter erscheint in letzter Konsequenz als Sprachrohr des christlich verstandenen Göttlichen und als Vermittler offenbarten Wissens, wie es auch und in besonderem Maße in den heiligen Schriften vorzufinden sind. Konsequenter ist die Dichtkunst – historisch perspektiviert – in Opitz’ Augen „anfanges nichts anders gewesen als eine verborgene Theologie/ vnd vnterricht von Göttlichen sachen“ (II/1, 344). Ihre Aufgabe betraf vornehmlich die mit dichterischen Mitteln bewerkstelligte fassliche und eingängige Vermittlung der „lehren von weißheit vnd himmlischen dingen“ (ebd.) in Richtung auf den „gemeinen Pöfel“. Sie umfasste folglich eine wesentlich edukative Aufgabe, die auf die praktische Lebensführung, d.h. „zue erbawung der Gottesfurcht/ gutter Sitten vnd wandels“ (ebd.) abgestellt war. Bereits hier wird deutlich, dass es Opitz im Kern darum geht, im Hinweis auf die Verwendung der „reime vnd fabeln“ (ebd.) eine prinzipielle Nähe von Dichtung und göttlich geoffenbartem Wort anzudeuten – eine Suggestion, die seinen Zeitgenossen

durchaus eingängig gewesen sein dürfte, weil die Vermittlung der Kluft zwischen dem Numinosen und dem Profanen durch sprachliche Sondermittel in gleicher Weise auch als Aufgabe und Hauptmerkmal am Gleichnischarakter der biblischen Schriften diskutiert wurde.

Parallel dazu erscheint der Dichter bei Opitz seinem Ursprung nach als göttlich Inspirierter, der seine poetische Aufgabe in der Anwaltschaft für das Göttlichen ausgeschöpft hat und auch gegenwärtig ausschöpfen soll. Durch die universale Vorprägung eines christlichen Weltbildes bleibt auch der Gebrauch der antiken Mythologie und der Rückgriff auf antike Schriftsteller bereits im Vorgriff gerechtfertigt, da im Licht der christlichen Tradition sich in allen Schriften jeweils nur „die Allmacht Gottes“ (II/1, 351) in vielfältigen Formen zur Erscheinung bringt. Auch hier entscheidet der richtige Urteilsgrund über Wohl und Wehe im Umgang mit der heidnisch apostrophierten Tradition. Opitz beruft sich zur Rechtfertigung dieser Ansicht geschickt auf die Philosophie und Theologie seiner Zeit, die selbst mit entsprechenden Konvergenzen beschäftigt war und keine Differenz in der Sache zulassen wollte: „Denn das man jederzeit bey allen Völkern vor gewiß geglaubet habe/ es sey ein einiger vnd ewiger GOtt von dem alle dinge erschaffen worden vnd erhalten werden/ haben andere ... genugsam erwiesen“ (II/1, 344). Unter Ausblendung der aktuellen kirchen- und dogmengeschichtlichen Zusammenhänge und unter Vermeidung topologischer Konkretionen von zeitgenössischen Gewährsmännern – wer die „anderen“ sind, bleibt unbestimmt – schuf Opitz hier eine von vielen produktiven Leerstellen seiner „Poeterey“, die unter Bezugnahme auf allgemein bekannte und bewusst vage formulierte Sachverhalte mögliche Konflikte mit unterschiedlichen Vertretergruppen der Bildungseliten zu vermeiden suchte. Eben diese Leerstellen boten später auch die Möglichkeit des produktiven Weiterdenkens und des argumentativen Ausbau für Vertreter der eigenen Zunft. So unternahm etwa Sigmund von Birken den Versuch, die Wertigkeit der Poesie durch deren primäre und substantielle Verpflichtung auf die Gottesverehrung und das Gotteslob kulturell und gesellschaftlich zu stabilisieren. In diesem Zusammenhang suchte er den Rückgriff auf eine alttestamentlich gestützte Dichtungstradition plausibel zu machen (Moses, Deborah, David, Salomon u.s.w.), die wesentlich älter als die antiken Vorbilder sei und die in der Konstruktion einer Dichtungsauffassung gipfelte, in der die Antike nur noch als *imitatio* der jüdisch-christlichen Kultur in Erscheinung trat.⁵⁴ Mit dem Aufweis der Priorität der Hebräer und Israeliten vor den griechischen Dichtern überbaute Birken einerseits die unsicher gewordenen Wege der Rezeption antiker Dichtungstraditionen mit ideologisch gesicherten Rundwegen und Schutzwällen, um sie so vor unbefugten Übergriffen durch bildungselitäre Orthodoxien sicherzustellen und ihre normative Kraft weiterhin ungehindert in die poetologische Selbstverständigung einspeisen zu können. Andererseits gelang ihm mit dem Nachweis des substantiellen Zusammenhangs der ältesten Dichtkunst mit der jüdisch-christlichen Tradition die Rechtfertigung der Tatsache, dass die religiös inspirierte Dichtkunst aufgrund ihres hohen Alters als erste Kunst unter allen anderen zu gelten habe.⁵⁵ In der Auseinandersetzung mit der antiken Tradition konnte man sich auf die Gründungsarbeit frühchristlicher Apologeten (Justinus Martyr, Tatian, Theophilus von Antiochien) und Kirchenväter (Augustinus, Ambrosius, Lactantius) berufen.

Die göttliche Herkunft der Poesie sicherte ihr zum einen eine grundsätzlich unhinterfragbare metaphysische Qualität, zum anderen ausgezeichnete Bezugspunkte zum Reservoir philosophischer und theologischer Wahrheiten und den auf ihnen basierenden Selbstverständigungs- und Weltdeutungsprozessen. Mit diesen herausragenden Bezügen war eine eindeutige Aufwertung der Dichtkunst als führender und maßgebender Kunst verbunden. So verwundert nicht, dass auch bei Opitz die in der italienischen Renaissance kultivierte Anschauung Raum greift, der Dichtung als Kunst einen ausgezeichneten

⁵⁴ Sigmund von BIRKEN, *Teutsche Rede-bind-und Dicht-Kunst/ oder Kurze Anweisung zur Teutschen Poesy/ mit Geistlichen Exempeln*, Nürnberg 1679 (Vorrede, unpag.).

⁵⁵ Vgl. DYCK, *Rhetorische Argumentation und poetische Legitimation* (1974).

Rang zuzuerkennen. Die Poesie erhält bei Opitz von ihren potenzierten inhaltlichen Bezügen her den Rang einer universal verstandenen Kunst-Wissenschaft, da sie „alle andere künste vnd wissenschaften in sich helt“ (II/1, 347). Bei näherem Zusehen wird deutlich, dass Opitz die Wissenschaftlichkeit der Poesie nicht aus einer profunden methodischen Neubestimmung des Status der Architektur oder der Malerei (wie etwa bei Alberti und DaVinci), sondern unter der Maßgabe des Gesamtumfangs ihrer möglichen und in historischer Perspektive verbürgten Inhalte ableitet. Dies wird nur dadurch möglich, dass die Einbindung und Implantierung des „heidnischen“ Potentials in den christlichen Deutungszusammenhang in der Dichtungstheorie konsequent umgesetzt wird. Die Denksysteme Zoroasters, Hermippus', Plinius', Homers, Lukrez', Hesiods, Platons und Aristoteles' bilden in Opitz' Sichtweise auf die christliche Heilsperspektivik seiner Zeit keine substantiellen, sondern nur graduelle Abweichungen vom Interpretationsstandard christlicher Moral und Tugend, so dass deren Inhalte in enzyklopädischer Weise in der Dichtkunst des 17. Jahrhunderts wie in einem Universalarchiv aufbewahrt bleiben und als Dignitätsmerkmale für die Bestimmung des gegenwärtigen Status der Dichtkunst angesprochen werden können. Sie selbst bleibt im Ganzen der Leitperspektive christlicher Religiosität und ihres Wertekanons verpflichtet und macht damit als „Wissenschaft“ nicht so sehr der Theologie und Philosophie die Deutungshoheit und den Rang als „erste“ Wissenschaft streitig, sondern eignet sich den Habitus der universalenzyklopädischen Bemühungen des 17. Jahrhunderts an.⁵⁶

2.2.2 Apologetische Veredlung des Dichters

Vor dem Hintergrund des wiederholt vorgetragenen Vorwurfs der praktischen Nutzlosigkeit der Poesie und der moralischen Diskreditierung der Poeten stellt die argumentative Veredlung des Dichterberufs ein wichtiges Ziel der poetologischen Arbeiten des 17. Jahrhunderts dar. Sowohl aus ihrer göttlichen Herkunft als auch aus der enzyklopädischen Orientierung der „Poeterey“ konnte Opitz einen Dichterstatus definieren, der mit einer Qualifikationsforderung verbunden war. Er reaktivierte den alten Topos vom poeta doctus, dem gelehrten Dichter, der zugleich und allererst auch poeta christianus sein müsse, also intellektuelles Vermögen, umfangreiches Wissen und religiöses Bekenntnis miteinander zu verbinden habe. Opitz suchte auf diese Weise den Dichter vor allem anderen durch eine gesellschaftliche Differenz auszuzeichnen und abzuheben, die er als vornehmlich eruditorischen Rang zutage treten ließ. Er verdeutlichte, „das auch an verachtung der Poeterey die jenigen nicht wenig schuld tragen/ welche ohn allen danck Poeten sein wollen/ vnd noch eines theils zum vberfluß/ ebener massen wie Julius Cesar seine kahle glitze/ sie ihre vnwissenheit vnter dem Lorbeerkrantz verdecken“ (II/1, 348). „Ohne allen danck“ – dies bedeutete ohne die Anerkennung und Protektion durch die poetischen Zunftgenossen und die kulturhebenden Bemühungen der Sprachgesellschaften, deren sich verfeinernde Standards im Umgang mit der Muttersprache in zunehmendem Maße eine brauchbare Messlatte für die Gedeihenheit eines Dichtwerks waren. In diesem Zusammenhang konnte auch die Verfügbarkeit einer dichterischen Handfertigkeit, d.h. die bloße Fähigkeit, „worte vnd Syllaben in gewisse gesetze zue dringen/ vnd verse zue schreiben“ (II/1, 348) nicht ausschlaggebend sein – eine Opitzsche Anmerkung, die offenkundig mehr der aktuellen Situation als einer poetologischen Programmatik geschuldet war. Statt eines „Reimeschmiedes“ müsse der Dichter vielmehr ein „εὐφραντασίωτος“, d.h. „von sinnreichen einfällen vnd erfindungen sein/ muß grosses vnverzagtes gemüte haben/ muß hohe sachen bey sich erdencken können/ soll anders seine rede eine art krieges/ und von der erden empor steigen“ (II/1, 349).

⁵⁶ Dass es sich bei der Deklaration poetischer Wissenschaftlichkeit lediglich um ein topisches Argument zur Anzeige potentieller Bezüge der Dichtkunst zu allen Erkenntnisgebieten des Menschen handelt, wird schon dadurch deutlich, dass die realen inhaltlichen Nuancen sich auf einige wenige Themenbereiche einschränken; vgl. WIEDEMANN, *Barocksprache* (1973), S. 25ff.

Erstaunlich bleibt auch hier, dass Opitz die Seite des Lesers bzw. des Rezipienten und den von ihr ausgehenden gesellschaftlichen Druck kongenial mitbedacht hat. Opitz recurriert auf eine Verbrauchsmentalität im Umgang mit der Dichtkunst, die sich im Umkreis gesellschaftlicher Kontexte einerseits durch die zunehmende Profanierung und andererseits durch die moralische Fragwürdigkeit der Anlässe und Gelegenheiten geltend macht. Es ist die zeitgenössische Gesellschaft selbst, die durch ihren Zustand und ihre privaten Nützlichkeitsforderungen verderbliche Einflüsse ausübt. Die Gefährdung des Dichterberufes geht vor allem anderen von denen aus, „welche mit jhrem vngestümen ersuchen auff alles was sie thun vnd vorhaben verse fodern“ (ebd.) und den Dichter zu instrumentalisieren suchen, um seine Arbeiten „auff allen Schüsseln vnd können“ wie „an wänden vnd steinen“ (ebd.) zu haben. Erst in diesem Kontrast gewinnt die gesellschaftliche Stellung des Dichters bei Opitz seine eigentliche Würde in der fortgesetzten edukativen Aufgabe. Indem der poeta doctus seine Fähigkeiten und Begabungen zur Anwendung bringt, um positiv auf die Gesellschaft einzuwirken, bleibt er in auf eine verbindliche Aufgabe fixiert, die ihn ausdrücklich mit dem kirchlichen Seelsorger und dem Gelehrtenstand verbindet. Entscheidend für die Erfüllung der gesellschaftlich verbindlichen Aufgabe kann deshalb für Opitz nur sein, dass der Dichter der überbordenden Willkür der Kontexte entzogen bleiben, d.h. über eine gewisse Autonomie verfügen muss, um in den vollen Besitz seiner dichterischen Inspiration gelangen zu können. Die poetische Muse darf – metaphorisch gesprochen – so wenig zum Frondienst gepresst werden, wie sich theologische und philosophische Wahrheiten im Hin und Her öffentlicher Meinungen und privativer Ansinnen relativieren lassen. Auf den Dichter appliziert bedeutet dies Einsicht in die limitierte Verfügbarkeit dichterischer Imagination und die Notwendigkeit der Adäquatheit seiner dichterischen Bemühungen mit seinem gegebenen Vermögen: „ein Poete kan nicht schreiben wenn er will/ sondern wenn er kann/ und jhn die regung des Geistes welchen Ovidius vnnd andere vom Himmel her zue kommen vermeinen/ treibet“ (II/1, 349).⁵⁷

In der bei Opitz skizzierten Konstellation zeichnet sich im Blick auf die gesellschaftliche Stellung des Dichters deutlich ein Spannungsgefüge ab. Einerseits lässt die Verpflichtung des Dichters auf einen göttlichen Ursprung und eine letztlich unverfügbare Inspirationslehre die Konstituierung und Erhaltung einer gesonderten, tendenziell autonomen Stellung des Dichters gegenüber den gesellschaftlichen Kontexten in den Vordergrund treten. Andererseits wird hinsichtlich der gesellschaftlichen Diskreditierung des Dichters durch institutionalisierte Anschauungen und Meinungsbilder die Notwendigkeit sichtbar, Normalisierungs- und Anpassungsstrategien zu entwickeln, um die Exklusivität des Dichterberufs durch eine Inklusivität seiner gesellschaftlichen Bezüge zu ergänzen und zu stabilisieren. Die Sozialisierung des Dichters und seine angemessene Einbettung in ein gesellschaftliches, durch Standeskultur geprägtes Gesamtgefüge wurde von Opitz als vorrangige Aufgabe behandelt, bei der dem Bildungsgrad eine entscheidende Funktion zukam. Opitz reaktivierte die schon bei Scaliger formulierte Notwendigkeit einer humanistischen Bildung als unbedingte Voraussetzung für den Poeten wie den Rhetor, und übertrug damit die gesellschaftliche Dignität des Gelehrten nahtlos auf den Dichter als poeta doctus oder poeta eruditus. Durch das umfassende Studium der Philosophen, Dichter und Historiker sollte sich auch der Dichter als Träger geistigen Adels profilieren, um sich einerseits im sozialen Rang dem Geburtsadel anzunähern, zum anderen vom einfachen Bürgertum und den volkstümlichen Schichten abzugrenzen.⁵⁸ Die poetologische Selbstausslegung unterstützte die Tendenz zur Bildung geschlossener Gruppen mit standesübergreifenden Wertehorizonten, in denen vielfach Kompatibilitäten mit bestehenden gesellschaftlichen Strukturen erprobt wurden. Die vielfältigen Bemühungen um solche Konvergenzleistungen sind nicht nur Opitz' *Buch von der Deutschen Poeterey*, sondern auch dem durch Opitz angestoßenen

⁵⁷ Die entsprechende Stelle bei Ovid lautet: „Est Deus in nobis, agitante calescimus illo“ (Fast. VI, 5).

⁵⁸ Vgl. TRUNZ, *Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur*. In: TRUNZ, *Deutsche Literatur zwischen Späthumanismus und Barock* (1995), S. 7-82.

poetologischen Selbstverständigungsprozess abzunehmen. Dass es Opitz dabei nicht um Konfrontation und Kulturkampf, sondern um eine Verbindung der widerstreitenden Seiten ging, zeigt schon seine Anmerkung, in der er die Hoffnung zum Ausdruck bringt, „es werde nicht alleine die Lateinische Poesie/ welcher seit der vertriebenen langwierigen barbary viel große männer auff geholfen/ vngeacht dieser trübseligen zeiten vnd höchster verachtung gelehrter Leute/ bey jhrem werth erhalten werden; sondern auch die Deutsche/ zue welcher ich nach meinem armen vermögen allbereit die fahne auffgesteckt/ von stattlichen gemütern also außgevbet werden/ dass vnser Vaterland Franckreich vnd Italien wenig wird bevor dörrffen geben“ (II/1, 354). Durch die Wendung auf die intensive Pflege und Förderung der Muttersprache als innovativem Element und Motor dichterischer Entwicklung war Opitz der Weg seiner Argumentation prinzipiell vorgezeichnet. Er suchte kulturpatriotische Denkmuster als einheitstiftende Elemente in den gelehrten Diskurs zu implantieren. Die Aufhebung der substantiellen Verbindung von gelehrter Tätigkeit und Latinität als strukturellem Unterscheidungsmerkmal der Gelehrten gegenüber den Ungelehrten sollte und durfte nicht zu einer Eskalation der Auseinandersetzung um die deutsche Muttersprache führen. Diese war schon durch die starke Verbindlichkeit einer gemeinsam beanspruchten Bildungstradition nicht möglich und zeichnete auch Opitz' poetologische Überlegungen den einzig gangbaren Weg der Argumentation vor. In der Wendung auf die Muttersprache ergaben sich für ihn zwei komplementäre Aufgaben: zum einen die prinzipielle Weiterführung der Propaganda für Nutzen und Würde des gelehrten Metiers unter Einschluss des Bereichs der Poesie, zum anderen die Ausdehnung der exklusiven Aura der vom Lateinischen abhängigen Gelehrtenliteratur auf die Muttersprache. Für Opitz war die solchermaßen vorgestellte Rehabilitierung des Dichters durch angemessene Sozialisierung erst dort abgeschlossen, wo die Sicherung des eigenen Anliegens, und d.h. die gezielte gesellschaftliche Protegierung und Durchsetzung in der Verbindung mit den gesellschaftlichen Führungsschichten, gelungen ist und Voraussetzungen für eine Tradierung des Errungenen gegeben war. Die Beteiligung der Aristokratie an der gelehrten Kunstproduktion⁵⁹ wie die höfische Prägung weiter Teile der Barockliteratur dürfen in diesem Sinne als Indizien für die gesellschaftliche Aufwertung der muttersprachlichen Kunstübung gewertet werden.

Die Grundlage der gesellschaftlichen Emanzipation des Dichters – nicht nur bei Opitz – bildete eine Auffassung des poeta doctus, die nicht nur mit allen Bereichen der tradierten und scholastischen Methoden verpflichteten Gelehrsamkeit kompatibel war, sondern selbst der latinisierten Bildungstradition weitgehend verpflichtet blieb. Dennoch konnte eine gesellschaftliche Exklusivität des poeta doctus erneuert und zu einem herausragenden gesellschaftlichen Status verdichtet werden – zum einen durch den Rekurs auf eine unverfügbare Naturbegabung und zum anderen im Rückgriff auf ein kongenial erworbenes Bildungswissen, mit dem die Tradition in den Dienst neuer Aufgaben genommen werden konnte. Das vielfältige Anknüpfen an die antike und humanistische Tradition stellte Normierungen bereit, an denen sich die poetologischen Überlegungen des 17. Jahrhunderts durchgängig abarbeiten hatten. Darüber hinaus aber autorisierte die Arbeit an anerkannten Vorgaben zugleich die Aktivitäten der Sprachreformer und Dichtungstheoretiker. Das dichterische Subjekt erhielt vor allem durch den Rekurs auf den nach rationalen Kriterien außerordentlichen dichterischen Schöpfungsprozess, der – in Anlehnung an Platons furor divinus – als ein ekstatisches Heraustreten des Individuums aus seiner Eigenmächtigkeit, als göttliche Inspiration und Enthusiasmus diskutiert wurde. Der qualifizierende Bezug auf die „Natur“ des Dichters als poetische Produktionskraft und Produktionsquelle blieb ein zentrales Rezeptionsmoment für das Verständnis der Verbindung von Tradition, Gegenwart und Zukunft. Die Aufgabe des Dichters musste sich folgerichtig im Spannungsfeld von *mimesis* und *imitatio* entfalten, also zwischen dem Sichverstehen auf das, was im Sinne der Nachahmung von Realität mit dichterischen Mitteln gestaltet werden soll und dem Nachahmen von mustergültigen literarischen Vorbildern.

⁵⁹ Vgl. BARNER, *Barockrhetorik* (1970), S. 229f.

Die im frühen 17. Jahrhundert erneut intensivierte Rezeption der antiken poetologischen Vorgaben erbrachte vor dem Hintergrund der zeitgeschichtlichen Erfordernisse und Aufgaben für die Barockpoeten die Notwendigkeit, aus dem verfügbaren Theorieangebot nach zeitgenössischen Maßgaben zu selektieren. So überrascht die Tatsache nicht, dass etwa die *Epistula ad Pisones* des Horaz nicht mehr als ganzes Werk in verbindlicher Form Aufmerksamkeit fanden. Einzelne Sentenzen und Grundgedanken – insbesondere das enigmatische *ut pictura poesis* oder das *aut prodesse volunt aut delectare* – traten in den Vordergrund, um als poetologisches Baumaterial der zeitgenössischen Perspektivik einverleibt zu werden. Die nachhaltige Segmentierung der Tradition erzeugte, wie am Beispiel Opitz' deutlich wird, einen produktiven Spielraum, der in vielfältiger Weise mit Wegweisern und intellektuellen Marken poetologischer Selbstverständigung innerhalb der barocken Ständegesellschaft versehen werden konnte. Die Verschiebungen rezeptioneller Schwerpunkte bewegten sich vorwiegend im thematischen Bereich und verlagerten die Aufmerksamkeit der Barockpoeten von der Ode, dem Lied und dem Schauspiel (Aristoteles und Horaz) auf die meist kürzeren Formen des Gedichts. Diese Umorientierungen trugen den Bedürfnissen einer am und im Dreißigjährigen Krieg dynamisierten Gesellschaft und ihrer Suche nach adäquaten kulturellen Ausdrucksformen Rechnung. Die des öfteren kolportierte Ansicht, den Barockpoeten mangle es an poetologischer Bestimmungskraft, kann vor diesem Hintergrund keineswegs aufrecht erhalten werden. Bei allen Angleichungen in der Reichweite der poetologischen Begrifflichkeiten darf die höchst diffizile Art, mit der sie tradierte Wissensbestände in den Dienst der Entwicklung der deutschen Muttersprache zu einem brauchbaren und erstrangigen Kulturinstrument stellten, als Gradmesser und Anzeige für deren innovative Tätigkeit verstanden werden.

Zur Veredlung der gesellschaftlichen Position des Dichters wurde seit Opitz einerseits auf dessen göttliche Begabung und andererseits auf seine Gelehrsamkeit verwiesen, um ihn in den gesellschaftlichen Kontexten „dem ungegründeten Urtheilsspruch des thummen Pöbels“⁶⁰ zu entziehen und zu einem „rechtschaffenen Poeten“⁶¹ zu stilisieren. Darüber hinaus gehörte auch die Abwehr der unqualifizierten poetischen Klientel, der Reimschmiede und Gelegenheitsdichter, der poetischen „Lumpenhunde“⁶² zum Arsenal der poetologischen Zurüstungen, die nicht nur den eigenen Wirkungskreis konsequent abstecken und sichern, sondern auch selbstkritische Distanzierung von den poetischen Umtrieblern und Abweichlern signalisieren sollte, die das dichterische Feld der Ehre allenthalben zu mannigfaltigem Missbrauch nutzten und die Branche in Verruf brachten. Die Kritik am eigenen Berufsstand bezeichnet exakt die Berührungsfläche, die bei der allmählichen Verknüpfung des poetischen Diskurses mit den institutionalisierten gesellschaftlichen Instanzen traktiert wurde. Den selten namhaft gemachten Missbräuchlern konnte der gesamte Katalog sittlich-moralischer Verfehlungen angelastet werden, die in gesellschaftlicher Perspektive nicht mit dem selbstgesetzten Bildungsauftrag vereinbar schienen, den eigenen gesellschaftlichen Konvergenzbestrebungen entgegenstanden oder der Kritik gesellschaftlicher Institutionen anheimfielen. Die entsprechende Kritik zielte auf eine systematische Selbstreinigung des poetischen Diskurses von kompromittierenden Elementen und suchte folgerichtig eine bloß willkürlich verfahrenende Dichtkunst zu diskreditieren, die als Mach- und Handwerk ohne erforderliche Befugnisse und Begabungen ausgeführt wurde.

Was den poetischen „Lumpenhunden“ in den Augen der poetologischen Vordenker vor allem mangelte, war die dynamische Verbindung von *natura* (natürlicher Begabung) und einer auf Fleiß und Übung beruhenden *ars* (Kunstverstand), die nach Horaz als notwendiger Bestandteil des Erlernen und Ausübens der Poesie gedeutet wurde. Die Verschränkung von *natura* und *ars* aber bezeichnete bei Horaz die Wirkkraft eines moralisch verbindlichen Charakters, der, solcherart durch eine prinzipiell unver-

⁶⁰ Balthasar KINDERMANN, *Der Deutsche Poet*, Wittenberg 1664, S. 16.

⁶¹ Ebd., S. 17.

⁶² Ebd., S. 19.

lierbare Tugend geschmückt, auf ein qualifiziertes Urteil (*iudicium*) zurückgreifen konnte und aus dieser Urteilskraft auch die Harmonie der beobachtbaren Einzelheiten zu gestalten vermochte. Begabung und Kunstverstand einerseits und Gebundenheit der dichterischen Phantasie durch eine an praktisch-moralischen Prämissen ausgerichteten Urteilskraft andererseits bildeten für Horaz jene Fixpunkte, von denen her auch in gesellschaftspraktischer Perspektive die Verbindung von (einseitig empfundenem) „prodesse“ oder „delectare“ herzustellen war. In der Tat empfiehlt Horaz einen die dichterischen Absichten ausgleichenden Mittelweg, der durchgängig Nützlich und Ergötzlich zu verbinden hat, um größtmöglichen öffentlichen Anklang zu erzielen.⁶³ Dem Dichter aber wurde in der Sichtweise Horaz' die optimale Sicherung seiner Rechtschaffenheit im öffentlichen Diskurs erst durch die Verpflichtung auf den Einsatz eines Optimums an Begabung und Können zuteil, die jegliche Mittelmäßigkeit in poetischen Dingen auszuschließen suchte.⁶⁴

Aus diesem Umstand geht hervor, wie verbindlich der barocken Dichtergilde insbesondere der Bezug auf vermittelnde horazische Positionen und Anschauungen war. Ein extensiver Nachweis erübrigt sich in diesem Zusammenhang, da – oftmals wörtliche – Bezugnahmen auf Horaz in nahezu jedem theoretischen Diskurs der Zeit anzutreffen waren und der poetologischen Selbstbestimmung assistierten.⁶⁵ Dem Horazischen Modell kam jedoch darüber hinaus sowohl für die Vermittlung der Stellung des Dichters mit den gesellschaftlichen Kontexten als auch für die Vermittlung antiker und christlicher Vorstellungen und Wertgemengelagen eine Schlüsselstellung zu. In den Horizont der christlichen Gesellschaft des 17. Jahrhunderts transformiert, wurde das stoisch geprägte Ideal der Selbstbeschränkung auf eine unverlierbare Tugend (*virtus*)⁶⁶ konsequent und punktgenau in Richtung auf deren christliche Wertkonnotationen verlängert und überformt. „Gott und Tugend“ zum „Zweck und Grunde“⁶⁷ des Dichtens zu machen, erhielt oberster Priorität und wurde als topologische Ortsbestimmung der Poesie im 17. Jahrhunderts durchgängig gebräuchlich.

Die Konvergenzleistungen der Poesie und der sie begleitenden theoretischen Auseinandersetzung und Selbstpositionierung mit dem kirchlich-religiösen Bereich erfolgten auf breiter Front und unter vielfältigen strategischen Gesichtspunkten. Die Rückbindung an die kirchlichen Instanzen und religiösen Kontexte verfolgte im Kern die Absicht, den poetischen Protagonisten gesellschaftliche Anerkennung zu verschaffen und ihren poetischen Werken und Absichten gesellschaftliche Verbindlichkeit zu sichern. Den kirchlichen Kritik- und Streitpunkten sollte durch historisch gelagerte Argumentationsstrategien wirkungsvoll der Wind aus den Segeln genommen und gesellschaftlich-kirchlicher Widerstand entkräftet werden. Die entsprechenden ästhetiktheoretische Bezugnahmen dienten nach außen vornehmlich der Entkrampfung des gesellschaftlichen Binnenklimas und der Vorbereitung eines fruchtbaren Bodens für das Zusammengehen von Religion und Dichtung im Fokus einer imaginierten gemeinsamen Herkunft und gesellschaftspolitischen Zielsetzung.

Die Konvergenzbewegungen dienten nach innen zugleich auch der eigenen Besitzstandswahrung mit Blick auf beanspruchte Traditionslinien: So konnte die in ihrer göttlichen Herkunft aufgewiesene Exklusivität der Dichter und ihrer Kunst vor dem Hintergrund eines aktuellen religiösen Konfliktpotentials nicht nur topologisch zementiert werden, sondern fand über die Verbindung mit der christlichen Tugendlehre wirkungsvollen Eingang in den gesellschaftlichen Horizont und dessen kulturelle Aktionsräume. Der Topos der allgemein als göttlich verstandenen Abkunft der Poesie ermöglichte den Barockpoeten zudem, die im religiösen Kontext strittigen oder fragwürdigen Elemente der Rezeption „heidnischer“ Muster nach außen im Zusammenhang mit dem christlichen Lehrinhalten abzuwerten und zu

⁶³ Vgl. HORAZ, *De arte poetica*, v. 333/334: „omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci / ectorem delectando pariterque monendo“.

⁶⁴ Vgl., ebd., v. 372/373: „mediocribus esse poetis / non homines, non di, non concessere columnae“.

⁶⁵ Nach August BUCHNER, *August Buchners Poet*, Wittenberg 1665, Teil II, S. 32, ist es „des Poeten Ambt ... / dass er zugleich belustige und lehre/ welches eben der Zweck ist/ dahin er allezeit zielen soll.“

⁶⁶ Zur eigentümlichen Ausprägung der „Philosophie“ des Horaz vgl. MAURACH, *Geschichte der römischen Philosophie* (1989), S. 83-105.

⁶⁷ Balthasar KINDERMANN, *Der Deutsche Poet*, Wittenberg 1664, Bl. a2r.

nivellieren, um sie im Gegenzug auf interne Arbeitsfelder zu verlagern und so als brauchbare und verbindliche Bestandteile der poetologischen Selbstbestimmung zu erhalten.

2.2.3 Poesie und rhetorische Tradition

Ein zweites und weitaus umfassenderes Betätigungsfeld der gesellschaftlichen Konvergenzbewegungen der Poesie und ihrer barocken Protagonisten betraf die Ein- und Rückbettung der Pflege- und Kultivierungsarbeit an der deutschen Muttersprache in den breitgefächerten Horizont der rhetorischen Tradition, wie sie insbesondere unter dem Signum der Latinität durch den frühneuzeitlichen Humanismus ihre prägende Gestalt für das 17. Jahrhundert erhalten hatte. Auch hier stand für die Barockpoeten – analog zum Positionierungsbedarf gegenüber den kirchlichen Institutionen und religiösen Wertbeständen – kein Dissenz oder eine radikale Abkehr, sondern nur eine adäquate Anpassungs- bzw. Angleichungsbewegung an die institutionellen Repräsentanten der rhetorischen Tradition (Schule und Universität) zur Debatte. Der bestehende Rechtfertigungsdruck musste auch hier zwangsläufig auf eine grundsätzliche Verbesserung der Stellung der Poeten und größere Akzeptanz ihrer Werke fokussiert sein und zu diesem Zweck auf das Gelehrtenwesen zielen, aus dem sich der Großteil der potentiellen Leserschaft deutschsprachiger Werke rekrutierte. Auch wenn die Problemlagen sich sowohl auf die Stellung der lateinischsprachigen als auch der deutschsprachigen Dichtung bezogen, so hatte doch die Verwendung der deutschen Sprache ihre instrumentelle Neuheit und ihren negativen Ruf als depraviertes Kulturwerkzeug zu verwinden, der auch durch die ostentative Besinnung und den Verweis auf „klassische“ deutschsprachige Dichtwerke allein nicht zu beheben war. Geschickt argumentierte deshalb bereits Opitz mit der gesamten Spannweite der Dichtung überhaupt, um die deutsche Spracharbeit auf diese Weise in eine vielhundertjährige Tradition einzubetten und zugleich als – moralisch unbedenkliche, weil christlich geläuterte – Frucht dieser Tradition und ihrer Entwicklungslinien vorzustellen. Das Kapitel IV des *Buches von der Deutschen Poeterey* bietet bei aller Kargheit der Ausführung dennoch ein ganzes Arsenal von Topoi, die sich in späteren poetologischen Arbeiten immer wieder finden: die Abwehr der Diskussion um topographische und klimatische Besonderheiten für die Entwicklung der Dichtkunst auf deutschem Boden, der Nachweis der Natürlichkeit dichterischer Betätigung eines Volkes bei abwesender Kultur „freyer Künste“, die Eröffnung der deutschsprachigen Dichtungstradition mit dem Hinweis auf die „Bardi, Vates vnnd Druiden“ in Verbindung mit den keltischen Volksgruppen sowie die Erwähnung der mittelalterlichen Sängers, die – so Opitz – „manchen stattlichen Lateinischen Poeten an erfindung vnd ziehr der reden beschämen“ (II/1, 357). Dass es sich bei diesen Argumentationslinien weniger um kulturellen Zündstoff für die poetologische oder gesellschaftliche Selbstbesinnung, sondern um enzyklopädische Bausteine für eine erweiterte Bestätigung der kulturellen Traditionen handelte, wird mit Blick auf die poetologischen Überlegungen des 18. Jahrhunderts deutlich. Erst rund 140 Jahre nach Opitz' richtungsweisender Schrift kamen die „Barden“ als Ahnherren der deutschsprachigen Poesie zu neuer und identitätsstiftender Bedeutung. Die mythologische Wende Gertenbergs und Klopstocks wurde von einem patriotischen Impuls gesteuert, der die deutsche Vorzeit als passendes Vehikel für eine neue kulturpolitische Aufgabe entdeckte und instrumentalisierte. Für die Autoren des 17. Jahrhunderts bildete die Entdeckung der ältesten Quellen der deutschen Sprache und Poesie kein Feld für poetologische Innovationen und ausschweifende mythologische Experimente. Sie entdeckten nur das fehlende Bindeglied zwischen den antiken Klassikern und der Mutterspracharbeit ihrer Gegenwart, ohne an und mit den Quellen selbst zu arbeiten. Die Anpassungsleistung galt der Eingliederung modifizierter sprachlicher Anwendungsbereiche in einen Erwartungshorizont, der in seinen wesentlichen Dimensionen und Inhalten durch den Humanismus des 16. Jahrhunderts sowie durch die

Reformation und Gegenreformation geprägt worden war. Während die Auseinandersetzung mit dem kirchlichen und religiösen Bereich inhaltliche Anknüpfungspunkte zur Untersetzung des eigenen Status favorisierte, blieb das Verhältnis der Barockautoren zu den Bildungsinstitutionen und ihren Vertretern weitgehend auf formale Aspekte beschränkt. Zweifellos gehörten die Auseinandersetzungen über den Kulturstatus der lateinischen und deutschen Sprache zu den zentralen Diskussionspunkten im 17. Jahrhundert.⁶⁸ Dies kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die kontrahierenden Seiten über die entfachten Diskussionen hinaus durch die Basis einer gemeinsam beanspruchten, vielschichtigen und lateinischsprachigen Rhetoriktradition und ein gemeinsames System der literarischen Bildung verbunden blieben.

Die hier in ihren allgemeinen Grundlinien ins Auge zu fassende Anpassungsleistung der deutschsprachigen Barockautoren an vorhandene kulturelle und kulturprägende sprachliche und institutionelle Rahmenbedingungen ist in der seit den späten 1960er Jahren intensivierten literaturwissenschaftlichen Barockforschung vielfach unter dem Blickwinkel des Verhältnisses der Barockliteratur zur „Barockrhetorik“ diskutiert worden. Dabei standen neben der theoretischen Bestimmung des Verhältnisses der poetischen und poetologischen Bestrebungen der Barockautoren mit den Diskursen der gesellschaftlichen Erziehungsinstitutionen auch eine inhaltliche Vertiefung der Diskussion über Formen barocker Rhetorik im Spannungsfeld von Theorie und Praxis, Schriftlichkeit und Mündlichkeit im Vordergrund.⁶⁹ Sie soll hier nur insofern aufgegriffen werden, als sie für die Einsichtnahme in das strategische Verhalten der Autoren bezüglich ihrer gesellschaftlichen Positionierung wichtig ist, um auf diese Weise die Eckpunkte für die nähere Bestimmung der Magdeburger Situation offenzulegen.

Schon Barner hat überzeugend dargelegt, dass die Differenz zwischen der im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts forcierten deutschen Spracharbeit und –pflege einerseits und den tradierten Beständen lateinischsprachiger Rhetorik andererseits keineswegs eindimensional als Verdrängungswettbewerb zu deuten ist. Dagegen spricht nicht nur die frappierende Akzeptanz der lateinischen Dichtung, sondern auch deren häufig gleichrangige Praktizierung bei den deutschsprachigen Poeten und Sprachreformatoren.⁷⁰ Vor dem durchgängig latinisierten Bildungshorizont der Barockpoeten und deren akademischen und gymnasialen Wirkungsfeldern ist hier – wiederum mit Opitz – vielmehr von einer zweckmäßigen Ausweitung der Gültigkeit lateinischsprachiger Rhetorikgrundlagen auf die Arbeit an der deutschen Muttersprache auszugehen. Sie erfolgte vor dem Hintergrund der wirkungsmächtigen lateinischsprachigen Rhetoriktradition, die die Bildungspraxis des gesamten 17. Jahrhunderts dominierte und sich in dieser Dominanz außerordentlich resistent gegen zahlreiche reformerische Einflüsse erwies. Gelehrten-schulen und Universitäten bewahrten in ihrem rhetorischen Selbstverständnis die uneingeschränkte Gültigkeit humanistischer Verpflichtungen auf die antiken Überlieferungen. Sie vermochte deshalb nicht nur die zunehmende Kritik am rhetorischen Formalismus durch Ratichius und Comenius und deren in propädeutischer Hinsicht gepflegte Präferenz der Realien abzuwehren.⁷¹ Auch die Diskreditierung der aristotelischen Dialektik – etwa durch Bacon und Descartes –, der Einfluss naturwissenschaftlicher Methodendiskussionen oder der entgegengesetzte Versuch einer verstärkten Konzentration auf eine erneuerte dialektische Durchbildung des Denkens, wie sie Petrus Ramus anregte und in den Logisierungsversuchen Leibniz', Wolffs und Gottscheds zum Tragen kam, vermochten die Stellung der tradierten und latinisierten Rhetorik im 17. Jahrhundert nicht zu erschüttern. Selbst die Verinnerlichungstendenzen der Theologie eines Johann Arndt, die sich gegen eine formale Tradierung dogmatischer Lehrinhalte wandte und inspirierender Drehpunkt für vielfältige Anknüpfungen auch seitens der

⁶⁸ MATTHIAS, *Geschichte des deutschen Unterrichts*, München 1907, S. 45ff.

⁶⁹ In diesem Zusammenhang immer noch richtungsweisend: DYCK, *Ticht-Kunst. Deutsche Barockpoetik und rhetorische Tradition* (1967) und BARNER, *Barockrhetorik* (1970).

⁷⁰ Vgl. BARNER, *Barockrhetorik* (1970), S. 249-258.

⁷¹ Dies lässt sich etwa an den Schulordnungen in den protestantischen Gebieten ablesen, deren Reformpotential sich meist in methodischen Einzelaspekten erschöpfen. Vgl. dazu VORMBAUM, *Evangelische Schulordnungen*, Band 2 (1863).

Dichtung wurde, blieb ohne signifikanten Einfluss auf die Stellung der Rhetorik im Bildungshaushalt der Institutionen.

Es spricht vieles dafür, dass die Barockpoeten die tradierte Rhetorik und ihr historisches Bezugssystem als „klassizistischen Grundriß“⁷² adaptierten, weil dieser Grundriss durch die Wendung auf die muttersprachliche Pflegearbeit nicht in Frage gestellt worden war. Die funktionale Gültigkeit dieses Grundrisses konnte vielmehr aufgrund seiner Stabilität auch auf neue Tätigkeitsfelder ausgeweitet werden, um auch der Arbeit an der deutschen Sprache das vollständige Potential der dichterisch-rhetorischen Tradition einzuverleiben und zu sichern. Die Anpassung der muttersprachlichen Pflegearbeit an das rhetorischen Wissen der Zeit bedeutete nicht mehr und nicht weniger als die Rückbindung der „Poeterey“ an ihre formaltechnische Basis, die den Protagonisten selbst durch ihre Sozialisierung und ihre Bildungswege vertraut war. Die Einübung und Aneignung rhetorischer Wissensbestände musste den Poeten als unabdingbare Grundlage jeglicher poetischer Tätigkeit gelten. Erst nach ihrer Sicherung waren – in nachgeordneter Weise – Entscheidungen über Stilfragen und inhaltliche Komponenten zu treffen. Die Rhetorik vermochte auch deshalb ihren universalen Rang als „Prinzip des gesamten ‚verbalen‘ Unterrichts einschließlich der Grammatik und Poesie“⁷³ zu behaupten, weil sie für alle sprachnutzenden Anwendungsbereiche das unentbehrliche Hilfsmittel für die Erreichung intendierter Zwecke blieb. Wie die lateinische, so funktionierte auch die deutschsprachige Poesie nach wirkungsästhetischen Maßgaben und verstand sich in diesem Sinne als intentionale Kunst, die durch einen kultur- und gesellschaftspolitischen Auftrag mit dem potentiellen Leser verbunden war und zur Erfüllung dieses Auftrages und zur Übermittlung der dichterisch gefassten Botschaft eines sinnvoll definierten Artikulationsrahmens bedurfte. Es gibt keinen Anhaltspunkt dafür, dass die verbindlich vorformulierten rhetorischen Rahmenbedingungen im lose verbundenen Kollektiv der deutschen Sprachpfleger normativen Stress auslösten. Ihre Anpassungsleistung bezeichnet vielmehr die Rückkehr in den etablierten Modus kultureller Grundschwingungen und das übergreifende Raster intakter zivilisatorischer Selbstverständigungen. Für die grundsätzliche Erreichbarkeit dichterischer Intentionen blieb der Gebrauch anerkannter rhetorischen Mittel und Figuren maßgeblich und verbindlich. Sie boten dem Autor umfassende Anleitung zur Bearbeitung des gewählten Stoffes vom Finden (*inventio*) und der Anordnung (*dispositio*) der Gedanken über die sprachliche Formulierung (*elocutio*) unter Verwendung von etablierten Kunstformen (*figurae*) bis hin zum Auswendiglernen (*memoria*) und Vortragen (*pronunciatio*) des literarischen Produktes. Wie der Redner wurde auch der Dichter durch ein Angebot ausgewählter Vorschriften (*praecepta*) und Übungsbeispiele (*exempla*) über deren Nachahmung (*imitatio*) zum Ziel seiner Bemühungen geführt.⁷⁴ Die Verbindlichkeit der rhetorischen Tradition ordnete Poesie und Prosa gleichermaßen dem Leitbegriff der „Rede“ unter, so dass die Dichtung selbst als durch Metrum und Reim gebundene Rede firmierte.⁷⁵ Ostentative Abweichungen von definierten rhetorischen Standards, in denen stets die Vorbildlichkeit antiker Muster gewahrt blieb, waren im 17. Jahrhundert nicht vorgesehen und galten sogar als Mangel. Die sprachbildenden und sprachtheoretischen Überlegungen, die die Kultivierungsarbeit an der deutschen Muttersprache begleiteten, ließen die rhetorischen Grundlagen folgerichtig weitgehend unangetastet.

Für eine absichtsvolle Verbindung von Poesie und rhetorischem Hintergrund spricht zudem ein weiterer Grund, der mit der Durchsetzung bzw. Etablierung des initiierten kulturpolitischen Diskurses innerhalb des avisierten gesellschaftlichen Horizontes in Zusammenhang steht. Insofern die Dichtkunst seit Opitz ostentativ an die Aufgabe kultureller Aufbauleistung gebunden war, über die auch die Dichter selbst gesellschaftliche Relevanz und Anerkennung beanspruchen konnten, musste die Stellung der

⁷² Ebd., S. 56.

⁷³ BARNER, *Barockrhetorik* (1970), S. 243.

⁷⁴ Vgl. UEDING, *Klassische Rhetorik*, München (32000).

⁷⁵ Vgl. L. FISCHER, *Gebundene Rede. Dichtung und Rhetorik in der literarischen Theorie des Barock* (1968).

Dichtkunst notwendig mit ihrem Praxisbezug, mit der Praktikabilität in gesellschaftlichen Zusammenhängen stehen oder fallen. Alle poetologischen Programme des 17. Jahrhunderts zielten im Kern auf die Realisierung einer poetischen Praxis im Rahmen einer prinzipiellen gesellschaftlichen Anerkennung ihrer verbindlichen kulturpatriotischen Leitlinien. Poetische Arbeit an der Muttersprache implizierte eine substantielle Teilhabe der Poeten an der kulturellen Disziplinierung des Gemeinwesens. Solche Teilhabe an der kulturpolitischen Machtausübung ließ sich jedoch nur realisieren, wenn der Übergang isolierter poetischer Tätigkeit in die gesellschaftliche Praxis ohne immense Reibungsverluste verlaufen kann. Die Poetologien des 17. Jahrhunderts definierten die notwendigen gesellschaftlichen Kupplungen zwischen dichterischem und kulturpolitischem Diskurs als grundsätzliche Lehr- und Lernbarkeit der Dichtkunst selbst. Sie musste sich zum einen über gewollte institutionelle Verbindungen als gesellschaftliches Flechtwerk realisieren und zum anderen die beträchtliche Reibungswärme zwischen differierenden gesellschaftlichen Diskursen durch die Verwendung rhetorischer Gleitmittel abbauen. In diesem Zusammenhang war der Lehrbarkeitsstatus der Poesie eminent wichtig, um das kulturstiftende Sprachförderungsprogramm flächendeckend durchzusetzen und deren Protagonisten in gesellschaftlich wirkungsträchtige Positionen zu bringen. Die Lehrbarkeit der Poesie lenkte zugleich die Aufmerksamkeit auf den wirksamen Hintergrund der gelehrten Bildung sowie der poetischen Techniken und Verfahren, die den formgebenden Behälter für das dichterische Ingenium und seine „Genialität“ bereitstellte und zugleich Referenzflächen schuf, in denen sich sowohl poetologische als auch gesellschaftspraktische Konventionen und Normen abbildeten. Idealer Schnittpunkt von poetologischem und gesellschaftlichem System, von Tradition und Gegenwart, von Kenner- und Könnerschaft, von Inspiration und Handwerk wurde dem Barockpoeten das kritische Vermögen (*iudicium*), das als Ergebnis einer umfassenden Bildung als Nahtstelle von dichterischer Naturbegabung (*natura*) und Kunstfertigkeit (*ars*) aufgefasst wurde und in dem die einander widerstreitenden und sich ausschließenden Seiten zusammenzubringen waren. Hier sollte im Sinne Horaz' gelten: „*nec studium sine divite vena / nec rude quid prosit ... ingenium: alterius sic / altera poscit opem res et coniurat amice*“.⁷⁶ Die poetologischen Selbstbestimmungen der Barockpoetiker lassen jedoch eine zunehmende Präferenz der Kunstfertigkeit (*ars*) und eine Betonung der poetischen Techniken und Muster erkennen, während der Rekurs auf die Naturbegabung nur noch eine leerformalhafte Verfügbarkeit von *Topoi* anzeigte, die inhaltlich kaum noch substantiierbar waren. Die ideale Einheit von *natura* und *ars* löste sich zugunsten propädeutischer Ziele auf. Dies lag jedoch nicht daran, dass die praktische Spracharbeit sich in zunehmendem Maße auf das Ausstreuen der Sprachbasis und die Bestimmung der sprachlichen Bauzeugs als Werkzeug konzentrierte. Die tendenzielle Vergesellschaftung der Poesie und der Poeten erzeugte einen künstlerischen Bedarf nach universaler Verfügbarkeit, die sich zum einen in der zunehmenden Einbindung der Autoren in den Rahmen gesellschaftlicher Bedürfnisbefriedigung, zum anderen in der Abrufbarkeit der Poesie durch die Präsenz dichterischer Arbeitstechniken niederschlug. Seit Mitte des 17. Jahrhunderts ist eine verstärkte Rückbindung der Dichtung und ihrer begleitenden theoretischen Selbstverständigungsprozesse in die institutionelle Wissensvermittlung zu verzeichnen, die zugleich mit ihrer zunehmenden Rhetorisierung verbunden war. Im Kurzschluss mit den bildungstraditionellen Institutionen brach sich in der Dichtungstheorie ein rhetorischer Formalismus Bahn, der sich an den praktischen Bedürfnissen eines breiten Spektrums von Adressaten orientierte und auf diese Weise den wissenssystematischen Anforderungen der Lehranstalten selbst Rechnung trug. Die Poetiken etablierten sich im Zuge der Praktikabilität und Lehrbarkeit der Dichtkunst gleichermaßen als normative Wertlehren und als praktische Musterkataloge dichterischer Produktion, die in der Lehrpraxis durch weitere vereinfachende Hilfsmittel wie Kollektaneen oder *loci-communes*-Hefte ergänzt wurden.

⁷⁶ HORAZ, *De arte poetica*, v. 409-411.

Mit der verstärkten Propagierung der grundsätzlichen Lehrbarkeit der Poesie wurde jedoch zugleich ein Weg beschritten, der die tendenzielle Auflösung der Exklusivität des Dichterstandes und eine regelkonforme Nivellierung des avantgardistischen Potentials beförderte. Der von Opitz inaugurierte göttlichen Ursprung der Dichtung, der als geschichtliches Präfixum in eine überpersönliche und unregulierbare Inspirationslehre mündete, trat im aktuellen zeitgeschichtlichen Horizont in ein Spannungsverhältnis zur profanierenden Regulierung dieses spirituellen Potentials durch ein rhetorisches und poetologisches Regelwerk. Die konstatierbare Tendenz zur „Normalisierung“ exklusiver gesellschaftlicher Befindlichkeiten im Interesse einer erneuerten gesellschaftlichen Respektabilität sprach sich auch in anderen Spannungsfeldern aus: etwa in der Diskrepanz, die zwischen der Präsentation überzeitlicher Wahrheiten und deren exklusiver Vermittlung an den „Pöfel“ und einer grundsätzlichen Öffnung auf die Verarbeitung profaner Themen bei massenhaft auftretenden Gelegenheiten. Darüber hinaus tendierte die Vergesellschaftung von Literatur zur Nivellierung der exklusiven Latinität in Richtung auf eine Volkssprachlichkeit mit gesellschaftlicher Breitenwirkung. Poetologisch maß sich die Dichtkunst im 17. Jahrhundert eine universale Bandbreite möglicher Themen zu, die sie nach allen Richtungen hin für Einflüsse und thematische Okkupationen offen hielt. Um diese Offenheit jedoch nicht als Beliebigkeit zu pflegen, musste die Dichtkunst zumindest theoretisch eben jene moralischen Grenzziehungen als eigene übernehmen, die ihnen von den gesellschaftlichen Institutionen als Bedingungen ihrer gesellschaftlichen Reputation angeboten wurden. Kollektive gesellschaftliche Anerkennung war im eigentlichen Sinne an die strenge Beobachtung der normativen, und d.h. im eigentlichen Sinne legitimierenden Maximen und Richtlinien gesellschaftlicher Kontexte gebunden. So ist beispielsweise die interne Verschmelzung der antiken Tradition mit der christlichen Apologetik solcher akribischen Beobachtung geschuldet. Sie ging nahtlos in eine Eigenkreation des gesellschaftlichen Handlungsspielraumes der Dichtung über, die in einem fortwährenden Wechselspiel mit der „geronnenen Kultur“ und den durch sie verkörperten gesellschaftlichen Verbindlichkeiten ihre Legitimität jeweils neu auszuloten suchte. Auf diese Weise konnte eine Dichtung, die den Anregungen der zeitgeschichtlichen Weltbilder offen gegenüberstand, sich je nach Lage der Dinge, nach Maßgabe der jeweiligen dichterischen Urteilskraft und Weltbildverpflichtung innerhalb oder außerhalb gesellschaftlich legitimierender Grenzen positionieren.

2.3 Poetische „freiheit“ und poetologische Determination

2.3.1 Poetologische Subversionen

Am systematischen Beginn von Martin Opitz' *Buch von der deutschen Poeterey* wird deutlich, dass und wie sich die deutschsprachige Dichtung im Horizont ihrer poetologischen Selbstverständigung auf einem – durchaus methodisch zu fassenden – Konvergenzkurs mit den maßgeblichen gesellschaftlichen Kontexten und ihren Repräsentationssystemen bewegte. Die muttersprachlich orientierte literarische Diskurs sah sich – wie im übrigen auch die lateinischsprachige Dichtung – als prinzipiell „frei“ agierende Kunst dazu genötigt, auf einen ihm scheinbar äußerlichen Rechtfertigungsdruck zu reagieren und sich in einem selbstgesteuerten Prozess erneut und kontinuierlich innerhalb der maßgeblichen gesamtgesellschaftlichen Zusammenhänge zu situieren. Als wesentliche Legitimationsstrategien wurden von Opitz Rekurse auf den theologischen Ursprungsmythos der Poesie – und damit auf eine lehrhaftes Wissensfundament von eigener Dignität – und die Verbindung des poetischen Geschäfts mit rhetorischen Textordnungsmaßgaben ausgemacht. Die poetologisch propagierten strengeren Form- und Kontextbindungen der Literatur bilden zweifellos das Ordnungschema einer fürstenstaatlichen Ständegesellschaft ohne weitreichendes und praktikables Flexibilisierungspotential ab. Sie definieren damit zugleich auch

jene Konzessionsleistungen, die nötig waren, um künstlerische Individualität in den Horizont einer geordneten und hierarchisierten Bildungsgesellschaft zu integrieren.⁷⁷ Und sie beschreiben darüber hinaus auch den mentalen Eigenregulierungsbedarf von Poeten für die „moralische Stärkung und tugendfeste Konformität des potentiell anarchischen Subjekts“.⁷⁸ Die poetologischen Legitimationsstrategien kennzeichnen unter diesen Voraussetzungen ausgleichende Energieflüsse zwischen den Spannungspolen anarchisch-subjektiver Befindlichkeit und gesellschaftlicher Normativität.

Die in den poetologischen Textfeldern eingeschriebene grundlegende Akzeptanz gesellschaftsübergreifender Verbindlichkeiten rhetorischer oder religiöser Art, wie sie sich in den Institutionen als gesellschaftlichen Klammerfunktionen objektiviert haben, darf jedoch nicht über deren wirkliche Bedeutung für die Selbstbestimmung der Poesie im 17. Jahrhundert hinwegtäuschen. Mit gutem Recht läßt sich in der Rücksicht auf gesellschaftliche Verbindlichkeiten ein notwendiger, wenn auch der Dynamik der Dichtung selbst äußerlicher Bestandteil ihrer poetologischen Selbstbestimmung erkennen. Die unter Legitimierungszwang erzeugten Situierungsstrategien reproduzierten und bedienten dabei einen tradierten begrifflichen Schematismus, der in den zahlreichen Poetiken nach – wie auch im Anhalt an – Opitz kontinuiert wurde. Über dessen Gültigkeit innerhalb der poetologischen Selbstbestimmung läßt sich damit jedoch nichts ausmachen. Im Gegenteil: die Verbindlichkeits- und Normierungsansprüche von Bezugnahmen auf die klassische Schulrhetorik im Sinne Quintilians wurden in der poetischen Praxis auf vielfache Weise durch divergierende inhaltliche Blickwechsel und Abweichungen konterkariert.⁷⁹ Im Spannungsverhältnis von formaler Außen- und substantieller Binnenbestimmung der Dichtkunst liegt zweifellos ein wesentliches Moment der gesamten literarischen Entwicklung im 17. Jahrhundert. Es überrascht nicht, dass sein Nukleus sich als Substrat bereits in Opitz' *Buch von der deutschen Poeterey* auffinden läßt.

Wie die genaue Lektüre der ersten vier Kapitel der Abhandlung gezeigt hat, dienen die literar- und kulturgeschichtlichen Exkurse nicht nur einer Abwehr- und Abgrenzungsarbeit poetischer Arbeitsfelder gegen die Zumutungen und Übergriffe gesellschaftlicher Ansprüche. Vielmehr lässt sich auch der konträre Eindruck erhärten, dass die Argumentationsführung Opitz' zugleich einer expansiven Intention verpflichtet ist und in offensiver Weise auf die Beanspruchung, nachhaltige Vereinnahmung und Absicherung diverser gesellschaftlicher Aktionsfelder für die Poesie ausgerichtet bleibt. Sein Bemühen richtete sich auf die effektive Verbindung der Kunst mit den gesellschaftlichen Kontexten, um ihr dadurch einen kalkulierbaren Anspruch als gesellschaftspraktische, bis in die gesellschaftlichen Institutionen Schule und Kirche hinein wirkende Initialkraft zu sichern. Die im vorigen Kapitel entfalteten Anpassungs- oder Konvergenzleistungen der Poesie wäre in diesem Zusammenhang ohne Rücksicht auf deren offensive Motivation in Bezug auf ihre gesellschaftlichen Widerlager nur unvollständig deutbar. Das heißt: die Form der poetologischen Selbstvergewisserung bliebe ohne Rücksicht auf deren tragende inhaltliche Elemente leer. Eine bloß soziohistorische Ableitung der Stellung der Kunst aus den Prämissen der figurierten gesamtgesellschaftlichen Situation liefe somit Gefahr, jene unsichtbaren, nonkausalen Motivketten aus den Augen zu verlieren, durch die die semantischen Arbeitsfelder der Poesie ihre strukturelle Neuformatierung erhalten haben.

Fasst man die poetologischen Selbstverständigungsprozesse unter diesem Aspekt als prädestinierte Diskurse auf, an denen gesellschaftliche Konventionen mit der Deklination des Eigenwerts der Dichtung und der definierten Eigenständigkeit des Dichters ein gemeinsames Wirkungs- und Bezugsfeld erzeugen, in dem sie sich nach den Maßgaben und Bedürfnissen der Zeit ins Verhältnis setzen, entfalten

⁷⁷ Vgl. KÜHLMANN, *Gelehrtenrepublik* (1982).

⁷⁸ KÜHLMANN, *Martin Opitz* (2001), S. 9.

⁷⁹ Verwiesen sei in diesem Zusammenhang allgemein auf die breitenwirksame und ihre poetologischen Konvergenzbemühungen bei Opitz subversiv unterlaufende Verbindung der Dichtung mit mystisch-spekulativen, alchemischen, philosophischen und naturkundlichen Wissensbeständen. Eine Übersicht bietet KEMPER, *Lyrik der Frühen Neuzeit* (1988).

und definieren, so ergibt sich mit Blick auf Opitz' *Buch von der deutschen Poeterey* eine interessante Perspektivenverschiebung. Sie markiert exakt die Nahtstelle von poetischem Innen- und Außenraum, von Selbst- und Fremdbestimmung der Poesie, die Opitz in der Sicht des Jahres 1624 auf eine durchaus singuläre Weise problematisch geworden ist. Neuere Forschungsarbeiten⁸⁰ haben erst kürzlich mit gutem Grund darauf hingewiesen, dass Opitz' poetologische Binnenbeschreibung des eigenen Metiers – beginnend mit dem fünften Kapitel und dem dort thematisierten „zuegehör der Deutschen Poesie“ – den aufmerksamen Eruditus sogleich mit gravierenden Lücken im poetologischen System konfrontiert. Denn Opitz greift zwar zur sicheren Strukturierung des eigenen Vorhabens auf das etablierte Muster der Schulrhetorik zurück und suggeriert damit zugleich die Verlässlichkeit seiner Ausführungen auf der Basis eines allgemein akzeptierten Gliederungskonzeptes. Nimmt man diese rhetorische Vorgabe ernst und unterzieht ihre Umsetzung einer genauen Prüfung, wird schnell klar, dass der Autor hierbei keineswegs musterhaft verfahren ist. So kündigt das fünfte Kapitel neben der Behandlung der „inventio“ auch die eingehende Betrachtung der „Disposition oder abtheilung der dinge von denen wir schreiben wollen“ (II/1, 359) an. Im Blick auf die normtreue Adaption tradiert rhetorischer Verbindlichkeiten wird jedoch sowohl zur *inventio* als auch zur *dispositio* auffällig wenig ausgeführt. Statt einer detaillierten Erläuterung beider Bereiche, die der leitfunktionalen Absicht seines eigenen Anliegens entsprochen hätte, begnügt sich Opitz mit knappsten definitorischen Hinweisen. Die „erfindung der dinge“ sei eine „sinnreiche faßung aller sachen die wir vns einbilden können“ (II/1, 360), ihr Pendant aber, die „abtheilung der dinge“, bestehe in nichts anderem als der „füglichen vnd artigen ordnung der erfundenen sachen“ (ebd.). Methodisch wird der potentielle Leser entlang solcher Definitionen aufs rhetorische Glatteis geführt, denn er findet – entgegen seiner eigentlichen Erwartung – keinerlei weiterführende Anweisungen und Erläuterungen, durch welche konkreten Verfahren ein literarischer Text im Zusammenspiel von stofflicher Erfindung und zweckmäßigen Zurichtung zur Erreichung poetischer Wirkungsabsichten sprachlich hergestellt werden soll. Durch den fehlenden Konvergenzpunkt von *inventio* und *elocutio* aber degradiert sich die avisierte Verbindlichkeit des poetischen Regelwerks zu einer bloßen „Sammlung von Einzelangaben und normativen Feststellungen über Formen, Elemente und Verfahren der Poesie, der das ordnende Zentrum fehlt“.⁸¹

Opitz scheint sich der Mängel seiner verknappten Ausführungen durchaus bewusst zu sein, wenn er diesen Umstand im letzten Kapitel eigens aufgreift und mit der Versicherung verknüpft, er wolle das Fehlende und Mangelhafte „entweder inkünfftig selbst gründtlicher verführen/ oder denen lassen/ die mir an liebe gegen vnser sprache gleiche/ vnd an geschicklichkeit vberlegen sein“ (II/1, 409). Die argumentative Flüchtigkeit der Schrift wird mit der zeitlichen Kürze ihrer Ausführung erklärt und setzt sich – so scheint es – damit selbst in einen krassen Gegensatz zu ihrem fundierenden Anliegen, die Materien der „Deutschen Poeterey“ so zu thematisieren, dass vom belehrenden und erhellenden Argumentationsgang eine bessere „fortpflanzung vnserer sprachen“ (II/1, 343) erwartet werden könne. Offenbar war Opitz nicht der Ansicht, dass seine unterschwellig vollzogene Flucht aus der propagierten diskursiven Ordnung sich kontraproduktiv auf den Erfolg und die Gültigkeit seines Anliegens auswirken würde. Welche Gründe berechtigten ihn jedoch zu dieser Annahme?

Nun gilt auch für die Opitzsche Poetik, was Leibniz – gleichsam exemplarisch für sein Säkulum – in eine tiefendimensionale Aussage über die Dignität von Weltdeutungsverfahren im 17. Jahrhundert zusammengefasst hat: *nihil est sine ratione*. Sucht man nach systematisch verwertbaren Gründen für das skizzierte Opitzsche Verfahren, erhärtet sich schnell der Eindruck, dass der Autor weder die *inventio* noch die *dispositio* einer näheren Erläuterung unterziehen musste, weil ihre Bedeutung per se als gegeben angesehen und deshalb als allgemein bekannt vorausgesetzt werden konnte. Inventionale Problem-

⁸⁰ Vgl. HÄRTER, *Digressionen* (2000), S. 68ff.; KAMINSKI, *Ex bello ars* (2004), S. 43ff.

⁸¹ HÄRTER, *Digressionen* (2000), S. 69f.

lagen blieben für Opitz eindeutig mit dem Wirkungsfeld und der Bedeutung des dichterischen Ingeniums verknüpft, das als poetische Produktionsinstanz zwar als dichterischen Regeln unterworfen gedacht werden konnte, jedoch als natürliche Anlage gegenüber einer verfahrenstechnischen Regulierung resistent blieb und keinen Einblick in die poetologisch relevanten Karten erlaubte. Mehr noch: das inventive Verfahren blieb durch seine Arkanstruktur einer poetologisch erschöpfenden Erläuterung auf Dauer wirksam entzogen. Andererseits war Opitz offenbar auch der Notwendigkeit enthoben, die Fragen der Disposition poetischer Stofflichkeiten mit eigenen Reflexionen zu klären: ihre „fügliche und artige ordnung“ war ihm bereits mit den tradierten Textgattungen gegeben, die als gewachsene poetische Formbestände ihre Bewährungsproben bereits bestanden hatten und deshalb als mustergültige poetische Produkte von jedem Poeten beansprucht werden konnten. Textordnungsverfahren blieben für Opitz gattungsspezifisch definiert, weshalb sich das fünfte Kapitel seiner Poetik nahezu durchgängig mit einer Erläuterung und Abgrenzung der literarischen Gattungen und ihrer Gegenstandsbereiche befasst. Mit dieser Konstruktion ist notwendig auch eine unscheinbare, aber tiefgreifende Verschiebung im Verhältnis von Inhalt und Form verknüpft: durch die ausgeklammerte Erläuterung von spezifischen Textordnungsverfahren als poetischen Handlungsanweisungen tritt die Bedeutung poetischer Formgebung bei Opitz nicht mehr nur in Abhängigkeit von inhaltlichen Maßgaben, sondern als autonomisierte stoffstrukturierende Instanz von eigener Dignität auf. Die extensive Aufwertung der formgebender Literaturgattungen zu einem Formkanon, dem selbst inhaltsgestaltende Funktionen zukommen, läßt nur einen Schluss zu: die möglichen Inhalte der Dichtung haben sich in Opitz' Sicht den sprachlichen Spektren und Bedingungen festliegender Formmuster unterzuordnen und ihre Wissensbestände am Sprachlich-Musterhaften zu konfigurieren.

Indem Opitz aber aus den genannten Gründen auf die poetologische Erläuterung poetischer Verfahrenstechniken verzichtet, leitet er zugleich unter der Hand eine folgenreiche Erosion tradierter schulrhetorischer Maßgaben ein. Sie setzt nicht nur tendenziell die Ansprüche der schulrhetorischen Verbindlichkeiten des Gefüges von *inventio*, *dispositio* und *elocutio* außer Kraft, sondern installiert zugleich neue Arbeitsfelder für eine modifizierte Ordnung der Textproduktion. Durch die produktiven Abweichungen von sprachlichen Normen schuf Opitz einen subversiven Handlungsraum, der – gedeckt und zusammengehalten durch einen konventionellen Überbau von rhetorischen Begrifflichkeiten – zwei grundlegende Entfaltungsmöglichkeiten bot. Er bewirkte einerseits – in der Folge der Aufwertung der literarischen Gattungen zu eigenständigen stoffgestaltenden Instanzen – eine radikale Aufwertung von Sprachlichkeit überhaupt zu einer Sphäre von wertsetzender Dignität. Diese Verschiebung der Bildungsautorität auf die Sprache und ihre kulturtragende und kulturbildende Bedeutung ist im Blick auf den kulturpolitischen Leitauftrag der Zeit nur konsequent. Und er bot andererseits die Gelegenheit für eine freieren, weil unregelmäßigen Einsatz der poetischen Inventivkraft, deren schöpferisches Potential gerade im Schatten der – durch den Gattungsbezug gesetzten – stoffgestalterischen Formalisierungen und Schematisierungen ein ungehemmter Entfaltungsraum zugedacht wurde. Ihre produktiven Energien müssen nicht mehr in Stoffdispositionen eingespeist werden, sondern werden – in direktem Bezug auf die *elocutio* und das mit ihr verbundene Reinigungs- und Erneuerungsprogramm – für innovative Dienstleistungen an der Sprache freigesetzt. Als Resultat dieser sublimen Verschiebungen der poetologischen Ordnung erscheint eine Konstellation von eigenem Reiz: Ingenium und Sprache werden durch die Methodik der Opitzschen Poetik auf eine untergründige Weise so miteinander verkoppelt, dass aus der polaren Konstruktion ein produktives Spannungsfeld mit besonderer Affinität zur Beförderung des kulturpatriotischen Dienstauftrages konstituiert wird.

Die Diskrepanz zwischen dem nach rhetorischen Maßgaben strukturierten Layout der Opitzschen Poetik und ihrem substrukturellen Netz von eigenwertigen Prämissen ist so offenkundig, dass ihr im Blick auf ihren produktiven Grundzug durchaus methodische Absicht und demonstrative Aussagekraft

unterstellt werden kann. Ihr ist folglich nicht allein mit äußerlichen Erklärungsmustern beizukommen – auch mit jenen nicht, die Opitz selbst dem Rezipienten in der Vorrede anbietet. Hinweise auf die „enge der zeit“, auf „allerley vngelegenheit“ und „vnbilliche Wiederwertigkeit“ sowie auf das „schlechte studieren“ (II/1, 338f.) drapieren nur das eigene subversive Verfahren. Dennoch erfüllt der am Ende des Textes nochmals aufgenommene Flüchtigkeitstospos – systematisch vor allem im Bereich der zeitgenössischen Gelegenheitsdichtung angesiedelt⁸² – nicht nur eine provisorische Funktion bei der Kaschierung tatsächlicher und objektivierbarer Unzulänglichkeiten des Textes, um den Leser für sich einzunehmen. Im Gegenteil: der Flüchtigkeitstospos hat Verweiskfunktion, denn er entdeckt dem Leser im eigentlichen Sinne erst jene Aus- und Unterlassungen bei der methodischen Ausführung des Vorhabens, deren Abweichungen vom rhetorischen Normprogramm in deutlichem Kontrast zur Erwartungshaltung gebildeter Rezipienten stehen könnte. Die vom Autor angezeigte Flüchtigkeit in der Ausführung und die mangelnde philologische Gründlichkeit finden ihre Entsprechung in einer – von Opitz eher beiläufig bereits am Beginn der Abhandlung eingeführten, aber schwergewichtigen – Relativierung der Erwartungshaltung des Lesers, in der der Autor in ernüchternder Weise eigens versichert hatte, er sei keineswegs der Ansicht, „man könne iemenden durch gewisse regeln vnd gesetze zu einem Poeten machen“ (II/1, 343). Eine solche sinnsetzende Aussage unterläuft jedoch schon im Beginn der Abhandlung die adaptierte Leitfunktion der Schulrhetorik in eklatanter Weise. Unter diesem Vorzeichen ermöglicht Opitz’ Poetik für den Rezipienten – neben dem stets gegebenen und vorausgesetzten traditionsgebundenen Verständnis – auch ein subversives Spiel mit Konventionen und Erwartungshaltungen, deren Berücksichtigung und Befriedigung allenthalben suggeriert, aber nirgends vollständig eingelöst wird. Methodisch aber wirft die Suspendierung der normativen Verbindlichkeit der Schulrhetorik ein deutliches Schlaglicht auf ein neues poetisches Arbeitsfeld, dass Opitz im Zwielficht des Wechselspiels von Traditionsbezug und Traditionsmodifikation als innovativen poetischen Handlungs- und Spielraum etabliert.

2.3.2 Instrumentalisierung und Adaption

Die Konturen dieses sprachlichen Handlungsraumes zeichnen sich deutlicher ab, wenn man der Frage nachgeht, was denn in Opitzscher Perspektive einen Poeten „macht“, wenn die Bildungs-, Formatierungs- und Normierungskraft des philologisch-systematischen Traditionsbezuges in seinen bestimmenden Ansprüchen zurückgedrängt und methodisch unterlaufen wird. Opitz bietet – den Leitlinien seiner poetologischen Selbstwahrnehmung gemäß – eine Auffassung poetischer Produktivität an, die sich nicht unmittelbar von selbst versteht, sondern sich als Produkt eines mehrfach gegliederten Vermittlungsprozesses herstellt. Im Folgenden soll sowohl nach der Verbindung der einzelnen Glieder dieses Vermittlungsprozesses als auch nach der einheitgebenden Instanz dieser Vermittlungsprozesse selbst gefragt werden. Mit anderen Worten: neben den polaren Bezügen der zu vermittelnden Seiten soll die Opitzsche Auffassung und Beschreibung des poetischen Subjektes ins Auge gefasst werden, das als Steuermann die poetologisch reflektierten Prozessualitäten begleitet.

Zunächst erscheint die Zurichtung des Poeten zu seinem Geschäft in ihrer individuellen Bedeutung als Bildungsauftrag für den je Einzelnen. Er betrifft die Vermittlungsarbeit zwischen den Extremen der – letztlich metaphysisch unterfassten – Naturbegabung und einer an formulierbaren Regeln orientierten und eingerichteten *eruditio* – mithin zwischen Natur und Kunst. Weder allein diese noch jene, sondern die Konvergenz beider Instanzen stellt das Potential und Rüstzeug des Dichters für die Erfüllung seiner poetischen Mission in Aussicht. Im Blick auf die Verbindung beider Seiten sieht sich Opitz deshalb genötigt, „bey hiesiger gelegenheit ohne schew“ zu „erinnern/ das ich es für eine verlorene arbeit halte/

⁸² SEGEBRECHT, *Gelegenheitsgedicht* (1977), S. 207ff.

im fall sich jemand an vnserde deutsche Poeterey machen wollte/ der/ benebst dem das er ein Poete von natur sein muß/ in den griechischen vnd Lateinischen büchern nicht wol durchtrieben ist/ vnd von jhnen den rechten grieff erlernt hat; das auch alle die lehren/ welche sonst zue der Poesie erfordert werden/ [...], bey jhm nichts verfangen können.“ (II/1, 359). Der rechte Poet in zeitgenössischem Gewande hat folglich in sich selbst einen dichterischen Binnenraum zu erzeugen, in dem er nicht nur zwischen seiner undefinierbaren Naturgabe und den Maßgaben schriftlich fixierter Dichtungsmuster und Dichtungsanleitungen, sondern auch in einem konkret zeitlichen Sinne zwischen Dichtungstradition und Dichtungsgegenwart zu vermitteln hat.

Im Licht des konstitutiven Verhältnisses von Ingenium und Sprache kann aber das Verhältnis des Poeten zu den formalen und inhaltlichen Aspekten seiner Bildung lediglich ein Dienstverhältnis sein, das seinerseits an der übergeordneten kulturpatriotischen, auf die Sprache fixierten dichterischen Mission orientiert ist. Klassisches Bildungswissen wird in großem Stil instrumentalisiert, auch und gerade dann, wenn aus den tradierten Wissensbeständen Argumente für die zeitgenössische Legitimierung der Poesie entliehen werden. Dabei wird – wie wir gesehen haben – nicht nur das tradierte rhetorische Regelwerk zur Strukturierung der poetologischen Ausführungen adaptiert, sondern auch die Wirkungsabsichten der klassischen Rhetorik in den ästhetischen Horizont der Spracharbeit übertragen. Auch die Regularien der humanistischen Poetiken werden für die Neukonfigurationen des muttersprachlichen Handlungsfeldes in Dienst genommen. Darüber hinaus aber kommt auch den klassischen Bildungsinhalten in stofflicher Hinsicht – neben dem Fundus des aktuellen Erfahrungswissens – die Rolle eines universalen Arsenal und figurativen Speichers zu, auf den der Poet jederzeit zurückgreifen kann, um aus ihm den sprachlichen Spiel- und Handlungsraum nach Bedarf zu möblieren. In diesem Sinne sind Geschichte und Mythologie im Horizont poetologischer Selbstbestimmung auch in negativer Exemplifizierung als vorzügliche und verlässliche Zulieferer für die stoffliche Bestückung des poetischen Ingeniums brauchbar. Hier entscheidet – über die fachgerechte Verinnerlichung tradierter poetischer Spielregeln hinaus – der Umfang und die Güte der jeweiligen persönlichen Aneignung von tradierten Wissensbeständen über die Reichhaltigkeit der zukünftigen poetischen Inventionen. Damit wird auch einsichtig, warum Opitz’ im Verein mit weiten Teilen der muttersprachlich fixierten Bemühungen des 17. Jahrhunderts stets eine Bildungselite als Zielgruppe favorisierte und keinesfalls als Apologet einer ungebremsten literarischen Popularisierung aufgetreten ist.⁸³ Nicht nur den „trübseligen zeiten“ des Krieges, auch der „höchsten verachtung gelehrter Leute“ und den instrumentalisierenden Ansprüchen der Rezipienten musste effektiv und auf Augenhöhe begegnet werden. Deshalb deutet der durchgängig geringe Aufwand, den Barockpoetiken im Blick auf die Neufindung poetologischer Termini betrieben haben, weniger auf formales Desinteresse oder sprachliche Unfähigkeit der Exponenten, sondern bezeichnet exakt den Grad der Aneignungsleistung, die nötig war, um die zeitgenössische Poesie in den gesellschaftlichen Kontexten respektabel zu machen und zugleich Möglichkeiten zu eröffnen, um tradierte Regeln und Wissensbestände für eigene Zwecke umzumünzen. Deutschsprachige Poetiken des 17. Jahrhunderts traten unter gesellschaftlichem Druck nicht als grundstürzende Avantgarde auf, sondern veränderten behutsam die Bedingungen, unter denen formale und stoffliche Aspekte der Tradition als Ressourcen neu genutzt werden sollten. Und sie veränderten die Bedeutungs- und Geltungsrahmen dieser übernommenen Bildungsressourcen, um im Untergrund, im Abseits, im Schatten gesellschaftlicher Normierungsvorstellungen und des wissenschaftlichen common sense eine neue Plattform für poetische Experimente zu etablieren. Dies bedeutet aber auch: Der Poet Opitzscher Provenienz entfaltet sein spezifisch dichterisches Ethos *nicht* im Spannungsfeld von ingenialer Naturanlage und Regelsystem, von poetischer Gegenwart und dichterischer Tradition. Beide Seiten sind Opitz fraglos kompatibel, weil ihr instrumentelles Verhältnis einen substantiellen Konflikt umgeht und damit auch die Notwen-

⁸³ Vgl. GRIMM, *Literatur und Gelehrtentum* (1983), S. 149ff.

digkeit erübrigt, beide Seiten effektiv miteinander zu vermitteln. Die Opitzschen Poetik ist nicht auf die Restitution der poetischen Tradition, sondern auf die „fortpflanzung vnserer sprachen“ fixiert und richtet den Argumentationsgang an diesem Bedürfnis aus. Opitz hat das instrumentelle Verhältnis des dichterischen Ingeniums zu poetisch relevanten Traditionsmustern am notständigen Verhältnis der Poesie zu den bedrohlichen gesellschaftlichen Kontexten herauskristallisiert. Es handelt sich dabei um eine Aufbietungs- und Aufrüstungsstrategie im strategischen Wettlauf um kommunikative Spitzenplätze, mit der alle brauchbaren Wissensbestände reibungsfrei adaptiert, für eine akute Mission der deutschen Kunstpoesie aktiviert und als Schutzschild ins Feld kommunikativer Auseinandersetzungen geführt werden konnten.

Opitz misst seinem poetischen Idealvertreter eine inspiratorisch-bildungstechnische Selbständigkeit zu, die mit ausreichendem Selbstbewusstsein gegen die Gesamtheit der Ansprüche differenter weltlicher Kontexte aufzutreten weiß. Diese umfassendste Form eines kompetenten Weltbezuges der poetischen Kunst konkretisiert sich in der sozial, politisch und künstlerisch konnotierten Auseinandersetzung von gleichlaufenden, abweichenden oder konkurrierenden Diskursen, die ihre Botschaften fortwährend auf unterschiedlichste Weise und in unterschiedlicher Intensität wechselseitig ineinander einschreiben. Der Horizont poetologischer Selbstbestimmung ist mit guten Gründen gegen die Zweckbestimmungen politischer Verhältnisse, gegen die fortwährenden Fluktuationen gesellschaftlicher Zustände, gegen institutionalisierte Ansprüche und die wechselnden Erwartungshaltungen differenter Rezeptionskollektive – um nur einige Instanzen zu nennen – zu behaupten. Die Abwehr von diskurszersetzenden Einflüssen gehört deshalb zum ständigen Geschäft poetologischer Feinkalibrierungen: sie werden durch einen poetologisch gesteuerte Reflexion aufgefangen, die sie ihrerseits remodelliert und den eigenen Intentionen kompatibel macht.

2.3.3 Ingeniöse Kompositionen

Opitz hat eben deshalb den skizzierten Indienstnahmepraktiken – sofern man sie denn in ihrer methodischen Bedeutung und nicht nur als schmückendes Beiwerk anerkennt – in den ersten vier Kapiteln seiner Poetik breiten Raum gegeben. Mit gutem Grund: die erzielten Ergebnisse bereiten nicht nur den Boden für die Erläuterung des dichterischen Kerngeschäfts Opitzscher Prägung vor. Sie bilden zudem ein Erprobungsfeld für qualifizierte und flexible Verbindungen von poetischem Binnen- und Außenraum, die ihrerseits in engem Konnex mit der Beschreibung des poetischen Arbeitsfeldes stehen. Die von Opitz zur Anwendung gebrachte poetologische Verfahrenstechnik läßt aber zugleich auf eine einheitgebende Motivations- und Ordnungsinstanz aller Aktionsfelder zurücksehen, die nur das beanspruchte dichterische Ingenium selbst sein kann. An seiner sprachmächtigen Schöpferkraft werden in der Opitzschen Poetik sowohl die polyvalenten Wertigkeiten des tradierten Bildungsgutes wie auch die Anforderungen gesamtgesellschaftlicher Kontexte ausbalanciert und in eine produktive Schwebe gebracht. Opitz nutzt das tradierte Konstrukt einer spezifisch natürlichen Disponibilität zum Dichten (*natura*, *ingenium*) als allgemeingültige und außerordentliche Instanz, um Dichter und Dichtungen gleichermaßen aus ihren zeitgenössischen kontextuellen Verklammerungen und Verpflichtungen zu lösen und auf eine zeitlos verbindliche Intentionalität hin auszurichten. Die konsequente Anmaßung eigenschöpferischer Fähigkeiten wurde von Opitz als archimedischer Jetzt-Punkt imaginiert, über den das poetologische Schwergewicht der Dichtungstradition in Richtung auf eine visionäre Zukunft bewegt werden konnte. Nur so konnte es ihm in poetologischer Fundierungsabsicht gelingen, die zeitgenössische Missionsarbeit an der deutschen Sprache einerseits mit qualifizierten, traditionsverbürgten und allgemein anerkannten Maßstäben zu umzäunen und andererseits als eigenständiges Aufgabenfeld einem zeitlosen

fachspezifischen Kontext zu subsummieren, aus dem sich eine den zeitgenössischen Bedürfnissen angemessene Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft ableiten läßt.

Schlüssige Beweise für diese Ausnahmestellung lassen sich schnell auffinden. Im Blick auf das dichterische Ingenium tritt im *Buch von der Deutschen Poeterey* eine weitere begriffliche Unschärfe hervor, die richtungsweisend wirkt. Wenn Opitz betont, dass die sinnreichen poetischen „schrifften auß einem Göttlichen antriebe vnd von natur herkommen“ (II/1, 343), so fasst er zur Beschreibung der ingenialen Produktionsinstanz mit „natura“ und „ingenium“ und göttlicher Begeisterung (*furor poeticus*) drei Geltungsbereiche zusammen, die die Antike sehr wohl zu unterscheiden wusste.⁸⁴ Offenbar war es für Opitz unerheblich, für eigene Zwecke entsprechende begriffliche Unterschiede festzuhalten oder erneut zu generieren. Das entsprechende poetologische Konglomerat bezeichnet denn auch ein breites und changierendes Feld von angeborenen, nicht erlernbaren menschlichen Fähigkeiten und überindividuellen inspiratorischen Einflüssen. Es bot Opitz die Möglichkeit, sich auf das gesamte Spektrum inventiver Quellen zu berufen, die das poetische Geschäft der Willkür menschlicher Machenschaften und dem vordergründigen Rückgriff auf erlernte Techniken entziehen. Das schöpferische Prinzip als Impulsgeber für die kulturpolitische Missionsarbeit wurde somit wirkungsvoll vor dem Zugriff gelehrter Kontrolleuren geschützt und gegen ideologische Übergriffe aus angrenzenden Kontexten abgeschirmt.

Das eigenwillige Opitzsche Konstrukt, das Inspiration und Naturanlage identisch setzt, läßt denn auch weniger auf erborgte poetologische Normkonstrukte antiker oder humanistischer Leihgebern zurücksehen, sondern erinnert in seiner Funktionalität an das poetische Gegenstück zu gleichzeitig kursierenden philosophischen bzw. pansophischen Substraten, die dem zeitgenössischen Horizont der frühneuzeitlichen Subjektbildung im Spannungsfeld von Philosophie, Theologie und Naturwissenschaften prägenden Ausdruck gegeben haben. Der Einfluss neuplatonischen und hermetischen Gedankenguts auf Opitz' *Buch von der Deutschen Poeterey* – Philip Sidneys durch Giordano Brunos neuplatonische Erkenntnislehre inspirierte Abhandlung *Defence of Poesy* (London 1595) dürfte hier als wahrscheinliche Bezugsquelle in Betracht kommen – ist signifikant,⁸⁵ wenn auch in seiner instrumentalischen Verwendung unverkennbar. Auch bei Opitz wird die „Poeterey“ ganz in hermetischer Tradition als erste Philosophie oder „verborgene Theologie“ etabliert, die als gleichsam magische Kunst prädestinierter Naturen den Kontakt mit den Bezirken des Göttlichen herstellt und regelt. Auch der Poet Opitzscher Prägung ist neuplatonisch von einem göttlichen Furor bewegt, der ihn einerseits als Gottsuchenden an den inspiratorischen Geber zurückbindet und ihn andererseits zur Orientierung im Irdischen mit künstlerischen, wissenschaftlichen und prophetischen Dienstaufträgen versieht. Zur stellvertretenden Vollendungsarbeit an der (depravierten) Schöpfung vermag gerade der Poet umfangreiches wahrheitliches Wissen aus privilegierter Quelle als emanierende göttliche Wahrheit zu schauen, um sie für andere sichtbar zu machen und ins Werk zu setzen. In hermetischer Perspektive hat er auf latente Weise als göttlicher Erfüllungsgehilfe selbst einen herausragenden Anteil an der Inspirationsquelle wie am kosmischen Gesamtgeschehen. Seine wissensvermittelnden Techniken im schöpfungsverbessernden und menscheitsbildenden Dienst an der Wahrheit umfassen – der einheitgebenden Quelle des Wissens gemäß – nicht weniger als das Universalwissen der Welt, das durch den Mund des Dichters prinzipiell alle intendierbaren Bereiche der Schöpfung als Information über sich selbst erreichen kann. Opitz sieht den wahren Poeten folgerichtig wie Sidney als sprachschöpfungsmächtigen „monarch“⁸⁶ aller Wissenschaften in einer veritablen Mittelstellung zwischen Gott und Schöpfung.⁸⁷ Seine poetischen Produkte sind den Auskünften

⁸⁴ Vgl. GRIMM, *Literatur und Gelehrtentum* (1983), 154.

⁸⁵ Zur hermetischen Lesart des Opitzschen Textes vgl. BEHÁR, *Weltanschauliche Hintergründe* (1984); CERSOWSKY, *Beziehung zur Magie* (1990) und QUADE, *Literatur als hermetische Tradition* (2001), S. 44–58.

⁸⁶ Philip SIDNEY, *An Apology for Poetry (or the Defense of Poesy)* (ed. Maslen), Manchester 2002, S. 95.

⁸⁷ Ebd., S. 86: „... but rather give right honour to the heavenly Maker of that maker, who having made man to His own likeness, set him beyond and over all the works of that second nature: which in nothing be showeth so much as in Poetry, when with the force of a divine breath he bringeth things forth far surpassing her doings ...“.

wesensverwandter Disziplinen inhaltlich nicht nur ebenbürtig, sondern durch ihre exklusive Formgebung und wirkungsästhetische Kraft überlegen.⁸⁸ Seine künstlerische Triebkraft ist göttliche Liebe selbst, die sich nach ihrem unkontrollierbaren (offenbarungsgleichen) Eingangsbescheid als transitiver Furor aus den imaginativen Bezirken der menschlichen Seele in die stofflichen Gestaltungsmöglichkeiten menschlicher Kunstfertigkeit übertragen läßt. Wie stark dieses Paradigma die intellektuellen Selbstverständigungsprozesse der Zeit beherrschte, geht aus dem Umstand hervor, dass selbst René Descartes eine ähnliche und nicht minder charakteristische Verspannung von *ingenium* und *natura* bietet. Er etabliert um 1630 ein „*naturale rationis lumen*“ als vorzügliches Erkenntnisorgan der philosophischen Wahrheit, dessen Herkunft ausdrücklich aus einem „*nescio quid divini*“⁸⁹ hergeleitet wird.

Die Subsummierung der poetischen und poetologischen Traditionslinien unter das exklusive Verhältnis von sprachschöpferischem Ingenium und Sprache bietet für Opitz entscheidende Vorteile. Sie unterläuft fortwährend die regelgesteuerten formalistischen Einschränkungen und kanonisierten Rezeptionsvorgaben einer routinierten Gelehrsamkeit, die einer gründlichen Entwicklung des deutschen Sprachmediums entgegen stehen. Sie verläßt – wie bei Sidney „*according to the human conceits*“⁹⁰ – durch ihre eigenmächtige Gestaltungskraft die Bezirke der Theologie und Philosophie in Richtung eigenständiger Arbeitsfelder. Und sie liefert zugleich wirkungsvolle Instrumentarien zur Entkräftung von ideologischen Konfliktpotentialen theologischer oder philosophischer Provenienz, denen durch umfassende Rückkopplungen in den Horizont poetologischer Selbstverständigungsprozesse die Spitze genommen wird.⁹¹ Die Ausgestaltung des dichterischen Binnenraums durch Übernahme bewährter Positionen der poetischen und poetologischen Tradition läßt das eigene Erneuerungsprogramm nach außen hin unverdächtig, weil autoritär gestützt erscheinen und neutralisierte zugleich nach innen den autoritären Anspruch dieser Positionen, um ihren ideologischen Eintrag nicht als Bemessungsgrenze für die poetologische Selbstverständigung akzeptieren zu müssen.

Eine wertneutral verstandene, d.h. aus ihren zeitlichen Prägungen befreite Poesie- und Poetiktradition steht für den Dichter Opitzscher Prägung aber sowohl inhaltlich als auch formal zur freien Disposition in einem erweiterten poetischen und poetologischen Aktionsrahmen an. Wie das *Buch von der Deutschen Poeterey* deutlich erkennen läßt, ist die vor-bildliche Verbindlichkeit der dichterischen Tradition für eigene Bildungsleistungen dadurch keineswegs beeinträchtigt. Die Normativität tradierter Wissensbestände ist für Opitz keine festliegende Größe, sondern stellt sich erst in der Verinnerlichungsleistung des Dichters (als Produkt seiner Bildung) her – und zwar allein in Rücksicht und unter der stetigen Maßgabe einer Ingenium und Sprache verbindenden Mission des Dichtens.⁹²

⁸⁸ Ebd., S. 95: „He beginneth not with obscure definitions, which must blur the margent with interpretation, and load the memory with doubtfulness; but he cometh to you with words set in delightful proportion ...”

⁸⁹ So schon in der um 1628 entstandenen Frühschrift *Regulae ad directionem ingenii*. Vgl. René DESCARTES, *Œuvres*, Band X, S. 361, 18 und S. 373, 7.

⁹⁰ Philip SIDNEY, *An Apology for Poetry (or the Defense of Poesy)* (ed. Maslen), Manchester 2002, S. 95.

⁹¹ Dieser Vorgang wird plastisch fassbar etwa in Opitz’ substantieller Verschmelzung von antiker und christlicher Intentionalität von Dichtung. Vgl. Kap. 2.1.

⁹² Hier wird auch sichtbar, dass das skizzierte Verhältnis von Anknüpfung und Disponibilität der Tradition von der einschlägigen Forschung je nach Blickwinkel unterschiedlich ausgelegt werden muss. Aufgrund der von Opitz vorgenommenen Codierung seiner Poetik als Gelegenheitsarbeit verengt sich dabei der Blick regelmäßig auf die Deutung ihrer Defizite als maßgebendes Regelwerk und tendiert in diesem Zusammenhang dazu, ihren innovativen Charakter zu verdecken. Auf der stofflichen Ebene wird die Auseinandersetzung Opitz’ mit der Tradition auch gegenwärtig als unmittelbare Anknüpfung an und weitgehend unproduktive Übernahme poetologisch-normativer Selbstverständigungsmuster gedeutet und dem Schlesier aufgrund seiner offenkundigen Verhaftetheit in der humanistischen Bildungstradition die Rolle des Neuerers im Horizont der Entwicklung der deutschen Literatur nur bedingt zuerkannt. Vgl. dazu exemplarisch GRIMM, *Literatur und Gelehrtentum* (1988), S. 138-155 und JAUMANN, *Buch von der Deutschen Poeterey* (2002), S. 191-213.

2.3.4 Imaginationskraft und „erfindung der dinge“

Durch stetige Erweiterung der Gültigkeit rhetorischer Maßgaben installierte Opitz innerhalb seiner Poetik ein signifikantes poetisches Differenzmodell, das zur produktiven Nachnutzung anregte. In der Kluft zwischen Normgerechtigkeit und Normabweichung vermochte sich auf diese Weise ein agiles dichterisches Ingenium in einem spezifischen Arbeitsfeld einzurichten, das sein auf Sinnreichtum abzielendes Inventivvermögen ganz und gar in den Dienst an der Sprache als seinem vorzüglichen Gegenstand zu stellen vermochte. Dass Opitz in diesem Zusammenhang mit seiner Apologie der Dichtkunst eine „freie“ Arbeitspositionierung des dichterischen Ingeniums gegenüber den Wissensbeständen der Tradition anstrebte, mag auch aus einer anderen Tatsache erhellen. Neuere Untersuchungen zur Entwicklung der Poetologie haben darüber reflektiert, dass und warum nicht nur Opitz, sondern auch seine Nachfolger im 17. Jahrhundert „mit dem Nachahmungsgedanken so oberflächlich und formelhaft umgingen“.⁹³ Was hier in begriffshistorischer Perspektive und im Blick auf adaptierte antike Modelle durchaus richtig als eine Verfehlungsgeschichte oder ein „Grundübel“ gedeutet wird,⁹⁴ wirft jedoch weniger ein Licht auf eine Tendenz der Zeit, die aus eigenem Unvermögen auf eine tiefenstrukturelle Auslotung der Bedeutung aristotelischer Mimetik verzichtet hätte. Besagte ‚Oberflächlichkeit‘ lässt vielmehr – und gegen den Schein ihrer Rhetorikverhaftheit – eine prinzipielle Neuorientierung der Poesie erkennen, die sich nicht vorrangig der dichterischen Tradition, sondern einem aktuellen Bestimmungshorizont soweit unterstellt und verpflichtet fühlte, dass sie ihm – wie bei Opitz – als sprachgekoppeltes kulturpolitisches Rahmenprogramm in ihrer poetologischen Grundlegung Raum und Kontur geben konnte.⁹⁵ Die besagte Oberflächlichkeit des Nachahmungsprogrammes darf hierbei als Anzeige und Wegweiser für die Tatsache dienen, dass der Umgang mit den normgebenden Vorlagen der Tradition entscheidend modifiziert worden ist.

Opitz hat denn auch zielstrebig den befreiten Umgang mit einer nach poetischen Zeiterfordernissen disponiblen, ja instrumentalisierbaren Tradition mit der Tätigkeit einer regeltbundenen Einbildungs- und Erfindungskraft verkoppelt, die dem dichterischen Ingenium erst seinen adäquaten Ausdruck zusichern sollte. Es überrascht nicht, dass die Thematisierung der *inventio*, mit der Opitz seine binnenpoetologische Ausarbeitung (cap. V) beginnt, als poetologisches Hauptlokal dieser Verknüpfung auftritt. Die dichterische *inventio* – und damit auch das ihr zugrunde liegende menschliche Vermögen, die Inventivkraft – erhält in ihrem Bezug auf Inhalte, Stoffe und Themen ohne Umschweife die Bedeutung einer poetischen Universalie zugestanden: „Die erfindung der dinge ist nichts anders als eine sinnreiche faßung aller sachen die wir vns einbilden können/ der Himlischen vnd jrrdischen/ die Leben haben vnd nicht haben ...“ (II/1, 360).⁹⁶ Insbesondere im Blick auf die „sinnreiche faßung aller sachen“ postuliert Opitz hier nicht nur einen gelegentlich, sondern prinzipiell freien Umgang des Poeten mit seinem Stoff, der in seinen „Himlischen und jrrdischen“ Bezügen selbstbewusst gestaltbar blieb, d.h. keine rational-diskursiven Einschränkungen mehr hinzunehmen brauchte, weil er der Obhut der menschlichen Imaginationskraft unterstellt war. Die Poesie wird hier bereits aus einer selbstmächtigen Position gedeutet, die sich in der Lage sah, konkurrierende Diskurse zu kontrollieren.

Wie stark Opitz mit dieser unscheinbaren Definition der „erfindung“ über ihre rhetorische Funktionalität hinausgegriffen hat, erhellt im eigentlichen Sinne erst aus dem gleichzeitigen Bedeutungsschwund verpflichtender Traditionskopplungen und Nachahmungsgebote. Auch die poetologische Diskussion nach Opitz hat die dichterische Einbildungskraft und ihre Erfindungen auffällig deutlich in den

⁹³ PETERSEN, *Mimesis – Imitatio – Nachahmung* (2000), S. 143.

⁹⁴ Ebd., S. 259 ff.

⁹⁵ Vgl. dazu auch das folgende Kapitel.

⁹⁶ Der Bezug auf ein grundlegendes inventives Vermögen, das hier durchaus als Vorläufer der in den Ästhetiken des 18. Jahrhunderts zu systematischen Ehren gekommenen Einbildungskraft gelten darf, stellt sich an dieser exponierten Stelle schon durch die sonst bei Opitz seltene Verwendung des Verbs „einbilden“ her.

Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt und damit den Akzent signifikant in Richtung auf ein selbständiges ingeniales Vermögen und dessen poetische Neuschöpfungen verschoben. Es bedarf keiner expliziten Beweisführung, dass auch Opitz' Grundauffassung der inventiven Kraft des Dichters ganz auf der Linie des von ihm rezipierten neuplatonisch-hermetischen Gedankenguts liegt. Die dem Dichter zugedachte Vermittlungsfunktion zwischen Gott und Schöpfung, aus der er fortlaufend seine poetischen Dienstaufträge erhält, ist selbst ein wesentlich schöpferischer Arbeitsrahmen zugedacht. Der Einsatz der Imagination wird deshalb essentieller Teil der Poesie und poetologischen Selbstverständigung, weil sie gleichermaßen zum einzigartigen Spiegelinstrument göttlicher und weltlicher Sachverhalte avanciert⁹⁷ und beide Seiten durch Fiktionsbildungen in produktive Beziehung setzt. Die Gebrauch der Imagination aber trägt die Spuren eines freien Willens, der *in poeticis* weder den empirisch-wissenschaftlichen Erschließungsprojekten von undurchdringlich anmutenden natürlich-weltlichen Gemengelagen, noch der humanistisch-gelehrten Summierung und Verwaltung von Wissensbeständen, noch der historischen Disziplinierung eine führende Rolle beim Wissenserwerb und Wissenszuwachs zuerkennen kann. Allein die Fähigkeit der ingenial präparierten *inventio* führt nach Opitz zu einer brauchbaren, weil ‚sinnreichen‘ Aufforstung von zuvor sprachreinigend ausgelichteten Wissensbeständen.

Dass es dem Bunzlauer Dichter und Theoretiker dabei in keiner Weise um genieästhetisch inspirierte Originalitätsbestrebungen, um die Autonomisierung poetisch inspirierter Subjektivität oder gar um ein avantgardistisches Überschreiten von sinnhemmenden Grenzen geht, erhellt aus dem poetologischen Kontext, in den die unscheinbare Thematisierung der *inventio* im *Buch von der Deutschen Poeterey* eingebunden ist. Opitz erkennt in der spezifischen Vermittlung von festliegenden und disparaten Bezugsfeldern (des Göttlichen und Weltlichen) und in der ästhetisch-luziden Übertragung erzielter Erkenntnisse in gesellschafts- und bildungsrelevante Nachnutzungsverhältnisse die wesentlichsten Elemente der poetischen Arbeit im sprachlichen Weinberg des Herrn. Der Opitzsche Poet muss deshalb das wegweisende Potential poetischer Tätigkeit vorrangig innerhalb festliegender Relationen realisieren – und zwar in Form von innovativen (sprach)-kombinatorischen Operationen und Sinnübertragungstechniken, die allenthalben poetische Fäden und Muster zwischen metaphysischen und physischen Bezugsfeldern weben. Die poetischen Inventivtechniken des 17. Jahrhunderts greifen durchgängig auf die gegebene Fülle der Erscheinungen von Wirklichkeit zurück, um durch deren Neukombination alternative Wirklichkeiten und Gedankenwelten zu entwerfen. Solche Kombinationsverfahren gewähren dem ingenialen Geist sowohl in seinen relationalen Grundbestimmungen als auch in der prinzipiellen Ausstattung seines moralisch-kulturpolitischen Reisepasses jedoch nur die Wahl der Annahme oder Ablehnung zeitgemäßer mediativer Dienstaufträge, die sich nach Lage der Dinge jeweils neu gestalten können.⁹⁸

Unter inspiratorischer Maßgabe liegt damit zugleich auf der Hand, dass die rationale bzw. logisch-methodische Verarbeitung weltweisheitlicher Einsichten nur einen nachgeordneten Rang im Blick auf den poetischen Wissensbau und die begleitende formstabile Wissensvermittlung beanspruchen können. Denn die Ergebnisse der poetischen Operationen müssen mit den Signaturen inventiver Freiheit auch einen poetischen Mehrwert archivieren, der sich in kulturpolitisch fortschrittlicher Münze auszahlen lassen soll. Opitz selbst bietet deshalb in seiner Poetik konsequent – vom notwendigen technischen Bezug auf die sinngebenden Gattungen und die Verpflichtung auf „reim vnd maß“ abgesehen – keine Regulierungsinstanzen für die inventive Arbeit des Poeten an. Mit seiner unbegrenzten Aufwertung der *inventio* folgt er damit nicht nur Vorgaben der poetologischen Tradition (Ronsard, Scaliger), sondern kultiviert zugleich einen zivilisationskritischen Zeitimpuls. Denn erst die um 1600 einsetzende und sich mit Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges potenzierende Skepsis gegen die herkömmliche Betriebsam-

⁹⁷ Vgl. SCHMIDT-BIGGEMANN, *Philosophia perennis* (1998).

⁹⁸ Vgl. dazu Kap. 2.3.7.

keit der *litterae*, macht die inventive Freiheit des Poeten zu einem essentiellen Akt in bedrängender kulturbarbarischer Lage.⁹⁹

Die Kraftpole zur Spannung poetischer Inventivkräfte liegen im 17. Jahrhundert fest; die moralisch-ästhetischen Prämissen poetischer Arbeit sind definiert. Sie bilden attraktive, normgefestigte, weltweite Behälter und unverrückbare Orientierungsrahmen für jene universalen Sprachräume, in denen sich „das natürliche Vermögen der guhten Einbildung“¹⁰⁰ in seiner ihm eigentümlichen Freiheit zu entfalten vermag. Dies gilt es zu beachten, wenn die zeitgenössischen Apologien der Dichtkunst und die Dichtungen selbst freimütig das überbordende Lob poetischer „Erfindungen“ mit der selbstbewussten Proklamierung des Dichters als inspiratorisch geprägtem „alter deus“ kombinieren und damit in selbstanmaßender Weise – so scheint es – die christliche Ebenbildlichkeitslehre in poetische Kontexte überführen und nach eigenen Bedürfnissen praktisch zurichten. Johann Klaj hat dies – gleichermaßen in Anlehnung an Ovid und Opitz – mit den Worten angedeutet: „Es ist ein Gott in uns/ ein Geist/ wenn der sich reget/ Brent unser Geist auch an/ und sich wie Gott beweget“.¹⁰¹ Harsdörffer liefert das praktische Rüstzeug dieser These, wenn er im Anhalt an Ronsard konstatiert, die Inventivkraft des Poeten sei „in keine Gesetze oder Regeln einzuschrenken/ weil es den Geist/ und den Verstand des Poeten betreffe/ der frey seyn/ und niemand als dem Gebände/ welches er ihm mit der Reimart selbst anwürffet/ verpflichtet“.¹⁰² Und Hoffmannswaldau markiert das produktive Wechselspiel von vorstrukturierten Rahmenbedingungen und freiheitlichem Dichtungsakt, wenn er festhält:

„[...] die schrifft und die gedancken
Sind ja ein wunderwerck und kleinod dieser welt;
Was spielen wir doch nicht in des gemüthes schrancken?
Was haben wir da nicht verwegen fürgestellt?
[...]
Kein scharff gesetz stört allhier den freyen willen/
Und nichts ist starck genug/ das uns zurücke hält.“¹⁰³

Allen sich hier abzeichnenden semantischen Bezugfelder von Dichtung ist gemeinsam, dass sie sich allemal im anerkannten Spannungsgefüge von Ein- und Ausgrenzung, von Inklusion und Exklusion bewegen. Ihre weltweite Bezugnahme ist prinzipiell nur durch den Umfang des reflexiven menschlichen Behälters, durch das „Gemüth“ und sein Fassungsvermögen begrenzt.

Nachahmung beschreibt in diesem Zusammenhang – wie dies etwa bei Harsdörffer deutlich wird – nur noch die intentionale Bezogenheit des dichterischen Ingeniums auf Vorfindliches, das gleichermaßen traditionelle wie gegenwärtige Tatbestände als Wissensquellen umfasst, ohne dabei qualitative Unterscheidungen berücksichtigen zu müssen. Vielmehr bricht sich der aemulative Zug der poetischen Inventivkraft Bahn: „Muß aber die Erfindung von den alten Poeten abgesehen werden/ so frage ich/ von wem dann sie es abgesehen/ oder gelernet haben. Warum solten dann wir nicht sowol als sie etwas Neues erfinden können?“¹⁰⁴ Die stoffliche Vielfalt der Tradition wird hier wie die beobachtbaren Phänomene der Natur im Sinne eines Wissensarsenals für die dichterische Tätigkeit und ihre zeitgenössischen Transponierungen zur Verfügung gestellt, um „selber Inhalt und anderer Meinung anbringen und aus selbst eigenen Wohlvermögen viel zu ersinnen wissen/ dazu die Dichtkunst Kunstrichtig veranlas-

⁹⁹ Vgl. KÜHLMANN, *Gelehrtenrepublik* (1982), S. 17ff.

¹⁰⁰ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 5, Nürnberg 1645, S. 20.

¹⁰¹ Johann KLAJ, *Lobrede der Teutschen Poeterey*, Nürnberg 1645, S. 4.

¹⁰² Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 5, Nürnberg 1645, S. 21.

¹⁰³ Christian Hoffman von HOFFMANNSWALDAU, *An Flavien*. In: Benjamin NEUKIRCH (Hg.), *Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen auserlesener und bißher ungedruckter Gedichte*, Teil 1, [1697], Tübingen 1961, S. 78.

¹⁰⁴ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 5, Nürnberg 1645, (1645), S. 22.

set“.¹⁰⁵ Bereits die Opitzsche Auffassung der dichterischen *inventio* beweist hierin ihre stärkste Kraft, wenn sie sich als vorzügliche Vergegenwärtigungs- und Verknüpfungsinstanz von Anwesendem und Abwesendem, als umfangreiche Matrix von menschlichen Vorstellungen bewährt und ihre Freiheit als – so Luhmann – „selbstveranlaßte Wahrnehmungssimulation“¹⁰⁶ unter Beweis stellt. Deren Maßgabe ist eine emanzipierte, weil spontane dichterische Einbildungskraft, die dem poetischen „selbst eigenen Wohlvermögen“ seine eigentliche Substanz gibt und den Dichter zum kreativen inventor poeticus und Schöpfer alternativer Wirklichkeitskonzepte und Gedankenwelten aufwertet. Das auf diese Weise freigeräumte Feld poetischer Erfindungen bleibt dabei – neben dem aktuellen Zeitbezug und seinen kulturpolitischen Maßgaben – in erster Linie durch die permanente Verpflichtung auf ästhetische Standards gebunden, die Opitz kurz mit dem Hinweis auf die dreifache Bedeutung der Arbeit an und mit der Sprache im Blick auf „elegantz oder zierhligkeit, ... composition oder zuesammensetzung/ vnd ... dignitet vnd ansehen“ umreißt und auffächert (II/1, 371).

Es liegt auf der Hand, dass die entschiedene Aufwertung der Einbildungskraft – zunächst in allgemeinster Form verstanden als ein menschliches Vermögen zur Herstellung von Sinnreichtum – zwangsläufig mit einer vielfach modifizierten, im Grundkanon aber stringenten christliche Tradition kollidieren musste, die seit Augustinus auf die Gefahren einer – grundsätzlich an ihren weltlich-
endlichen Bezügen und Zwecken entfesselbaren – menschliche phantasia mit memorialen Großoffensiven geantwortet hatte. Der menschlichen Einbildungskraft wurde dabei die menschliche Fähigkeit der Erinnerung (memoria) als wahres ‚Wohlvermögen‘ mit Wächterfunktion vorangestellt, um sie auf diese Weise in die rational dominierte Aufgabe der Rückerinnerung menschlicher Gottebenbildlichkeit einzubinden und die unkontrollierbaren Entfaltungspotentiale der Phantasie durch die Verknüpfung mit metapysischen Aussichten in eine alternative Welt zu kanalisieren, die nicht von dieser Welt sein sollte. Direkte Bezüge des Poetiken der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf die Einbildungskraft als dichterisches Exklusivvermögen fehlen wohl auch deshalb nahezu vollständig, weil auch die stoizistische Kritik an der Einbildungskraft und ihren Produkten im zeitgenössischen Horizont durch Lipsius oder Schottelius einflussreiche Erneuerer fand.¹⁰⁷

Dennoch zeigten solche umfassenden Domestizierungsabsichten im Blick auf die Einbildungskraft in den poetologischen Selbstbestimmungen bei und nach Opitz nur noch oberflächliche Wirkung. Vor allem deshalb, weil die poetische Einbildungskraft die Gegenstände ihrer physischen und metaphysischen Bezüge in ein eigengesetzliches und beziehungsreiches Arbeits- und Handlungsfeld zu überführen verstand. Die deutsche Muttersprache ließ sich – unabhängig von divergierenden kontextuellen Bezügen des dichterischen Diskurses – gleichermaßen als Instrument und als Gegenstand der Bildungsbemühungen ausweisen und verbürgte so auf gleichsam natürliche Weise die Ordnung und Geschlossenheit des poetischen Handlungsspielraumes. Allein im innersprachlichen Weltraum fiktionaler Musterungen vermochte die poetische Einbildungskraft ihre gesellschaftlichen Verschränkungen und Kodifizierungen so zu lockern, dass sie sich in Sprach-Spielen eigener Provenienz zu entfalten vermochte. In ihnen suchten die Spieler und Mitspieler folgerichtig den Horizont von Sprachbildungsprogrammen bis in die entlegensten Winkel auszuloten und deren originalitätsstiftender Kombinationsdynamik auf die Spur zu kommen. Die Sprache selbst gerierte im sprachpflegenden, sprachreinigenden und sprachhütenden 17. Jahrhundert zur unerschöpflichen „Quelle für Metaphern, Symbole und lyrisch-paralogische Sinnfiguren“.¹⁰⁸

Bemerkenswert bleibt jedoch, dass die dichtenden Protagonisten der Sprachspiele zur Erledigung ihres weltlichen Auftrages sich auch der gleichklingenden spekulativen Mittel der Zeit bedienen und da-

¹⁰⁵ Ebd., S. 21f.

¹⁰⁶ LUHMANN, *Kunst der Gesellschaft* (1995), S. 16.

¹⁰⁷ Vgl. dazu ALT, *Träume der Imagination* (2002), S. 37.

¹⁰⁸ HOCKE, *Manierismus in der Literatur* (1959), S. 58.

mit eigentümliche Konvergenzen mit parallel laufenden Diskursen eingehen konnten, in denen ebenfalls imaginativ befruchtete Arbeitskonstellationen die Szenerie beherrschten. Harsdörffers Entwurf eines – offenbar durch die zeitgenössischen philosophisch-theologischen Diskussionen der *ars combinatoria* inspirierten – „Fünffachen Denckrings der Teutschen Sprache“ zum Gebrauch für den investigativen deutschsprachigen Poeten (vgl. Anhang zum ersten und zweiten Teil des *Poetischen Trichters*, Nürnberg ²1650) entspricht ganz und gar dem Habitus eines poetischen „alter deus“ oder „vice deus“, der sich mit der Konstruktion einer universalschöpferischen „Wort-Maschine“ zugleich den Schlüssel zur Eröffnung eines unabsehbaren poetischen Neulandes zu verschaffen sucht. Neben der Sprachreinigung und Sprachdisziplinierung, wie sie vorrangig Opitz bewegt hatte (Versreform), wurde schnell auch das unabsehbar weite Feld der Sprachbereicherung systematisch bebaut und in der Totalität seiner Möglichkeiten überdacht. Schottel, Zesen, Hoffmannswaldau, Lohenstein oder Harsdörffer – um nur einige prominente Namen zu nennen – suchten sich als Inventoren seltener Redensarten, als Sprach-„versteller“, Klangmaler und „Aenigmatore“¹⁰⁹ zu bewähren. Das Fiktionalisierungspotential dieser Dichtungsavisen wuchs mit ihren sprachspielerischen Möglichkeiten und musste unter dem Leitanspruch der dichterischen *inventio* keine Rücksicht mehr auf konservative Nachahmungsaufträge nehmen. Die Domäne der Poesie blieb – zumindest in theoretischer Perspektive – nicht einmal mehr auf den Kreis des Wahrscheinlichen eingeschränkt, das – dem aristotelischen Diktum folgend – stets als Ergebnis eines poetisch-legitimen Umbildungs- und Überformungsprozesses von Realität in ihren maßgeblichen Grenzen aufgefasst werden konnte. Der barocke Poet vermochte sich in konsequenter Weiterführung seiner inventiven Freiheiten auch dadurch selbst als unabhängiger creator ex nihilo zu positionieren, dass er „aus dem/ was nichts ist/ etwas machet“,¹¹⁰ oder anders ausgedrückt: „Es findet, bildet, weitet, mahlet, stellet, setzet der Poet, was nie gewesen ist, zu fassen seine Lehre, dahin er abzielet.“¹¹¹ Auf dem Weg zur Darstellung der dichterischen „Lehre“ in den Grenzen der jeweiligen moralisch-praktischen Verpflichtungen und unter den Maßgaben von wirkungsästhetischen Absichten ist dem barocken Inventor somit prinzipiell jede erdenkliche Möglichkeit innerhalb des Sprachraumes eröffnet, die dichterischen Materien inventorischen Prozeduren zu unterziehen und dabei auch technisch präparierte Inventionstrategien zu nutzen.

Als deutlichstes strukturelles Merkmal für die bahnbrechende Wirkung imaginativer Strategien zur Vermittlung aller Instanzen des poetischen Sinnhorizontes darf die extensive Aufwertung der Produktion von Metaphern und – in ihrer Folge – von Sinn-Bildern¹¹² gelten, deren gedankliche Freiräume den nachhaltigsten poetischen Ausdruck der Universalbezüglichkeit von Sprache und Welt lieferten. Durch avancierte metapherngestützte Sinnübertragungstechniken bahnte sich die poetische Sprache des 17. Jahrhunderts vielfältige eigene Wege, um sich von zu engen Abbildungs- und Darstellungsverpflichtungen ihrer weltlichen Bezüglichkeiten zu lösen und kreative und kritische Potentiale in die unabsehbaren Felder emblematisch verschlüsselter Selbstverständigungsprozesse umzuleiten und auszubreiten. Der bloßen Verfügbarkeit des Wissens aus einem festliegenden Fundus von Wissbarem antwortet in der poetischen Metaphorik und Sinnbildproduktion die unabgeschlossen-produktive Differenz der inventiven Zusammenschau von Phänomenen aus disparaten Beobachtungsbereichen, die auch Optionen trennscharfer Verstandesarbeit als „Freudenspiel“ in den Horizont der Sprachkunst und ihrer Gesetzmäßigkeiten einzugliedern vermag.¹¹³ Das Sprachfeld selbst wird unter der Maßgabe der Entdeckung eines Universums produktiver Ähnlichkeiten zum unerschöpflichen Konvergenzpunkt dichterischer Weltdeutungen.

¹⁰⁹ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Lob und Prob der Teutschen Wolredenheit. Das ist: des Poetischen Trichters Dritter Theil* ..., Nürnberg 1653, S. 26.

¹¹⁰ Ebd., S. 3f.

¹¹¹ Ebd., S. 166.

¹¹² Vgl. Hierzu stellvertretend Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 1, Nürnberg 1644, S. 50-74.

¹¹³ Vgl. Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 5, Nürnberg 1645, S. 85-280.

Schon in Opitz' *Buch von der Deutschen Poeterey*, genauer: in dessen semantischen Klüften und Auslassungen, ist somit der Weg in Richtung auf eine exzessive Sprachfelderschließung unter invento-rischen Auspizien vorgezeichnet, die dem menschlichen Imaginationsvermögen selbst neue Bedeu-tungshorizonte vorzeichnen sollte. Die sukzessive Verwandlung des – bei Opitz noch unbenannten – menschlichen Inventivvermögens in ein sprachliches Universalinstrument von eigener Dignität und seine poetologische Entdeckungsarbeit hat ihren deutlichsten zeitgenössischen Ausdruck in Emanuele Tesauros *Cannocchiale Aristotelico* erhalten. Das anthropologisch verwurzelte Bedürfnis des Menschen nach einer zusammenhängenden, kombinatorischen Erkenntnis von lebens- und überlebensweltlichen Zusammenhängen gerierte bei Tesauro nicht zur kategorial zerlegenden Verstandesarbeit im Anhalt an natur- und geisteswissenschaftliche Experimente (Bacon und Descartes). Unter dem Namen *argutezza* avancierte die Verstandestätigkeit zum nicht-kategorialen Arbeitsinstrument für eine überbordende wie sinnreiche Kombinatorik von Erkenntnismaterialien für alle Lebenslagen. Scharfsinnigkeit gilt Tesauro deshalb als universales Ausdrucksmittel, mit dem sinnreiche Erkenntnisse in die Felder figurierter Rede transferiert und in „concetti“ kunstfertig zugerichtet und zur Darstellung gebracht werden können. Die *argutezza* gilt deshalb als „Gran Madre d' ogni' ngegno Concetto: chiarissimo lume dell' Oratoria, & Poetica Elocutione: spirito vitale delle morte Pagine: piaceuolissimo condimento della Ciuil conuersatione: vltimo sforzo dell' Intelletto: vestigio della Diuinità nell' Animo Humano.“¹¹⁴ Tesauro stellt auch hier ganz entschieden die natürliche Begabung gegenüber einer bloß gelernten Fähigkeit heraus – „la Natura, e non l'Arte, esser Maestra delle Argutezze“¹¹⁵ – und hält auf diese Weise die Verbindung zu divinatorischen Inspirationsquellen fest. Die ursprünglich durch den Schöpfungsakt verbürgte Zusammengehörigkeit aller Dinge innerhalb einer göttlichen Ordnung ermöglicht es dem scharfsinnigen Poeten, assoziativ verfahrenende Produktionsmuster einzuführen, die darauf abzielen, auf gleichsam natürliche Weise neue und sinnträchtige Verbindungen zwischen den Dingen zu stiften und in poetischen Schöpfungsakten das göttliche Handeln zu imitieren. Der Entwurf von imaginierten Sinnuniversen als sprachlichen Systemen von kommunizierbaren Schriftzeichen beruht dabei ganz und gar auf der Entfaltung eines bedeutungsstiftenden Spiels von Ähnlichkeiten, das konkrete und abstrakte Sachverhalte, Erscheinungen und Ideen durch sich überlagernde Sinnzuweisungen zu einem mehrdimensionalen Kosmos von unabsehbaren Sinnzusammenhängen verdichtet und seine Energie unausgesetzt in dynamisch perpetuierte Assoziationsforen einspeist. Einbildungskraft wird damit als ein menschliches Vermögen sichtbar, das *in poeticis* als ein Arbeitsinstrument fungiert, das die sichtbare Welt und ihre mannigfaltigen Erscheinungen des Kreatürlichen durch Sinnübertragungstechniken transzendieren und damit für metaphysische Wahrheiten und Anschauungen transparent machen. Genau darin sind poetischer und theologischer Diskurs strukturell verwandt.

Barocke Poesie entfaltet somit eine kompensatorische Kraft gegen die Logik des begrifflichen Denkens der sich ausdifferenzierenden Naturwissenschaften, die gerade um „klare“ und „deutliche“ Erkenntnisse und die kategorische Trennung von Erkenntnisfeldern bemüht waren. Für die Poesie wird damit ein Verfahren konstitutiv, das aufgrund seiner nonkausalen Ordnungsstruktur der zeitgenössischen naturphilosophischen Rationalisierung diametral entgegenläuft und deshalb bereits bei Platon verpönt war. Für den deutschen Markt lieferten nicht zuletzt Jacob Masens *Ars nova argutiarum eruditae et honestae recreationis* (Köln 1649, ³1687), Christian Weises *De Poesi Hodiernorum Politicorum Sive De Argutis Inscriptionibus Libri II* (Jena 1678) und Daniel Georg Morhofs *Commentatio de argutiarum disciplina* (s.l. 1693) auch die begrifflichen Auf- und Zurüstungen für scharfsinnige poetische Verfahrenstechniken.

¹¹⁴ Emanuele TESAURO: *Il Cannocchiale Aristotelico*, Torino 1670, S. 1. Zum Einfluss dieses Werkes auf die (italienische) Dichtung des 17. Jahrhunderts vgl. FRARE, *Per istraforo di prospettiva* (2001), S. 103 ff.

¹¹⁵ Ebd., S. 2.

2.3.5 Literarische Akkumulationen und literarischer Betrieb

Es ist in diesem Zusammenhang durchaus erstaunlich, dass die Bedeutung der inventiven poetischen Arbeitsmöglichkeiten, die sich aus dem inneren Bezirk eigenschöpferischer Fähigkeiten des Poeten herleiten lassen, in den zeitgenössischen Dichtungstheorien nach 1650 bis zum Ende des Jahrhunderts nur unvollkommenen Anklang finden. Strukturelle Verweise auf poetische Arkanbereiche, die noch bei Opitz als direkte divinatorische Wegmarken einer qualitativen Unterscheidung poetischer Produkte Anklang fanden, sind zunehmend im Schwinden begriffen und machen Platz für die Darstellung neutralisierter poetischer Arbeitspraktiken, die sich – so scheint es – zunehmend an den pragmatischen Bedürfnissen der Rezipienten orientieren. Die Urheber poetologischer Strategien gehen – man möchte meinen zwangsläufig – dazu über, ihrer poetisch ambitionierten Klientel neben dem schmalen Apparat homogenisierter dichterischer Regelanweisungen auch und vor allem die überbordenden und im eigentlichen Sinne unabsehbaren poetischen Arsenale – die *copia rerum et verborum* – mitzuliefern und eine überbordende Fülle poetischer Exempla zur zweckmäßig-freien Nach- und Weiternutzung verfügbar zu machen. Zwangsläufig erscheint ein solcher Prozess deshalb, weil die zweckmäßige Zubereitung von Materialsammlungen als „Fundgruben“ für die poetische Arbeit nur die logische Konsequenz aus jenem produktiven Grundprinzip zieht, das die gesamte Barockzeit beherrscht. Wo die Fiktion einer übergreifenden und verbindenden, d.h. kollektiven Arbeit an der gemeinsamen deutschen Sprache zielgerichtet auf die Vermehrung und Anreicherung von Sprachlichem als Geschriebenem ausgeht, müssen sich die Ergebnisse solcher Produktion von „Sinnreichtum“ notwendig an entsprechenden Sammelplätzen als transportable Residuen niederschlagen. Die vermeintliche Regression barocker Poetiken zu dickleibigen wie unbeweglichen stofflichen Sammelbehältern gewinnt vor dem Hintergrund muttersprachlicher Bildungsoffensiven eine neue und eigentümliche Dimension. Denn poetische Thesaurii – und dies wird allzu oft außer acht gelassen – repräsentierten als verdichtete Zustandsbeschreibungen poetischer Diskursivität nicht nur einen jeweils erreichten Status quo sprachlicher Transformationsleistungen. Sie bildeten zugleich protagonistenbezogene Reservoirs der Selbstversicherung für eine erfolgreiche Orientierung innerhalb eines beweglichen Sprachbildungsmodells, das im Zuge der qualitativen Angleichung der deutschen Sprache an den europäischen Sprachstandard vor allem anderen eine entwicklungssträchtige Dynamik implizierte.¹¹⁶ Der zunehmenden Unübersichtlichkeit der poetischen Lage durch sinnstiftende Verfahren und der logischen Entgrenzungsarbeit poetischer Inventivkräfte musste notwendig eine eigene rational motivierte Bewegung innerhalb des poetischen Diskurses antworten, um die steuernde Gewalt über das ganze Projekt inventiver Sprachbildungen nicht zu verlieren. Mit anderen Worten: Um die möglichst reibungsfreie Fortführung von poetischen Inventivverfahren unter Berücksichtigung eines fortschreitenden Status quo zu sichern, war der menschlichen Einbildungskraft und ihren Arbeitsabläufen notwendig ein rechnender und ordnender Verstand an die Seite zu stellen, der durch die gattungsbezogene Selektion und Zurichtung vorhandener Materien für eine instruktive Bereitstellung von relevant erneuerten Materialbasen verantwortlich zeichnete. Es ist sicher richtig, in der rationalen Selbstregulierung des poetischen Diskurses, d.h. in der ästhetischen Remöblierung des deutschsprachigen Sprachfeldes mit nachahmungswürdigen poetischen Mustern, den Beginn eines Selbstverarbeitungsprozesses zu entdecken. Der direkte Bezug von menschlichem Ingenium und ingenialer Inspirationsquelle wurde zunehmend durch den Filter eines adipösen Katalogs poetischer Beispiele verstellt, dessen musterhafte, und d.h. maßgebende Zubereitung auf Dauer eine Veränderung in der Auffassung von poetischer Produktivität selbst provozieren musste. In ausschließlicher Orientierung auf poetische Mustersammlungen

¹¹⁶ Wie schnell solche sprachfortschrittliche Dynamik in eine systematische Reflexion auf die eigenen geschichtlichen Dimensionen im europäischen Sprachraum münden konnte, beweist etwa Daniel Georg Morhofs *Unterricht Von Der Deutschen Sprache und Poesie/ deren Ursprung/ Fortgang und Lehrsätzen*, Kiel 1682.

konnten inventive Verfahren alsbald als rational beherrschbare Sinnverknüpfungstechniken vorgestellt und auf diese Weise einem größeren Kreis von Produktionsinteressenten zugänglich gemacht werden.

Warum Florilegien, Aerarien, Schatzkammern, Exzerptsammlungen u.ä. unter diesen Voraussetzungen dennoch primär als produktive Basen für kontinuierliche sprachzentrierte Operationen dienen konnten, wird erst im Blick auf die Tatsache deutlich, dass sie als zeitbedingte Speicher- und Repräsentationsformen die optimale Bündelung und Zirkulation des verfügbaren Wissens *in poeticis* garantierten und deshalb den Vorzug vor anderen Medien erhielten. Die fortgesetzte Bearbeitung des eigenen, des deutschen Sprachfeldes – als gemeinsame fiktionale Motivationsklammer der Vorstellung einer „Gelehrtenrepublik“ nicht unähnlich – erforderte eine umgehende Implementierung von Speicherverfahren und Archiven, die als Instrumente einer sukzessiven kulturellen Transformation in Dienst zu nehmen waren. Die archivierende und repräsentierende Funktion von Speichermedien bringt indes das wesentlich Prozesshafte barocker Textproduktion ans Licht, dessen Eigendynamik in zunehmendem Maße einer begleitenden Organisation und Steuerung bedurfte: die fortgesetzte Akkumulation von „Sinnreichtum“ durch permanente Veräußerung von Texten in andere Texte. Dabei ist eine Vorstellung entscheidend, dass neue Texte im inventiven Produktionsprozess jeweils aus einem Konglomerat schriftlicher Vorlagen hervorgehen, die den Kanon der jeweils individuellen Bildung des Kompilators entfalten, dabei aber in den Textgattungsrahmen eigene Dignität gewinnen und sich im Moment ihres Eintritts in den öffentlichen Rezeptionshorizont als mustergültige Produkte zur umgehenden Nach- und Weiternutzung anbieten. Erst die uneingeschränkte Zirkulation von Texten und die Möglichkeit der transgressiven wechselseitigen Sinnübergänge und Bedeutungspassagen konstituiert ein gemeinsames, weil objektiviertes Sprachfeld, auf das sich alle Poetiken als primären Tätigkeitsbereich beziehen können. Die schriftfixierte Rückläufigkeit von Texten in Texte bildet dabei einen primären Zirkel, in dem sich poetische Diskursivität durch Eliminierung aller störenden (äußeren) Einflüsse dynamisch entfalten kann. Die Gesamtheit zirkulierender Textbestände bildet auf diese Weise einen abgeschotteten, für Inventionen offenen Sprachinnenraum, der jederzeit und für jeden Befugten als innovativer Handlungs- und Konvergenzraum ansprechbar bleibt.

Mit Recht wurde darauf hingewiesen, dass diesem gravierenden Vorgang eine produktionslogische „Diätetik“¹¹⁷ dichtender Subjekte zugrunde liegt, bei der – unter weitgehender Ausschaltung subjektiver Hemmungen und Rückkoppelungen – „Fremdes“ umstandslos aufgegriffen und durch schriftliche Interventionsverfahren in „Eigenes“ verwandelt werden kann – ein Vorgang, bei dem der inventive Poet das „Gehirn zum guten Magen machen“ und die diätetisch ausgewählte ästhetische Speise „in eigenen Nahrungs-Saft“ verwandeln muss, wie Sigmund von Birken in seiner Poetik eigens betont.¹¹⁸ Die Vorstellung organischer Verdauungsvorgänge veranschaulicht hier eindrucksvoll die transformative Verwindung dichterischer Traditionen im Licht einer ganz und gar gegenwärtig scheinenden ästhetischen Sonne. Daniel Georg Morhof etwa dokumentiert in seinem *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie* (1682, ²1700) auf geradezu paradigmatische Weise die wachsende Bedeutung von Wissensspeichern und Gedächtnisleistungen zur Instrumentalisierung von Wissensbeständen für die Ausführung poetischer Erfindungen: „Erstlich/ ehe einer erfinden kan/ muß er zuvor gelesen und gesamblet haben/ sonst wird er ein leeres Stroh dreschen. Er muß nicht allein die vornehmsten Teutschen Poeten/ sondern auch die Lateinischen und Griechischen/ von welchen doch alles herfließet/ wohl durchkrochen/ und ihre Künste ihnen abgelernt haben.“¹¹⁹ Dies war schon, wie gezeigt, bei Opitz der Fall – allerdings mit dem bedeutenden Unterschied, dass Morhof im Rückgriff auf eine reale Zirkulationspra-

¹¹⁷ STÖCKMANN, *Entäußerungen* (2002), S. 6.

¹¹⁸ Sigmund von BIRKEN, *Teutsche Rede- bind- und Dicht-Kunst* (1679), S. 178.

¹¹⁹ Daniel Georg MORHOF, *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie*, Lübeck, Frankfurt/Main ²1700, S. 590.

xis deutschsprachiger Textbestände die „vornehmsten Teutschen Poeten“ in eine zentrale Position rücken und ihnen bereits die antiken Vorbilder nachordnen konnte.

Die diätetische Prozesslogik, die die progressive Aneignung von dichterischen Wissensbeständen steuert, verdeutlicht gleichsam den subjektivierenden Charakter der Rezeptions- oder Konsumtionsseite des barocken ästhetischen Schöpfungsvorgangs. Ihr korrespondiert auf der Produktionsseite eine permanente Selbstentäußerung und Selbstaufhebung dichterischer Subjektivität, deren Innovationskraft sich in der Verschriftlichung von Werken vollkommen in die Objektivität literarischer Texte und ihrer Zirkulation im gemeinsamen Sprachfeld verausgabt. Die Zirkulation von Schriften im Horizont barocker Literaturrezeptivität funktionierte weitgehend reibungsfrei, weil sie von barocken Autoren als vollgültige Form weltlicher Transzendenz angesehen wurde, in der – trotz Streitschriftenkonjunktur – vornehmlich Intellekte als geistige Träger von Ideen miteinander kommunizierten. Die Schriftzirkulation war somit im Blick auf ihre Protagonisten von „urheberrechtlichen Blockaden“¹²⁰ nicht betroffen, weil sie – im selbstläuterungstechnischen Sinne – ohne Rückkopplung der Schriften an ihre Urheber auskam. Die poetischen Subjekte koppelten ihre poetische Inventivkräftigkeit nicht primär mit ichbezogenen Reklamegeschäften und dem Ausbau von egozentrischen Bedürfnissen, sondern stilisieren sich zu kommunikativen Durchlauferhitzern für eine sich in Texten objektivierende und akkumulierende Spracharbeit, in der sich – unabhängig von ihren Urhebern – die sinnreichsten Inventionen Bahn brechen sollten. Das geteilte Verhältnis von persönlichem Innenraum und öffentlichem Zirkulationsraum, zwischen negativ konnotierter Verbergung und uneingeschränkter Entäußerung von potentielllem Wissen war bis ins 18. Jahrhundert konstitutiv. Wo Wissen und Fähigkeiten als unverfügbare, weil überpersönliche Gaben verstanden werden, hat der lesende, sammelnde und nach dem Grad seiner *eruditio* urteilende Mensch sein durch Begabung erworbenes Wissen notwendig in das Licht der Öffentlichkeit auszustellen und vorzubringen, wenn er sich nicht des selbstischen Missbrauchs selbstloser Gaben schuldig machen wollte. Im Horizont einer fortwährenden Übersetzung von dichterischer Subjektivität in die Objektivität von zirkulierenden Texten und sich akkumulierenden Sinnzusammenhängen war der Anspruch auf geistiges Privateigentum nicht vorgesehen. Die Sprache selbst wurde als sinnstiftender Ort subjektiver Befindlichkeiten entdeckt, an dem sich singuläre Bemühungen poesiebegabter Individuen in kollektive Bedürfnisse, Ziele und Wirkungsabsichten übersetzen ließen. Deshalb ist es nicht überraschend, dass in diesem Zusammenhang nicht die mangelnden diskursiven Rückkopplungen von Texten an ihre Urheber und die aus dem urheberrechtsfreien Raum resultierenden Probleme zum Stein des Anstoßes wurden. Entsprechende Autorkritik entzündete sich im 17. Jahrhundert vielmehr – rein text- und sprachfeldbezogen – an textzirkulationshemmenden Mechanismen wie dem unbefriedigenden Selektionstechniken des absatzorientierten Buchmarktes und der mangelhaften Herstellung von Büchern, deren handwerkliche Defizite den Sinngehalt der Texte mehr und mehr zu korrumpieren drohte. Die mediologische Komponente solcher kritischen Anstößigkeiten ist evident: abgelehnt wurde alles, was der Installierung und Durchsetzung eines breitenwirksamen und sprachfeldzentrierten Kommunikationsforums entgegenstand, an dem man allein durch die optimiertesten Formen der Selbstliterarisierung wirkungsvoll teilhaben konnte.

Das Produktionspotential barocker dichterischer Inventoren entfaltete sich somit in einem planmäßigen Wechselspiel von An- und Enteignung, in der beide Seiten Präsenz beanspruchten: einerseits die unumschränkte Verfügungsgewalt inventorischer Kräfte über jegliches schriftlich Fixierte, das als potentiell einschreibefähiges Material im zeitgenössischen Rezeptionshorizonten kreiste und durch rekursive Verfahren stetig für Weiterverarbeitungen verfügbar gehalten wurde; andererseits in der Entäußerung von Subjektivität in die Objektivität von Texten, die in den allgemeinen Sprachinnenraum entlassen werden und dort in relativ vorbehaltloser Weise künftigen Rekreationen und auktoriellen Textinter-

¹²⁰ STÖCKMANN, *Entäußerungen* (2002), S. 7.

ventionen offen stehen. Poetische Materialsammlungen jeglicher Art bildeten auf diese Weise für den Sprachfeldarbeiter nicht nur selektive Basen des Status quo, sondern objektivierte Katalysatoren für die Produktion einer prinzipiell unabsehbaren Fülle von Fallbeispielen innerhalb der Grenzen bestehender poetologischer Geschäftsordnungen. Dass die barocken Protagonisten trotz umgrenzbarer Wissensmengen dabei auch in kombinatorischer Hinsicht von einem unerschöpflichen Prozess inventorischer Spracharbeit ausgehen konnten, liegt – wie schon bei Johann Justus Winkelmann – auf der Hand: „Wer wolte sich wol einbilden können/ dass sich die 23. Buchstaben durch die Versetz- und Verwechselung so unumschrenket austheilen solten/ gestalt so viel tausend Bücher aus unterschiedlicher Zusammensetzung der Buchstaben im A.B.C. gemacht sind/ und noch täglich gemacht werden.“¹²¹

2.3.6 Poetologische Entgrenzung und Anpassung

Wie stark die Formatierungskraft einer objektzentrierten und gesellschaftlich kodifizierten Spracharbeit und eines mit kulturpolitischen Ab- und Hinsichten konnotierten Sprachfeldes im 17. Jahrhundert tatsächlich war, geht aus gut beobachtbaren Tatsachen hervor. Zum einen ist bemerkenswert, dass sie ihre Stärke auch und gerade dort beweisen, wo bei allem Dissens in der Sache – vgl. die paradigmatische Auseinandersetzung zwischen Herzog Ludwig von Anhalt-Köthen und Philipp von Zesen – alle Beteiligten dennoch einer gemeinsamen und als gemeinsam empfundenen, wenn auch different auslegbaren Bestimmung unterstellt blieben. Zum anderen behielt dieser kollektivierende Bestimmungshorizont auch dort seine orientierende Kraft, wo – wie im Falle von Johann Rists Elbschwanenorden – die programmatische Verbindlichkeit kulturpolitischer Leitvorstellungen für die konkrete Arbeit der Sozietäten weitgehend in den Hintergrund trat. Dies lässt erkennen, dass weniger die sog. „Sprachgesellschaften“ als gesellschaftliche Bündnisse von poetischen Interessenvertretern, sondern das assoziierte Sprachfeld selbst in seiner objektivierten Gestalt im Sinne einer Institution beansprucht werden konnte. Sie garantierte den engagierten Akteuren den Bestand eines formalisierbaren Wissenbereiches, in dessen Horizont sich Sets von Regeln benennen und repetieren ließen, die in eindeutiger Weise regelmäßig das Sinnvolle und Sagbare aktualisierten. Die übergreifende Kommunikation über gemeinsame deutschsprachige Arbeitspotentiale und -absichten erzeugte ihre spezifischen Subjekte selbst, die wiederum mit entsprechendem Impetus als gesellschaftliche Sprachakteure auftreten und einen sachbezogenen Diskurs in gesellschaftlichen Feldern jenseits der Sprache etablieren und forcieren konnten. Solches Agieren war vor allem deshalb möglich, weil die sprachbezogene Subjektivierung der entsprechenden gesellschaftlichen Akteure unter das objektivierte Sprachfeld und die Verausgabung von Einzelinteressen in die Objektivität einer sprachlichen Textur gerade die subjektivierenden Einzelinteressen verflüchtigten und in die Vorstellung einer gemeinsamen Aufgabe aufhoben.

Als charakteristisches Merkmal sprachlich objektivierter Akteure *in litteraricis* mag deren Orientierung auf die literarische Erzeugung eines inkommensurablen sprachlichen und kognitiven Mehrwerts gelten, der in den Poetiken des 17. Jahrhunderts mit den Begriffen des „Überraschenden“ und „Neuen“ attribuiert wurde. Dieser Vorgang lässt sich im barocken Sprachfeld als emergente Entwicklung literarischer Formen¹²² beobachten – etwa im Blick auf den Roman und die Spannweite lyrischer Ausdrucksmittel. Sprache wurde zu inventiven Zwecken nicht nur als bloßes Medium in Gebrauch genommen. Ihre Funktionalität als Zeichensystem wurde im Sinne einer nach Regeln beschreibbaren Form aufgefasst, die von einer bestimmten weltlichen Substanz soweit unabhängig ist, dass sie als Modell

¹²¹ Johann Justus WINKELMANN, *Proteus. Das ist: Eine unglaubliche Lustnützliche Lehrart, in kurzer Zeit ohne Müh Deutsch- und Lateinische Vers zu machen ...* (1657), Vorrede.

¹²² THEISEN, *Emergenz literarischer Formen* (2000), S. 211-227.

unabhängig künstlerisch gehandhabt werden konnte. Die Arbitrarität des sprachlichen Zeichens ließ sich in diesem Zusammenhang als Universalschlüssel für diffizile Sinnübertragungstechniken einsetzen, um die Ausdrucksfähigkeit des sprachlichen Instrumentes nicht nur zu erweitern, sondern zu potenzieren: „Tutta la forza di ciascun Vocabulo significante ... consiste nel rappresentare alla mente humana la cosa significata. Ma questa Rappresentatione si può fare, ò col Vocabulo nudo e proprio, il qual non richieda niun’opera dell’ingegno: ò con alcuna significatione ingegnosa, che insieme rappresenti & diletta. Onde nascono due generali differenze delle Oratione: l’vna Propria & Gramaticale: l’altera Retorica & Arguta.“¹²³ Tesauros paradigmatischer Ansatz verdeutlicht, dass für zielgerichtete Dekodierungen und Sinnübertragungen ein Inventionsvermögen im umfassendsten Sinne erfordert wird. Seine Fähigkeit, bestehende Konventionen sprachlicher Art zu überwinden, erscheint als Aktivität eines „ingeniösen“ Intellekts, der zu diesem Zweck gleichermaßen eine einbildungskräftige und rationale Seite für Vergegenwärtigungsleistungen beanspruchen muss, um grammtisch richtiges Sprechen in inventive Redeakte übersetzen zu können. Auch Tesauro versteht dieses „ingegno naturale“ in seiner rationalen Unzugänglichkeit als Begabung und folglich als „marauigliosa forza dell’Intelletto“.¹²⁴ Solche Kraft verhält sich gleichsam auf natürliche Weise widerständig gegen sprachliche Konventionen, indem sie diese nicht nur zurückdrängt, sondern bestehende, gleichsam durch den fortwährenden gesellschaftlichen Gebrauch gewohnte assoziative Komplexe zerreißt und auf ungewöhnliche Weise neu formiert.¹²⁵

Von diesem Umstand her lassen sich zwei komplementäre Sachverhalte auf prinzipielle Weise verdeutlichen: zum einen wird sichtbar, dass und wie sich strategische Verfahren zur Auflösung von Eindeutigkeiten des gewöhnlichen Sprechens und seiner Bezugssysteme als Sinnverschiebungen, d.h. als verfremdende Techniken der Textkonstitution, als Brechungen, Dissimulationen und Subversionen in die Vielfalt barocker Texturen eingeschrieben haben.¹²⁶ Zum anderen wird zugleich deutlich, dass und wie diese Verschiebungen die Möglichkeit eröffneten, durch gezielte Sprachspiele Konventionen und Regeln der gesellschaftlichen Praxis aufzugreifen, neu auszuloten, in Frage zu stellen und zu erweitern, ohne den gesellschaftlich-rhetorischen Rahmenplan als Ordnungsmuster des sprachlichen Spielfeldes selbst in Frage stellen zu müssen. Weil sprachliche Dekodierungen im Vorgriff stets durch die verbindliche und allgemein anerkannte Aufgabe gemeinsamer Sprachpflege legitimiert blieben, konnten sie relativ mühelos in den gesellschaftlichen Referenzraum zurückgespiegelt, dort im sozialen Gefüge vermittelt und über poetische Verwunderungspotentiale mental implantiert werden.

Der festliegende gesellschaftliche Rahmenplan eines Sprachfeldes bot auf diese Weise autonomisierte Entfaltungsmöglichkeiten für poetische Inventivkräfte, blieb jedoch stets als verbindlicher gesellschaftlicher Handlungsraum vorverstanden – nicht nur, weil die Einrichtungen und Inventionen des Sprachfeldes nur auf der Folie gesellschaftlicher Realitäten verständlich wären, sondern weil inventivische Spracharbeit – ganz im Gegensatz zu den vorwiegend selbstreferentiellen Inventionsgeschäften der Moderne – per se stets die gesellschaftliche Pragmatik, sprich: Nutzenanwendung, im Auge haben musste. Sie war ihr durch die Formationskraft gesellschaftlicher Bezugsfelder gleichsam vorgeschrieben und konnte auch im Selbstverständnis poetischer Protagonisten des 17. Jahrhunderts nicht überstiegen werden. Auch bietet Tesauros Ansatz einen paradigmatischen Zugang: der *Cannochiale Aristotelico* ist von einer impliziten sozialen Pragmatik motiviert, die von gesellschaftlichen Gegebenheiten ausgeht, um sie über die Spracharbeit gezielt zu verändern. Tesauro bot also in kommunikationstherapeutischer Hinsicht seinen Lesern nicht weniger als eine Anleitung zu einem veränderten gesellschaftlichen Umgang, der zu einer gesteigerten Glückseligkeit im Gesamthaushalt des gesellschaftlichen Leben führen sollte. Spra-

¹²³ Emanule TESAURO, *Il Cannocchiale Aristotelico*, Torino 1670, S. 216.

¹²⁴ Ebd., S. 75.

¹²⁵ Vgl. dazu LANGE, *Theoretiker des literarischen Manierismus* (1968), S. 72 ff.

¹²⁶ Als signifikantes Beispiel mag Gryphius’ Trauerspiel/Tragödie *Leo Armenius* gelten, deren dissimulative Textur zu kontroversen Ansichten in der Forschung geführt hat; vgl. dazu stellvertretend BURGARD, *König der Doppeldeutigkeit* (2001).

che und Kommunikation zielen – und dies mag für die Wirkungsabsicht der gesamten Literatur des 17. Jahrhunderts Gültigkeit haben – stets auf eine gesellschaftspraktische Optimierung vorhandener Zustände und Verhältnisse.

Die sich hier allenthalben geltend machende Entgrenzung des aristotelischen Mimesis-Begriffs in Richtung auf die Eröffnung weitläufiger sprachlicher Spielfelder weist bereits per se ins Inventive eines poetischen Handlungsraumes, der eine strenge Verpflichtung auf „Nachahmung“ im Sinne der Nachbildung natürlicher oder künstlicher Objekte nicht mehr einschließt. Die Erzeugung neuer und originärer sprachlicher Bilder sollte – im Horizont des kulturpolitischen Dienstauftrages an der Sprache – gerade nicht nur dem Kanon der europäischen literarischen Tradition folgen, sondern ihm mit selbstproduzierter Sprachfülle und eigenem Sprachreichtum konkurrieren. Als Arbeitsinstrument wurde deshalb eine poetische Einbildungskraft in Dienst genommen, die von allen den Bildungsauftrag hemmenden Verpflichtungen weitgehend befreit werden musste, um sich in freier Beweglichkeit ihrer Ziele und Argumente in eine optimierte Positionen gesellschaftlichen Wirksamkeit bringen zu können. Ihr inventives Potential wurde folgerichtig als verbale Waffe im europäischen Kulturwettstreit aufgestellt, durch die nicht nur eine deutschsprachliche renovatio, sondern – streng genommen – auch eine grundlegende Modifizierung des europäischen literarischen Norm- und Bildungskanons herbeigeführt werden sollte. Dass eine solche Haltung deshalb auch wesentlichen Einfluss auf die Rückbindung literarischer Werke an die gesellschaftliche Realität haben musste, liegt auf der Hand. Im Blick auf das *decorum* der Literatur konnten hier nicht mehr ohne weiteres die alten Verknüpfungen von Sprache und Welt aktiviert werden, denn dem poetischen Verstand oblag in spracharbeitender Perspektive die Aufgabe, den literarisch gefassten Stoff nicht nur mit wiedererkennbaren Merkmalen auszustatten, sondern die situative Selektion solcher Merkmale nach kulturpatriotischen Maßgaben zu regeln, mithin das Ausscheiden und Beschneiden der ‚fremden‘ und deshalb unbrauchbaren Elemente des Sprachbaus und der Komposition des Originären vorzunehmen.

Wo eine poetische Spracharbeit sich solchermaßen durch den Gebrauch einer instrumentalisierten Einbildungskraft exzessive poetische Felder eröffnet, als originären Handlungs- und Experimentierraum ausweist, durch „kunstfertige“ Verstandesarbeit zur „ergetzung“ des Lesers zurichtet und dadurch die formal-rhetorischen Grenzmarken signifikant überschreitet, kann folgerichtig nicht davon die Rede sein, dass Opitz die deutsche Kunstpoesie auf normative Weise, und d.h. „vollständig in das rhetorische System“¹²⁷ integriert habe. Die wissenschaftlich erhärtete und vielfach repetierte Beobachtung, dass deutsche Poetiken des 17. Jahrhunderts prinzipiell „unselbständig“ seien, weil sie zum einen ganz den Normierungen tradierter rhetorischer Muster verbunden blieben und andererseits wesentlich den Anschauungen europäischen Humanisten des 16. Jahrhunderts verpflichtet waren – also dem Sog der Konventionen und Tradierungen nur unwesentlich widerstanden haben –, erliegt zuweilen selbst der Faszination normativer Vereinheitlichung – etwa wenn auch noch Harsdörffers exzessive Klangmalereien als „extreme Ausprägung der Angemessenheit im Sachbezug“¹²⁸ gedeutet werden. Die vordergründige Verbindung poetologischer Sachverhalte mit rhetorischen Maßgaben, die die Poetiken des 17. Jahrhunderts seit Opitz geltend gemacht haben, darf im Blick auf die skizzierte Entfesselung poetischer Inventivkräfte als schöner, wenn auch notwendiger produktiver Schein angesehen werden. Er überzog den Kern des poetischen Selbstverständnisses barocker Kultureliten mit einem atmungsaktiven Gewebe tradierter Sprachnormen – ein Vorgang, der selbst als wesentlicher Bestandteil dichterischen Handels in diversen innovativen Sprachspielfeldern gedeutet werden muss. Jener rhetorische Überwurf diente schon bei Opitz ganz und gar poetologischen Absichten – und dies in gedoppelter Form: zum einen als Verbergung realer Sprachsubversionen im Dienste der Dichtung, mit denen der freie Aufenthalt in den

¹²⁷ GRIMM, *Literatur und Gelehrtentum* (1983), S. 153.

¹²⁸ BRAUNGART, *Rhetorik, Poetik, Emblematik* (1985), S. 223.

Sprachspielfeldern gewonnen werden konnte; zum anderen als Öffnung dieser Sprachspielfelder auf den Symbolhaushalt einer politisch und sozial konservativen gesellschaftliche Praxis hin, mit der der angemessene Bezug von *res* und *verba* garantiert und die gesellschaftspraktische Relevanz dichterischer Arbeit gewährleistet werden konnte. Der Bedarf eines geregelten Weltbezug war der kultureneuernden Spracharbeit jedoch schon deshalb immanent, weil ohne abgestimmtes Verhältnis von Welt und Sprache kein Bildungsauftrag in nationalsprachlichen Markierungen durchzuführen war. So korrespondierte der einbildungskräftigen Befreiung zur inventiven Literarizität bereits bei Opitz im Gegenzug ein Rekurs auf die Arbeit des Verstandes, der die Neuregulierung der tendenziell überspannten Beziehung von Sprache und Welt leisten sollte. Mit anderen Worten: dem Verstand oblag eine neue, dem national fokussierten Entwicklungsbedürfnis angemessene Vermittlungsaufgabe.

Die literarischen Protagonisten des 17. Jahrhunderts nutzten diese rhetorisch gedeckten sprachlichen Spielräume dazu, vielfältige fiktionale Weltbilder zu erzeugen und diese mit gesellschaftsübergreifendem Anspruch als Alternativversionen weltlicher Daseinsformen zu lancieren. Deren konstruktiver Rückbezug auf vorfindliche gesellschaftliche Realitäten diente dazu, ihnen poetische Begriffe ihrer perfektiblen Leitlinien und Vorstellungen zu applizieren¹²⁹ und eine produktive Kluft zwischen reflektierter Welt und reflektierender Sprache zu eröffnen. Die Seiten dieser Kluft wurden aber durch ein Nachahmungsgebot zusammengehalten, das mit der aristotelischen Auffassung von Mimesis nur noch den Schein einer begrifflichen Basis gemeinsam hatte. Die poetologische Funktion der barocken „Nachahmung“ bestand wesentlich darin, die Projizierbarkeit der poetischen auf die reale Welt abzusichern und zugleich einen sprachlichen Transformationsprozess zu initiieren, dessen Ergebnis als „zweite“ Realität, die komplementär zur ersten als „wahr“ gelten soll. Das Wahrscheinlichkeitsgebot fungierte in diesem Sinne als poetologischer Organisations- und Relationsbegriff, der zweierlei zu leisten vermochte: einerseits garantierte er die prinzipielle Unabhängigkeit der Sphäre dichterischer Einbildungskraft und damit zugleich auch die Eigenständigkeit poetischer Fiktionalität in ihrer sprachlichen Fassung als gesellschaftlicher Renovationsinstanz ersten Ranges. Daher resultiert auch die poetologisch oft repetierte Verbindung einer überfliegenden und normsprengender Inventivkraft des dichterischen Ingeniums, das mit dem erdschweren Lasso nachahmungstechnischer Direktiven und poetischer Arbeitstaktiken einzufangen sei. Zum anderen sicherte der Rekurs auf „Wahrscheinlichkeit“ die prinzipielle Kompatibilität poetischer Erzeugnisse mit ihrer mundanen Ausgangsbasis, ohne dadurch deren sprachlichen Eigenbestand zu gefährden. Dichtung arbeitet in diesem Sinne als produktive Übersetzungsleistung der Welt in die Sprachsphäre, indem sie – wie dies bereits Scaliger ausdrückt – „aut addit ficta veris, aut fictis vera imitatur“, ¹³⁰ d.h. entweder dem Wahren Erfundenes hinzufügt, oder das Wahre durch Erfundenes nachbildet. Einbildungskräftige Dichtung implantiert der Realität ein fiktionales Potential, indem sie die geschichtlich erfassbaren Realbestände der Welt mit einem Zweituniversum von Ereignissen, Personen und Handlungen bereichert, deren mögliche Realität durch die Art ihrer Darstellung und ihren mimetischen Bezug auf Vorfindliches ausgesagt und im Horizont der Sprache verbürgt wird. Der Poet steigert seine Weltanschauung in eine „divine consideration of what may be and could be“, ¹³¹ zieht also in schöpferischer Hinsicht das Mögliche überall dem Realen vor. Die Orientierung am Wahrscheinlichen erscheint als der wegweisende *modus operandi* der Dichtkunst selbst, mit dem diese ihr sprachliches Wirkungsfeld auch inhaltlich homogenisiert – durch Eliminierung jener bloß zufälligen Elemente der Wirklichkeit, die dem – wie Torquato Tasso dies ausdrückt – „verisimile in universale“, ¹³² der

¹²⁹ Vgl. [ANONYMUS]: *Anleitung zur Poesie, Darinnen ihr Ursprung/ Wachsthum/ Beschaffenheit und rechter Gebrauch untersucht und gezeigt wird*, Breslau 1725, S. 94: „Wir müssen uns aber auch die Natur in ihrer Vollkommenheit, und nicht in ihren Mißgebuhrten und Fehlern vorstellen.“

¹³⁰ Julius Caesar SCALIGER, *Poetices libri septem*, Lyon 1561, S. 1.

¹³¹ Philip SIDNEY, *An Apology for Poetry (or the Defense of Poesy)* (ed. Maslen), Manchester 2002.

¹³² Torquato TASSO, *Discorsi Dell' Arte Poetica E In Particolare Sopra Il Poema Heroico*. In: *Prose* (ed. Mazzali), Milano/Napoli 1959, S. 366.

„Wahrscheinlichkeit im Ganzen“, entgegenstehen. Nicht zuletzt aufgrund dieser universalen Fähigkeit der Weltverwandlung kommt der Dichtkunst bei Vida, Sidney oder Scaliger eine singuläre gesellschaftliche Position zu, deren Dignität sie deutlich dem Umkreis der Theologie nähert. Denn mit den poetischen Kreationen einer „natura altera“ nach den Gesetzen des Ähnlichmachens und der Wahrscheinlichkeit wurde zugleich die Bedeutung der Dichtkunst (poetica) als wirkungsmächtiger „alter deus“ hervorgekehrt.¹³³ Der kreative Mensch aber tritt in diesem Zusammenhang – und dies ist charakteristisch für das barocke Selbstverständnis – ganz hinter die inventive Sprachsphäre als kollektiven Verständigungsraum zurück, in den er durch sein Werk und dessen kulturpolitische Verpflichtungen zur Spracharbeit eingebunden ist.

Erst von der solcherart befestigten Differenzlogik her wird in deutlichen Umrissen erkennbar, auf welche Weise die poetische Sprachsphäre – gleichsam in einem sekundären Akt – aus ihrem selbstgesetzten Anspruch auf sprachlich-ästhetische Autonomie den substantiellen Bezug von fiktionalem Weltbild und reflektierbarer Realität mit Hilfe allgemein bekannter und wiedererkennbarer poetischer Muster zu organisieren vermochte. Differenzlogisches sprachliches Handeln wird konstitutiv für das gesamte 17. Jahrhundert. Die prinzipiell unendliche und überschwengliche Produktivität der Einbildungskraft wird dabei stets durch eine komplementäre Verstandesarbeit begleitet, die die inventiven Überschüsse durch rationalisierte Kunstfertigkeit so kanalisiert und strukturiert, dass sie sowohl dem gesellschaftlichen Bezugsrahmen als auch den rezeptiven Mustern innerhalb der Gesellschaft angemessen und kompatibel bleiben. Solche steuerfunktional einsetzbare Rationalität, die sich im Allgemeinen als Regulierungsinstanz zwischen Weltbildern, und d.h. als Form eines ästhetischen Urteils, begreifen lässt, hat ihren theoretischen Niederschlag in den zeitgenössischen poetologischen Deutungsversuchen dichterischen Handels gefunden. In diesem Sinne liefern barocke Poetiken dezidierte Abbildungen der Mobilität eines Denkens, das sich den gesamtgesellschaftlichen Anforderungen auf einem selbstgewählten Terrain – der Sprache – anzupassen sucht. Diese strukturiert ihr inventives Potential durch Rücksichten auf die Verbindlichkeit gesellschaftsfähiger Maßgaben – etwa durch die Einbindung rhetorischer und ideologischer Normierungen in den Sprachspielraum zur konventionellen Organisation eines sozialen Rahmenprogramms für die Poesie selbst, deren Direktiven über das hinausreichen, was als „Konvergenzangebote“ des poetischen Herrschaftsbereiches mit institutionalisierten gesellschaftlichen Ansprüchen in der Opitzschen Poetik exemplifiziert wurde.¹³⁴

2.3.7 Epos und nationalsprachliche Identität

Eine Überprüfung der aufgestellten These an der Opitzschen Poetik führt zu aufschlussreichen Ergebnissen. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass Opitz sich vor dem Hintergrund der kulturpolitischen Bedeutung sprachpflegender Arbeit genötigt sah, eine neue Bestimmung des Verhältnisses von Selbst- und Weltbezug, von dichterischer Aussage und reflektierter Realität vorzunehmen. Die entsprechende Relationierung von Dichter und Welt musste dabei die vorgezeichneten Bahnen der Tradition einschlagen und sie zugleich auf signifikante Weise verlassen, um ein originalitätssicherndes Programm theoretisch formulieren und praktisch umsetzen zu können. Opitz sah sich im Blick auf das zu bestellende deutsche Sprachfeld mit Notwendigkeit zur Erschließung einer eigenen, d.h. originären dichterischen Bahn gedrängt, die von niemandem zuvor betreten worden ist.

Indizien für diese Behauptung lassen sich im Blick auf die Stellung des Epos bei Opitz zusammentragen. Die Erläuterung des „Heroisch getichte“ (II/1, 360) eröffnet das fünfte Kapitel der Opitzschen

¹³³ Julius Caesar SCALIGER, *Poetices libri septem*, Lyon 1561, S. 3.

¹³⁴ Vgl. dazu Kap. 2.2.

Programmschrift und verdeutlicht zugleich, dass diesem bei der Wahl der dichterischen Gattungen der erste Rang gebührt. Gerade weil ein episches Werk der Sache nach „von hohem wesen redet“ (ebd.) sieht Opitz in ihm – wenn auch im *Buch von der Deutschen Poeterey* nur implizit – das geeignete Instrument und entscheidende Aufgabenfeld, um die deutsche Sprache bis zur europäischen Konkurrenzfähigkeit zu kultivieren. Zweifellos spielte dabei die rezeptionellen Vorgaben der französischen Pleiade eine wichtige Rolle, von der Opitz das „grand œuvre“ als Zielvorgabe eigener wirkungsästhetischer Absichten adaptieren konnte. Die definierte Stellung der Poesie als „verborgene Theologie/ vnd unterricht von Göttlichen sachen“ bestimmte dabei wesentlich den Status des Epos innerhalb der Opitzschen Poetik und machte eine Behandlung dieser Textsorte im Sinne der „Schulpoetik“ obsolet, „die in kleinen Schritten an das große Ziel heranführt“. ¹³⁵ Opitz entschied sich damit gegen die Rangfolge literarischer Produktion bei Aristoteles. Dies aus mehreren Gründen: Zum einen bildete das Epos den optimalen Schnittpunkt von poetischer Theorie und Praxis, an dem der poeta doctus seine variablen Fähigkeiten und die Wissensbestände seiner eruditio auf angemessenste und zugleich anspruchsvollste Weise in eine zeitgenössische Weltdeutungsleistung mit weitreichendem Anspruch übersetzen konnte. Zum anderen gebührte dem Heldenepos und der philosophischen Lehrdichtung genau deshalb der Vorrang als zeitgenössischem Wissensspeicher und Behälter ethischer Motivationslagen, weil sie in besonderer Weise dazu geeignet erschienen, die vorrangige Aufgabe der Poesie zu erfüllen und menschliche Taten zu verewigen. Epische Poesien standen auf unzweideutige Weise im gesellschaftspraktischen Dienst, ein poetisch motiviertes „gedächtniß“ (II/1, 355) der Zeit zu stiften, das sowohl als Speicher- und Aufbewahrungsmedium wie auch als ethisch konnotiertes Andenken der Gegenwärtigen zu fungieren hat. Wenn Opitz' Poetik in diesem Sinne auch als Erziehungsbuch für die Jugend konzipiert worden ist, ¹³⁶ dann im präzisen Sinne einer poetologisch stringenten Orientierung auf die zeitgemäßen Aufgaben der Dichtung und ihre kulturpolitische Bedeutung. Durch die stringente Verbindung des Epos mit einem erzieherischen Grundimpuls nahm Opitz nicht nur die geltend gemachte Bedeutung des Poeten im Blick auf seine gesellschaftlich beanspruchte Stellung als Mediator aller Formen höheren Wissens ernst. Das Epos rückte vor diesem Hintergrund in die Stellung einer optimalen Form für einen poetischen Weltentwurf von Rang ein, dessen poetische Kraft gleichermaßen Vergangenheit und Gegenwart für die Projizierung einer visionären Zukunft umschließen sollte.

Zur Erzielung einer wirkungs- und tatkräftigen Ausgangsfiktion galt auch bei Opitz: die Arbeit an einer literaturfähigen deutschen Sprache hatte idealiter bei den antiken Texten anknüpfen, also auf das Älteste und Musterhafte Rücksicht nehmen, um – wie dies Winckelmann 1755 ausdrücken wird – aus den originären „Quellen“ zu schöpfen. Die poetische „Aufgabe“, die sich Opitz hier innerhalb ihrer zeitgenössischen Rahmenbedingungen aufdrängte, konnte nur lauten, Texte vom Range antiker Epen zu schaffen, um damit nicht nur ein Fundament für die legitime Nachfolge antiker Vorbilder zu legen, sondern auf diese Weise im Wettstreit der europäischen Kulturen verlorenes Terrain zurückzuerobern und auf kulturelle Augenhöhe mit den europäischen Nachbarn zu gelangen. Motivierend für eine solche Auffassung poetischer Aufgabenhorizonte wirkte die Überzeugung, dass die Entwicklung der deutschen Sprache als Kulturinstrument bislang eine Depravationsgeschichte sei, die sich erst durch geeignete Gegenmaßnahmen wo nicht zum Guten, so doch zum Besseren wenden ließe. In theoretischer Hinsicht war eine solche Quellenkunde jedoch keineswegs mit einem kompletären Rückstieg zu Aristoteles als poetologischem Ordnungsmuster, sondern im Falle Opitz' – und die Forschung hat dies wiederholt herausgestellt – zu Scaliger, Ronsard, Heinsius und Vida verbunden. Über sie konnten auch horazische Positionen mit aristotelischem Einfluss aufgenommen werden.

¹³⁵ ROHMER, *Das epische Projekt* (1998), S. 192.

¹³⁶ Vgl. ebd., S. 195.

Abweichungen vom poetologischen Bildungs- und Erwartungshorizont der Zeit finden sich in Opitz' Poetik auch in praktischer Hinsicht. Weder die antiken Epen Homers oder Vergils, noch die zeitgenössischen Vorbilder Italien und Frankreichs, noch deren deutsche Übersetzungsversuche werden in umfassender Weise als vorbildlich für eigene Produktionsgänge verstanden. Besonders frappant sind die sparsamen und vorzüglich formalen Beziehungen des *Buches von der Teutschen Poeterey* zur Epik Homers oder Vergils, auf die sich Opitz – ganz im Gegensatz etwa zu Ronsards *La Franciade* – im Ganzen „lediglich unter handwerklichen Gesichtspunkten“¹³⁷ stützt – etwa im Blick auf den empfohlenen medias-in-res-Einsatz des Werkes und den freien Umgang mit geschichtlichen Chronologien. Dies bedeutet zugleich, dass Opitz inhaltlich weit davon entfernt war, der Versuchung einer Reanimierung, Reinszenierung oder zeitgenössischen Transskribierung antiker Texte zu erliegen, weil die ihnen inhärenten Weltbilder sich dem eigenen Unterfangen offenbar nicht schicken wollten. Eine ähnliche Zurückhaltung läßt Opitz auch gegenüber fremdsprachigen Epen wie Tassos *Gerusalemme liberata* und Ariosts *Orlando furioso* erkennen. Offenbar war er der wohlbegründeten Ansicht, dass durch engagierte Übersetzungsleistungen aus dem Italienischen und Französischen zwar eine erweiterte sprachliche Fertigkeit zu erwerben sei, der angestrebte nationalsprachige Entwicklungsschub dadurch dennoch nur wenig effektiv zum Austrag gebracht werden könne – schon deshalb nicht, weil die Wahl des Vorbildes in inhaltlicher Perspektive jede Eigenständigkeit vermissen läßt. Im übrigen darf hierin die eigentliche Ursache dafür gesehen werden, dass Opitz schließlich auch den frühen deutschsprachigen Übersetzungen eines Tobias Hübner¹³⁸ reserviert gegenüberstand. Opitz' zentraler Hinweis auf den „mangel anderer deutschen exempel“ (II/1, 360) zur Erläuterung der Manier des „Heroisch getichte“ mag auf den ersten Blick erstaunen, ist jedoch allein vor dem gegebenen Hintergrund zu sehen, mit der die Opitzschen poetologischen Ausführungen auf die Etablierung eines originalen „grand œuvre“ deutscher Zunge abzielen. Im Ansinnen, dass ein solches Werk seine formalen Referenzen nicht zu leugnen brauche, in seiner weltbildenden Substanz aber nichts ‚Fremdes‘ zu erborgen habe, spricht sich das ungebrochene Vertrauen des Bunzlauer Poeten in die Vorstellung eines Vaterlandes aus, das „eben dergleichen zue der Poesie tüchtige ingenia könne tragen/ als jergendt ein anderer ort vnter der Sonnen“ (II/1, 355). Dass Opitz in diesem Zusammenhang eben solche „tüchtige ingenia“ unerwähnt läßt oder gar – wie vermutet worden ist – willentlich „unterdrückt“,¹³⁹ mag in diesem Zusammenhang als Selbstprofilierung in einem hart umkämpften gesellschaftlichen Handlungs- und Konkurrenzraum oder als bewusst in Kauf genommener Affront gegen einen Amtskollegen gedeutet werden. Die Vermutung, Opitz habe im Blick auf die erwartbare Entwicklung einer deutschsprachigen Epik von Rang etwa mit seiner stillschweigenden Übergehung Hübners eine bemerkenswerte Leistung schmälern oder gar tilgen wollen, wurzelt jedoch auch hier in einer vorschnellen Reduktion der Opitzschen Absicht auf rhetorische Konformität und formale Stringenz. Opitz hat eine Verbesserung der deutschen Sprache eben nicht nur über die Verinnerlichung und Umsetzung eines normierenden poetischen Regelwerks, sondern – deutlich genug – auch über die Wahl eines den Zeitläufen angemessenen ‚heroischen‘ Sujets erwartet. Hübners *formale* Bedeutung für die Übertragung des antiken Metrums und seine Anwendung auf die deutschsprachige Epik ist unbestritten.¹⁴⁰ Es ist jedoch bezeichnend, dass die frühen epischen Übersetzungsversuche Hübners und Diederich von dem Werders¹⁴¹ im zeitgenössischen Horizont offenbar deshalb keine überragenden Nachfolger fanden, weil sie – trotz aller Wertschätzung ihrer formalen Qualitäten – vor

¹³⁷ Ebd., S. 208.

¹³⁸ Hübner übersetzte das französische Schöpfungsepos *La Sepmaine* von Guillaume de Salluste du Bartas und publizierte es auf Drängen und Veranlassung der *Fruchtbringenden Gesellschaft* in Köthen 1619 und 1622. Vgl. MacLELLAN HAWKES, *Tobias Hübner* (1942).

¹³⁹ ROHMER, *Das epische Projekt* (1998), S. 202.

¹⁴⁰ Zur deutschsprachigen Alexandrinerdichtung im 16. und 17. Jahrhundert, allerdings mit dem Hauptakzent auf der Leistung Opitz' vgl. TRUNZ, *Die Entwicklung des barocken Langverses. Die deutschen Alexandriner von Lobwasser bis Gryphius*. In: TRUNZ, *Deutsche Literatur* (1995), S. 228-286.

¹⁴¹ Diederich von dem WERDER übersetzte Teile von Tassos *Gerusalemme liberata* (Frankfurt/Main 1626, ²1651) und Ariosts *Orlando furioso* (Leipzig 1632-1636).

allem inhaltlich keine Gültigkeit als zeitgenössische musterbildende Texte beanspruchen konnten. Mehr noch: die antikenadaptierenden epischen Versuche des 17. Jahrhunderts erwiesen sich insgesamt als Holzwege poetischer Ingenialität. Bereits die Dichtungen eines Wolfgang Helmhard von Hohberg¹⁴² offenbarten eine poetische Aporie, weil sie die Kluft zwischen reanimierten Idealkonstruktionen vergangener Epochen (ritterlicher Ehrenkodex) und der aktuellen gesellschaftlichen Realität nicht auf produktive Weise zu schließen vermochten und sich folglich als untaugliche Mittel zur zeitgemäßen Bewältigung poetischer Aufgabenstellungen erwiesen.¹⁴³ In soziologischer Distinktion heißt dies: Hohberg belebte einen alten menschlichen Habitus wieder, der nicht mehr in sein gegenwärtiges gesellschaftliches Feld zu integrieren war.

Indessen hat Opitz im Blick auf eben jene „Aufgaben“ bereits in seiner Poetik von 1626 einen anderen Weg ins Auge gefasst. Er unternahm als Erster den Versuch, die durch die „langwierige barbarey“ (II/1, 354) mittelalterlicher Scholastik verschütteten nationalsprachlichen Traditionen zu exhumieren, indem er in der ihm bekannten und vorliegenden deutschen Literatur Heldenlieder als Vorstufen zu einem künftigen deutschsprachigen Epos aufsuchte – beginnend bei den „Bardi, Vates vnnnd Druiden“ (II/1, 356). Dieser Versuch darf selbst als eine initiative Gedächtnisleistung ersten Ranges angesehen werden, die auf die Neustiftung einer poetischen Tradition in nationalsprachlicher Perspektive abzielte und erst mit Morhofs *Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie* (1682) einen systematischen, weil grundgelehrten Nachfolger fand. Genau hier, in der fehlenden muttersprachlichen Übung der Poeten, waltete für Opitz das vorgängige „vergessen“ (II/1, 358), auf das eine poetologische Gedächtnisleistung seiner Ansicht nach primären Bezug zu nehmen hatte. Die Opitzsche Entdeckung ist bedeutend, weil sie auf die Kluft zwischen einer gegenwärtigen depravierten Sprache und vormaligen sprachlichen Formationen rekurriert, die nicht durch ein unmittelbares Erinnern zu erreichen oder gar zu reanimieren sind. Opitz geht hier nichts Geringeres als die radikal geschichtliche Verfassung der Sprache und des ihr zugehörenden Sprachmenschen auf – und es ist sicher kein Zufall, dass diese geschichtliche Verfassung gerade in jenem Moment ins Bewusstsein rückt, in der die Zerstörungen des Krieges auch den Untergang von Sprache implizieren. Die evidente Unerreichbarkeit der muttersprachlichen Quellen, die durch fehlendes „yben in vergessen gestellt ist worden“ (ebd.), ist durch keinen Kunstgriff zu beheben. Dieser Umstand musste für Opitz hauptursächlich dafür werden, auf die besser erinnerten und tradierten antiken Quellen zurückzugreifen, um sich durch die Arbeit an diesen einer neuen muttersprachlichen Verfasstheit zu nähern. Sie ist allein denkbar als Disziplinierungsarbeit im Ausgang von den gegebenen sprachlichen Formationen und Befunden – mithin als strategisch-ordender Eingriff ins sprachliche Chaos. Opitz sah hier vor allem – wie am Beispiel Ronsards verdeutlicht – die Notwendigkeit, einen Bildungsprozess zu initiieren, an dessen Ende die deutsche „Poeterey“ nicht nur „ihre meiste Kunst/ art und lieblichkeit“ (II/1, 359) erlangt haben, sondern sich als kunstfertiges Instrument der Gegenwart in nationalsprachlicher Identität mit sich selbst befinden sollte. Nur so war es in seinen Augen möglich, die eigene Sprache als brauchbares Instrument in der kulturellen Auseinandersetzung Europas auszuführen, um sie – wie dies Justus Georg Schottelius später ausdrücken wird – durch „Ordnung und kunstmessigen Gehorsam“ in die Lage zu versetzen „so wol bei florirenden FriedensZeiten zu Darstell= und Ergentzung eines wolgefasseten Königlichen Hofes/ vortreflichen Gemeinwesens und Regiments/ als auch bei gefehrlichen KriegsZeiten/ zu Errichtung und ins Feldführung eines mechtigen Heerlagers/ ihre durchdringende WörterMacht in der That zuerweisen.“¹⁴⁴

¹⁴² Wolfgang Helmhard Freiherr von HOHBERG, *Der Habsburgische Ottobert*, Erfurt 1663/64; *Georgica. Unterricht von Landgütern und Adelicher Wirthschaft auf dem Lande*, Nürnberg 1682 (erweiterte Fassung unter dem Titel *Georgica curiosa aucta*, Nürnberg 1687, ²1695).

¹⁴³ ROHMER, *Das epische Projekt* (1998), S. 340 ff., macht den verfehlten Adressatenbezug für das Scheitern der epischen Versuche im 17. Jahrhundert verantwortlich.

¹⁴⁴ Justus Georg SCHOTTELIUS, *Der schreckliche Sprachkrieg / Horrendum Bellum Grammaticale Teutonum antiquissimorum* (ed. Kittler/Rieger), Leipzig 1991, S. 152.

2.3.8 Die poetische „Aufgabe“ und das „neue feldt“ der Poesie

Solche identifikatorische Prozesse speisen sich schon bei Opitz offenbar nicht allein aus der Umsetzung normierbarer und kodifizierbarer sprachlicher Traditionen in die Gegenwart, sondern aus der lebendigen Differenz von Erinnertem und Gegenwärtigem. Solche Differenz scheint schon im *Buch von der teutschen Poeterey* auf und fordert gleichermaßen den vermittelnden Bezug der Ansprüche beider Seiten durch die Arbeit des Poeten. Sein sich „in die Sprache finden“¹⁴⁵ umfasst folglich nicht nur das Lernen und Üben am Vorbildlichen, um in der eigenen Zunge zu „vollkommener Wohlredenheit“¹⁴⁶ zu gelangen. Es beinhaltet in gleicher Weise die Wahl eines Stoffes, der der Gegenwart und ihren Bedingungen auch thematisch angemessen sein muss, um seine Wirkung auf die Zeitgenossen nicht zu verfehlen. Es überrascht deshalb nicht, dass es Opitz bei seiner poetologischen Ahnensuche in den Gefilden deutscher Sprachdenkmäler keineswegs nur darum ging, eine mit epischem Dichten verbundene Erwartungshaltung zu erfüllen und im Sinne der Alten „berümbter männer ritterliche thaten mit heroischen Versen“ (II/1, 356) zu beschreiben. Schon die musische Hinderung am Verfassen eines solchen epischen Werkes, die Opitz am Beginn seiner *Teutschen Poemata* (1624) beschreibt, gewinnt in diesem Zusammenhang programmatische Bedeutung – geht es dort doch darum, der „Teutschen Nation“ einen Dienst zu erweisen und durch „der Poesis kunst den lauff der grossen Helden“ zu beschreiben, „die sich vor dieser Zeit den Römern widersetzt, / Vnd jhrer Schwerter schärff in jhrem Blut genetzt.“¹⁴⁷ Der augenfällige Versuch, Vorbildliches deutscher Sprache zu regenerieren, schlägt deshalb fehl, weil der angemessene Rückstieg in die eigene zeitgeschichtliche Situation nicht vollzogen werden kann. Symbolisch hindert die Muse den Dichter daran, mit seines „Geistes frucht zu brechen durch die Zeit“; sie lenkt sein Ingenium statt dessen – den antiken Vorbildern verpflichtet – in zeitlose Gefilde um. Mit Opitz Worten: „verstieß mich zu der Hirten/ In einen grünen Wald, wies mir ein schönes Bild“.¹⁴⁸

In seinen poetologischen Überlegungen dagegen vollzog Opitz diesen Schritt konsequenter und wich damit in zeitgemäßer Absicht deutlich von der tradierten Gattungsrezeption seit dem italienischen Humanismus ab. An die Stelle des planmäßigen panegyrischen Heldengedichts mit seiner spezifischen „erfindung und ziehr der reden“ (II/1, 357) tritt in strikter Orientierung auf die Gegenwart das philosophische Lehrgedicht mit paarweise gereimten Alexandrinern. Nicht eine herausragende, makellose und in jeder Hinsicht vorbildliche Person, sondern das gegenwärtige „teutsche Vaterland“ in seinen kriegesischen Bedrängnissen avanciert zum „Helden“ der Opitzschen Dichtkunst. Keine idealisierte Vergangenheit, sondern eine andrängende Gegenwart treibt den Poeten zu seinem poetischen Geschäft. Damit werden die Gattungsinhalte, die sich bislang als Matrizen der Verkündung wegweisender Wahrheiten profiliert hatten, zugunsten einer anderen Sicht auf die Dinge umgegossen.

Hier wird deutlich: Erst durch den Ausgriff auf das vor aller Augen liegende und kriegsgeplagte „Deutschland“ gelingt es Opitz, Selbst- und Weltbezüglichkeit der Poesie in ihrer höchsten Form durch einen aktiven Bestimmungsgrund zu vermitteln, der beide Seiten in ein produktives Verhältnis setzt. Der Bezug auf die patriotisch konnotierte Gegenwart des Krieges weist denn auch in seinem Anspruch weit über den durch eine bloße rhetorische Praxis vermittelten Horizont tradierter Wissensbestände und Formsprachen hinaus. Dieser aktive Bestimmungsgrund ist im gesamten Buch von der teutschen Poeterey als leitmotivische „Aufgabe“ des Dichters präsent und gibt sich an entscheidender Stelle als eigentändige Reflexion auf eine poetisch meditierte Wirklichkeit zu erkennen. Auch hier liegt eine Subversion vor, die Opitz bewusst kalkuliert und als intelligible Verbindlichkeit einer geschichtlichen Situation in die poetologischen Tatbestände eingeschrieben hat – und zwar besonders augenfällig in den zweiten

¹⁴⁵ Martin OPITZ, *Teutsche Poemata* (ed. G. Witkowski), Halle/Saale 1902, S. 16.

¹⁴⁶ Ebd., S. 1.

¹⁴⁷ Ebd., S. 14.

¹⁴⁸ Ebd.

Teil seiner Poetik (Kapitel 5 bis 8), der nach vorausgegangener Binnen- und Außenbestimmung der Poesie deren Ausgestaltung selbst thematisiert.¹⁴⁹ Um in den Blick zu nehmen, wie disponibel Opitz auch in diesem Fall mit der Dichtungstradition umgehen kann, sei nochmals an seine Ausführungen zum „Heroisch getichte“ (II/1, 360) erinnert. Nachdem er in lediglich formaler Absicht Vergils *Georgica* – nicht aber die gleichfalls sich anbietende *Aeneis* – als Gattungsmuster zitiert hat, greift er – „in mangel anderer deutscher exempel“ – auf ein eigenes Dichtwerk zurück:

Des schweren Krieges last den Deutschland jetzt empfindet,
 Und das Gott nicht umbsonst so hefftig angezündet
 Den eifer seiner macht, auch wo in solcher pein
 Trost her zu holen ist, soll mein getichte sein.

Diß hab ich mir anjetzt zue schreiben fürgenommen.
 Ich bitte wollest mir geneigt zue hülffe kommen
 Du höchster trost der welt, du zueversicht in not,
 Du Geist von GOtt gesandt, ia selber wahrer GOtt.

Gieb meiner Zungen doch mit deiner glut zue brennen,
 Regiere meine faust, und laß mich glücklich rennen
 Durch diese wüste bahn, durch dieses neue feldt,
 Darauff noch keiner hat für mir den fuß gestellt. (II/1, 361)

Der Auszug aus dem „ersten buche der noch unaußgemachten Trostgetichte in Wiederwertigkeit des Krieges“ (II/1, 360) ist höchst charakteristisch, denn er thematisiert nicht nur den sonst in der Opitzschen Poetik des Jahres 1624 abwesenden Krieg, sondern bezeichnet zugleich auch den vorzüglichen Gegenstand epischer Anstrengungen, der das Selbst- und Außenverhältnis des Dichters in einer „Aufgabe“ bindet und diese substantialisiert. Es ist jenes „Deutschland“, das sich als epischer Würdenträger qualifiziert sieht und deshalb in poetischer Rede stellvertretend für die in ihm wohnenden ‚Deutschen‘ den Krieg als „schwere last“ empfindet. Jenes „Deutschland“ kann in der Folge bei Opitz als „unser Vaterland“ (II/1, 363) angesprochen werden, weil es die Erfahrung des Krieges als kollektives und deshalb einheitsstiftendes Moment repräsentiert. Und Opitz läßt keinen Zweifel daran, dass dieses einheitsstiftende Moment von einer maßgebenden Bestimmungskraft ist, die dem dichterischen Ingenium nicht nur ein radikal „neue[s] feldt“ seiner Tätigkeit vorzeichnet, sondern ihn in diesem Feld zum Abfassen eines literarischen Erstlings qualifiziert, mit dem bislang unbegangene Wege beschriftet werden. Opitz entwickelt hier im Blick auf die Charakterisierung seiner poetischen „Aufgabe“ ganz bewusst den Gegensatz der eigenen Position zur Dichtungstradition – in diesem Falle zu Vergil. Nicht der friedliche Ackerbau und die sinnreiche Beschaulichkeit des Landlebens, sondern das vom Krieg verwüstete „Vaterland“ soll den Dichter zur sprachlichen Höchstleistung anspornen. Die „Aufgabe“ hält den Dichter zwar in den Grenzen poetischer Regeln, vermag ihm aber nur eine „wüste bahn“ vorzuzeichnen, die sich als unentdecktes poetisches Sprachversuchsfeld abzeichnet. Sie stellt die Konkretion jener vehementen Bereitschaft dar, mit der Opitz in der Vorrede seiner *Teutschen Poemata* sich anlässlich einer kurzen Erörterung seiner Motivationen beim Abfassen dieses Werkes zu einem radikal neuen poetischen Beginnen bekannt hat, das das verschleifende Weitertragen des Traditionellen entscheidend einschränkt. Er sei, so Opitz, „die Bahn zu brechen, vnd durch diesen anfang vnserer Sprache Glückseelig-

¹⁴⁹ Zu den folgenden Ausführungen vgl. KAMINSKI, *Ex bello ars* (2004), S. 13-52.

keit zu erweisen bedacht gewesen“.¹⁵⁰ Mit dem „newen feldt“, der sich abzeichnenden „wüsten bahn“ und dem radikalisierten „anfang“ poetischer Tätigkeit sind die Schlüsselbegriffe versammelt, die Opitz’ poetologisches Programm eindeutig skizzieren.

Dass diese dichterische Selbstwahrnehmung in ihrer Bedeutung weit über eine bloße Thematisierung des aktuellen Krieges hinausgeht, liegt auf der Hand. Opitz kann das dichterische Selbstzitat im Rahmen seiner Poetik nur deshalb als „poetisches exemplum zur Illustration regelrechter Handhabung der Exordialtopik“¹⁵¹ nutzen, weil sich in ihm die zeitgenössisch einzig zulässige poetische Bestimmungskraft selbst am reinsten ausspricht und von ihr her alle Elemente eines mit Vergil vergleichbaren, poetologisch mustergültigen Verfahrens im Rahmen des „Heroisch getichte“ in eine Einheit versammelt. Neben der bündigen Konturierung des Themas und dem Hinweis darauf, mit seiner Dichtung poetisches Neuland zu betreten, gibt in diesem Zusammenhang vor allem die von Opitz thematisierte Anrufung Gottes tiefere Einblicke in die poetischen und poetologischen Inspirationsquellen. Bereits der Hinweis darauf, dass Gott das deutsche Vaterland „nicht umbsonst so heftig angezündet“ habe, markiert – über jegliche dichterische Selbstwahl dieses oder jenes Themas hinaus – die höhere Verfügtheit und Verbindlichkeit der Aufgabe, die dem Dichter gerade nicht „frei“ steht, sondern stets als auferlegte bzw. verhängte begegnet. Erst die verbindliche Anrufung Gottes um Beistand „zue vollbringung“ (II/1, 361) des dichterischen Werkes „macht“ den Dichter, der mit dieser metaphysischen Rückversicherung – analog zur vormaligen Anrufung der Musen – aus der Beliebigkeit seiner Stoffwahl freigesetzt und in die poesiezeugende Verbindung mit dem Geber der poetischen Gabe selbst eingelassen wird. Die Erneuerung der substantiellen Verbindlichkeit tradiertter Wissensbestände führt für Opitz folgerichtig allein über die Reflexion einer maßgebenden poetischen Aufgabe. Die Theoria wird von der poetischen Praxis her neu und anders bestimmt.¹⁵²

Opitz nutzt die topische Ausführung dieses Sachverhalts auf diffizile Weise zu einer weiteren Subversion, die diesmal im Akt der Anrufung Gottes die – im Sinne des *sensus communis* geforderte und von Opitz geleistete – Betonung der Überlegenheit christlicher „frömmigkeit“ (II/1, 361) gegenüber den antiken Dichtern auf charakteristische Weise zurücknimmt, um die Position des Dichters nicht aus den gesellschaftlichen Kontexten, sondern im poetologischen Rahmen eines selbstgewählten „neuen feldt(s)“ zu bestimmen. Wenn Gott um seine Unterstützung bei der Ausführung des Dichtwerkes gebeten wird und die direkte Anrede in den Versen „Du höchster trost der welt, du zueversicht in not, Du Geist von GOTT gesandt, ia selber wahrer GOTT“ erfolgt, so bietet die Passage eine gedoppelte Lesart an. Zwar lässt sich die Passage zum einen im Sinne der verbindlichen christlichen Tradition lesen, weil sowohl die Attribution des Göttlichen mit dem „höchsten trost der welt“, als auch der von Gott gesandte „Geist“ selbst im Horizont ihrer trinitarischen Zugehörigkeit für den Dichter als *imitatio Christi* und Eingießung des Heiligen Geistes verifizierbar bleiben. Im Zusammenhang mit der bereits skizzierten Verschmelzung des christlichen Wertkontextes mit der antiken Tradition im Zuge ihrer Verfügbarkeit für die poetische Einbildungskraft spricht jedoch einiges dafür, den von Gott gesandten „Geist“ im Blick auf den bittenden Dichter zugleich auch mit dem musischen Geist poetischer Inspirationskraft zu identifizieren. Seine Dignität als Gottesgabe macht ihn selbst zum „wahren Gott“ und erhebt den Dichter als Wortschöpfer – wie schon bei Scaliger – potentiell zum „alter deus“.¹⁵³ Auch die Beschreibung einer solchen, auf übernatürliche Art vermittelten „Aufgabe“ erhält in diesem Zusammenhang einen zweideutigen Bezugspunkt, wenn es im Blick auf die situativ bedingte Trostsuche des Dichters heißt: „ich bin begierde voll / Zue schreiben wie man sich im creutz’ auch frewen soll, / Sein Meister seiner

¹⁵⁰ Martin OPITZ, *Teutsche Poemata* (ed. G. Witkowski), Halle/Saale 1902, S. 7f.

¹⁵¹ KAMINSKI, *Ex bello ars* (2004), S. 32.

¹⁵² Auffällig ist, dass im *Buch von der teutschen Poeterey* im Blick auf die Diskussion des „Heroisch getichte“ dreimal ein Selbstzitat die Diskussion des Themas als finales Exempel abschließt und die historischen Referenzen poetologischer Selbstverständigung im Licht der aktuell gegebenen Aufgabe des Dichters überformt.

¹⁵³ Julius Caesar SCALIGER, *Poetices libri septem*, Lyon 1561, S. 3.

selbst“ (II/1, 363), wenn das Meister-seiner-selbst-sein sowohl auf das unpersönliche „man“ als auch auf das dichterische „ich“ bezogen werden kann. Zweifellos hat Opitz in den aufgezeigten Ambivalenzen auf innovative Weise den maximalen Umfang dichterischer „Freiheit“ in seiner Zwischenstellung von evidenter Gott- und Weltbezüglichkeit poetologisch ausgemittelt – und zwar so, dass hier – gleichsam am Rande und im Umkreis des göttlichen Ebenbildlichkeitsauftrages des Menschen – die abendländisch-neuzeitliche Idee der Freiheit als „Freyheit zue tichten“ (II/1, 364) zum Tragen kommt.

2.3.9 Imaginationswelten: die „freyheit zue tichten“

Eine letzte Variation des Themas vermag sich deshalb der speziellen Frage anzunehmen, wie eine solcher Anklang an eine neuzeitliche Idee, die sich seit dem 16. Jahrhundert nicht nur in philosophischen und theologischen Weltentwürfen, sondern auch in der italienischen Renaissance-Kunst prägenden Charakter annahm, sich in Opitz' poetologischem System niedergeschlagen hat. Als poetische „Freyheit“ wird sie zunächst auf der materialen Ebene als freie Selektion und Disposition des dichterischen Stoffes manifest. Sie unterliegt damit einerseits der künstlerischen Maßgabe des Poeten in Erwägung dessen, was „zue erweckung der verwunderung in den gemütern von nöthen ist“ (II/1, 364), wird aber andererseits auch durch die Faktizitäten historischer und gegenwärtiger Wirklichkeiten gesteuert. Der Poet bleibt deshalb beim Einsatz seiner Erfindungsgabe stets dazu aufgefordert, „das man nicht der zeiten vergeße, und in jhrer warheit irre“ (ebd.). Poetische „Freyheit“ versteht sich in diesem Sinne als poetischer Spielraum der Einbildungskraft in der Bemächtigung von Wirklichkeit durch strategische Fiktionalisierungsleistungen. In der poetischen Vermittlungsarbeit zwischen Fakten und Fiktionen, zwischen Wahrheit und Vision erweitert sich die Spanne des Verhältnisses von res und verba allenthalben zur Welt kunstdienlicher Wahrscheinlichkeit, die allein in der Macht des Künstlers liegt. Sie verdeutlicht, wie Opitz – gleichermaßen im freien Anhalt an die aristotelische Definition der Poesie wie an das horazische Vorbild – zwar den ihm gegenwärtigen Krieg als Generalthema epischer Spracharbeit aufgreift, sich aber schon im Generalbass seines dichterischen Zugriffs in den „Trostgetichte in Wiederwertigkeit des Krieges“ grundlegend von der historischen Wirklichkeit löst und in einen metaphysischen Rahmenplan hinausgreift – etwa im Nachdenken über den „eifer“ göttlicher Verfügungsgewalt und den ihm korrespondierenden menschlichen „trost“ in der solcherart verfügbaren „pein“.

Die „Freyheit zue tichten“ bezeichnet mithin nicht nur das produktive Eigenreservoir des Poeten bei der stofflichen Disposition, sondern dient bei Opitz zudem der Konturierung eines spezifisch menschlichen Ethos von raumgreifenden neuzeitlichen Dimensionen. Als Imagination tritt diese „freyheit“ auch im poetologischen Kontext als verhältnisschaffende Transpositionskraft auf, mit der es dem Poeten Opitzscher Prägung gelingen soll, zum „Meister seiner selbst“ (II/1, 363) zu werden. Sie prädestiniert Opitz in unmittelbarer Weise, als Bahnbrecher in poetisches Neuland auftreten. Der Bunzlauer Poet setzte sich folgerichtig das ehrgeizige Ziel, zum ersten male überhaupt die griechischen Musen in die Gefilde des vom Krieg gezeichneten „Vaterlands“ zu übersetzen: „ich wil die neun Göttinnen, / Die nie auff unser deutsch noch haben reden können, / Sampt jhrem Helicon mit dieser meiner handt / Versetzen allhieher in unser Vaterland“ (ebd.). Wie und in welchem Sinne es Opitz dabei Ernst mit einer initiierten deutschen Spracharbeit war, verdeutlicht die Explikation seiner dichterischen Erwartungshaltung. Diese ist vor dem Hintergrund des anhaltenden Krieges auf nichts Geringeres als ein deutschsprachiges Epos gerichtet, das in seiner Wertigkeit den Vergleich mit der poetischen Verarbeitung des „Troianischen Krieges“ (ebd.) aushalten können muss. Auch wenn Opitz „sehr im zweiffel“ darüber bleibt, ob sich in absehbarer Zeit „bey uns Deutschen“ (II/1, 364) ein Dichter finden werde, der ein solches episches Werk auszuführen in der Lage ist, so ist doch die artikulierte Vision entscheidend.

Warum? Um an der künftigen Ausführung eines solchen „vollkommenen Heroischen werckes“ (ebd.) zweierlei Ziele zu knüpfen: die ideale Freiheit der deutschen Sprache als selbständigem Kulturträger von musterbildender Kraft und die politische Freiheit des „Vaterlands“ als Entsetzung von der „schweren last“ des Krieges und Einkehr in den Zustand des Friedens. Beide Ziele setzen in ihrer intellektuellen Spannkraft mit Notwendigkeit die poetische Freiheit und poetologische Selbstbestimmung des Dichters unter den Bedingungen des Krieges voraus und enthüllen sie im *Buch von der Deutschen Poeterey* als Disponibilität der Tradition unter der Maßgabe einer poetisch gegebenen „Aufgabe“. Bemerkenswert bleibt in diesem Zusammenhang, dass Opitz die mögliche Vollendung der deutschen Spracharbeit und die Befriedung des „Vaterlands“ poetologisch miteinander verknüpft. In der „freyheit zu tichten“ verbinden sich ihm die geschwisterlichen Ordnungen der *ars linguae* und *ars pacis* zu einem gemeinsamen kulturpolitischen Unterfangen. Die Bedeutung dieser Analogie wird später durch Georg Schottelius in seinem *Horrendum Bellum Grammaticale Teutonum antiquissimorum* (Braunschweig 1673) aufs Äußerste transparent gemacht durch die Verschränkung des Reichs der Sprache mit der Sprache des politischen Reichs.

Wie tief die Verhältnisbestimmung von dichterischer Aufgabe und reflektiertem Gegenwartsbezug nach den Maßgaben der „freyheit zu tichten“ die Opitzsche Poetik im Ganzen durchdrungen und geformt hat, läßt sich auch in deren Beziehung auf tradierte Positionen des Genres feststellen. So hat etwa der vordergründig stark simplifizierende Zug in der Opitzschen Deutung der *imitatio* als „nachäffen der Natur“ (Werke II/1, 350) Anstoß erregt und Anlass gegeben, dem Bunzlauer Dichter „Gedankenlosigkeit“ und „mangelnde Reflexion“ im Umgang mit den poetologischen Maßgaben des Aristoteles sowie oberflächliche und verflachende Nutzung der Vorgaben Ronsards und Scaligers zu unterstellen.¹⁵⁴ Solch lineares Entlangtasten an begriffsgeschichtlich orientierten Sinngebungen verkennt auf formaler Ebene nicht nur die herausragende Bedeutung der *Ars poetica* des Horaz, während der Aristotelismus den Horizont poetologischer Selbstfindungsprozesse erst mit Birkens *Teutscher Rede-bind- und Dicht-Kunst* (1679) erreicht. Verkannt wird auch die steuerfunktionale Bedeutung von Opitz' sprachfixiertem Patriotismus. Allein aus der Bindung der poetologischen Binnenbestimmungen an eine zeitpolitische Reflexion wird eine durchgängige Aufwertung der poetischen Imaginationskraft erklärbar, die sich an einer konkreten poetischen „Aufgabe“ abarbeitet und deshalb die gelehrte Auseinandersetzung mit den „Grundsatzfragen der Literaturtheorie“¹⁵⁵ in den Hintergrund drängt.

Genau an dieser Stelle ist auch zu sehen, dass und warum der Krieg selbst bei Opitz nicht nur eine Transponierung in die freiheitlich behandelte Sphäre der Poesie, sondern sogar in die poetologische Selbstverständigung erfahren hat und erfahren musste. Denn der Krieg im politischen wie im sprachlichen Feld ist die Wurzel, aus dem die geschwisterlichen Ordnungen der *ars linguae* und *ars pacis* erwachsen. Wo 1624 – also unter Kriegsbedingungen – die Hoffnung auf die Ankunft eines heroischen Werkmeisters deutscher Provenienz für Opitz gering erscheinen musste, blieb ihm selbst doch die innovative Aufgabe des Vorzeichnens einer neuen, wenn auch „wüsten bahn“ und des Absteckens des „neuen feldts“ der Poesie vorbehalten. Beides ließ sich als Vorstellung in eine imaginierte Zukunft verlängern: „Vieleichte werden noch die bahn so ich gebrochen, / Geschicktere dann ich nach mir zue bessern suchen, / Wann dieser harte krieg wird werden hingelegt, / Und die gewündschte rhue zue Land und Meer gehegt“ (19). In diesem Sinne perspektivisch in die Zukunft zu arbeiten, konnte aber für Opitz nur bedeuten, das künftig zu erfüllende Anliegen in die theoretische Orientierung über die maßgebliche Aufgabe der „Poeterey“ zu überführen und dort zu konservieren. So tritt in einem dritten Aspekt die neuzeitliche Idee der Freiheit bei Opitz als Disziplinierungsinstanz seiner poetologischen Selbstverständigungsstrategien auf. Dies meint zum einen die analogisierende Überführung der Wirklichkeit des

¹⁵⁴ PETERSEN, *Mimesis – Imitatio – Nachahmung* (2000), S. 138ff.

¹⁵⁵ Ebd., S. 140.

Krieges in den Horizont der Sprache, in der sich die Aufgabe der Poesie im kulturpolitisch-missionarischen Spannungsfeld von Muttersprache und Vaterland entfaltet. Auch im Sprachkriegsfeld wird eine kollektive Erfahrung reklamiert, die einheitsstiftend wirkt und ein „newes“ Arbeitsfeld konturiert, das allein im Durchgang durch die „wüste“ Bahn der Kriegserfahrung künftig Früchte zu tragen verspricht. Wo die Arbeit an der Sprache als Sprachkrieg gedeutet wird, kann sie deshalb keine formale, sondern nur eine freiheitlich couragierte sein: „Die worte und Syllaben in gewisse gesetze zue dringen, und verse zue schreiben, ist das allerwenigste was in einem Poeten zue suchen ist. Er muß ευφραντασιωτος, von sinnreichen einfällen und erfindungen sein, muß ein grosses unverzagtes gemüte haben, muß hohe sachen bey sich erdencken können, soll anders eine rede eine art krieges und von der erden empor steigen“ (II/1, 349). Mit anderen Worten: Es geht um das intime Ethos des Poeten, dem angesichts des weltlichen und sprachlichen Konfliktpotentials nur ein „unverzagtes gemüte“ zur Erfüllung seiner ihm gestellten Aufgaben dienlich sein kann. Der Poet gleicht dem einfallsreichen Sprachfeldherrn, der mit strategischem Geschick bei der Ausführung des „vollkommenen Heroischen werkes“ der Rede eine originale „art“ verleiht. Opitz Poetik nimmt in seinem wirkungsästhetischen Anliegen nicht nur einen quasi-militärischen Habitus, sondern auch die Bedeutung einer planmäßigen poetisch-poetologischen Feldbesetzung an.¹⁵⁶ Als transponierendes Schlüsselwerk kann in dieser Hinsicht sein *Lob des Krieges Gottes Martis* aus dem Jahr 1628 angesehen werden, in dem Opitz unter dem Einfluss neostoizistischen Gedankengutes den Krieg in seiner zwingenden Bedeutung als welt- und menschenbeherrschende Macht herausstellt, der in schicksalhafter Weise nicht zu entkommen ist.¹⁵⁷ Ihrer Destruktionskraft kann nur in einer sprachlichen Friedensarbeit begegnet werden, die dem Poeten seine kongeniale zeitgenössische Frontstellung zuweist: „Dem einen ist zue thun/ zue schreiben mir gegeben“ (IV/1, 153). Dass es sich dabei nicht um ein Ausweichen in die befriedeten Terrains der Studierstube und des Antiquariats handeln kann, bestätigt schon die Rede vom „unverzagten gemüte“ des Poeten. Neostoische Selbstfindungsprozesse legen denn auch das positive Annehmen der wechselhaften zeitlichen und räumlichen Situierungen nahe, aus der eine gelassene und in sich beruhigte Weltsicht entspringt. Die Kontextuierung sprachschöpferischer Intentionen mit bellizistischen Sachverhalten legt somit auch für die Opitzsche Poetik eine Weltbildprogrammatik nahe, die die gesellschaftlichen Aufgaben und sprachlichen Ausdrucksweisen des Poeten am und im zeitgenössischen Horizont gewinnen muss, um die Verpflichtung auf die „Wahrheit“ poetisch einlösen zu können.

Die solcherart in eine bellizistisch konnotierbare Spracharbeit verwickelten literarischen Akteure verstehen sich nicht nur – wie dies Johann Rist später formuliert hat – als „getreuwe Patrioten des Vaterlandes“, sondern in der metaphorischen Perspektivierung poetischer Handlungen auch als „tapfere vnd trefflich-geübte Soldaten“.¹⁵⁸ Die „freyheit zu tichten“ kommt dabei in ihrer theoretischen Fassung durch die Art und Weise zum Vorschein, mit der Opitz das tradierte Dichtungsreglement als vergangenes humanistisches Bildungspotential an den Bedürfnissen der anstehenden „Aufgabe“ überformt. Seinem selektiven Zugriff auf die Dichtungstradition fällt vor allem jenes philologisch-diplomatische Rüstzeug des „Gelehrten“ zum Opfer, das der Produktivität des Poeten bei der Bearbeitung des „newen feldts“ im Wege steht. Er handhabt das mitzuführende Gepäck der Tradition nicht nach dessen eigenen normativen Vorschriften, sondern nach den operativen Maßgaben des sprachlichen Schlachtfeldes und bleibt darin – wie durch Kaminski gezeigt wurde – von den Grundideen der oranischen Heeresreform beeinflusst. Opitz' Poetik nimmt auf diese Weise selbst jenen operativen Grundzug an, der ihr in der sprachkriegerischen Auseinandersetzung die Überlegenheit sichern soll, um – zugespitzt formuliert – „oranisch gedrillte deutsche Wörter in einen poetologischen Unabhängigkeitskrieg gegen die übermäch-

¹⁵⁶ Vgl. KAMINSKI, *Ex bello ars* (2004), S. 34.

¹⁵⁷ Vgl. dazu BECKER-CANTARINO, *Opitz und der Dreißigjährige Krieg* (2002), S. 41ff.

¹⁵⁸ Johann RIST, *Baptistae Armati, Vatis Thalosi. Rettung der Edlen Teütschen Hauptsprache/ Wider alle deroselben muhtwillige Verderber und alamodesirende Aufschneider* ..., Hamburg 1642, Bl. A7r.

tige Romania zu führen“.¹⁵⁹ So sind die aus philologischer Sicht mangelhaften Leerstellen des *Buches von der Deutschen Poeterey* in inspiratorischer Perspektive allein dem dicht geknüpften strategischen Argumentationsnetz geschuldet, mit der Opitz den faktischen Krieg als Krieg der Wörter zu reinszenieren sucht.

2.4 Semantische Ordnungsfelder

2.4.1 „Wissenschaft der Wahrheit halber“

Aus den vorangehenden Darlegungen wurde deutlich, dass Opitz in seiner spezifischen Auffassung der „freyheit zue tichten“ dem regelgerecht verfahrenen Poeten eine vielfach vermittelnde gesellschaftliche Stellung zugedacht hat. Sie erfordert vom literarischen Akteur zweierlei: einerseits eine vertiefte Einsicht in die festliegenden strukturellen Rahmenbedingungen des Ortes und der Zeit und andererseits eine imaginative Offenheit im konkreten Gebrauch dieser Bedingungen. Beides, intellektuelle Einsicht und kreative Offenheit, sind dabei an die individuellen Maßgaben der poetischen Begaubung als auch der Fähigkeiten des Verstandes gebunden, um aus dem Zusammenspiel von Struktur und Individuum eine dichterische „Aufgabe“ zu destillieren. Der von Opitz poetologisch imaginierte literarische Akteur sollte dementsprechend sein schöpferisches Tun im Kern als eine fachlich zweckgerichtete, aber zugleich an einer kulturpolitischen Vision ausgerichtete Leistung verstehen, die als produktive Synthese poetischer Inventivkraft und Einsichtsfähigkeit – etwa im Blick auf ein zu schaffendes „Heroisch getichte“ – künstlerisch weit über die bloße Reflexion unmittelbar sich aufdrängender Realitätsbestände hinauslangt. Beleg dafür mag sein, dass das *Buch von der Deutschen Poeterey* – trotz seiner eindeutigen Bindung an aktuelle politische Befindlichkeiten, die seinem Verfasser selbst nichts anderes als eine „wüste Bahn“ (II/1, 361) vorzeichnet – vordergründig nicht an der Aufbereitung konfessionellen Sprengstoffs interessiert scheint. Offenbar ging es Opitz vor allem darum, im Blick auf die kollektivierenden Kriegserfahrungen die Vision einer poetischen Auffassung und Konstruktion „unsers Vaterlands“ vor ihrer Nivellierung durch Einseitigkeiten politisierter Weltanschauungen zu schützen.¹⁶⁰ Die Skizze einer zeitgeschichtlich gebundenen und zugleich visionär bindenden literarischen „Aufgabe“ sollte mit guten Gründen keine direkten Bezüge zum wechselhaften Tagesgeschäft der unmittelbaren Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungshorizonte seiner Gegenwart aufweisen. Die Erfüllung der gesellschaftlich brisanten Bedeutung einer poetischen „Aufgabe“ hat Opitz denn auch analog zum finalen Fortgang der politisch-militärischen Ereignisse erwartet. Ihre künstlerische Realisierung blieb jedoch ganz in die Horizonte des literarischen Feldes und der instrumentalen Sprache eingelassen. Genau deshalb lässt sich eine Nähe der Grundanschauungen der Opitzschen Poetik zum visionären Erwartungshorizont etwa des rosenkreuzerischen Schrifttums konstatieren. Opitz’ poetologischer Wegweiser bot der seit 1615 verstärkt geschürten Erwartung einer „general Reformation“¹⁶¹ gesamtgesellschaftlicher Verhältnisse gleichsam eine dezente und konkretere kulturpolitische Zuspitzung und mit der Konzentration auf das sprachliche Spiel- und Schlachtfeld auch einen genauer definierten und gesellschaftlich unverfänglicheren Wirkungs- und Entfaltungshorizont an. Durch die Engführung des poetischen Handlungsraumes mit dem visionär entworfenen gemeinsamen „Vaterlandt“ hat Opitz die Entwicklung deutschsprachiger Poesie während des Dreißigjährigen Krieges auf charakteristische Weise modifiziert.

¹⁵⁹ KAMINSKI, *Ex bello ars* (2004), S. 39.

¹⁶⁰ KAMINSKI, *Ex bello ars* (2004), S. 69 ff. hat allerdings gegen die in der Forschung etablierte überkonfessionelle Lesart des *Buches von der Deutschen Poeterey* den Nachweis angetreten, dass auch dieser Sachverhalt als strategisches Versteckspiel seines Autors, d.h. als überkonfessionell-unparteiische Fassade gedeutet werden kann, deren Errichtung eindeutige Präferenzen der protestantischen Seite unterliegen.

¹⁶¹ Johann Valentin ANDREAE, *Fama Fraternitatis/Confessio Fraternitatis/Chymische Hochzeit: Christiani Rosencreutz. Anno 1459* (ed. Van Dülmen), Stuttgart²1976, S. 17.

Dieser an sich unspektakuläre Sachverhalt gewinnt seine eigentliche Tragweite jedoch erst im Bezug auf die poetologische Bedeutung der weltlichen „Distanzhaltung“ literarischer Akteure und der sie komplementierenden Grundfixierung auf die poetische „Gelegenheit“, die die Forschung als wesentliche Merkmale der Barockliteratur und ihrer Autoren herausgearbeitet hat.¹⁶² In der weltlichen Distanzhaltung des barocken Autors kommt nicht nur das privilegierte Bild seiner gesellschaftlichen Selbstpositionierung zwischen physischen und metaphysischen Sachverhalten und Erkenntnisweisen zum tragen. In ihr eröffnet sich auch der Spiel- und Entfaltungsraum der dem idealen Poeten zugedachten „Freyheit zue tichten“. Solche Entfaltungsräumlichkeiten eröffnen sich überall dort, wo der Poet sich dazu versteht, die „rechte Gelegenheit“ zu ergreifen, d.h. sein Gespür für den Einsatz poetischer Mittel und die Wahl zeitgemäßer Themen zur Anwendung zu bringen, um sein Ingenium mit einem dichterischen Anlass auf werkgerechte Weise zusammenzuschließen. Dieser barocken Wahrnehmungsfixation auf die poetische „Gelegenheit“ schrieb Opitz nun in seiner Poetik durch die energische Wendung auf das singuläre deutsche „Vaterlandt“ einen kulturpolitischen Gegenstand ersten Ranges vor, der vor dem Hintergrund des ablaufenden Krieges als einheitgebender mentaler Erfahrungshorizont poetologische Verbindlichkeit und Überzeugungskraft beanspruchen konnte. Opitz qualifizierte damit eine singuläre geschichtliche Situation als Zeit und Raum umgreifende Leitfigur für den Erkenntnishorizont des Poeten, für die Anspannung der poetischen Innovativkräfte und die Erzeugung der maßgeblichen literarischen Werke.

Weil aber das innovative Potential der Opitzschen Poetik des Jahres 1624 aus der substantiellen Verklammerung der Poesie mit einem martialischen Selbstbestimmungsprogramm gewonnen wurde, blieb ihm in seiner eigenen Grundintention kein literarischer Erfolg beschieden. Das erwartete „vollkommene Heroische werck“ konnte schon deshalb nicht realisiert werden, weil nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges die artikulierte politische Utopie des „teutschen Vaterlandts“ nachhaltig durch die anhaltende Territorialisierung des Reichs und die allgemeine Ernüchterung über die restituierten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen entzaubert blieb und der Dynamik kulturpolitischer Artikulationen die Energie entzog. Analog dazu ließe sich die Tatsache, dass die fortgesetzte Pflegearbeit an der „teutschen“ Muttersprache nach dem Westfälischen Friedensschluss nicht die gewünschten Früchte zeitigte – mit dem Tode des Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen war zugleich die Wirksamkeit der *Fruchtbringenden Gesellschaft* nachhaltig geschwächt –, auch als Resultat der sich verfestigenden gesellschaftlichen Zustände im Ganzen lesen. Die nach 1648 einsetzenden „Tendenzen ästhetischer Emanzipation vom militärgeschichtlichen Substrat des Dreißigjährigen Krieges“¹⁶³ tilgten auf sehr gründliche Weise Opitz’ kulturpolitische Engführung ästhetischer Wahrnehmungsmuster mit bellizistischen Erfahrungshorizonten. Die „weltbekante Heldensprache“¹⁶⁴ Zesens setzte sich nicht in erwartetem Maße als kulturtragende Innovationskraft in die barocke gesellschaftliche Szene und unterminierte dadurch in gleicher Weise die erwartete öffentliche Reputation der literarischen Akteure. Vor dem Hintergrund einer neuen Entzugserfahrung weitete sich der poetische Blick statt dessen erneut auf die fundierende Vermittlungsarbeit der physischen und metaphysischen Befindlichkeiten des Menschen in einer vielfach bedrängenden Nachkriegssituation. Die Modifikation der kulturpolitischen Verklammerung von dichterischer Aufgabe und „rechter“ Gelegenheit musste in ästhetischer Perspektive zwangsläufig ein neues utopisches Ausgleichspotential für weltliche Realisierungsdefizite freisetzen. Hier kommt vor allem die breitenwirksame Rückführung konkreter kulturpolitischer Impulse und Innovationstendenzen in den allgemeineren Horizont religiöser Kontextuierungen in den Blick, die auch den Begriff des „Va-

¹⁶² Zu diesem Terminus vgl. VAN INGEN, *Vanitas und Memento mori in der deutschen Barocklyrik* (1966), S. 47f. und SEGEBRECHT, *Gelegenheitsgedicht* (1977), S. 64ff. mit Verweisen auf ältere Forschungsliteratur.

¹⁶³ KAMINSKI, *Ex bello ars* (2004), S. 545.

¹⁶⁴ Philipp von ZESSEN, *Das Hochdeutsche Helikonische Rosenthal/ das ist/ Der höchstpreiswürdigen Deutschgesinneten Genossenschaft Erster und Neunstämmiger Rosen-Zunft Ertzschrein ...*, [Amsterdam] 1669, S. 47.

terlands“ in religiöser Erlösungsperspektik als überweltlichen Fluchtpunkt irdischer Pein neu etablierte. Stellvertretend für viele andere mag die poetische Reformulierung dieser weltbildsublimierenden Perspektive bei Gryphius stehen:

„Der diese grosse rundt der erden auffgebawet;
Dem mangelt nirgendts platz und wehm dis haus zu klein/
Das vih und menschen trägt/ der zeucht in himmell ein
Der uns zum Vaterlandt und wohnung wird vertrauett“.¹⁶⁵

Die ausbleibenden bzw. gescheiterten Kollektiverfahrungen bereiteten zudem den Boden für signifikante mentale Veränderungen in Form von diversen Verinnerlichungsbewegungen vor, die zum Ausgangspunkt bewusstheitlich geweiteter Erneuerungserfahrungen avancierten. Wenn Daniel Czepko – ein treuer Anhänger Opitzscher Dichtungsauffassung – verkündete: „Erwecke deine Seel, in ihr ist schon die Krafft, / Die Ihr das Leben giebt und auff das neue schafft“, ¹⁶⁶ so zielte er in gleicher Weise auf die Rekonstruktion jenes geistigen Spielraums, der bereits bei Opitz als „Freyheit zue tichten“ ausgelotet worden war, um jetzt – in Alternative zum stagnierenden politischen Krafraum – eine „Wiedergeburch“ von „Innwendig heraus“¹⁶⁷ zu entwerfen. Der Weg nach innen als alternativer Weg spiritueller Erneuerung *in poeticis* wurde – nicht zuletzt durch Johann Arndts *Vier Bücher vom wahren Christentum* und andere Schriften angeregt – oftmals auch (natur-)mystisch ausgegangen, um dem Entzug der Totalitätserfahrung und dem naturwissenschaftlich forcierten Schwund einer einheitlichen Sicht auf den göttlichen Schöpfungsraum eine poetische Visionierung der Welt entgegenzusetzen. Die Poesie der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts folgte dabei in ihren inneren Strukturierungen den dissonanten Bewegungen ihrer Zeit und blieb mit ihren eigenen, poetologisch gefassten Emanzipationsbestrebungen zumindest formal den Aufgabenbereichen verpflichtet, die Opitz im Blick auf die Entwicklung eines eigenständigen Sprachfeldes mit kulturpolitischem Engagement versehen hatte. Die ausbleibende Einheit des politischen Vaterlandes mündete in der Mitte des 17. Jahrhunderts jedoch in eine vielfältig auslegbare spirituelle Erwartungshaltung ein, die den weltlichen Bezugsrahmen menschlicher Befindlichkeiten durch unterschiedliche religiöse Deutungsschemata zu transzendieren suchte und die Erfüllung poetischer Aufgaben u.a. im Licht einer vormaligen „unio mystica“ (Böhme, Schwenckfeld, Czepko, Greiffenberg u.a.) zu erneuern suchte. Die Poesie fand gerade im spekulativen Gehalt der religiösen Erneuerungsbewegungen eine willkommene Orientierung und ein passables Deutungsmuster für die selbstimaginierte gesellschaftliche Wirksamkeit.

An dieser Stelle sei in methodischer Absicht nochmals daran erinnert: Vor dem Hintergrund der Forderung nach poetischer Gelehrsamkeit als unabdingbarer Voraussetzung zum Dichterberuf kam es im 17. Jahrhundert zu einer unscheinbaren, aber eminent wichtigen Phasenverschiebung in der poetologischen Selbstwahrnehmung. Denn nach dem Selbstverständnis der Poeten der nachopitzschen ‚Wende‘ sollte es in der Ausführung ihrer Werke nicht so sehr auf die Präsentation eines aus tiefer Einsicht gewonnenen Wissens, sondern auf ein originäres Schaffen aus dem Vermögen der eigenen Imaginationskraft ankommen, das mit dem Schulcharakter des artifiziellen Aufbereitens und logischen Ausbreitens von Einsichten nur den Erkenntnistrieb gemeinsam hat. Zwar konnte Harsdörffer noch vollmundig einen umfassenden Anspruch poetischer Tätigkeit reklamieren, indem er den Poeten nach herkömmlichem Muster zum Allwissenden erklärt: „Keine Kunst ist/ er hat sie durchsuchet/ keine Wissenschaft ist er hat sie erforschet/ und mit hochgestirnten Geist/ glücklich und schicklich zu Nutzen gebracht. Die

¹⁶⁵ Andreas GRYPHIUS, *Werke*, Band 1 (ed. Szyrocki), Tübingen 1963, S. 39.

¹⁶⁶ Daniel CZEPKO, *Geistliche Schriften* (ed. Milch), Breslau 1930, S. 3.

¹⁶⁷ Ebd.

Natur ist sein grosses Buch daraus er die Gleichheit und Ungleichheit aller Sachen suchet und findet/reimet und bindet“.¹⁶⁸ Aber an seinem Hauptgegenstand, der Natur, muss sich der „hochgestirnte“ Geist in seiner eigenen ästhetischen Absicht scheiden. Buchner hat als erster recht hell-sichtig auf die sich hier *in aestheticis* ankündigende Modifikation reagiert und den Tribut an eine zunehmend unübersichtlich werdende Weltdeutungslage poetologisch aufgegriffen und umgesetzt. In Anlehnung an Opitz verdeutlicht er in seiner posthum erschienenen Poetik, dass die Poesie sich – trotz und gerade wegen ihres Anspruches, eine Wissenschaft zu sein – in deutlicher Absetzung gegen die Philosophie als erklärter und anerkannter wissenschaftlicher Leitdisziplin situieren müsse. Es dürfe dem Poeten – so Buchner – im Blick auf das präsentierte Wissen nicht darauf ankommen, „nach Dialectischer Art“ zu verfahren, d.h. durch „zerlegen abtheilen/ unterscheiden“¹⁶⁹ auf ein Werkverfahren nach formallogischen Prämissen zu setzen. Vielmehr müsse die Poesie auf das kunstfertige Abbilden des Sinnfälligen abzielen, dem eine bloß „äusserliche Erkenntnis“¹⁷⁰ der Dinge nach Maßgabe des Augenscheins zugrunde liegt. Was in erster Instanz wie eine willkürliche Entwertung der Poesie gegenüber der Philosophie anmutet – der bloße Augenschein ist schon von Alters her philosophisch stets als trügerische Wissensquelle diskreditiert worden –, soll im Grunde der Rettung ihres universalen Anspruchs dienen. Die Entkoppelung der poetischen Spracharbeit von den fundierenden Prinzipien des Wissens räumt Konkurrenzverhältnisse aus dem Weg, entlastet die Rechtfertigungsstrategien des literarischen Feldes und führt zugleich zu einer universalen Flexibilisierung der poetischen Anschauung. Deren Stärke wird gerade darin ausgemacht, Phänomene aus der unmittelbaren Anschauung aufgreifen und nach der Maßgabe eines ‚scharfen‘ Verstandes innovativ kombinieren zu können.¹⁷¹ Allein aus der Neuheit ihres Verfahrens versteht sich eine solche Poesie konsequent als originäres „Schaffen“, als „thun und wircken“ im Sinne von „etwas wesentliches machen“,¹⁷² ohne im Gegenzug der philosophischen Arbeit des „Erkundigens“ zu erliegen und in die eigenen Abgründe des präsenten Wissens hinabsteigen zu müssen. Das sich damit ergebende Paradoxon eines produzierten poetischen Wissens ohne Gründe, d.h. ohne „volkömmliche Wissenschaft“¹⁷³ wird von Buchner poetologisch aufgelöst. Poetische Kunst schöpft aus einer überindividuellen Inspirationsquelle. Sie muss sich deshalb in ihren Gründen weder selbst verstehen noch deuten, sondern regt als originäre Initiativkraft von sich aus Deutungen und Kommentare innerhalb einer sekundären intellektuellen Verwertung an. Die Überführung ihrer imaginativen Produkte in den rationalen Horizont gehört nicht zu ihren primären Aufgaben, die vielmehr im operativen Bereich des *prodesse* und *delectare* angesiedelt bleiben. Ihre innovativen Neuschöpfungen können dennoch ganz ohne Rückbezug auf rationale Sicherungsstrategien den Anspruch auf verbindliche Wahrheit erheben – „Des schaffens Endschaft ist die Fürstellung des Wercks/ in Ansehung des Nutzens/ und des Erkundigens/ die Wissenschaft der Wahrheit halber“¹⁷⁴ –, weil sie ihrem wesentlichen Kern nach nur der Wahrheit verpflichtet sein kann. Bleibt doch jeglicher Stoff ihrer Kombinationskunst aus dem sinngebenden „Buch der Natur“ entlehnt und folglich stets im Horizont der *imitatio* einer verbindlichen Vorgabe angesiedelt, die allein auf die Erzeugung von „der Warheit ähnlichen Sachen“ abzielt.¹⁷⁵

Poesie entfaltet folglich ein eigenes, von anderen Bereichen unterschiedenes Wirkungsfeld mit spezifischen Absichten, die nicht „durch gebiethen und verbiethen/ oder durch scharffsinnige Schlußreden [...], sondern durch allerley Exempel und Fabeln“ an den Rezipienten zu bringen sind, „welches die

¹⁶⁸ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Lob und Prob der Teutschen Wolredenheit. Das ist: des Poetischen Trichters Dritter Theil* ..., Nürnberg 1653, S. 377f.

¹⁶⁹ [August BUCHNER], *August Buchners POET Aus dessen nachgelassener Bibliothek heraus gegeben von Ottone Prätorio/ P. P.*, Wittenberg 1665, S. 26.

¹⁷⁰ Ebd., S. 28.

¹⁷¹ Vgl. Kap. 2.3.4.

¹⁷² [August BUCHNER], *August Buchners POET Aus dessen nachgelassener Bibliothek heraus gegeben von Ottone Prätorio/ P. P.*, Wittenberg 1665, S. 26.

¹⁷³ Ebd., S. 27f.

¹⁷⁴ Ebd., S. 26f.

¹⁷⁵ Ebd., S. 30.

alleranmuthigste Art zu lehren ist“.¹⁷⁶ Der aktivierte spekulative Gehalt poetischer Weltanschauungen wird dabei in vielfältig auslegbare Bilder und Ideen umgemünzt, die – wie Kant später formulieren wird – viel zu denken geben, damit „wir daraus“ – so Buchner – „als in einem Spiegel/ zu sehen haben/ was etwa in unserm Leben krumm und unrecht“ ist.¹⁷⁷ Die reklamierte Nähe zum Spiegelgleichnis der Paulus-Briefe (I. Kor. 13.12) darf – wie der Wortgebrauch Buchners im Ganzen – als durchaus programmatischer Hinweis auf die seelenverwandtschaftlichen Verhältnisse der Poesie mit der Theologie angesehen werden. Beide verfolgen als Anbieter von umfassenden Weltanschauungen die gleichen moralischen Ziele – etwa im Blick auf die gemeinsame Lebensfrage, wie der „preßhafte Mensch genesen möchte“, um seinen Absturz in ein „gantz verderbtes Leben“ zu vermeiden.¹⁷⁸

2.4.2 Welttheater als poetische Reflexionsfigur

„Krumm und unrecht“ sind aber nicht nur verderbte menschliche Lebensentwürfe im Sinne persönlicher Verfehlungen und persönlichen Unvermögens. Im Gefüge und in den sozialen Netzwerken der ständisch hierarchisierten Gesellschaft läßt sich das Krumme und Unrechte als Wirkungen von Machtstrukturen sehen, die das kommunistische Nebeneinander der Existenzen nach imaginierten persönlichen Werten (Ehre, Ruhm etc.) in ein „oben“ und „unten“ gliedern. Die allgemeine Verbindlichkeit religiöser Konnotationen für die Ausgestaltung gesellschaftlicher Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungshorizonte barocker Poeten hat sich deshalb nirgends deutlicher niedergeschlagen, als in der Auffassung der Welt als „Welttheater“. In ihm versinnbildlicht sich auf paradigmatische Weise das breitenwirksame Weltanschauungspotential der christlichen Religion in künstlerischer Übersetzung. Unter der Maske traditionsverfestigter religiös-moralischer Ansprüche verbirgt sich vielfach das Interesse literarischer Akteure an grenzwertigen Themenbereichen ihrer Gegenwart. Die Intentionen barocker Poesie schließen auch eine umfassende Inszenierung verdeckter Kritiken an der Macht und ihren Repressionsfeldern ein, die wiederum eine poesieeigene Ökonomie detaillierter Anspielungen und Metaphorisierungen erzeugen. Aus der übergreifenden Deutung der mannigfaltigen Erscheinungen menschlicher Lebenswirklichkeit gewinnt die Poesie inhaltlich – auch und gerade im Rückgriff auf antike Wissensmuster – das Destillat ihrer transzendental verankerten Weltweisheit, aus der ihr ein „Sprechen-über“ in umfassendstem Sinne erst ermöglicht wird. Formal definiert sie dadurch zugleich ihren eigenen Machtanspruch innerhalb des sozialen Denk- und Handlungsraumes. Nach den Vorstellungen barocker literarischer Akteure fungiert Poesie in diesem Zusammenhang – zwar neben der Theologie, aber anders als die Philosophie – als privilegierte Erzeugungsinstanz von Weltdeutungsmustern von eigener Dignität, in der die Mannigfaltigkeit der weltlichen Phänomene in metaphysische Rahmenbedingungen eingepasst und ästhetisch fixiert werden.

Im Blick auf die substantielle Verknüpfung des theologischen und literarischen Feldes bleibt festzuhalten, dass die literarische Vorstellung eines „Welttheaters“ weder ohne die christliche Transzendentallehre mit ihrer Unterscheidung eines dies- und jenseitigen Reiches noch ohne die Anerkennung des christlichen Offenbarungswissens und der Erbsünde denkbar ist. Die Poesie des 17. Jahrhunderts reflektiert denn auch durchgängig auf den wesentlich christlich geprägten Habitus des Menschen und seine sozialen Verhaltensmuster. Die Metaphorik des „Welttheaters“ deutet dabei in einer – die Theologie imitierenden – transzendierenden Bewegung poetischer Spracharbeit die konstitutiven Verhältnisse und Bedingungen der menschlichen Gesellschaft als Zeichen des uneigentlichen, weil selbstvergessenen

¹⁷⁶ Ebd., S. 28f.

¹⁷⁷ Ebd., S. 28.

¹⁷⁸ Ebd., S. 31/32.

Lebens des Einzelnen. Die poetisch vielfach konstatierte Eitelkeit der wirklichen Welt wird dabei nicht nur stets durch den Bezug auf eine eschatologische Vorstellung konterkariert, sondern über die Auslöschung dieses Gegensatzes gegenwartswirksam verarbeitet.

Die Entzifferung und Deskription des „Welttheaters“ mit künstlerischen Mitteln – der Vorgang bindet im 17. Jahrhundert nicht nur die Poesie, sondern auch die übrigen Künste – geht von der tiefenwirksamen Überzeugung aus, dass der Gesamtheit weltlicher Bestände ein grundlegender Zeichencharakter eignet. Natur und die auf sie fixierte Kunst generieren ihren Sinn nicht nur aus sich selbst, sondern weisen zugleich als Signifikanten über sich hinaus auf ein transzendental fassbares Signifikat, dem sie wesentlich zugehören. Dabei findet sich der Zeichencharakter der Dinge, Personen und Handlungen nicht allein im kirchlichen Ritus vorgeprägt, der essentiellen Einfluss auf die Ausbildung gesellschaftlicher Formationen und deren Selbstverständnis hatte. Die natürliche Welt selbst wird in christlich-religiöser Perspektive per se als gesamtheitlicher Materialbestand unterschiedlicher Prägungen wahrgenommen, der von seiner Entstehung her als Schöpfung gedacht werden muss. So ist jedem Gegenstand kraft seines realen Vorhandenseins zugleich der Charakters eines transzendierenden Zeichens immanent, über den der menschliche Beobachter Hinweise auf seine Genese und die in ihm angelegten Ordnungsmuster entnehmen kann. Mit anderen Worten: Die Erfahrung des 17. Jahrhunderts mit der gegenständlichen Welt ist von dem Glauben inspiriert, dass jeder Gegenstand über seine Gegenständlichkeit hinaus etwas mitzuteilen hat. Dem korrespondiert die Annahme, dass der Sinn dieser Mitteilung der menschlich-rationalen Entzifferungsarbeit prinzipiell offensteht und in unterschiedlichen Erkundungsgängen eingeholt werden kann.

Daraus erhellt auch die Tatsache, dass die Poesie und mit ihr alle anderen Künste nicht auf den statischen Gebrauch biblischer Weltdeutungen angewiesen waren, um ihre Tätigkeiten ins gesellschaftliche Werk zu setzen. Informationen konnten prinzipiell aus allen verfügbaren Wissensquellen gezogen werden. Dennoch bleibt für die poetischen Intentionen ein anderer Umstand entscheidend. Denn die gesellschaftliche Formation selbst, aus der poetische Felder als Produkte sozialer Energien entwachsen sind, stellten durch ihre epochale christliche Grundimprägung das anschauliche Korrelat für die poetische Auffassung des „Welttheaters“ überall zur Verfügung. Es gehört zur strukturellen Grundverfasstheit menschlicher Dispositionen im 17. Jahrhundert, eine allseits zugängliche Öffentlichkeit durch den exzessiven Gebrauch von Zeichen herzustellen – Zeichen, die in Form von Bildern (Kleider, Wappen, Signete, Marken) oder symbolischen Handlungen (Rituale, Zeremonien, räumliche und zeitliche Arrangements, bis hin zur spontanen Mimik und Gestik des Einzelnen) ihre Botschaften jenseits der Lautsprache und ihrer Umsetzung in graphische Systeme transportieren.¹⁷⁹ Der gesellschaftlichen Kommunikation durch nichtsprachliche Zeichensysteme kam im gesamten 17. Jahrhundert eine permanente soziostrukturelle Aufgabe zu. Sie entfaltete im Ganzen eine umfassende Sinnordnung über dem Gesamtverkehrsraum der sozialen Verhältnisse einer gesellschaftlichen Formation. Ihre Aufgabe bestand im Wesentlichen darin, den konstitutiven Teil gesellschaftlicher Verhältnisse symbolisch zu kodifizieren und dadurch in eine öffentlich kommunizierbare Form zu überführen, durch die Überführung aber zugleich zu beglaubigen und zu sanktionieren. Gesellschaftliche Wirklichkeit musste sich – anders gesprochen – über inszenierende Akte herstellen, um dem Bannkreis des Zufälligen und Flüchtigen durch kommunikative Repräsentation, d.h. durch szenische Anerkennung im kommunikativen Akt, zu entkommen. Der Inszenierungscharakter von Wirklichkeit ist auf diese Weise als normierter Öffentlichkeitszwang allem räumlich und zeitlich Bedingten eingeschrieben, sofern dieses gesellschaftlich konsti-

¹⁷⁹ Vgl. hier wie im Folgenden SCHNEIDER, *Öffentlichkeit und Diskurs* (1992), S. 123 ff. und grundlegender ALEWYN, *Das große Welttheater* (1985).

tativ werden soll.¹⁸⁰ Das Vorfindliche ist allenhalben durch einen übergeordneten, durch Zeichen vermittelten Sinn belegt, der auf seine kommunikative Erschließung drängt. Mit der Inszenierung von Wirklichkeit räumt aber die Gesellschaft sich jene öffentlichen „Schau-Plätze“ ein, an denen sich gesellschaftliches Leben vollzieht und im Vollzug sanktioniert. Mit Recht läßt sich in diesem Zusammenhang festhalten: „In allen Bereichen gleicht die alte Öffentlichkeit einem aufgeschlagenen Buch: Überall werden Zeichen ausgestellt, jeder öffentliche Akt impliziert eine Botschaft, und mosaikartig fügt sich so ein umfassendes Bild der politisch-sozialen Wirklichkeit zusammen.“¹⁸¹ In der Tat sind die Vollzüge innerhalb einer kommunikativen Öffentlichkeit an den Prämissen der Legitimierung (rechtmäßiger) Herrschaft und herrschaftlicher Ordnung orientiert und hierarchisieren die gesellschaftlichen Sphären durchgängig nach diesen Vorgaben. Die Macht der nichtsprachlichen Zeichensysteme, die sich in ihren Darstellungsweisen weitgehend theatralischer Mittel bedienen, ist so stark, dass sie den Zugang zu den gesellschaftlichen, d.h. öffentlichen Kommunikationsweisen selbst kodieren. Zum einen gilt: Wer etwas Allgemeingültiges mitteilen will, muss sich in der Regel ratifizierter theatralischer Ausdrucksformen bedienen, um seiner Mitteilung öffentlichen Glauben und Anerkennung zu verschaffen. Zum anderen unterliegt die gesellschaftliche Herstellung von Öffentlichkeit durch symbolische Kommunikation einer rigiden Kontrolle, die vor allem auf die Einhaltung korrekter und angemessener Repräsentationsformen abzielen (Kleider-, Zunft- und Ständeordnungen etc.).

Im Ganzen sei nochmals festgehalten, dass es sich bei den symbolischen Kodierungen gesellschaftlicher Formationen im 17. Jahrhundert – entgegen dem ersten Anschein – nicht um überbordende Akte einer willkürlichen Verkünstlichung von Realität handelt. Vielmehr findet das genaue Gegenteil statt: Erst der theatralische Schein und die Inszenierung machen aus einer als indifferent empfundenen Realität durch kommunikative Akte eine soziale und gesellschaftlich verbindliche Wirklichkeit. Das 17. Jahrhundert trägt hier das Erbe mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Gesellschaftskonstitutionen aus, versetzt deren repräsentative Bestände aber tendenziell bereits mit Elementen einer modernisierten Öffentlichkeit, die erst im 18. Jahrhundert deutlichere Konturen gewinnt – etwa in der Umstellung der Staatsverwaltung auf Schriftlichkeit und dem damit verbundenen schrittweisen Abbau nichtsprachlicher Zeichensysteme als maßgeblicher Wissensspeicher.¹⁸² Die Erosion dieser älteren Auffassung von Öffentlichkeit macht sich denn auch zunächst im Bereich der Kommunikation als Unterminierung vormals gültiger Transformationsleistungen von Realität geltend. So verdeutlichen etwa die auf die Ökonomie gesellschaftlicher Zeremonien gerichteten Handlungsanleitungen des Julius Bernhard von Rohr,¹⁸³ die ausdrücklich verschiedene Kommunikationsgruppen innerhalb eines gemeinsamen Kommunikationsgefüges berücksichtigen, den gesellschaftlichen Wandel als Strukturwandel der Kommunikationsverhältnisse. Bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts bildeten sich verschiedene, nebeneinander existierende Öffentlichkeiten heraus, die auf der Basis ausdifferenzierter mentaler Dispositionen differente soziale Kommunikationsformen generiert haben und deshalb eines übergreifenden Kommunikationsmanagements für Akteure in verschiedenen Handlungsfeldern bedurften. Damit ist eine Veränderung von weitreichender Bedeutung angezeigt: Die zunehmend systematisierte Trennung von Innen und Außen, von Welt- und Seelenraum – beginnend *in theologicis* etwa mit Luthers Reformationswerk und *in philosophicis* mit Descartes *Meditationes* – führt zu einer radikal veränderten kommunikativen Situation, die eine Unterscheidung und ein Auseinandertreten von objektiver Repräsentation und subjektiver Gesinnung zur Grundlage hat. Durch den Siegeszug der verinnerlichenden und differenzierenden Subjektivität

¹⁸⁰ Eine detaillierte Darstellung herrschaftlicher Kodierungen bietet etwa Johann Christian LÜNIG, *Theatrum Ceremoniale Historico-Politicum, Oder Historisch- Und Politischer Schau-Platz aller Ceremonien* ..., (3 Bde), Leipzig 1719-20. Vgl. dazu auch SCHRAMM, *Herrschaftszeichen und Staatssymbolik* (3 Bde, 1954-55).

¹⁸¹ SCHNEIDER, *Öffentlichkeit und Diskurs* (1992), S. 123.

¹⁸² Zum Wandel der Wissensspeicher im 17. Jahrhundert vgl. stellvertretend HARTMANN, *Medienphilosophie* (2000), S. 31-50.

¹⁸³ Julius Bernhard von ROHR, *Einleitung zur Staats Klugheit*, Leipzig 1718; *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der Privat-Personen*, Berlin 1728, ²1730; *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft Der grossen Herren*, Berlin 1729, ²1733.

tät im 17. und 18. Jahrhundert verliert das Äußere (und mit ihm die repräsentativen Akte) an Bedeutung. Im Gegenzug werden durch alternative vernunftgestützte Tugendkonzepte auch der Seelenraum und mit ihm das Private entschieden aufgewertet und neue Kommunikationsräume erschlossen, die sich den alten Repräsentationsformen entziehen.

Die poetologische Selbstverständigung literarischer Akteure des 17. Jahrhundert trägt deutliche Kennzeichen dieses Übergangsprozesses. Schon in der bei Opitz formulierten „freyheit zu tichten“ zeichnet sich eine Tendenz des poetischen Subjektes zur selbstbestimmten und selbstbestimmbaren Innerlichkeit ab, die aus der eigenen ingenialen Schöpferkraft auch einen Anspruch auf universale Geltung poetischer Weltbilder abzuleiten vermag. Kennzeichnend bleibt jedoch, dass sich diese Form von autonomisierter Innerlichkeit vorrangig auf der *formalen* Ebene als poetologisch gefasstes Anspruchsdenken innerhalb einer autonomisierten Sprachsphäre geltend macht. In der gesellschaftlichen Praxis findet dieses Anspruchsdenken seinen sichtbarsten Ausdruck in der Etablierung eigener gesellschaftlicher Organisationen (Sozietäten), während die lyrische, dramatische und prosaische Werkproduktion selbst hinter der Universalität der eigenen poetologischen Bedeutungszumessungen zurückbleibt. Im Blick auf die gesamtgesellschaftlichen Kontexte des Sprachfeldes ist deshalb allenthalben das Bemühen der literarischen Protagonisten spürbar, den eigenen Anspruch gesellschaftlich zu objektivieren und in gegebene Kommunikationsformen bzw. eine repräsentative Öffentlichkeit alter Provenienz einzupassen.

In der Auffassung der Welt als Theaterbühne zeichnet die Literatur des 17. Jahrhunderts ein Bild nach, das in seinen Grundausrüstungen fest im weltanschaulichen Selbstverständnis barocker Lebenswirklichkeit verankert und vorgebildet war. Mit dieser Orientierung wird ein grundlegendes Muster struktureller Beziehungen zwischen Literatur und Gesellschaft aufgedeckt. Indem die Aufgabe der Poesie – exemplarisch bei Opitz und Buchner formuliert – vorzüglich auf das wissende Zeigen einer sinnreichen Fabulierkunst fokussiert ist, stimmt sie auch im poetischen Gestus mit den essentiellen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmodi einer repräsentativen Öffentlichkeit überein. Folglich bleibt auch ihr lehr- und unterhaltungsreiches fiktionales Potential an bestehenden und implizit akzeptierten gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen ausgerichtet. Innerhalb des möglichen Wirkungsspektrums erhebt barocke Literatur deshalb „nur“ den Anspruch, das Rollenverhalten gesellschaftlicher Akteure innerhalb eines festliegenden Sozialisierungsrahmens sprachspielerisch zu hinterfragen, um ihre Optimierung nach idealen Voraussetzungen anzuregen. Das Innovationspotential zeichnet sich dagegen eindeutig im Gebrauch einer neuen kommunikativen Öffentlichkeit ab, die wesentlich mit dem autonomisierten Sprachfeld in nationaler Perspektive in Verbindung steht.

Der Gebrauch welttheatralischer Vorstellungen in der Literatur des 17. Jahrhunderts diente vor allem der Strukturierung des literarischen Feldes. Mit ihm gelingt es den literarischen Akteuren auf geradezu spielerische Weise, die eigenen Erfahrungen eines zunehmend säkularisierten Daseins und brüchig gewordener Glaubens- und Wissensformen zu verarbeiten und in neue Sprachmünze umzuprägen, ohne den Anspruch auf eine imaginierte Totalität fahren lassen zu müssen. Die Metapher des „Welttheaters“ darf in diesem Sinne als universale Schlüsselinstanz zur Beglaubigung poetischer Weltanschauungen angesehen werden. Sie schließt unterschiedlichste Formen weltlicher Phänomenologie mit erneuerten ethischen Implikationen in eine gemeinsame Anschauung zusammen, integriert diverse gesellschaftliche Entzugs- und Verlusterfahrungen und richtet auf diese Weise ein Gerüst für allgemeingültige poetische Weltdeutungen auf. Was auf theatralisch-inszenatorische Art auf die gesellschaftliche „Bühne“ gebracht und in den Kommunikationsfluss der bestehenden Gesellschaftsformationen eingespeist wird, erhält durch den Akt der Veröffentlichung und die öffentliche Rezeptionsleistung der Leser die wahrheitliche Absolution. Mit anderen Worten: Um gesellschaftliche Relevanz erlangen und an bestehenden Macht- und Herrschaftsverhältnissen diskursiv partizipieren zu können, musste poetische Spracharbeit

neben sprachfeldinternen Aufgaben in kommunikationspraktischer Perspektive vor allem auf die Vermittlung weltlicher Tatbestände mit einer metaphysisch beruhigten Anschauung *sub specie aeternitatis* gerichtet sein. Gryphius etwas sah diese gesellschaftspraktische Dienstleistung nicht nur als selbstverständlich an, sondern setzte sie als selbstverständlich existierend in den gesellschaftlichen Kontexten voraus, wenn er in der Vorrede seines *Leo Armenius* im Blick auf die wirkungsästhetische Absicht seines Stück ausdrücklich der Versuchung widersteht, „zu entdecken, was Niemand verborgen“.¹⁸⁴

Die poetische Imaginationskraft erzeugte mit der Vorstellung eines „Welttheaters“ einen kulturellen Zwischenraum, der sowohl als imaginärer Raum für ingeniale Phantasien wie als universaler gesellschaftlicher „schaw-platz“¹⁸⁵ ausgestaltet werden konnte. Er führt als Ort gesellschaftlicher Öffentlichkeit und öffentlicher Vergesellschaftung sowohl die Kunst als auch die kommunikativ erzeugte Wirklichkeit symbiotisch in eine gemeinsame Sphäre zusammen. Wo die Welt zur Bühne geworden ist, avancierte auch die Bühne per se zur Darstellung der Welt. Kunst und Leben konnten sich so auf epochal einzigartige Weise wechselseitig ineinander verschränkten und spiegeln. Dabei trug die künstlerische Produktion den vermittelten Seiten auch in ihrer Eigenständigkeit Rechnung: Poetische Imaginationskraft stellte konsequent einen Ort vor Augen, der nicht nur eine realitätsübergreifende moralische Anstalt aufrichtete, sondern zugleich in metaphernreicher Sprache die Befriedigung der menschlichen *curiositas* und der sinnlichen Schaulust kalkulierte. Durch die mentalen Armierungen christlicher Religiosität fixiert, war dem Akteur in seiner gesellschaftlichen und d.h. öffentlichen Funktion immer schon ein Status als Mitspieler in einem Bühnenstück und als Protagonist einer Bühnenrolle zugedacht, mit dessen Übernahme er sich in seinen gesellschaftlichen Kontexten präsentierte. Dem gegenüber diente die private, häusliche Seite seines weltanschaulichen Selbstverhältnisses lediglich als unpräsentative Unterlage. Der vergesellschaftete Mensch des Barock agierte stets innerhalb des Horizonts einer gesamtweltlichen Wahrnehmung und suchte jeweils eine Rolle auszufüllen, zu der neben Kostüm, Gebärde und Mienenspiel auch die Fähigkeit zur rollengemäßen Rhetorik, zur wirkenden Rede gehörte, die seiner Repräsentation als Bühnenfigur erst den angemessenen reflexiven Spielraum gab.¹⁸⁶ Menschliche „Bildung“ wurde von seiten der Kunst im Rahmen des konstitutiven Sozialisierungsgeflechts konsequent als moralische Aufgabe verstanden, sich – bildlich gesprochen – seiner zugedachten gesellschaftlichen Rolle bewusst zu werden und sie im Spannraum weltlicher und metaphysischer Konstituenden angemessen zur Aufführung zu bringen. Poetische Initiativkraft konnte beispielsweise im Horizont der Tragödienproduktion – aber eben nicht nur dort – auf ein verfestigtes Konglomerat christlich-neostoischer Moralphilosophie zurückgreifen, das als kathartisches Schauprogramm auf die weltlichen Bühnenbretter und von dort in den menschlichen „animus“ zu bringen war, um ihn im Umkreis unsicherer Weltläufe als Quelle konstanter Denk- und Handlungsmuster zu qualifizieren.¹⁸⁷ Der tragödi- oder komödiale „schaw-platz“ etwa wurde primär durch Handlungen oder *actiones* bestimmt, deren repräsentative Qualität den Zeitgenossen Anlässe bot, auf die eigene geistig-moralische Disposition als Kern der eigenen Subjektivität zu reflektieren. Aus ihr sollte nicht nur ein Urteil über das Gesehene, sondern nach Tilgung der „vnartigen vnd schädlichen Neigungē“¹⁸⁸ eine moralisch fundierte Haltung nach Maximen entspringen, die ihrerseits Relevanz für die angemessene Positionierung des Einzelnen im Gesamtgefüge der Gesellschaft nutzbar waren. Das aufgeführte Bühnenstück konnte dem Betrachter zwar die nach Anfang, Mitte und Ende gegliederten menschlichen Handlungsverläufe als Spiegel gesellschaftlicher Verhältnisse anschaulich und in ihren letzten Konsequenzen vor Augen stellen. Es vermochte ihn sicher auch dazu zu bewegen, dem eitlen Genuss, der Lipsiusschen „vana delectatio“¹⁸⁹ zu

¹⁸⁴ Andreas GRYPHIUS, *Werke*, Band 5 (ed. Powell), Tübingen 1965, S. 3.

¹⁸⁵ Andreas GRYPHIUS, *Werke*, Band 1 (ed. Szyrocki), Tübingen 1963, S. 58.

¹⁸⁶ BARNER, *Barockrhetorik* (1970), S. 90.

¹⁸⁷ Vgl. dazu Justus LIPSIUS, *De constantia / Über die Standhaftigkeit* (ed. F. Neumann), Mainz 1998, insbesondere S. 28-31.

¹⁸⁸ Andreas GRYPHIUS, *Werke*, Band 5 (ed. Powell), Tübingen 1965, S. 3.

¹⁸⁹ Justus LIPSIUS, *De constantia / Über die Standhaftigkeit* (ed. F. Neumann), Mainz 1998, S. 22.

entsagen und damit auch der menschlichen Zerstreuung in irdischen Begierden abzuschwören. Trotz mannigfaltiger Möglichkeiten zur Einsichtnahme in den irdischen „Schawplatz der Eitelkeit“¹⁹⁰ nach den Maßgaben der Ewigkeit blieb aber die endgültige Gewissheit gesellschaftlicher Akteure über den Ausgang ihres realen Lebens-Spieles an das reale Ende ihres Lebensstückes – anthropologisch gesprochen: an das eigene Sterben und den Tod – gebunden. Solche finale Gewissheit wiederum ließ sich als Bilanz des Lebens in einem entsprechenden Bekenntnis formulieren, das durch die öffentliche Leichenfeier und die anschließende Publikation der Leichenpredigt, der Abdankungsrede, des Lebenslaufes und der Trauergedichte gesellschaftlich kommuniziert und auf diese Weise öffentlich beglaubigt werden konnte. Daniel von Czepko hat die entscheidenden Maßgaben der Spielbewertung seinerseits in einem Frage- und Antwortspiel zusammengefasst:

„Wo wird der Schluß erwartt des Spieles? in der Grufft./
 Wer spielt am besten mit? Der wol sein Ammt kan führen./
 Ist das Spiel vor sich gut? Das Ende muß es zieren. /
 Wenn ist es aus? o Mensch! wenn dir dein JESUS rufft.“¹⁹¹

Auffällig bleibt in diesem Zusammenhang, dass durch die Vermittlung von christlicher, stoizistischer und satirisch-pikaresker Weltsicht in der humanistischen Rezeption des 16. Jahrhunderts sich auch in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts für die welttheatralisch Agierenden ein dehnbarer subjektiver Spielraum zwischen Prädestination und einer selbstbezüglichen Ausgestaltung der zugeordneten gesellschaftlichen Rolle „nach Vermögen“¹⁹² entfalten ließ. Als säkularisierter Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsbereich einer luziden Subjektivität sekundierte er jedoch nicht nur den Ansprüchen dogmatisierter theozentrischer Weltwahrnehmungs- und Weltdeutungsmuster. Der Spielraum zwischen geistlicher und weltlicher Detailperspektive in der Ausführung der jeweiligen welttheatralischen Rolle entsprach in seiner weitesten poetologischen Fassung dem Spielraum der idealen Poeten selbst. Bereits der Entwurf der poetischen Welt als „schaw-platz“ gibt deutlich zu erkennen, dass der barocke literarische Akteur sich in seinem operablen Kerngeschäft nicht als gesellschaftlicher Asket definierte, sondern sich offensiv innerhalb eines konkreten sozialen Machtgefüges behaupten wollte. Vor allem anderen verstand er sich als selbsttätiger schöpferischer Projektor eines welttheatralischen Panoptikums – die Verfügungsgewalt über den Horizont des Wahrscheinlichen lag vollkommen in seiner Macht – und konnte im Sendungsbewusstsein seiner künstlerischen Dignität einen hohen Rang innerhalb des etablierten Weltdeutungssystems wo nicht durchsetzen, so doch beanspruchen. Arbeitstechnisch trat der barocke Autor selbst in seinen Werken als verborgener Spielmacher auf, der in seiner künstlerischen Gestaltungskraft Bühnen einzuräumen vermochte und die auftretenden *dramatis personae* seinerseits „nach Vermögen“ handeln lassen konnte. Doch nicht nur die souveräne Disposition des Stoffes durch den selbsterklärten poetischen „alter deus“, sondern vor allem dessen Verpflichtung auf eine rhetorisch transportable „weisheit“ im Blick auf das „prodesse aut delectare“ durfte schon Opitz als Gewähr dafür erscheinen, dass „Poetische gemüter unterweilen etwas sicherer und freyer sein, als es eine und andere zeit leidet“ (II/1, 352). Auch hier prädestiniert erst die latente „freyheit zue tichten“ den literarischen Akteur zum welttheatralischen Spielbeobachter, der – selbst Bestandteil des animierten Horizonts – seine Gabe in der Entfaltung einer vielgestaltigen Dialektik von Illusionslust und Desillusionierung, in einem Wechselspiel von weltlichen und geistlichen Reflexionsfiguren realisiert.

¹⁹⁰ Andreas GRYPHIUS, *Werke*, Band 5 (ed. Powell), Tübingen 1965, S. 3.

¹⁹¹ Daniel CZEPKO, *Geistliche Schriften* (ed. Milch), Breslau 1930, S. 22.

¹⁹² LOGAU, *Deutscher Sinn-Getichte Drey Tausend*, Breslau [1654], Drittes Tausend (Zugabe), S. 231.

Wesentlicher Bestandteil dieses poetischen Wechselspiels ist der sich als Bühnengrundriss offenbarend transitorische Charakter der sichtbaren Welt und der exzessive Einblick in die allseitige Relativität des menschlichen Lebens. Die menschliche Existenz wurde in barocker Aus- und Aufweitung lutherischer Maximen von ihren nicht erlebbaren „Rändern“ Geburt und Tod her interpretiert, wobei dem Tod als dem Endpunkt des aufgeführten Lebens-Stückes besondere Beachtung zukommen musste. Als „Eingriff einer fremden Gewalt in das Leben“ gehörte der Tod zwar „selbst noch zum Reich des kreatürlichen Körpers“, das Sterben konnte jedoch als Grenzerfahrung eine „monströse Qualität“¹⁹³ annehmen. Es kündigte sich in der Regel als langer Schatten von Hinfälligkeit und Siechtum an, der mit einer konsequenten gesellschaftsübergreifenden Entwertung des Alters einherging.¹⁹⁴ Die lustvolle Schau des Lebensstückes war mit dem ritualisierten Fallen des imaginierten Vorhangs eng verknüpft und kodierte die barocke Weltwahrnehmung auf einzigartige Weise: als lebenskünstliche Selbstillusionierung, die sich in der Literatur als ihrem adäquaten Medium zugleich zu erzeugen und zu reflektieren vermochte. Genau darin erblickten die poetologischen Selbsterfahrungskurse nach Opitz mit gutem Recht den Vorzug der barock gefassten Dichtkunst vor den konkurrierenden institutionalisierten Weltdeutungssystemen. Poesie wurde exakt an jener Scheidelinie positioniert, an der sich eine vorsichtige mentale Distanzierung frühneuzeitlicher Lebenskollektive von der zentralisierten Vorstellung einer wegweisenden *hora mortis* zugunsten einer abstrakteren und fernerer Vorstellung menschlicher Sterblichkeit.¹⁹⁵ Vor dem Hintergrund einer verstärkten Wahrnehmung des diesseitigen Lebenszusammenhangs wird die Erfahrung mit der eigenen Sterblichkeit aus den mentalen Dispositionen des Alltags verdrängt und an die Peripherie der zunehmend komplexeren Lebenswirklichkeit verschoben. Im Gegenzug lässt sich beobachten, dass die Idee des Todes ihren Einzug als eigenständiger Bedeutungshorizont in die den Menschen umgebenden Kulturgüter hält und sich dort als stetige Erinnerung an die Relativität menschlicher Zwecke präsent hält. Der vorrangig im protestantischen Raum beobachtbare Übergang theologischer Bildungseliten zu einer religiösen Praxis der inneren, der seelischen Erbauung bildet in diesem Zusammenhang nur die komplementäre Seite eines umfassenden Prozesses mentaler Neudispositionierung im 17. Jahrhundert. Solche religiösen Verinnerlichungspraxen zielten ihrerseits auf die Reaktivierung der peripherierten Todesvorstellung ab, um sie durch permanente Vergegenwärtigungsübungen aus seiner grenzwertigen Stellung zu lösen und als moralisches Korrektiv in den aktiven Lebensvollzug zurückzuschleusen. Die mentale Verinnerlichung der Sterblichkeits-Idee führte bereits im 17. Jahrhundert auf massive Weise zur profanierten Verwendung von Vanitas-Darstellungen, die als Bilder und Gegenstände aus dem religiösen Bereich in das Alltagsleben und die Wohnstätten der Menschen einwanderten, um dort als intellektueller Firnis der Dinge zum dekorativen Bestandteil häuslicher Befindlichkeiten zu werden.

Unter diesem Blickwinkel lässt sich barocke Literatur, insbesondere aber die Poesie, als innovative Antwort auf die Subjektivierung frühneuzeitlicher Gesellschaftskollektive lesen. Die künstlerische Zusammenführung von poetischer Illusion und wahrheitsbezogener Desillusionierung, die repräsentative Zusammenschau von Stück, Bühne und Zuschauer entspricht dabei exakt der sich im gesellschaftlichen Fundament vollziehenden perspektivischen Neujustierung mentaler Muster. Die barocke Poesie verbirgt aber an keiner Stelle – so wenig wie die spekulative Naturphilosophie – den in ihr pulsierenden Widerstreit von Realitätsbezügen und imaginierten Wertesystemen. Sie fungierte hier einerseits als Seismograph für zeitgenössische Veränderungen, der gesamtgesellschaftliche Neuformierungen als Wechselspiel mentaler und physischer Beanspruchungen aufzeigt. Zugleich aber erfüllen poetische Reflexionen vielfach eine ideologische Steuerfunktion für die gesellschaftlichen Praxen der Kultureliten. Durch die

¹⁹³ KOSCHORKE, *Körperströme* (1999), S. 155.

¹⁹⁴ Vgl. VAN DÜLMEN, *Kultur und Alltag*, Band 1 (1990), S. 199-228.

¹⁹⁵ Vgl. hierzu ARIËS, *L'homme devant la mort* (1977).

Anwendung transzendierender Weltdeutungsmuster binden sie gesellschaftliche Widersprüche auf eine höhere, dem Menschen nicht verfügbare Ebene zurück. Dynamische Verschiebungen innerhalb gesellschaftlicher Formationen fasste Gryphius in nahezu klassischer Weise in das spannungsreiche Bild des „ernsten spiells“ zusammen, dem prinzipiell alles Sichtbare als Wandelbares und Vergängliches unterliegt:

Der Mensch das spiel der zeit/ spielt weil er alhie lebt.
 Im schaw-platz dieser welt; er sitzt vnd doch nicht feste.
 Der steigt vnd jener fällt/ der suchet die Paläste
 Vnd der ein schlechtes dach/ der herscht vndt jener webt.
 Was gestern war ist hin/ was itz das gluck erhebt;
 Wird morgen vntergehn/ die vorhin grünen äste
 Sind nuhmer dür vndt todt/ wir armen sindt nur gäste
 [...]
 Spilt den dis ernste spiell: weil es die zeit noch leidet.¹⁹⁶

Das Fundament aller dauerhaften Einrichtungen ist in dieser Perspektive folgerichtig nicht im Menschen selbst zu suchen, dessen relativistische Aktivitäten lediglich ominöses „spiel der zeit“ und durchgängig ohne Substanz sind – gleichgültig welche Subjekte sich zu ihrer Ausführung anschicken. Der weltliche Fluchtpunkt ist stets eine Zone endgültig beruhigter Anschauung, die von metaphysischen Maximen und Prinzipien umstellt ist. Ihnen hat in gesellschaftspraktischer Hinsicht eine stoisch inspirierte *constantia* zu antworten. Poetologisch bedeute dies: Es ist der göttliche Herr der schicksalhaften Zeit selbst, der durch seinen irdischen Stellvertreter, den poetischen „alter deus“, das Aktionsfeld einräumt, seinen Rahmen absteckt und die Mitspieler bestimmt. Die Bestimmung des Menschen, die sich von ihren allgemeinen anthropologischen Ortungen der *conditio humana* bis in politische Visionen und gesellschaftliche Reformideen hinein verdichten konnte, bleibt auf diese Weise – wie das Schicksal des Poeten selbst – durch ein übergeordnetes und den menschlichen Zwecken unerreichbares Bestimmungspotential verfügt.

Aus dieser Vorgabe konnte den literarischen Akteuren in der von ihnen selbst zgedachten Stellung als Seismographen gesellschaftlicher Zustände und Veränderungen nur eine Konsequenz erwachsen: sie mussten auf die – wie Hölderlin es später ausdrücken wird – ‚Zeichen der Zeit‘ achten lernen, um ihnen in ihren differierenden Formen und Ansprüchen auf angemessene Weise nachzuspüren. Zur Erfüllung solch sprachrenovierender Zeitaufträge wurden in den Poetiken auch diffizile Technologien der Zeitgemäßheit entwickelt, die in einen avancierten Wertekanon poetischen Arbeitens einfließen und eng an fachliche Qualifikationen und Zugangsbestimmungen zum sprachlichen Innovationsfeld gebunden blieben.¹⁹⁷

2.4.3 Emblematik als poetische Weltbeschreibung

In der metaphorischen Deutung der Welt als Theater öffnete sich den barocken Poeten ein universeller künstlerischer Ausblick, der sich – wie bereits gezeigt – nicht mit dem Verweis auf einen tradierten christlichen Interpretationsrahmen erschöpfen lässt.¹⁹⁸ In der Auffassung der Welt als theatralischem

¹⁹⁶ Andreas GRYPHIUS, *Werke*, Band 1 (ed. Szyrocki), Tübingen 1963, S. 58.

¹⁹⁷ Vgl. dazu Kap. 2.2.2.

¹⁹⁸ Vgl. BARNER, *Barockrhetorik* (1970), S. 91f. mit der expliziten Kritik an Curtius Auffassung der barocken Welttheater-Metapher als neuzeitlich-anthropologischer Trivialisierung ihrer antiken theologischen Ausrichtung.

„schaw-platz“, d.h. im Darbietungscharakter der sichtbaren Welt, fand der barocke Literat jenen archimedischen Punkt, von dem aus sich die verwirrenden und vielschichtigen weltlichen Verhältnisse gleichermaßen durchdringen, ordnen, versprachlichen und gestalten ließen. Der weltliche Erfahrungshorizont blieb dabei zwar einem göttlichen Ordnungs- und Deutungsmuster einverleibt und unterworfen, behielt jedoch im Blick auf seinen grundlegenden Darbietungs- und Schaucharakter seine eigenständige Bedeutung als menschlicher Daseins-, Handlungs- und Bewährungsraum. Poetische Aufgabenfelder ergaben sich in diesem Zusammenhang vor allem dahingehend, diesen weltlichen Aufenthaltsort des Menschen als einen ambivalenten Konvergenzraum von physischen und metaphysischen Bedeutungen vorzustellen.¹⁹⁹ Seine zwischen diesen Bedeutungspolen differenzierten Sinngebungstechniken und Weltdeutungsverfahren weisen dem barocken Poeten prinzipiell eine vermittelnde Stellung zu. Seine vielfach konstituierte gesellschaftliche „Sonderstellung“²⁰⁰ resultiert aus seiner sprachlich-ästhetischen Verfahrensweise, die ihm im Unterschied etwa zum Naturforscher und seiner auf die Empirie gestützten Methodik keine Paradigmenwechsel abverlangt. Im Gegenteil: poetisches Arbeiten versteht sich im 17. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum vornehmlich als praktische Synthetik, die erlaubt, neue und alte Wissensbestände nach den Gesetzen der *similitudo* zu selektieren, zu verbinden und als neue Konglomerate zu tradieren. Ihre Überzeugungskraft entspringt gerade ihrer taktischen Fähigkeit und der „Geschicklichkeit der Poeten“, die Strategien einer sich selbst logisch sichernden Rationalität außer Kraft zu setzen und „die vnderrichtung von Weißheit, Zucht und Höflichkeit“²⁰¹ durch die Mittel des schönen Scheins ins Werk zu setzen. Der Poet löst damit in seiner Gegenwart nur den Anspruch einer „alten Freyheit“²⁰² ein, die ihm Verfahren und Techniken von eigener Dignität vorschreibt. Für die *methodische* Gewinnung neuer Welterkenntnisse – und dies wurde schon mehrfach betont – fällt Poesie damit als ernstzunehmende Instanz aus. Sie bleibt mit ihren unterschiedlichen Sinngebungsstrategien auf ihre Funktion als imaginativ gesteuerter Differenzprojektor von weltlichen Ist- und Sollzuständen ausgerichtet ohne dabei auf die Intention einer „totalen“ Weltanschauung zu verzichten.

Sprachliche Transfigurationen der barocken Welt stützen sich deshalb regelmäßig auf den Gestus einer musisch inspirierten, d.h. „wissenden“ und „wissenlassenden“ Sichtung weltlicher Verhältnisse, die sich – wie bei Buchner sinnfällig beschrieben – mit dem Augenschein begnügen kann, weil mit dem erkennenden Bezug auf Realien zugleich auch deren immanenter Zeichen- und Verweisungscharakter in den Blick kommt. Auf diese gedoppelte Sicht stützt sich der poetische Akt der Überführung von Wissensbeständen in den eigengesetzlichen Horizont der Sprache. Solche Transfigurationen sind selbst im kontemplativen Schweben poetischer Intelligenzen verankert, die sich im tendenziell hermetisierten Konversationsraum zwischen oder jenseits der maßgebenden realen und idealen Wissensspeicher – und damit auch zwischen den auf sie bezogenen Leitdisziplinen der Naturwissenschaften und der Theologie – an den selbstgewebten Fäden poetologischer Richtlinien und metaphysischer Konstrukte stabilisieren. Augenfällig ist dabei, dass insbesondere die Poesie sich im 17. Jahrhundert durch eine vielfältige poetologische und ideologische Reflexionsarbeit als eigenständige Disziplin zu installieren suchte. Ihre fehlende wissenschaftliche Kompetenz exkludierte ihre Ansprüche jedoch ganz entschieden von naturkundlichen und theologischen Methoden des Wissenserwerbs und zwang sie in ihrem Selbstverständnis auf alternative Bahnen. Ihre eigentliche strukturelle Leistung bestand in der Etablierung des selbstbestimmten Sprachfeldes als eines autonomen Zwischenreichs, in dem nach eigenen Gesetzen und Verfahrensweisen agiert und ästhetische Visionen neuer gesellschaftlicher Praxen angesiedelt und spielerisch erprobt werden konnten.

¹⁹⁹ Zu emblematischen Funktionalität und zur mittelalterlichen Fundierung der Bildsprache vgl. SCHILLING, *Imagines Mundi* (1979).

²⁰⁰ SEGEBRECHT, *Gelegenheitsgedicht* (1977), S. 203.

²⁰¹ Martin OPITZ, *Teutsche Poemata* (ed. G. Witkowski), Halle/Saale 1902, S. 8.

²⁰² Ebd.

Die forcierte Spracharbeit zielte darauf ab, in einem ästhetisch dominierten Aktionsraum eigener Provenienz ihr utopisches Potential zum Einsatz zu bringen und die Auflösung vorfindlicher gesellschaftlicher Widersprüche durch die sinnübergreifende Kopplung von kontextentbindendem Imaginations- und kontextverbindlichem Sozialraum voranzutreiben. Dies war nur deshalb möglich, weil Gesellschaft im 17. Jahrhundert vorrangig als Verkehr von Anwesenden, d.h. als repräsentative Öffentlichkeit gedacht werden musste, die sich durch fortlaufende Kommunikationsakte legitimierte. Barocke Literatur war auf diese Weise stets auf einen gesellschaftlichen Kommunikationsraum außerhalb ihrer selbst bezogen, der dem eigenen Aussagebereich strukturell verwandt war. Aufgrund der engen Verknüpfung von öffentlichem und literarischen Entfaltungsräumen konnten literarische Texte anlässlich von gesellschaftlichen Interaktionen entstehen und liefen auch mühelos in gesellschaftliche Interaktionsräume und Vermittlungszusammenhänge zurück.²⁰³ Ein eindrückliches Beispiel für eine fiktionale Überformung vorfindlicher Verhältnisse innerhalb eines methodisch stabilisierten Sprachraums bieten zweifelsohne die *Frauenzimmer-Gesprächspiele* Harsdörffers, die vor dem Hintergrund langjähriger Kriegserfahrungen als sinnstiftende Arbeit des Autors zur Novellierung vorfindlicher gesellschaftlicher Zustände aufgefasst werden können. Das gesellige Sprechen von Personen unterschiedlichen Ranges wurde als reibungsfreies Zusammenführen von gesellschaftlichen Gegensätzen gedacht. Differenzierte Sozialpraxen konnten auf diese Weise als regulierende Kommunikations- und Darstellungspraxen simuliert werden. Harsdörffer siedelte seine nach Spielregeln geführte Konversation innerhalb des autonomisierten Binnenraums gemeinnütziger und unterhaltender Spracharbeit an und etablierte damit ein allseitig ausgleichendes Refugium für die Konstitution einer idealen Gesellschaftsformation durch das gesellige Gespräch.

Der Sprachspielraum wird deshalb auch von Gryphius als idealer Herrschafts- und Verkehrsraum von äußerster gesellschaftlicher und künstlerischer Relevanz vorgestellt:

„Das Wunder der Natur/ das überweise Thier/
Hat nichts das seiner zungen sey zugleichen
[...]
mit worten herrschen wir!“²⁰⁴

Von dieser Position aus bezeichnet die Vorstellung eines *theatrum mundi* sowohl die wesentlich sprachliche Verfasstheit von Welt, die in ihrem theatralischen Spielcharakter am deutlichsten zum Tragen kommt, als auch die wesentlich weltliche Verfasstheit von Sprache, die in ihren weltlichen Bezügen ihre Substanz und Legitimation zu suchen hat. Poesie fungiert in diesem Horizont als transzendierendes Medium, dessen Instrument die Sprache ist. Sie bildet das Konvergenzfeld, in dem versprachlichte Welt und verweltlichte Sprache ineinander übergehen. Poetische Tätigkeit aber entfaltet in der und mit der Sprache den theatralischen Charakter der Welt als sinnentfaltendes und sinnvermehrendes Vexierspiel, das die vorfindliche Realität und die visionären Imaginationen ineinander spiegelt und auf fortwährendem Konvergenzkurs hält. Wechselseitig öffnet die poetische Imaginationskraft die Kanäle zwischen Realität und Fiktion für einen transitorischen Prozess der Sinnübertragung, durch den sich Wissensbestände unterschiedlicher Provenienz ineinander schreiben, sich überlagern, ergänzen oder auslöschen. Zum einen kommt dieser fortwährende Einschreibeprozess als Akt der Versprachlichung weltlicher Bestände besonders deutlich in den fortwährenden semantischen Prozeduren und metaphorischen Verwandlungen poetischen Arbeitens zum Ausdruck. Zum anderen darf die dauerhaft anthropologische Zentrierung der Welttheater-Metapher auf die Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen des Men-

²⁰³ Vgl. dazu STÖCKMANN, *Schrift und Körper* (2002), S. 9.

²⁰⁴ Andreas GRYPHIUS, *Werke*, Band 5 (ed. Powell), Tübingen 1965, S. 24.

schen als Indiz für die komplementäre Strategie der Verweltlichung der Sprache gesehen werden. Das „kritische“ Potential barocker Dichtung lag unter diesem Gesichtspunkt zweifellos darin, dem zeitgenössischen Menschen neben der deskriptiven Offenlegung weltlicher Zustände und Verhaltensweisen auch seine optimierten Entfaltungs- und Handlungsmöglichkeiten unter welttheatralischen Spielbedingungen ins Bewusstsein zu rufen.

Zwar hat sich der Poet – und mit ihm seine konstitutiven poetischen Prinzipien – in den bestehenden Umständen der realen Welt zu bewähren wie jeder andere. Im autonomisierten Sprachfeld jedoch konstituiert er seinen Herrschaftsbereich, indem er die imaginativen Sprachfäden zwischen Sein und Schein knüpft und sich als unentwegter Sinnproduzent in die Weltbildproduktionen seiner Zeit einschaltet. Seine zentrale Aufgabe besteht darin, Realia in kommunikative Bestände zu verwandeln, indem er deren – stets vorauszusetzenden – transitorischen Zeichencharakter aufgreift und ausdeutet. Mit der Emblematik oder „Sinnbildkunst“ wurde dabei von der Phalanx der innovativen Sinnproduzenten eine Verfahrenstechnik mit universellem Anspruch und durchschlagendem Erfolg generiert. Sie unterscheidet sich durch die ideale Verbindung von Bild und Schrift, von Anschauung und Reflexion, von Abbilden und Deuten in einem wesentlichen Sinne von der bloß intellektuell gesteuerten, gleichsam abstrakten *ars combinatoria*, die als semantische Maschine gesellschaftlich ohne durchschlagende Wirkung blieb. Die „Sinnbildkunst“ aber diente sowohl den Produzenten wie auch den Rezipienten als ideales Vehikel einer Imaginationskraft mit prinzipiell unerschöpflichem Potential, das durch das gesamte 17. Jahrhundert hindurch Eingang in alle Bereiche der gesellschaftlichen Kulturproduktion fand. Durch die „Lustreizende Vereinigung“ von figurativer Darstellung und Schrift, von „Mahlerey/ und der PoetenDichtkunst“²⁰⁵ ließ sich eine konkretisierte, realitätsorientierte Emphase der Sinnproduktion entfalten, die ihre Energie aus der wechselseitigen Stimulation von Anschauung und Reflexion bezog.

In der Tat fasste Harsdörffer die Herstellung von Emblemata als innovatives „Spiel“²⁰⁶ der Imaginationskraft auf, das seine Relevanz und Gültigkeit für alle mündlichen und schriftlichen Darstellungsformen beanspruchen konnte. Nicht nur weil es ihm grundsätzlich möglich erschien, „alle und jede Sachen in Sinnbildern“²⁰⁷ zu verfassen – und zwar sowohl das Sichtbare (durch die Abbildung), als auch das Unsichtbare (durch die Deutung), sondern weil sich ihm die sinnbildkünstlerische Produktion selbst als ein getreues Abbild des Zusammenspiels menschlicher Erkenntiskräfte darstellte: „Die Sinnbildkunst ist wie ein Siegelgraber/ der das Bild oder Wapen und den Namen unserer Einbildung fertiget; Der Verstand ist das zarte Wachs/ in welches das Gedächtniß solches Siegel eindruket.“²⁰⁸ Damit ist ein Aspekt angesprochen, der in den Forschungen zur Emblematik des 16. und 17. Jahrhunderts bislang zu wenig Beachtung gefunden hat. Weil in den Sinnbildern stets „Sinn/ Meinung und Verstand deß Erfinders begriffen“ bleiben,²⁰⁹ geben sie wie kein anderes künstlerisches Medium das Gepräge der Sinn-Bildner und ihrer schöpferischen Vermögen wieder. Sinnbildkunst ist deshalb für Harsdörffer „eine nachdenkliche Ausdruckung sonderlicher Gedanken/ vermittelt einer schicklichen Gleichniß/ welche von natürlichen oder künstlichen Dingen an- und mit wenig nachsinnlichen Worten ausgeführt ist.“²¹⁰ Mit der hier angedeuteten „Vergleichung“, die zwischen „dem Sinnbild und des Erfinders Meinung“ stattfindet, stellt sich eine adäquate, durch nichts verfälschte Ausdrucksform her, die der innovativen Intention künstlerischer Produzenten und ihrer gesellschaftlichen Selbstbefindlichkeit am vollkommensten zu entsprechen scheint.²¹¹ Sinnbildproduzenten lösen andrängende Problemlagen nicht in

²⁰⁵ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 1, Nürnberg 1644, S. 59.

²⁰⁶ Ebd., S. 74.

²⁰⁷ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 4, Nürnberg 1644, S. 169.

²⁰⁸ Ebd., S. 167 mit Bezug Harsdörffers auf Francis Bacons *De augmentis scientiarum*.

²⁰⁹ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 1, Nürnberg 1644, S. 51; vgl. auch HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 4, Nürnberg 1644, S. 173.

²¹⁰ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 4, Nürnberg 1644, S. 176f.

²¹¹ Es bleibt dabei stets zu beachten, dass die „kreative“ Instanz aus der Sicht der Poeten stets den Bezug auf die vorgängige göttliche Schöpfung voraussetzt, auf die hin der Künstler weniger eigenmächtiger Erfinder als Entdecker der göttlichen Sinngebungen ist.

einer formalen Deutungslogik auf, sondern bewältigen sie in Form eines Gleichnisses, das – analog zur biblischen Rhetorik – als Denk- und Lernaufgabe an die Rezipienten weitergegeben wird. Künstlerische Erzeugungspraktiken sind im 17. Jahrhundert weitgehend auf die Ähnlichkeiten der Dinge und die sich daraus ergebenden polyvalenten Wechselbeziehungen fixiert. Für die transportierte Botschaft und ihr Medium stellt sich somit eine organische, körperlich-seelische Einheit her: „Diese Gleichniß [zwischen Sinnbild und der Meinung seines Erfinders, Anm. G.H.] ist die Seele des Sinnbildes/ dessen Dolmetscher die Obschrift/ und der Leib ist das Bild oder die Figur an sich selbst.“²¹² Mit anderen Worten: Sinnbilder fungieren im künstlerischen Haushalt als komplexe und adäquate Übersetzungen von Realien, die deren Ist- und Sollzustände formulieren.

Sinnbildkunst bewahrt damit das innovative Moment ihrer Herstellung und das künstlerische Interesse ihres Herstellers in einer Differenzqualität auf, die sich aus der Zusammensetzung heterogener Teile von „Gemähl und Schriften“ fortwährend neu erzeugt und auf diese Weise auch eine fortgesetzte Sinnproduktion ermöglicht und in Gang hält. Solche Differenz ergibt sich aus dem Umstand, dass Sinnbilder durch ihren kompositorischen Charakter stets „mehr weisen/ als gemahlet oder geschrieben ist“ und dadurch „zu ferneren Nachdenken füglich Anlaß geben“.²¹³ Zweifellos erweist sich hier die strukturelle Verwandtschaft künstlerischer (poetischer und bildnerischer) und theologischer Arbeitsweisen. Das Sinnbild als Sinngenerator hält die Erkenntniskräfte in Bewegung und stimuliert sie, über die gewöhnlichen Erfahrungs- und Denkhorizonte hinauszugehen. Deshalb sind nach Harsdörffers Ansicht die besten Sinnbilder jene, „die wol verstanden werden können/ aber nicht gleich einem jeden eröffnet darliegen; die einen Stachel in den Gedancken lassen/ und [...] ihren kräftigen Nachdruck/ nur denen/ so ihnen nachsinnen und nachsetzen/ erweisen.“²¹⁴ Darin liegt die implizite Aufforderung zur dynamischen Arbeit und gesteigerten intellektuellen Tätigkeit, die in ihrer höchsten Prägung das Verborgene zu sichten und an das göttliche Geheimnis der Welt zu rühren vermag. Die Sinnbildkunst etabliert sich hier als spezifisch poetische Form einer „Wissenschaft“²¹⁵ – konnte sie doch nach Harsdörffers Ansicht „die unbegreifliche Gedanken des fast Göttlichen Verstandes des Menschen belangen“, „das Unsichtbare entwerffen/das Vnbekante vorstellen/ das Vnaussprechliche verabfassen“ und vermochte somit auch, das „unvergleichliche Gedächtniß/ das mehr als irdische Gemüht/ und die höchstfahrende Vernunft des Menschen beherrschen/ verpflichten und ausfündig machen.“²¹⁶

Zu dieser außerordentlichen Stellung der Emblematis trug entscheidend bei, dass die Sinnbildproduktion – anders als der Gebrauch bloßer Erfindungsmaschinen und ihrer formalen Kombinationsmöglichkeiten – auch das Ethos des Sinnbildschöpfers in sich aufnahm und als implizite Botschaft generierte. Emblemata galten in diesem Sinne als Chiffrierstationen für Verhaltensregeln, Lebensanweisungen und Morallehren, die als Identifikations- und Orientierungsmuster zur Ordnung eines prinzipiell ambivalenten Sinnkosmos gleichermaßen an den Literaturrezipienten und –produzenten weitergereicht wurden: „Dann ob zwar nichts so gut/ das nicht bößlich könne ausgelegt werden/ so soll man doch die Gelegenheit darzu/ so viel möglich/ vermeiden.“²¹⁷ Um die Funktionalität des Sinnbildes als moralischer Botschaftsträger zu gewährleisten, musste von seiten der Sinnbildproduzenten dafür gesorgt werden, die verwendeten Bildelemente aus dem Kulturkreis zu entlehnen, in dem sie ihre Wirkung entfalten sollten. Ihre nachdrückliche Brauchbarkeit zur „Vnterweisung der Tugendlehr“²¹⁸ musste durch ihre Wiedererkennbarkeit und allgemeine Rezeptionsfähigkeit sichergestellt werden. Dies verpflichtete die Sinnbild-

²¹² Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 1, Nürnberg 1644, S. 59.

²¹³ Ebd., S. 51.

²¹⁴ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 4, Nürnberg 1644, S. 170.

²¹⁵ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 1, Nürnberg 1644, S. 73.

²¹⁶ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 4, Nürnberg 1644, S. 176.

²¹⁷ Ebd., S. 175.

²¹⁸ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 1, Nürnberg 1644, S. 73.

produzenten, auf den „Wirklichkeitscharakter“²¹⁹ des im Emblem Dargestellten, d.h. auf seine Kompatibilität mit den Erscheinungen des gesellschaftlichen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsraumes zu achten. Der Einsatz einer über alle Erfahrungshorizonte hinausgehenden künstlerischen Erfindung musste damit aus rezeptionellen Gründen auf bestimmte Bildhorizonte eingeschränkt werden. In diesem Sinne kann Harsdörffer resümieren, es werde „also von denen/ welche aus vielbesagten Sinnbildern Erfindung eine Wissenschaft gemacht/ nicht zugelassen/ als was in der Natur und dero selben Nachfolgerin der Kunst begriffen ist.“²²⁰ Ein halbes Jahrhundert später hat diese Position auch unter literaturhistorischen Perspektiven noch Bestand, denn der insbesondere an „Carmina Emblematica“ interessierte Polyhistor Jacob Friedrich Reimann schloss sich hierin eng Harsdörffers Intentionen an: „In einem Emblemate muß man mit keinem Gemählde aufgezogen kommen/ dass nicht ex historia naturali vel artificiali genommen sey. Denn ein Emblema ist ein Gemählde/ darinnen ein Orator denen Zuhörern zu erkennen giebet/ wie die Moralia auch in der Natur und Kunst gegründet sind.“²²¹ Diese Passage verdeutlicht, dass Sinnbilder genau dann ihre transitorische Aufgabe als Umschlagplatz von Welt in Sprache und vice versa erfüllen, wenn sie sich selbst den Maßgaben einer kreatürlichen Welt verbinden und ihre Ordnungsschemata reflektieren.

Aus allem läßt sich entnehmen, dass Emblemata oder Sinnbilder im 17. Jahrhundert eine herausragende Bedeutung als außerordentliche Instrumente kultureller Praxis erlangten. Sie verdichteten die Darstellung und Entfaltung von komplexen Sinnzusammenhängen und übernahmen hierin die Rolle von universellen Codes, in deren abgründigen Sinnbeständen der Schlüssel zum Verständnis der Welt, der menschlichen Gesellschaft und der personellen Identität zugleich verborgen und offen lag. Zweifellos bezog die emblematische Praxis ihre Energie aus der Symboltheologie des Mittelalters, die Natur, Geschichte und Kunst als einen universellen Text, als einen alle Lebensbereiche umfassenden „Kosmos von Signaturen“²²² entdeckte und für die menschliche Einsichtnahme präsent hielt. Ihre säkularisierte Variante des 17. Jahrhunderts entfaltet ein allegorisches Kombinationsspiel ohne den Anspruch inspirierter Deutung. Einerseits wurde das Signaturespektrum bedeutend erweitert, andererseits der Gebrauch oder Missbrauch des verwirrenden Geflechtes von Bezügen ganz und gar dem Nutzer anheimgestellt. Dieser sah sich allenthalben vor die Forderung gestellt, selbst Herr seiner Urteile und Unterscheidungen zu werden und sich als gesellschaftliches Subjekt zu etablieren. Für den Urteilslosen fand die weltliche Wirrnis in den mannigfaltigen, z.T. widersprüchlichen Botschaften der Emblemata nur ihren adäquaten Ausdruck. Eine vertiefte intellektuelle Anschauung sollte dagegen hinter der Mannigfaltigkeit der gebotenen Sinnfiguren ihre Einheit, d.h. ihr ineinandergreifendes „Gefüge“²²³ entdecken, das im Ganzen als Regulativ menschlichen Verhaltens, als Wegweiser zum irdischen Glück und überirdischen Heil dienen konnte. Der spekulative Gehalt der Sinnbildkunst – dies wird ganz deutlich – bewegte sich bereits in den Bahnen der Leibnizschen Theodizee und der Idee der ‚besten aller möglichen Welten‘. Deren Vollkommenheit sollte sich „an der in ihr waltenden Ordnung einer größtmöglichen Mannigfaltigkeit von Einzelem, an der größtmöglichen Einheit eines in sich geordneten Ganzen“²²⁴ erweisen. Das Wechselspiel von Visibilisierung und Verschriftlichung der Botschaften innerhalb der Sinnbildkunst wirkte dabei nicht nur als mentaler und intellektueller Stimulans, sich den existentiellen Fragen des Seins durch interessiertes Nachforschen und assoziatives Verknüpfen der eigenen Vorstellungen zu nähern. Die emblematische Kunst sorgte zudem dafür, dass Dinge und Sachverhalte veröffentlicht, d.h. auf einen zugänglichen „Schauplatz“ überführt wurden, auf dem sich ihre wirkungsästhetische Absicht

²¹⁹ HENKEL/SCHÖNE, *Emblemata* (1996), S. XIV.

²²⁰ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Band 1, Nürnberg 1644, S. 73.

²²¹ Jacob Friedrich REIMANN, *Poesis Germanorum Canonica & Apocrypha*, Leipzig 1703, S. 86. Zu Reimanns aufschlussreicher Periodisierung der deutschen Literaturgeschichte im Anhalt an Morhof vgl. JAUMANN, *Reimanns Bayle-Kritik* (1998), S. 209 ff.

²²² HENKEL/SCHÖNE, *Emblemata* (1996), S. XVI.

²²³ Ebd.

²²⁴ FRANKE, *Kunst als Erkenntnis* (1972), S. 79.

im Blick auf eine umfassende, über gelehrte Umkreise hinausführende gesellschaftliche Rezeption optimal entfalten konnten. Emblemata fungierten selbst als eine Art Theaterbühne, die eine bestimmte emblematische Aufführungspraxis in welttheatralischer Perspektive nahelegte. Die Sinnbildkunst führte damit einerseits den Verweisungs- und Zeichencharakter von Natur und Kunst und ihren gesellschaftlichen Inszenierungscharakter in eine adäquate Form zusammen, die sie für eine umfassende gesellschaftliche Brauchbarkeit prädestinierte. Andererseits etablierte sie sich durch ihre Funktionalität als eine Sonderform theatralisch strukturierter Wissensspeicher, die im barocken Präsentationswettbewerb mit anderen konkurrieren konnte.²²⁵

2.4.4 Gelegenheit als poetische Weltzugangsform

Nimmt man nun die Bedeutung der welttheatralischen Metapher im Horizont ihrer weltbildlichen Bestimmungskraft für das 17. Jahrhundert ernst, so ergeben sich daraus weitreichende Konsequenzen für die Konstitution poetischer Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen. Insofern weltliche Verhältnisse im Horizont der Poesie tendenziell nach theatralischen Gesichtspunkten aufgefasst, und d.h. nach ihrem ästhetischen Schau- und Imaginationswert beurteilt werden, legt sich eine Typologie oder Kasuistik poetischer Anlässe und Gelegenheiten nahe, durch die der Poet auf vielfältige Weise in seine vermittelnde Spracharbeit eintreten kann. Denn was auf der Weltbühne zur Aufführung gelangt und der Aufmerksamkeit gesellschaftlicher Rezipienten dargeboten wird, sind öffentliche Szenarien, die in ihrer Summe den Bestand einer aktuellen gesellschaftlichen Wirklichkeit ausmachen. Solche Szenarien sind in poetischer Hinsicht stets aus der Perspektive ihrer metaphysischen Umfassung vorverstanden bzw. werden auf ihre Durchlässigkeit für metaphysische Deutungsmuster geprüft. Der Poet studiert und deutet sie als Fälle einer universalen Ordnung, die in ihnen aufzusuchen und zur poetischen Sprache zu bringen ist. Dies hat zur Folge, dass die Thematisierung vorverstandener gesellschaftlicher Handlungen stets auf eine poetische Einbettung in umfassendere Interpretationszusammenhänge drängt, um sinnvoll und verständlich zu sein.

Doch die welttheatralische Auffassung der Wirklichkeit kehrt nicht nur ihren metaphysischen Bezugsrahmen hervor, sondern gewährt zugleich – und komplementär dazu – mannigfaltige Einsichten in die situative Bedingtheit der menschlichen Existenz. Die Endlichkeit seines Lebens und die Relativität seiner Ziele und Zwecke bilden anthropologische Grundkonstanten, die den weltdeutenden Poeten und sein Publikum in einem wesentlichen Punkt zusammenschließen. Die Erfahrung der Relativität menschlichen Lebens wird dabei nicht mehr in eine religiös-mystische Entzugserfahrung alten Stils aufgehoben, sondern ganz und gar als Merkmal frühneuzeitlicher Subjektbildungsprozesse bestimmt. Denn die vermittelnde Position des Poeten zwischen physischen und metaphysischen Sachverhalten mündet nicht in eine Abkehr bzw. Marginalisierung von weltlichen Maßgaben und eine meditative Hingabe an das göttliche Prinzip. Ihre Motivation basiert auf einer substantiellen Neujustierung menschlicher Subjektivität auf einem schwankend gewordenen Boden der Tradition, deren Brüchigkeit ihren stärksten Ausdruck in der sichtbaren Auflösung tradiert gesellschaftlicher und intellektueller Ordnungsmuster während des Dreißigjährigen Krieges fand. Die konfessionell motivierten Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts zeitigte vor allem Eines: die breitenwirksame Einsicht, dass sicher geglaubte Wahrheiten flächendeckend ihre fraglose Gültigkeit eingebüßt hatten und nach neuen und anderen Vergewisserungen verlangten. Die sogenannte erkenntnistheoretische „Wende“ Descartes' verdankt sich einer gesamtgesellschaftlichen Krise und einer fundamentalen Diskreditierung des Wahrheitsbegriffs. Sie vollzog sich im Zeichen einer bereits im 16. Jahrhundert kultivierten humanistischen Skepsis gegen bestehende

²²⁵ Zur theatralischen Darbietung von Wissen im 17. Jahrhundert vgl. FRIEDRICH, *Das Buch als Theater* (2004).

Denk- und Handlungsrouniten, speiste ihre Motivationen aber aus einem radikalen Bedürfnis nach neuen Erkenntnismethoden und Wissensbeständen, die rationegesteuerten Erkenntnisinteressen standhalten sollten. Die Philosophen fanden zeitgebundene Antworten auf konkrete historische Herausforderungen, indem sie sich verstärkt Theoriebildungen widmeten, um sichere Fundamente für unsicher gewordenen gesellschaftlichen Praxen bereitzustellen.²²⁶

Es liegt auf der Hand, dass auch die poetischen Weltdeutungen mit Notwendigkeit von diesen Entwicklungen tangiert wurden. Die Tatsache, dass Poeten sich nicht auf die Erzeugung rational prüfbarer Gewissheiten, sondern auf intelligente Wahrscheinlichkeiten und das produktive Analogieprinzip fixierten, spricht nicht gegen eine Beteiligung poetischer Weltdeutungen an einem allgemeinen gesellschaftlichen Umbruchs- und Erneuerungsprozess. Gerade weil barocke Poeten ihren Weg jenseits rationaler Selbstvergewisserungsstrategien suchten, waren sie im Blick auf ihre gesellschaftlichen Stellung und die Ziele und Zwecke der Poesie darauf angewiesen, durch eigene Theorieleistungen (Poetiken) auf einen gesteigerten Klärungsbedarf und die Anforderungen der gesellschaftlichen Kontexte zu reagieren. Als Resultat des poetischen Selbstbestimmungsprozesses stand die Einsicht des Poeten, in vermittelnder Position schicksalhaft an die Bedingungen seiner Zeit und seines Ortes gebunden zu sein, die sich durch ihn, durch die von ihm initiierte Spracharbeit im Spiegel der poetischen Fiktionen erneuern und reformieren sollten. Die eigene geschichtliche Relativität wurde zur Maßgabe poetischen Unternehmertums, das dem literarisch Handelnden – wie bei Opitz – nicht nur den nationalen Sprachraum als Wirkungskreis, sondern auch dessen wechselhafte Geschehnisse als genuines Arbeitsfeld vorzeichneten. Die zeit- und raumüberwindende, die inspirierende und wissenlassende Muse antiken Zuschnitts war für den barocken Poeten zwar nicht verstummt; sie hatte jedoch – gleichsam unbemerkt – ihre Weisungsberechtigung an die weltlichen Kontexte und Rahmenbedingungen verloren.²²⁷ Die Unmittelbarkeit raumzeitlicher Erfahrungshorizonte drängte dem barocken Poeten ein spezifisch neues Ethos auf, das seine künstlerische Subjektivität zum Maßstab poetischer Aussagen und zum exemplarischen Gestaltungsfeld gesellschaftlicher Visionen bestimmte. Dieses Ethos inspirierte die nationalsprachlich Ambitionierten nicht nur dazu, sich eigene literarische Traditionen und Sprachgeschichten zu konstruieren, um innerhalb der brüchig gewordenen Überlieferungen und ihrer schadhafte Maximen wieder einen festen, gleichsam archimedischen Standpunkt zu gewinnen. Mit der Einsicht in die radikale Bedingtheit der menschlichen Existenz gewannen auch die zahlreichen öffentlichen und privaten Situierungen des Menschen in der zyklischen Spanne von Geburt, Leben und Tod eine zunehmend substantiellere Bedeutung als wegweisende weltliche Gelegenheiten an den Rändern poetischer Bahnen, die der zurückgelegten Strecke allererst ein Profil verliehen. Vor diesem Hintergrund ist darauf zu achten, dass die poetisch aufgearbeiteten szenischen Handlungen in ihrem Symbolwert als Bildungsfaktoren von gesellschaftlichen Öffentlichkeiten immer auch irreduzibler Ausdruck einer spezifischen, und d.h. unverwechselbaren weltlichen Situiertheit der poetischen Inventivkräfte sind. Die im 17. Jahrhundert hergestellten Poetiken können in diesem Sinne – zugespitzt formuliert – durchaus als gewachsener Ausdruck einer umfassenden menschlichen Relativitätstheorie angesehen werden. Deshalb ist ein Vergleich der poetologischen Selbstbesinnungen mit den philosophischen Innovationsleistungen dieser Zeit durchaus naheliegend, weil auch der Poet von Rang seine gesellschaftliche Würde dahingehend bestimmte, seine Weltdeutungsleistungen möglichst kontextunabhängig und frei zu erbringen, d.h. eine ingeniale Eigenständigkeit zwischen den „jrrdischen“ und „Himlischen“ Bezugsgrößen seines Tätigkeitsfeldes zu bewahren.

²²⁶ Zur übergreifenden Intellektualpolitik der Gewissheit in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vgl. TOULMIN, *Kosmopolis* (1991), S. 120 ff.

²²⁷ Zur doppeldeutigen Vokation des „Geist von GOtt gesandt“ vgl. Kap. 2.3.8.

Grundsätzlich läßt sich deshalb für die mentale Situiertheit des Poeten des 17. Jahrhunderts festhalten: er erfüllt seine ihm zugedachte Aufgabe bei vielfältiger „Gelegenheit“. Seine Vermittlungsarbeit bei der welttheatralischen Durchleuchtung beobachtbarer Verhältnisse geschieht stets aus Anlass. So verwundert nicht, dass die entsprechende Kasuistik poetischer Gelegenheiten nicht nur ein Nebeneffekt poetischer Spracharbeit, sondern deren Kerngeschäft ist. Im Blick auf Opitz' Poetik, die auch in diesem Fall als paradigmatischer Anhaltspunkt herangezogen werden soll, ist solche Kasuistik in zentraler Weise mit der poetischen Gattungslehre, und d.h. mit der „Disposition oder abtheilung der dinge“ (II/1, 359) verwoben. Denn die ordentliche Disposition des Stoffes gibt die Ordnungsmuster der poetischen Weltdeutungen vor, die nach der Maßgabe der „invention oder erfindung“ vom Poeten gestaltet werden können. Während Gattungsmuster eine formale Ordnung bereitstellen, bietet doch erst die überall voraussetzbare Fülle von „Gelegenheiten“ dem Poeten die unumschränkte Möglichkeit für die „sinnreiche faßung aller sachen die wir vns einbilden können/ der Himlischen vnd jrrdischen/ die Leben haben vnd nicht haben“ (II/1, 360). Was ein Poet sich „zue beschreiben vnd herfür zue bringen vornimmt“, hängt schon bei Opitz ganz und gar von dem ab, was er sich als Handlungsgelegenheit aus einer Fülle der Möglichkeiten wählt, um es durch das Prisma seiner vermittelnden poetischen Subjektivität in die autonomisierte Sphäre der Sprache zu transponieren. Die hier aufscheinende Priorität weltlicher „Gelegenheiten“ wird oft zugunsten poetologischer Diskussionen über Gattungsfragen verdrängt, bleibt deshalb jedoch nicht minder wichtig. Unter verändertem Blickwinkel fällt sogleich auf, dass Opitz die – an sich karg ausfallende – Besprechung der poetischen Gattungsmuster als verfügbare und allseits bekannte Schemata vor allem dazu nutzte, die Fülle andrängender poetischer „Gelegenheiten“ zu kanalisieren. Allein anhand der Gattungsschemata war es ihm möglich, die Spracharbeit formal zu strukturieren und aus dem Chaos der weltlichen Möglichkeiten für den Poeten eine regel- und überschaubare Aufgabe zu destillieren. Opitz verweist seinen Rezipienten untergründig darauf, mit der „füglichen vnd artigen ordnung der erfundenen sachen“ (ebd.) zugleich auch die ihnen vorgängigen und zugrunde liegenden „Gelegenheiten“ zu überdenken. Diese sind keine bloßen Akzidentien oder beliebigen Füllmittel zur Substanz von Gattungen, sondern bilden im eigentlichen Sinne deren Essenz. Sie verweisen auf einen subjektiven und substanzbildenden Ereignishorizont von eigenmächtiger Bedeutung, der in der und durch die Spracharbeit des Poeten seine strukturelle Ordnung erhält.

Wenn im Folgenden von einer poetischen Subjektbildung ausgegangen wird, die sich bereits bei Opitz in paradigmatischer Weise an einer Kasuistik von „Gelegenheiten“ entfaltet hat, so ist damit kein individuierender Erlebnishorizont oder Subjektivismus modernen Zuschnitts gemeint.²²⁸ Hier soll vielmehr die Tatsache erhärtet werden, dass der Opitzschen Poetologie eine die Tradition alternierende Vorstellung zugrunde liegt, die in einer veränderten Selbstauffassung poetischer Subjektivität wurzelt. In diesem Sinne bietet Opitz den Rezipienten seiner Poetik mit der „Disposition oder abtheilung der dinge“ zugleich eine immanente Reflexion über die subjektbildende Bedeutung von poetischen „Gelegenheiten“ an. Wie wichtig Opitz diese poetischen Optionen waren, wurde im Blick auf das Epos oder „Heroisch getichte“ bereits erläutert. Der dort vollzogene bewusste Rückgriff auf eigene poetische Produkte ließ bereits Opitz' festen Willen erkennen, das Verhältnis zur Tradition, zu vorgegebenen Aussageweisen und überlieferter Thematik und Motivik neu festzusetzen.²²⁹ Der subtile Verweis auf die „wüste bahn“, die zu durchlaufen und das „neue feldt“, das zu beschreiten sei, brachte das tradierte Verhältnis von Disposition und Stoff in sichtbare Bewegung. Mit Opitz' Wendung auf die andrängende und erlebbare Gegenwart als epischem Ausgangsmaterial wurde unter dem Anspruch poetischer Inge-

²²⁸ Vgl. dazu CONRADY, *Lateinische Dichtungstradition* (1962), S. 183 ff., der seine grundsätzlich zutreffenden Beobachtungen zum Selbstverhältnis des Poeten im 16. und 17. Jahrhundert aus der genieästhetischen Perspektive des 18. Jahrhunderts entwertet, indem er Kennzeichen poetischer Subjektivierungen durchgängig und im eigentlichen Sinne irreführend mit „Subjektivismus, leidenschaftlicher Offenbarung des Innern“ (S. 183), mit „Ausbruch, Ekstase, hingebendem Verströmen“ (S. 184) oder mit „durchseelter Ichaussprache“ (S. 187) identifiziert.

²²⁹ Vgl. Kap. 2.3.7.

nialität das Verhältnis von Disposition und Stoff zu einem vorgängigen Spannungsverhältnis von „Disposition“ und „Gelegenheit“ umgestaltet und von einem neuen Kraftzentrum her bestimmt. Solche Verschiebung der Prioritäten macht sich im Horizont der Opitzschen Poetik nicht nur für das Epos, sondern für alle anderen Arten von Poesie in ihrem Verhältnis zu ihrem „zuegehör“ geltend. Denn Opitz gibt mit der Erläuterung der verschiedenen Dichtungsarten nicht nur deren stoffliche Füllmöglichkeiten, sondern einen subtilen Katalog von Anlässen und poetischen Gelegenheiten zum Besten, die in graduellen Abstufungen die gesamte Spanne menschlicher Befindlichkeiten abdecken und die Intensität des gelebten Lebens aufbewahren. Sie reichen von seiner moralischen Selbstbestimmung in „hohem wesen“ (II/1, 360) bis zu den Alltäglichkeiten, denen sich die „Sylven“ oder „Lyrica“ annehmen und die „zueföderst ein freyes lustiges gemüte“ (II/1, 369) erfordern. Wie wenig dies mit einem nüchternen Form-Stoff-Dualismus zu tun hat, wird spätestens im Blick auf die Opitzsche Ode deutlich, die das fünfte Kapitel seiner Poetik abschließt. Sie reformuliert in aller Deutlichkeit die aufgewiesene paradigmatische Wendung des Poeten auf die „Gelegenheiten“ durch eine Absage an nicht verlebendigtes Wissen:

„Ich empfinde fast ein grawen
 Das ich / Plato / für vnd für
 Bin gesessen vber dir;
 Es ist zeit hienauß zue schawen /
 Vnd sich bey den frischen quellen
 In dem grünen zu ergehn ...“ (II/1, 370)

Dass Opitz seine Übertragung der *Odelette* Ronsards in diesem Zusammenhang zufällig herangezogen hat, erscheint wenig plausibel. Das Selbstzitat gibt hier vielmehr – wie bereits zu Beginn des fünften Kapitels – gezielte Hinweise auf die verwandelnde Bestimmungskraft, die Opitz seinen eigenen poetologischen Ansichten im Ganzen beigemessen hat. Sie umfassen die gesamte Spanne poetischer Produktionen, die das beim Epos thematisierte „newe feldt“ auch im Blick auf die diversen Materien der „Sylven“ perspektivisch mit dem Hinweis auf die „frischen quellen“ der Gegenwart ergänzt.

Damit ist aber zugleich ein weiterer wichtiger Punkt berührt: Er illustriert das produktive Selbstverhältnis des Poeten, der sich in der Spanne von Tradition, Gegenwart und Zukunft reflektiert. Denn die poetischen „Gelegenheiten“ bleiben bloße Optionen, solange sie nicht durch eine poetische Handlung realisiert und d.h. durch einen poetisch inspirierten Willen ergriffen werden. Nicht in der Wahl seiner stilistischen Mittel – hier kann weitgehend der Tradition gefolgt und nach den Gegebenheiten der Muttersprache adaptiert und verändert werden –, sondern in der Wahl seines Stoffes sieht sich der Poet des 17. Jahrhunderts auf sich selbst verwiesen und zu einer willentlichen Entscheidung gedrängt. Allein in der Auswahl und im Ergreifen des Stoffes steht seine „freyheit zu tichten“ auf dem Prüfstand und in der Bewährung. Denn mit seiner Stoffwahl hat sich der Poet, wie der Philosoph, in den Situiertheiten von welttheatralischer Bedeutung zu bewähren. Sein Handeln steht auch unter dem Anspruch, öffentliche Anerkennung zu erwerben und sich mit dem Erwerb kulturellen Kapitals in bestehende gesellschaftliche Kontexte einzufügen. Mit anderen Worten: die angemessene Wahl seines poetischen Stoffes entscheidet über das gesellschaftliche Ethos des Poeten. Zwar vermag sich sein poetisches Ingenium als spontane Kreativität an einer größtmöglichen Fülle von „Gegebenheiten“ zu entfalten, die ihm bei seiner Ausschau in die Gegenwart aus den „frischen quellen“ zufließen. Die Bewährung seiner poetischen Freiheit aber realisiert sich für den Poeten nur als Beherrschung jener weltlichen Kontexte, die sich als maßgebliche für die Herstellung von gesellschaftlichen Öffentlichkeiten herausstellen. Erst wenn der Poet sich dazu versteht, sich kulturkapitalbildend zu inszenieren, gewinnt er jene Weltdeutungsmacht, die ihn in poetologischer Hinsicht zum „alter deus“ qualifiziert. Der poetische Binnenraum der Sprach-

innovation und Sprachpflege wahrt zwar aufgrund seiner eigengesetzlichen Dynamik seinen autonomen Status, steht aber dennoch mit den gesellschaftlichen Kontexten und Rahmenbedingungen in einem substantiellen Verhältnis. In der Dialektik von Innen- und Außenbestimmung des poetischen Handlungsspielraumes muss folglich die Ermittlung des Koinzidenzpunktes beider Bewegungen von besonderer poetologischer Bedeutung sein.

Vor diesem Hintergrund wird nun wiederum verständlich, dass für den Poeten Opitzscher Provenienz nicht so sehr eine formale Bildung, als vielmehr eine gebildete ästhetische Urteilskraft maßgeblich für die Wahl des Stoffes sein musste. Aus der Tradition erworbene Wissensbestände erscheinen in diesem Zusammenhang vorrangig für die formale Bewältigung der sprachpflegenden und sprachinnovierenden Arbeiten nötig. Sie bilden vorrangig die – zugespitzt formuliert – handwerkliche Ausrüstung für den poetischen Arbeitsalltag und seine diversen Aufgaben. Sein kulturelles Kapital kann der Poet jedoch nicht mit der Tradition und einem angeeigneten Bücherwissen, sondern allein durch sein poetisches Handeln in der Gegenwart erwerben. Solchem Handeln aber muss ein stabiles und spezifisches Ethos zugrunde liegen, das sich der Poet in einem reflektierten Selbstverhältnis anzueignen hat. Wenn Opitz das Ziel der poetischen Arbeit auch dahingehend versteht, „Meister seiner selbst“ (II/1, 363) zu sein, so tangiert diese Formulierung exakt den Bestand von festen inneren Überzeugungen und seelischer Stabilität, die ein Poet *idealiter* benötigt, um sich in seiner weltlichen Situiertheit als Mensch und als Poet zu bewähren. Denn die doppelte Einsicht in die Relativität der eigenen Ziele und Zwecke wie in die Relativität welttheatralischer Verhältnisse muss mit einer doppelten Unsicherheit fertig werden. Zum einen führen die wandelbaren Geschicke und Befindlichkeiten der poetischen Menschen dazu, dass die menschlichen Poeten „nicht alle stunden einerley Geist vnd antrieb zum schreiben haben“ (II/1, 109). Zum anderen gilt es für den Poeten allezeit neu, die wechselnden Zeichen der Zeit zu erkennen und sich auf instabile gesellschaftliche Verhältnisse einzustellen. Wenn Opitz in diesem Zusammenhang mit der Selbstbemeisterung des Poeten die charakteristische Formulierung wählt: „ich bin begierde voll Zue schreiben wie man sich im creutz’ auch frewen soll“ (II/1, 363), so verweist dies auf den stoizistisch-christlichen Werthintergrund einer Selbstüberwindungsstrategie, die die Subjektivismen und Zufälligkeiten poetischer Existenzen abzuarbeiten und zu transzendieren sucht. Das Ziel solcher strategischen Arbeit an sich selbst liegt in der Erzeugung eines bewussten poetischen Subjekts, das aus einem stetigen Selbstvergewisserungsprozess als „Meister seiner selbst“, und d.h. als idealer Poet hervorgehen soll. Zweifellos scheint hinter dieser von Opitz gewählten Begrifflichkeit das ältere humanistische Ideal des *vir doctus et sapiens* auf, der sich vorrangig durch seine *virtus* als Meister der Zeitläufte und des Schicksals zu erweisen hat. Die entsprechenden Praktiken der humanistisch inspirierter Selbstdisziplinierung verschmelzen auf unkomplizierte Weise antike und christliche Sinnfiguren zu einem universalen Charakterbild von eigener Dignität.²³⁰ Neben Opitz kann hier auch Gryphius als Kronzeuge solcher Übernahme- und Verwandlungstechniken angesprochen werden, dessen Denken häufig um die auszeichnende „unica virtus“ des Menschen kreist:

„Die Tugend bricht das schreckliche Netz entzwey:
Trotzt Tod vnd Hölle: spricht vns von schmerzen frey.
Sie lehrt was jrrdisch ist verlachen.
Vnd kan vnß gleich den Göttern machen.“²³¹

²³⁰ Zur Auffassung der poetischen *virtus* im 17. Jahrhundert vgl. die Hinweise bei CONRADY, *Lateinische Dichtungstradition* (1962), S. 267–277.

²³¹ Andreas GRYPHIUS, *Werke*, Band 2 (ed. Szyrocki), S. 43.

Erst die tugendhafte Arbeit an sich selbst qualifiziert den Poeten für sein regelrechtes Weltdeutungsgeschäft. Denn die qualifizierte Tugend gehört dem tätigen Leben an und muss sich in den diversen Gelegenheiten (*occasiones*) bewähren, indem sie u.a. weltliche Widerstände überwindet und Versuchungen widersteht. Diese Haltung spricht sich nirgends deutlicher aus, als in der *Trostschrift an David Müller* (1628), in der Opitz im Anhalt an Seneca formuliert: „Die tugendt liegt in keinem bette; sie wil herfür gesucht/ gefordert vndt auff die probe geleget werden. Vbel vndt vnglück ist jhre beste gelegenheit.“ (IV/1, 115). In den poetologischen Selbstverständigungen der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts schreibt sich – mit Opitz beginnend – ein diffiziler und literaturspezifischer Subjektbildungsprozess weiter, der poetische und moralische Orientierungen eng miteinander verknüpft und als Fundierung und Leitidee für die freiheitlich agierenden Inventivkräfte einsetzt. Zwar hat die spezifisch poetische Selbstbesinnung und ihre Konzentration auf „Gelegenheiten“ mit philosophischen oder theologischen Fragestellungen der Zeit wenig gemeinsam. Dennoch ist das bei Opitz auftretende freiheitlich-poetische „ego“ in der Motivation seiner Selbst- und Werkmeisterschaft mit jenem verwandt, das in der Formel „*cogito ergo sum*“ auf erkenntnistheoretische Weise zu sich selbst kommen und den diversen Wissenschaften eine neue Arbeitsbasis geben wollte – schon deshalb, weil sich auch die poetische Arbeit weitgehend aus einer philosophisch inspirierten Grundhaltung „sachlicher Kühle und Rationalität“²³² realisierte.

Die deutschsprachige Poesie des 17. Jahrhunderts arbeitete – trotz aller Unterschiede – dennoch nach praktischen Prinzipien, die die Konstitution eines Arbeitsfeldes (die Sprache) und eines poetologisch gefestigten Arbeitsverfahren von eigener Dignität ermöglichten. Diese praktischen Prinzipien sind – wie bereits angedeutet wurde – dem Bereich der moralischen Bestimmung des Menschen entlehnt und mussten folgerichtig auch in die prinzipielle Ausstattung der Poetiken einfließen. Sie bildeten dort das Fundament einer poetischen Arbeit am Bau der nationalen Sprache. Denn die poetische „freyheit zu tichten“ ließ sich nach Opitz Vorstellung erst durch den spezifischen Gebrauch einer ästhetischen Urteilskraft realisieren, die ihre Werte aus einer vorgängigen moralischen Selbstbestimmung poetischer Inventivkräfte an der Gegenwart und ihren Erfordernissen bezieht. Auch hier wird der enge Konnex von Gutem, Wahrem und Schöнем gesucht und gefunden, um die ästhetisch-moralische Urteilskraft in den Stand zu setzen, die Verbindung von Sprache und Gesellschaft zu realisieren und in diesem Sinne als entscheidendes menschliches Vermögen aufzutreten. Ihre Aufgabe ist ein Gelegenheitsmanagement nach ethisch-künstlerischen Maßgaben in Rücksicht auf die gesellschaftlichen Bedingungen und Maßgaben der Gegenwart.

Denn einer Urteilskraft, deren Tätigkeit nach prinzipiellen Gesichtspunkten eingerichtet und gesteuert wird, kann und muss im Horizont der Opitzschen Poetik nur die Aufgabe zukommen, aus der Fülle poetischer Anlässe die „rechte“ Gelegenheit auszuwählen und als maßgebende für die poetische Spracharbeit herauszustellen. Denn aus der Perspektive des poetischen Ethos kommt es einzig und allein darauf an, den richtigen, d.h. den optimalen Zeitpunkt für das jeweilige poetische Engagement in der Sprache zu ermitteln bzw. das dichterische Ingenium für die Ansprache durch die rechte Gelegenheit offen zu halten. Die Bindung an die Gelegenheit als Grundkonstante jeglicher poetischer Tätigkeit gibt im umfassender Weise den weltlicher Ortungsrahmen bereit, in dem sich dichterische Spontaneität nach der jeweiligen ‚Lage der Dinge‘ entfalten kann. Die „rechte“ Gelegenheit arrangiert das Feld und die Rahmenbedingungen für das wiederholbare Rendezvous von poetischem Ingenium und vielschichtiger Welt. Jegliche Gelegenheit avanciert auf diese Weise zum „begrenzten Ort der Selbstbestimmung des Menschen in einer im übrigen seinem gestaltenden Eingriff entzogenen Welt“.²³³ Von der Qualität des getroffenen Arrangements hängt folglich die Dignität und gesellschaftliche Stellung der Poesie und des Poeten ab. Dieser hat in jedem Fall aus ästhetisch-moralischen Gründen auf der Höhe der Zeit zu

²³² CONRADY, *Lateinische Dichtungstradition* (1962), S. 220.

²³³ SEGEBRECHT, *Gelegenheitsgedicht* (1977), S. 204.

sein, nach den „frischen quellen“ Ausschau zu halten, um seinen kulturpolitisch motivierten Anspruch auf gesellschaftsrelevante Spracherneuerungsprogramme aufrecht erhalten zu können. Zu diesem Zweck muss es ihm einzig und allein auf ein vernunftgemäßes Erfassen und Beurteilen der „rechten“ Gelegenheit ankommen, um den angemessenen Konvergenzpunkt von Ingenium und weltlichen Kontexten zu ermitteln. In der „rechten“ Gelegenheit öffnet sich ein Schnittpunkt von Raum und Zeit, der als ideales Kraftfeld für die Entfaltung dichterischer Spontaneität genutzt werden kann. Aus ihm entlehnt der Poet jene Materien, deren ursprüngliche Sinnhaftigkeit er einer Umgestaltung und Veränderung durch die poetische Imaginationskraft öffnet. Auf diese Weise steht die „rechte“ Gelegenheit mit einer Weltdeutung nach philosophischen Prinzipien in enger Verbindung, denn „Zeit und Stunde ist unvermeidlich/ die Zeit aber ist der Wahrheit echte und rechte Mutter/ die wol weiß/ diese ihre Tochter zu guter Gelegenheit zu gebären und an den Tag zu bringen“.²³⁴ Wenn aber die Zeit die Mutter der Wahrheit ist, diese ihre Tochter aber nur zu „guter Gelegenheit“ hervorzubringen vermag, dann hängt – und dies wurde in anderem Zusammenhang bereits dargestellt – der Wahrscheinlichkeitsanspruch poetischer Werke wesentlich davon ab, sie von einem Koinzidenzpunkt auszuführen, an dem die Verbindung von Zeit und Wahrheit sich – etwa als geschichtliche Wahrheit – dem poetischen Gemüt auf privilegierte Weise mitteilt. Der Poet ist – wie der Philosoph – mit einer besonderen Deutungsmacht ausgestattet, weil die Wahrheit sich prinzipiell hinter den mannigfaltigen Erscheinungen der Welt verbirgt und eigens entdeckt werden muss. Der Poet kann der Wahrheit nur habhaft werden, indem er sich vor aller poetischen Betätigung zum „Meister seiner selbst“ bildet, um von dieser Position aus die weltlichen Erscheinungen und Verhältnisse in theatralischer Perspektive auf ihre fundierende Wahrheit hin zu durchschauen. Weil Selbst- und Weltanschauung auf diese Weise untrennbar miteinander verflochten sind, empfiehlt Opitz Poesie nicht nur als Schreibgeschäft, sondern als eine qualifizierte Lebensleistung, die aus einem alle Lebenslagen durchdringenden und beherrschenden Lebenskonzept resultiert – einem Lebenskonzept, das in einem idealen oder imaginär gestützten Jenseits zu den Unwägbarkeiten und Veränderungen des Lebenslaufes verankert ist. Aus diesem Grund korreliert bei Opitz die „freyheit zu tichten“ auf paradigmatische Weise mit der menschlichen Freiheit überhaupt, deren innovative Kraft sich aus einem Akt kontinuierlicher Selbsterkenntnis und Selbstbestimmung rekrutiert. Auf das privilegierte Erkenntnisgeschäft des Poeten bezogen, hat Opitz diesen Sachverhalt in seiner Sammlung *Weltliche Poemata* auf die einprägsame Formel gebracht:

“O wol dem der die rechte Zeit / In allen dingen siehet/
Vnd nicht nach dem was allbereit/ Hinweg ist sich bemühet/
Der kennet was er lieben soll/ Vnd was er soll verlassen;
Er lebet frey vnd allzeit wohl/ Vnd darf sich selbst nicht hassen.“²³⁵

Mit der Einführung dieser prinzipiellen Situierungen des Poeten in die eigenen poetologischen Überlegungen spitzt Opitz – genau besehen – auch das etablierte Nützlichkeitsgebots zu, indem er neue Qualifikationsstandards für eine poetische Tätigkeit aufrichtet. Diese hat sich prinzipiell am Ethos des Poeten, d.h. an seiner vollendeten Selbstbildung auszurichten. Erst ein poetisches Management von „rechten“ Gelegenheiten durch eine umfassend qualifizierte Urteilskraft erlaubt dem Poeten, auch die eigenen Tätigkeiten nach Prinzipien zu unterscheiden. Mit der Kultivierung des eigenen Ethos erwirbt der Poet nicht nur die selbstkontrollierte Fähigkeit, innerhalb bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse vorbildliche Verhaltensweisen sichtbar zu machen und in literarischen Werken zu kommunizieren. Erst

²³⁴ Justus Georg SCHOTTELIUS, *Ethica. Die Sittenkunst oder Wollebenskunst/ In Teutscher Sprache vernemlich beschrieben in dreyen Büchern*, Wolfenbüttel 1669, S. 525.

²³⁵ Martin OPITZ, *Weltliche Poemata*, 2. Theil, Frankfurt/Main 1644, S. 344.

mit der Fähigkeit, „Meister seiner selbst“ zu sein,²³⁶ erwirbt er im eigentlichen Sinne auch die Macht, sich als Meister der poetischen Gelegenheiten zu behaupten. Er wählt sich seine poetischen Gegenstände, weil er in ihnen jeweils seine zielführende Aufgabe als Dienstauftrag an der Sprache entdeckt. Solche Wahl aber bleibt der bloßen Rationalität entzogen, d.h. sie ist nicht steuer- und anwendbar im Sinne einer Technik. Sie beruht vielmehr auf einer gleichsam himmlischen „regung des geistes“ (II/1, 349), ist Resultat inventiver menschlicher Spontaneität. Opitz setzt damit den Akzent eindeutig auf die unbedingte Selbsttätigkeit des Poeten, die stets ein Emblem des modernen Freiheitsbegriffes in metaphysischen Horizonten war.

So wird auch verständlich, warum Opitz im dritten Kapitel seiner Poetik rigide Standards poetischer Tätigkeiten einführen kann. Die Gefahr des unzulässigen Opportunismus gegenüber den allgemeinen Verbindlichkeiten der nationalen Spracharbeit liegt genau dort, wo der Poet sein Tun von den Gelegenheiten bestimmen lässt, wo er die werkführenden Prinzipien der poetischen Arbeit an die gesellschaftlichen Kontexte verliert, wo mit dem eigenen Ethos auch die „freyheit zu tichten“ verschwindet. Opitz konzidiert überall dort die Verwahrlosung des poetischen Ethos, wo literarische Akteure innerhalb eines gesellschaftlichen Handlungsraumes „ohn allen danck Poeten sein wollen“ (II/1, 348). Das sind zunächst jene, die bewusst auf die wechselseitige Anerkennung innerhalb der eigenen Zunft verzichten, sich aber mit Zunfttiteln schmücken, um ihre „vnwissenheit“ zu verbergen. Diese ethische Depravation und gesellschaftliche Täuschung manifestiert sich in einer profunden Unterscheidungslosigkeit der literarischen Akteure, die statt der „rechten“ überall die erstbeste Gelegenheit ergreifen und sich auf diese Weise zum Spielball der Anlässe, zu willfährigen und dienstbaren Zeitgeistern, zu Erfüllungsgehilfen der Wünsche und Erwartungen der Anderen degradieren. Opitz delegiert denn auch die Ursachen poetischer Verwerfungen in die hybriden Erwartungs- und Bedürfnishorizonte der Leser, die die Poesie – und mit ihr die Poeten – für eigene Zwecke instrumentalisieren wollen: „Diese vnbesonnene Leute aber lassen vns weder die rechte zeit noch gelegenheit“ (II/1, 349). Der gesellschaftliche Bedarf an poetischer Vermittlungsarbeit war groß, insbesondere im Blick darauf, das menschlich „Krumme“ durch poetische Dienstleistungen wieder ins Gerade zu verkehren, wobei sprachliche Sanktionierungsarbeit für die künstlerische Erzielung von Redlichkeit missbraucht wird. Nach der Qualität seiner Außendarstellung aber entscheidet die augenfixierte Gesellschaft über gesellschaftliche Renommee eines Poeten. Die bloß affirmative Haltung eines Poeten aber gibt dessen Zeitgenossen Gründe an die Hand, „aus der Poeterey nicht weiß ich was für ein geringes wesen“ zu machen (II/1, 346) und die gesamte poetische Zunft zu diskreditieren. Damit wird auch deutlich, dass es Opitz bei seiner prinzipiellen Unterscheidung poetischer Tätigkeiten im Kern nicht um eine Kritik oder Wichtung poetischer Tätigkeitsbereiche, sondern um eine Kritik poetisch-moralischer Grundhaltungen geht.

²³⁶ Zur immer wieder angesprochenen Frage der poetischen Identität vgl. auch folgenden Passus: „Jch lobe den der hier kan seine selber sein [...] Vertrawet Gott allein sein Wesen vnd Vermögen, Sicht alles vnder sich, laufft seinem Todt entgegen, Vnd schewt sein Stündlein nicht. Der hat ein schweres Endt, Der allen ist bekandt, vnd sich nicht selber kennt.“ (II/1, 118).

3. Magdeburger literarische Feldbildungsprozesse 1631 – 1690

3.1 Aspekte kultureller Transferleistungen

Mit der dreifachen Durchquerung des vielfältigen Beziehungs- und Sinngeflechts, das sich in den poetologischen Denkfiguren von Martin Opitz und seinen poetologischen Nachfolgern aufweisen läßt, konnten eine ganze Reihe von Themenfeldern, Strukturen und Potentialen bezeichnet und umrissen werden, die für die Rekonstruktion literarischer Feldbildungsprozesse im 17. Jahrhundert weitreichende Relevanz beanspruchen. Sie wurden jedoch im Rahmen des Untersuchungsganges in gleichsam abstrakter und verallgemeinerter Form abgebildet. Zum einen kam die prinzipielle Beschaffenheit jenes sprachlichen Binnenfeldes in Betracht, das die Poesie des 17. Jahrhunderts in fortgesetzter reflexiver Gründungsarbeit als selbstbestimmten Teil eines gesellschaftlichen Handlungsraum von eigener Dignität ausgewiesen hat. Zum anderen wurde in verallgemeinernder Form auf die maßgebenden Verbindungen des poetischen Sprachraumes mit jenen diskursiven Bezugsfeldern reflektiert, mit denen die Poesie einen gemeinsamen gesellschaftlichen Sprach- und Handlungsraum teilte. Dabei kam es – über alle Spezifik der literarischen Produktionsweisen und Produkte hinaus – vorrangig darauf an, jene Entfaltungsmöglichkeiten offenzulegen, die sich der literarischen Tätigkeit für die Konstitution literarischer Felder durch ihre kulturpolitische Inspiration und ihre Ausrichtung an einer imaginären, verbindlichen und kollektiven Aufgabenstellung bot – die Ausarbeitung der deutschen Sprache zur gültigen europäischen Kultursprache.

Bemerkenswert bleibt in diesem Zusammenhang, dass die Opitzsche Poetik ihre Kraft als Steuerungsinstrument von literarischen Produktions- und Rezeptionsprozessen in zweierlei Hinsicht bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts behauptet hat. Sie fungierte zum einen als normative Orientierung für sich ausdifferenzierende Aktionsfelder poetischer Spracharbeit. Zum anderen stellte sie im Blick auf die fortlaufende Umwertung der Ansprüche einer vielfältigen rhetorischen, poetologischen und poetischen Tradition ein brauchbares, weil inventives Subversionspotential zur Verfügung. In beiden Hinsichten zirkulierte die Opitzsche Poetik über einen längeren Zeitraum selbst als sprachliches Produkt, dass durch diverse Interessengruppen dechiffriert und reinterpretiert wurde – unbeeinträchtigt von der Tatsache, dass die zur schöpferischen Aneignung angewandten Interpretationsschemata stark von den ursprünglichen Intentionen des Verfassers abweichen konnten. Erst die analytische Verknüpfung dieser beiden Gesichtspunkte – die Ausgestaltung aktueller literarischer Aktionsfelder und der Umgang mit den normativen Wissensbeständen der literarischen Tradition – gibt der Untersuchung hinreichende Möglichkeiten an die Hand, die Beschaffenheit von kulturellen Transferprozessen innerhalb historischer Formationen näher zu bestimmen. Im Blick auf solche kulturellen Transferprozesse – verstanden als Informationsaustausch und Bedeutungstransformation – muss die Sprache selbst, insbesondere die poetisch inspirierte, zwar als ein prädestiniertes Instrument aufgefasst werden, mit dessen Hilfe literarische Akteure ihre zeitgenössischen Erfahrungswerte unter Einbeziehung traditionell gefestigter sprachlicher Regularien in zeitspezifische Fiktionen übersetzt haben. Der instrumentalisierten Sprache kommt als manifester Vollzugsort kultureller Transferleistungen jedoch kein nominaler Eigenwert zu. Vielmehr wurde sie als flexibles Instrument jeweils neu an die divergierenden und zeitspezifischen Bedürfnisse literarischer Akteure angepasst, um kulturelle Übersetzungsabsichten auf jeweils angemessene Weise zu artikulieren und in diversen Interessengemeinschaften zu kommunizieren. Im Horizont kultureller Austauschprozesse in der Sprache wäre somit die Frage des literarischen Stils und unterschiedlicher Sprechweisen nicht nur auf der Produktionsebene zu beantworten, auf der sich jeder Sprecher nach den Maßgaben seiner individuellen Fähigkeiten und seines Bildungsniveaus ein eigenbestimmtes Bezugsfeld zur gemeinsamen Sprache schafft. Stilistische Unterschiede müssen zugleich und notwendig auf diverse Diskursformen zurückgeführt werden, die auf dem sprachlichen Markt distinkter gesellschaftli-

cher Formationen zirkulierten und durch Beziehung auf Gruppierungen sozialer Akteure mit gleichen oder vergleichbaren Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata bestätigt worden sind. Denn ein literarisches Produkt geriert erst dort zur gesellschaftsrelevanten Mitteilung, wo es durch Distributionsverfahren verbreitet und durch soziale Akteure dechiffriert und sprachlich übersetzt wird.²³⁷

Einer Untersuchung historischer sprachlicher Zeugnisse ist deshalb nicht nur deren spezifisches Kulturtransferpotential zugänglich, dass sich etwa aus dem detaillierten Vergleich der sprachlichen Denotationen und Konnotationen eines literarischen Produktes im Blick auf die literarische Tradition der jeweiligen Textsorte ermitteln ließe. Historische sprachliche Zeugnisse gewähren in gleicher Weise Zugänge zu ihren spezifischen gesellschaftlichen Produktionsbedingungen, die sich u.a. als zeitliche, räumliche und gesellschaftliche Dispositionen ihrer Produzenten in sie eingetragen haben. Ein erweitertes, die sprachliche Produktion und Rezeption berücksichtigendes Kommunikationsmodell muss deshalb dem Umstand Rechnung tragen, dass die Sprache selbst eine Form des umfassenden symbolischen Tausches ist. Sie stellt als solche nicht nur innersprachliche Sachverhalte zur Disposition, deren Analyse zu Erhellung von Sinnbildungsprozessen und zur Klärung ästhetischer Fragestellungen herangezogen werden können. Weil jede Form der repräsentativen Öffentlichkeit in ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Spezifik wesentlich durch Kommunikation und eine Ökonomie der wechselseitigen Aufmerksamkeit hergestellt wird, bildet deren Sprache zugleich Sachverhalte ab, die auf der symbolischen Ebene mit gesellschaftlichen Machtstrukturen und Herrschaftsbeziehungen in Verbindung stehen.

In einem zweiten Schritt wird es deshalb darauf ankommen, die gleichsam in Abstraktionsverhältnissen gewonnenen Ergebnisse des ersten Teils mit dem Befund eines konkreten literarischen Feldes zu verknüpfen. Das besondere Augenmerk liegt dabei auf der Sprache als symbolischer Tauschform und kulturellem Transferinstrument. Die Applikation der Ergebnisse auf die literarischen Verhältnisse in Magdeburg zwischen 1631 und 1690²³⁸ soll dabei eine lokale Spezifik der Literaturproduktion, -rezeption und -distribution konturieren, die einerseits unter den Prämissen der Teilhabe, Indifferenz oder Ablehnung, andererseits unter der Maßgabe der Verhältnisbestimmung von Fakten und Fiktionen betrachtet werden soll.

Im Vorgriff lassen sich drei Gesichtspunkte herausstellen, die für die Konstitution und Situierung lokaler literarischer Felder von besonderer Bedeutung sind. Zum einen wird die Untersuchung auf die Fiktionalisierungen weltlicher Gegebenheiten zu achten haben, die die Magdeburger Verhältnissen kennzeichnen. Die Analyse der wechselseitigen sprachlichen Vermittlung weltlicher und überweltlicher Bezugsgrößen, die im Blick auf poetologische Horizontbildungen des 17. Jahrhunderts etwa an der Welttheater-Metapher und der Arbeit mit Emblemata erläutert wurde, gibt für den hier avisierten städtischen Entfaltungsraum die Möglichkeit an die Hand, die speziellen Formen lokaler Transzendierungen und Fiktionsbildungen zu studieren. In diesem Zusammenhang wird zu prüfen sein, ob die lokalen Fiktionsleistungen ein literarisches Arbeits- und Wirkungsfeld von eigener Dignität beanspruchen, in dem die literarischen Akteure nach selbstgesetzten Regeln eines renovierten Sprachgebrauchs arbeiten.

Zum zweiten wird die Art und Weise ins Auge zu fassen sein, wie lokale literarische Akteure sich im Blick auf die andrängenden weltlichen Gegebenheiten gesellschaftlich arrangiert haben. Das poetische Gelegenheitsmanagement, die Auswahl der poetischen Anlässe innerhalb einer gesellschaftlichen Formation gibt dabei tieferen Einblick in den Ablauf literarischer Vermittlungsprozesse und ihre kontextuellen Bindungen. Dabei wird auch der Frage nachzugehen sein, ob sich in diesem Zusammenhang kollektive Produktionsmuster feststellen lassen, mit deren Hilfe der Umfang, die Grenzen und die binnenbestimmenden Prämissen lokaler literarischer Felder detaillierter skizziert werden können.

²³⁷ Vgl. hierzu BOURDIEU, *Was heißt sprechen* (1990), S. 11-17.

²³⁸ Die Gründe für die Festlegung auf diesen Untersuchungszeitraum werden in den folgenden Kapiteln näher erläutert.

Drittens muss auch darauf rekuriert werden, welche Rolle das spezifische Ethos poetisch ambitionierter Akteure spielt, das sich in vermittelnder Position zwischen gesellschaftlichen Erfordernissen und Spracharbeit, zwischen Weltbewältigung und Weltdeutung, zwischen physischen und metaphysischen Bezügen, zwischen Tradition und Vision bewähren muss. Hier kommt die Beschreibung des Habitus literarischer Akteure in den Blick, der die wesentlichen Koordinaten signifikanter Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsleistungen in die substantielle Bestimmungskraft poetischer Subjektivität zusammenlaufen lässt.

Schon Opitz' Poetik lässt keinen Zweifel daran, dass allein der subjektivierte, sich seiner selbst bewusste, mit ethischen Entscheidungskompetenzen ausgerüstete Poet die angemessene strategische Stellung einnimmt, um seine zeitgemäßen Aufgaben zu erkennen und zu bewältigen. In der Sicht des 17. Jahrhunderts nimmt der poeta doctus als Entdecker, Erfinder, Sachwalter und Mittler von Bedeutungen und Sinngebungen eine ebenso zentrale wie privilegierte Stellung ein. Seine imaginativen Fähigkeiten und produktiven Leistungen erreichen *idealiter* nicht weniger als das Potential eines „alter deus“, der sich in seinem weitesten Selbstgefühl allein dem Vorbildner alles Wiss- und Lesbaren subordiniert fühlt. Als endliches Werkzeug höherer Mächte behauptet der poeta doctus, sowohl was seine Einsichts- als auch seine Leidensfähigkeit anlangt, durchaus eine funktionelle Verwandtschaft mit dem christlichen Gottessohn. Das gesteigerte, aus der Form einer avancierten Bildung hervorgegangene Selbstgefühl des Poeten wird jedoch weniger in ein Konkurrenzverhältnis mit christlichen Prinzipien überführt (mystisch-spekulative Ausnahmen bestätigen hier die Regel). Das Verhältnis des weltlichen Poeten zur christlichen Religion ist symbiotisch motiviert und auf Teilhabe bedacht, so dass seine Fähigkeiten zur Adaption tradierten Wissenbestände und Denkformen keineswegs in prinzipiellen Widerspruch zum christozentrischen Weltbild treten. Das Arbeitsfeld des Poeten ist das autonomisierte Zwischenreich der Sprache, die er als das ideale Medium seiner vermittelnden Absichten kultiviert. Seine imaginativ gesteuerten Interpretationen und Lesarten beziehen sich in universaler Weise auf alle Teile des göttlichen Nachlasses – auf das Buch der Bücher ebenso wie auf das Buch der Natur. In einer für die menschliche Gesellschaft nutzenmaximierten Selbstinterpretation eigenen Tuns nimmt er für sich – parallel zum Anspruchsdenken der zeitgenössischen Theologie, Philosophie und Naturwissenschaften – nicht weniger in Anspruch, als die verborgenen göttlichen Codes zu entschlüsseln, um sie ihrerseits als weisheitliche Gabe in einem zeitbedingten poetischen Umstandskleid als „vnterricht von Göttlichen sachen“ (II/1, 344) der „rawen Welt“ und dem gemeinen Volk ins Ohr zu sagen. Seine fiktionale Kraft erwächst ihm jedoch aus der Unterscheidung zwischen den „lehren von weißheit vnd himmlischen dingen“ (ebd.) und dem, was – wie August Buchner formulierte – „etwa in unserm Leben krumm und unrecht“ ist. Sein Ethos veranlasst den poeta doctus fortwährend, sich mit seinen Werken auf die Scheidelinie zu stellen, die den weltlichen Ist- von seinem Sollzustand trennt. Folglich hängt auch die gesellschaftliche Reputation des Poeten von der Erfüllung seines vornehmsten gesellschaftlichen Zweckes ab, nämlich davon, in welcher Weise es ihm gelingt, „zue vberredung vnd vnterricht auch ergetzung der Leute“ (II/1, 351) praktisch wirksam zu werden. Die Wertigkeit seines literarischen Tuns hängt – neben der Erfüllung sprachlich-ästhetischer Normen – vor allem anderen von der gesellschaftlichen Akzeptanz und von der Form der Aufmerksamkeit ab, durch die er an der gesellschaftlichen Öffentlichkeit partizipiert. Mehr noch: die literarische Praxis hängt innerhalb gesellschaftlicher Formationen, innerhalb eines bestimmten soziokulturellen Gefüges nicht so sehr von der eigenen Bedürfniserzeugung und -befriedigung (Fähigkeit der Definition und Bearbeitung poetischer Aufgabenfelder), sondern von den repräsentativen Bedürfnissen und Erwartungshaltungen der angesprochenen Bildungseliten und ihrer gesellschaftlichen Umkreise ab. Die von literarischen Akteure beabsichtigte Herstellung einer durchdringenden repräsentativen Öffentlichkeit tritt innerhalb bestehender gesellschaftlicher Formationen an der Schnittstelle von Welt und Sprache in eine prinzipielle Auseinandersetzung mit den Erwartungshaltungen und Bedürfnis-

sen einer kollektiven Leserschaft. Sie bestimmt die poetische Kommunikation als Antwortgeber mit und definiert auf diese Weise auch die Stärke der rezeptiven Akzeptanz, die der Ausbildung eines literarischen Feldes Vorschub leistet. Dem Poeten kommt folglich die Aufgabe zu, auf je eigene Weise die Verbindung zwischen literarischer Theorie und gesellschaftlicher Praxis herzustellen und fortwährend neu auszuhandeln. Er lotet damit zugleich den Konvergenzraum zwischen dem Idealen und dem Machbaren nach den Maßgaben seiner subjektiven Selbstbestimmung aus. Genauer gesagt: nach Opitz hat sich die gesellschaftliche Praxis für den Poeten in jeder Hinsicht als Bewährungsfeld seines künstlerischen Ethos zu erweisen. Seine ästhetisch-moralische Urteilskraft ist überall dort gefragt, wo er zwischen seinen poetischen Maßgaben und den Ansinnen derer zu entscheiden hat, „welche mit jhrem vngestümen ersuchen auff alles was sie thun vnd vorhaben verse fodern“ (II/1, 349). Mit der pragmatischen Veräußerung poetischer Inventivkraft „auff allen Schüsseln vnd können“ (ebd.) droht nicht nur das Ausbleiben des Fortgangs der Spracharbeit, sondern zugleich auch die Gefahr, „den würden der Poesie einen mercklichen abbruch“ (ebd.) zu tun. An der gesellschaftlichen Vermittlungsstelle von poetischer Theorie und Praxis steht der Poet in der Verantwortung, seinem Tun einen klugen Eingang in die gesellschaftlichen Zusammenhänge zu verschaffen, der weder dem Poeten noch seinen internen Zwecken abträglich sein sollte. Genau hier vollzieht sich ein fortwährender kultureller Wandel, der als kontinuierlicher Prozess des Übersetzens und Anpassens einsichtig gemacht werden kann.

An diesem Punkt erweisen sich die auf die deutsche Sprache gerichteten literarischen Theoriebildungen des 17. Jahrhunderts – beginnend mit der Poetik von Martin Opitz – als überaus flexible Instrumentarien, mit deren Hilfe die literarischen Praxen den dynamischen gesellschaftlichen Veränderungen und den Sachzwängen angepasst werden konnten. Denn die Poetiken führen als literarische Produkte mit normgebender Intention keine bloßen Formalisierungs- und Theoretisierungsarbeiten für diverse literarische Materien und Fragestellungen durch, sondern bildeten mit ihren impliziten Handlungsanweisungen zugleich bewegliche Musterbögen für eine effektive Vermittlung zwischen dem agierenden Poeten einerseits und den Erfordernissen einer spezifischen gesellschaftlichen Situation andererseits. An der Entwicklung der Poetiken bis zum ausgehenden 17. Jahrhundert läßt sich ablesen, dass die poetische Spracharbeit selbst – insbesondere im Blick auf die deutsche Muttersprache – mehr und mehr zur existentiellen Bewältigungsstrategie von Bildungseliten für andrängende weltliche Kontexte und Situationen avancierte, die zugleich nachhaltig auf die Poetiken als theoretische Basen der literarischen Produktion zurückwirkte. Die intentionale Spanne, die zwischen Opitz' poetologischem Entwurf von 1624 und den Arbeiten von Albrecht Christian Rotth,²³⁹ Magnus Daniel Omeis²⁴⁰ und Erdmann Uhse²⁴¹ liegt, darf in diesem Sinne als paradigmatisch für die veränderten Vorzeichen der poetischen Praxisbezüge angesehen werden. Mehr und mehr setzt sich in den Poetiken das Bedürfnis durch, das poetische Feld gegen andere Diskursformen - und Wissensbehälter abzugrenzen, und zwar durch die konsequente Ausschmückung auch der gewöhnlichsten „Umbstände mit artigen fictionibus oder Vorstellungen“.²⁴² Dies bedeutet in letzter Konsequenz jedoch nichts anderes, als die ethisch gestützte und kulturpolitisch ambitionierte Visionierung des Weltzusammenhangs zugunsten einer fortlaufenden Kommentierung weltlicher Sachverhalte mit poetischen Mitteln und ihrer handwerklich-sprachlichen Überformung aufzuweichen.

Wenn im Folgenden von der Verschiedenheit der literarischen Praxen in lokal begrenzten Rahmen die Rede sein soll, so zielt dies in erster Linie auf eine Verdeutlichung jener Differenzen ab, die sich als Kontrast zwischen normgebenden Poetiken und lokalen Bildungs- und Handlungshorizonten abzeichnen. Die prinzipielle Verschiedenheit literarischer Praxen ergibt sich – dies sei nochmals betont – nicht

²³⁹ Albrecht Christian ROTTH, *Vollständige deutsche Poesie in drey Theilen ...*, Leipzig 1688.

²⁴⁰ Magnus Daniel OMEIS, *Gründliche Anleitung zur teutschen accuraten Reim- und Dicht-Kunst*, Nürnberg 1704.

²⁴¹ Erdmann UHSE, *Wohlinformirter Poet, worinnen die poetischen Kunst-Griffe ... vorgestellt ... werden*, Leipzig 1705.

²⁴² Albrecht Christian ROTTH: *Vollständige deutsche Poesie*, Band 3, Leipzig 1688, S. 23.

allein aus der Vielfalt der poetischen Ambitionen und Motivationen literarischer Akteure, sondern in weit höherem Maße aus der Vielfalt der diversen gesellschaftlichen Kontextuierungen von literarischen Aktivitäten. Literarische Produkte sind stets als Vermittlungsergebnisse aufzufassen, die sowohl Spuren der Idealität poetischen Denkens und Handelns, wie auch Spuren der einschränkenden und begrenzenden Kontexte lokaler oder regionaler Provenienz enthalten. An ihnen sind gleichermaßen regionenübergreifende Handlungsstrategien und Thematiken wie ortsspezifische Sonderwege auszumachen, die ihren einheitsgebenden Kern in den habituellen, d.h. bewussten und unbewussten Prägungen ihrer Autoren haben. Aus diesem Grund wird bei der Betrachtung der literarischen Verhältnisse in Magdeburg weniger Wert auf die vordergründige ästhetische Beurteilung der literarischen Werke als auf die Klärung der Wechselwirkungen von literarischer Theorie und gesellschaftlicher Praxis gelegt. An ihrem Verhältnis läßt sich im weitesten Sinne ausmitteln und darstellen, was hier unter kulturellen Transferleistungen verstanden werden soll.

Für die Erschließung und Beschreibung der Magdeburger literarischen Verhältnisse zwischen 1631 und 1690 ist aber ebenso entscheidend, auf welche Weise sich – im Ausgang von der Faktenebene – kulturelles Leben nach der Zerstörung der Stadt 1631 durch kulturelle Austausch- und Transformationsprozesse restauriert hat. Zum einen spielen hier die übergreifenden Rezeptionsprozesse innerhalb der literarischen Sphäre, zum anderen aber auch die produktiven Wechselwirkungen zwischen den vorfindlichen Realien und imaginierten symbolischen Kapitalien eine bedeutende Rolle. Dabei ist insbesondere darauf zu beachten, dass jedem kulturellen Transfer ein Entwurfscharakter eigen ist, mit dem sich gesellschaftliche Kollektive durch die Produktion kultureller Kapitalien in die Zukunft projizieren. Erst anhand dieser Projektionsleistungen, die in der Regel auf eine Perfektionierung bestehender Verhältnisse nach idealen Maßstäben ausgerichtet bleibt, übersetzen literarische Akteure fortwährend reale Sachverhalte in Elemente, die der kulturellen Sphäre zuzurechnen sind. Realitätsbestände werden auf diese Weise durch Erzeugung neuer Sinngefüge und Bedeutungen in den gesellschaftlichen Transformationsprozess einbezogen. Ihre kollektive Kommunikation dient u.a. dazu, die Brauchbarkeit literarischer Produkte für den künftigen Fortbestand eines Gemeinwesens nachzuweisen.

Es entspricht deshalb nur einer einseitigen Sicht, die Bedeutung und den Stellenwert literarischer, ja überhaupt kultureller Werke schematisch aus ihren Produktionsbedingungen bzw. aus den lokalen raumzeitlichen Dispositionen ihrer Produzenten abzuleiten. Literarische Werke sind mit einem zeitlichen Richtungsvektor versehen, der die sprachlichen Dispositionen des behandelten Stoffes stets im Blick auf die Zukunft, d.h. auf den zukünftigen Rezipienten trifft, und auf diese Weise die historisch gesicherte Faktenebene allenthalben übersteigt. Gegenläufig zu einer umfassenden Kontextuierung literarischer Werke hat eine Untersuchung demnach in gleicher Weise auch der Eigenwertigkeit künstlerisch-schöpferischer Potenzen Rechnung zu tragen, die Realität mit Sinngebungen und Ordnungsmustern überformen und auf diese Weise stabilisieren. Solche sinnstiftenden Ordnungsgaben sind im eigentlichen Sinne mit – zuweilen verborgen ablaufenden – kulturellen Transfer- und Transformationsleistungen zu identifizieren. Aus deren Dauer, Intensität, Richtung und Verbindlichkeit lassen sich Stärke und Differenziertheit eines lokalen kulturellen Feldes bestimmen.

In gleicher Weise darf es einer Analyse kultureller Austausch- und Transferleistungen nicht nur auf die Betrachtung der bloß äußerlich gefassten gesellschaftlichen Stellung von literarischen Produzenten in einer gesellschaftlichen Formation ankommen. Vielmehr spielt das Wechselverhältnis von zugestandenem kulturellem Kapital – also dem, was eine Person im Horizont der repräsentativen Öffentlichkeit einer hierarchischen Gesellschaft darstellt, – und inkorporiertem kulturellen Kapital, also dem, was eine Person über ihren öffentlichen Status hinaus selbst an sozialer Kompetenz in den literarischen Produktionsprozess einbringt, eine entscheidende Rolle. Mit anderen Worten: nicht nur das Ethos einer Person, seine moralische Ausstattung, sondern seine gesellschaftlichen Fähigkeiten entscheiden darüber, ob und

auf welche Art und Weise kulturelle Transferleistungen vollzogen werden und gesellschaftsbildend wirken. Nicht nur das theoretisch geformte Anspruchsdenken eines literarischen Produzenten, sondern seine gesellschaftspraktische Urteilskraft bestimmt das schöpferische Potential eines literarischen Textes und strukturiert auf diese Weise die Differenzleistung von Ist- und Sollzuständen in den Horizont einer gesellschaftlichen Formation. Kulturelle Transferleistungen repräsentieren auf diese Weise stets auch das avancierte Selbstbild kultureller Akteure.

Alle Beteiligten sind jedoch als gesellschaftliche, zur Öffentlichkeit verpflichtete Personen stets in eine umfassende Ökonomie der wechselseitigen Aufmerksamkeit eingebunden, deren Gesetze durch die Rücksicht auf festliegende Unterschiede einer ständisch organisierten und hierarchisierten Gesellschaftsformation eingerichtet und strukturiert werden. Aufmerksamkeit und Beachtung sind dabei als gesellschaftliche Ressourcen auszumachen, deren Verteilung auf einem allen zugänglichen sprachlichen Markt nach festliegenden Codes ausgehandelt werden. Die Verteilung von Aufmerksamkeitspotentialen wird nicht allein durch die Stellung einer Person oder Gruppe innerhalb einer gesellschaftlichen Formation bestimmt. Sie definiert auch die Art und Weise, mit der eine repräsentative Öffentlichkeit sich auf der Basis des Tausches von imaginären Werten konstituiert. Auf dem Aufmerksamkeitsmarkt müssen sich literarische Fiktionspotentiale im Konkurrenzkampf gegen die Hierarchien der sanktionierten öffentlicher Wahrnehmung beweisen.

3.2 Fakten und Fiktionen: politischen Konfigurationen kultureller Praxen in Magdeburg

Nach den literaturtheoretischen Überlegungen des 17. Jahrhunderts hat die Poesie – im Anhalt an Aristoteles – gegenüber der Verbindlichkeit beobachtbarer Fakten den Vorteil, „mit der warheit nicht allzeit vbereinstimmen“ (II/1, 350) zu müssen. Das Privileg der Abweichung und der sprachlich-intellektuellen Überformung bezeichnet jedoch keine Abkehr von den stofflichen Vorgaben überhaupt. Auch im „nachhffen der Natur“ (ebd.) und der stofflichen Disposition nach poetischen Gesetzen müssen erzeugte literarische Produkte prinzipiell die Spur zu den inspirationsgebenden Fakten aufrecht erhalten, von denen sie ihren Ausgang genommen haben. Das dehnbare Band zwischen Fakten und Fiktionen wird durch die Verpflichtung geknüpft, mit der der poetische Imaginator im Interesse an der Sache auf der Wahrscheinlichkeit seiner imaginären Erzeugnisse insistiert. Die Poeten des 17. Jahrhundert arbeiteten durchgängig in der Gewissheit, dass ihre literarischen Produkte die Färbung ihrer Umgebung annehmen mussten, wenn sie in ihr Sinn machen sollten. Das ästhetische Geschäft erschien ihnen allenthalben auf die Rückbindung an identifikatorische Wahrnehmungsmuster angewiesen, die die poetische Welt mit der realen auf untergründige, aber bestimmte Weise verbinden: selbst die Erfindung von Chimären blieb in jeder Hinsicht diesem Diktum unterworfen. Die Rückbindung an den Wahrheitswert der Fakten erscheint vor allem notwendig zu sein, wo die „Poeterey“ im Sinne einer Disziplin auf Erkenntniswerte und ethische Wirkungsabsichten ausgelegt ist und zum einen „vberredung vnd vnterricht“, zum anderen die „ergetzung der Leute“ (II/1, 351) beabsichtigte. Erst in der Orientierung am intakten Leitfaden faktischer Wahrheiten konnte die poetische Übersetzung von Fakten in Fiktionen mit den Ziel erfolgen, einen effektiven ästhetischen und intellektuellen Mehrwert auf dem kulturellen Transfermarkt der Gesellschaft zu erzielen.

Diese Form kultureller Übersetzungsleistungen von Fakten in Fiktionen setzt jedoch überall voraus, dass auch tradierte Wissensbestände nach Brauchbarkeit selektiert und adaptiert werden, um sie – zu meist in Form von formalen und strukturellen Orientierungen – in der jeweiligen Gegenwart unter den jeweiligen zeitspezifischen Bedingungen zur Anwendung zu bringen. Poetiken wirkten in diesem Sinne in zweierlei Hinsicht maßgebend. Sie bildeten in theoretischer Absicht ein flexibles Reservoir von ab-

strakten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsanweisungen für planmäßige kulturelle Transferleistungen aus, mit denen sich poetische Rezeptionsgemeinschaften in ihrer Gegenwart orientieren und als Handlungskollektive in Richtung auf eine intelligible Zukunft entwerfen konnten. Und sie stellen innerhalb dieses intelligiblen Rahmenplanes zugleich ein Reservoir von Mustern für die Aktivierung, Aneignung und Übersetzung von kulturellen Kapitalien bereit.

Auch unter diesem Aspekt wird verständlich, warum insbesondere das ausgehende 17. Jahrhundert sowohl im Blick auf die verfügbaren Daten der Gegenwart als auch der Vergangenheit mehr und mehr zum sammelnden und enzyklopädischen werden konnte – frei nach dem bibliothekarischen Motto der christianopolitanischen Vision Johann Valentin Andreaes: „nullum ingenium non fuit hic tributarium“.²⁴³ Diesbezüglich läßt sich nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges eine deutliche Veränderung der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen literarischer Akteure feststellen. Sie erwarteten die Bewältigung der Anforderungen gesellschaftlicher Praxen nicht mehr von einer eigenen Besinnungsleistung und intellektuellen Qualifikationen (Subjektbildung), sondern in zunehmendem Maße von form- und stoffgebenden Derivaten aus poetischen Praxen, die die inspirationsgebenden Fälle der natürlichen und gesellschaftlichen Realität immer schon als poetisch vorgeformte und reflektierte präsentierten. Mit anderen Worten: das Innovationspotential wurde von der individuellen Subjektleistung in Richtung auf die sprachliche Vorleistungen verschoben, an dem man jetzt auf unterschiedliche Weise zu partizipieren suchte. Das vielfach bearbeitete und erweiterte Sprachfeld verselbständigte sich zu einem universalen Fundus und konnte auf diese Weise als eine Kraft gelten, die von sich aus literarische Akteure zu formatieren vermochte. Das allenthalben konstatierbare Zurückdrängen der Unterscheidungs- und Inspirationskraft, das Ausweichen in Hypertrophien und ins sprachliche Ornament stehen zweifellos in einem kausalen Verhältnis zum vernehmlichen Schwund kultureller und politischer Visionen – auch deshalb, weil die kulturpolitisch inspirierte Arbeit an der nationalen Sprache zunehmend gewöhnlich wurde und an Orientierungs- und Bindungskraft verlor. Der wachsende Säkularisierungsdruck literarischer Akteure wird auch für die folgenden Untersuchungen zu den literarischen Verhältnissen in Magdeburg zu berücksichtigen sein.

Während des Dreißigjährigen Krieges konnten sich – nicht nur bei Opitz – literarische Fiktionen umstandslos aus den gleichen Quellen wie politische Utopien speisen. Beide Bezugsformen bilden gleichermaßen vorzügliche Beispiele für die Übersetzung von realen Sachverhalten in die Sphäre einer vielfältigen kulturellen Produktion. Solche Übersetzung wird überall dort als beschreibbares Muster sichtbar, wo die Koordinaten des Gegenwarts- und des Traditionsbezuges ein eigentümliches poetisches Wirkungsfeld erkennen lassen. Es ist sicher kein Zufall, dass Opitz den Krieg als universalen und maßgebenden Gegenwartsbezug nicht nur für seine poetische Produkte, sondern für seine Poetik in Anspruch genommen hat. Der stets anwesende Krieg wird im Werk Opitz' als signifikantes Element beansprucht, das die Wahrscheinlichkeit seiner poetischen Erfindungen und poetologischen Ideen sicherstellt. Der Krieg wird von Opitz ambivalent, d.h. nicht nur als zerstörerische Kraft, sondern auch als innovativer Motor begriffen, der Dinge in Bewegung bringt und die Chance eröffnet, nach seinem Ende neue Ordnungen zu formieren. Die depravierten Momente der Gegenwart werden unter den Maßgaben des Konfessionskrieges zugleich auch in ihrer zukünftigen Vervollkommnung innerhalb einer neuen Friedensordnung betrachtet. Nicht nur die in der Poetik niedergelegte Sprachreform, sondern seine gesamten poetologischen Orientierungen tragen deutliche Züge einer sozialen Disziplinierung, die den chaotischen Erfahrungshorizonten der Gegenwart entgegengestellt wird. Die Erfahrung des Krieges diente Opitz – ganz im Sinne von Justus Lipsius²⁴⁴ – zur Stabilisierung der eigenen moralischen Integrität, um an ihm „vnser gemüte wieder die zuefälle dieses lebens außhärten“ (II/1, 413) zu lassen. Aus der

²⁴³ Vgl. Johann Valentin ANDREAE, *Christianopolis* (ed. Van Dülmen), Stuttgart 1982, S. 104.

²⁴⁴ Vgl. Justus LIPSIUS, *De Constantia / Von der Standhaftigkeit* (ed. F. Neumann), Mainz 1998.

Kriegserfahrung erwächst ihm seine Fiktionsfähigkeit, mit der er sich als Poet durch die Wahl seines spezifischen Aufgaben- und Arbeitsfeldes in die Zukunft entwirft. Ebenso wenig ist es Zufall, dass Opitz im Moment der existentiellen Bedrohung der kulturellen Verhältnisse seiner Gegenwart tradierte Wissensbestände aktiviert. Zwar liefern ihm vorbildliche poetische Werke der Vergangenheit auf vielfältige Weise die Bezugsgrößen für die eigene Urteilskraft wie auch formale Orientierungen für stoffliche Dispositionen. Es kann jedoch kein Zweifel daran bestehen, dass Opitz die Verwertung tradierter Wissensbestände im Sinne einer strengen *imitatio* zielgerichtet durch die Maßgaben der Gegenwart – insbesondere durch den Bezug auf die muttersprachlichen Erfordernisse – auf einschneidende Weise überformt und verändert hat. Er entdeckte nicht nur die produktiven Freiräume im verfügbaren Korsett tradierter Positionen, um sie in einem der humanistischen Gelehrsamkeit widerstrebenden poetologischen Entwurf gleichsam in den planmäßig vollzogenen Auslassungen zu konservieren. Vielmehr wurde er durch seine Positionierung in der Gegenwart auch auf die Bedeutung der ‚anderen‘ zur jener traditionell bekannten Geschichte – auf die Geschichtlichkeit der eigenen Muttersprache aufmerksam. Erst die Gesamtheit dieser Positionierungen und die systematische Bestimmung ihrer Verhältnisse zueinander geben einen Eindruck davon, auf welcher spezifischen Weise Opitz ein literarisches Feld strukturiert hat, das für außerordentliche rezeptive Resonanz sorgen sollte. Zweifellos besaß die Opitzsche Poetik eine weitreichende Bedeutung als Steuerinstrument für gesellschaftliche Identifikationsprozesse innerhalb der Sphäre kultureller Felder. Sie wirkte – gefiltert und umgeformt durch mannigfaltige Rezeptionsstufen – lange Zeit prägend auf die lokalen und individuellen Formen der Produktion kultureller Kapitalien, weil sie selbst den Kern kultureller Transferprozesse für vielfältigste Erfahrungshorizonte verbindlich bestimmt hatte. Opitz poetischer Wertekanon wurde so nachhaltig durch Kriegserfahrungen stimuliert, dass Krieg und militärische Sachverhalte konsequent als Motivatoren seiner kulturpolitischen Spracharbeit adaptiert werden konnten.

Vor diesem Hintergrund ließe sich im Blick auf lokale Praxen literarischer Produktion fragen, auf welche Weise sich solche kulturpolitischen Ambitionen – bei gleicher Ausgangsbasis einer langjährigen und eindrücklichen Kriegserfahrung – auch bei den literarischen Akteuren in Magdeburg niedergeschlagen haben. Die langjährigen, konfessionell motivierten Auseinandersetzungen fanden gerade in der Zerstörung Magdeburgs im Jahr 1631 ein eindrückliches mediales Fanal von hoher symbolischer und emotionaler Strahlkraft.²⁴⁵ Es läge die Vermutung nahe, dass die sog. „Magdeburgische Hochzeit“ auch vor Ort hohe kulturelle Wandlungsenergien freigesetzt hat, die nicht nur die literarische Produktion, sondern auch die Selbstverständigungsprozesse im Blick auf das religiöse und politische Selbstverständnis entscheidend beeinflusst und stimuliert haben.

Bevor die literarischen Verhältnisse Magdeburgs zwischen 1631 und 1690 eingehender untersucht werden, wird es zunächst darauf ankommen, die historischen Hintergründe und Mechanismen zu befragen, mit der in Magdeburg nach der Zerstörung der Stadt durch kaiserliche Truppen *in genere* kulturelle Transferleistungen gesteuert und Fakten in Fiktionen übersetzt wurden. Denn es ist davon auszugehen, dass die eigentümliche gesellschaftliche Formatierung kultureller Rahmenbedingungen die kulturelle „Verarbeitung“ des Geschehens im Jahr 1631 wesentlich beeinflusst haben. Ein solcher Untersuchungsgang liegt auch deshalb nahe, weil die Suche nach einfachen Erklärungsmustern für die Entfaltung der kulturellen Verhältnisse Magdeburgs zwischen 1631 und 1700 schnell die objektive Faktenebene als signifikante Ausgangsbasis jeglicher Argumentation bemüht. Fakten – so scheint es – sprechen allenthalben eine eindeutige Sprache als Fiktionen. Die desaströsen Konnotationen der politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Fakten prägen dem Verständnis der Neuformierung kultureller Kräfte und Praktiken im zerstörten Magdeburg eine nahezu unabwiesbare Selbstverständlichkeit des Negativen und Misslichen auf. Es ist überaus verlockend und in historischen Darstellungen üblich,

²⁴⁵ Zum medialen Echo der Jahre 1631 und 1632 vgl. LAHNE, *Magdeburgs Zerstörung* (1931).

die Magdeburger kulturellen Verhältnisse bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts und darüber hinaus als grundsätzlich marginal zu betrachten und dies mit dem Verweis auf die nüchternen Fakten zu untermauern. Zweifellos kann a priori davon ausgegangen werden, dass die physische Zerstörung der Stadt, die Zerschlagung ihrer gesellschaftlichen Strukturen und die Ermordung und Vertreibung eines Großteils ihrer alteingesessenen Bürger zu einer nahezu vollständigen Destruktion städtischen Kulturkapitals geführt hat. Die Vernichtung von Bibliotheken und Archivbeständen hat zudem das kulturelle Gedächtnis der Stadt schwer beschädigt und zu großen Teilen unwiederbringlich ausgelöscht. Dennoch ist zu hinterfragen, ob im Blick auf den zäsuralen Charakter der Zerstörung Magdeburgs im Mai 1631 von einem Null- oder Wendepunkt in der Entwicklung kultureller Verhältnisse der Stadt auszugehen ist, an dem kulturelle Entfaltungspotentiale auf einschneidende Weise neu bestimmt werden mussten. Das Jahr 1690 wurde deshalb als Zäsur für den Untersuchungsgang festgelegt, weil spätestens um diese Zeit ein Erlöschen des kollektiven Gedächtnisses, d.h. des unmittelbaren Andenkens an die Zerstörung als unmittelbares Ereignis zu konstatieren ist.

3.2.1 Selbstverlust und Identitätssuche: Politische Situierungen

Nach der Eroberung und weitgehenden Zerstörung der Elbestadt durch kaiserliche Truppen unter dem Oberbefehl Tillys avancierte Magdeburg zwangsläufig zum Spielball wechselnder politisch-militärischer Kräfte, die ihren Interessen mit diplomatischen und militärischen Interventionspotentialen nachhaltigen Ausdruck gaben.²⁴⁶ Die bis dato weitgehend unabhängige städtische Selbstverwaltung wurde dadurch empfindlich eingeschränkt und erstreckte sich für lange Zeit vornehmlich auf administrative Fragen des Wiederaufbaus innerstädtischer Strukturen. Vom Zeitpunkt der Eroberung Magdeburgs am 10. Mai 1631 hielten kaiserliche Truppen unter Pappenheim die Stadt besetzt, die sie jedoch nach der Niederlage der Tillyschen Truppen gegen Schwedenkönig Gustav Adolph bei Breitenfeld (September 1631) aufgrund der veränderten militärischen Kräfteverhältnisse im mitteldeutschen Raum Anfang 1632 wieder aufgeben mussten. Doch auch unter der anschließenden schwedischen Besatzung ändert sich die Lage in der Stadt nicht wesentlich. Obgleich die schwedische Militäradministration auch nach dem Tod des Schwedenkönigs in der Schlacht bei Lützen (November 1632) in überregionalen Zusammenhängen für Magdeburg vorteilhafte politische Ziele verfolgte, schlug sich dies vor Ort unter fortwährenden Kriegsbedingungen nicht nieder. Die Garnisonierung von annähernd 1500 Mann, die auf etwas mehr als 400 bewohnbare Unterkünfte verteilt wurden, erlegte den verbliebenen Einwohnern schwere finanzielle Lasten auf. Zudem wurde die Plünderung der wüst liegenden Stellen zur Erzielung von Kriegsmitteln auch in den folgenden Jahren systematisch fortgesetzt. Bereits 1634 wurde wiederum die schwedische Vormachtstellung im mitteldeutschen Raum brüchig, weil Kursachsen und Kurbrandenburg sich Kaiser Ferdinand II. annäherten. Nach dem Prager Friedensschluss im Mai 1635 konnte insbesondere Kursachsen durch Zugewinn von Ländereien seine Position an der Mittelelbe ausbauen. Der Sohn des sächsischen Kurfürsten August wurde in diesem Zusammenhang als Administrator des Erzstifts Magdeburg bestätigt, so dass es bereits 1635 zwischen Kursachsen und Schweden erneut zu militärischen Auseinandersetzungen um die Vorherrschaft im Erzstift Magdeburg kam. Nachdem auch die Stadt Magdeburg im November 1635 dem Prager Frieden beigetreten war, geriet die schwedische Position im Magdeburger Raum unter zunehmenden Druck. Auf Vereinbarung der Kriegsparteien und des Magdeburger Rates verließen die schwedischen Truppen im Juli 1636 die Stadt, die im Gegenzug

²⁴⁶ Zu den folgenden Ausführungen vgl. die Überblicksdarstellungen bei HERTEL/ HÜLSSE, *Hoffmann's Geschichte der Stadt Magdeburg*, Bd. 2 (1885), S. 176 ff.; WOLTER, *Geschichte der Stadt Magdeburg* (1901), S. 176 ff.; PUHLE (Hg.), *Kat. Magdeburg und der Dreißigjährige Krieg* (1998); ASMUS, *1200 Jahre Magdeburg*, Bd. 2 (2002), S. 1 ff. und NEUGEBAUER, *Teutscher Krieg und große Politik* (2005), S. 425-450.

kaiserlich-sächsische Truppen übernahm. Anfang 1635 in kommunales und privates Eigentum übertragene stiftische und klösterliche Besitzungen mussten im Zuge des Garnisonswechsels zurückgegeben werden. Auch unter sächsischer Vorherrschaft etablierte sich in Magdeburg ein militärisches Repressionssystem, das durch Einquartierungen und Kontributionen sowie ein rigides Militärregime die kriegsbedingt schlechte Lage der Magdeburger Einwohner weiter verschärfte. 1643 zogen erneut schwedische Truppen ins Erzstift Magdeburg ein, plünderten die ländlichen Gebiete und belegten die mitteldeutschen Orte mit Kontributionsforderungen. Im Juli 1645 forderten die wiederstarkten Schweden den Abzug der sächsisch-kaiserlichen Garnison aus Magdeburg. Dem Magdeburger Rat gelang es in dieser Situation, die Stadt durch diplomatisches Geschick aus dem unmittelbaren Brennpunkt der Auseinandersetzungen der Kriegsparteien zu entfernen. Sie verpflichtete sich 1646 zur Huldigung des erzstiftischen Administrators August von Sachsen als Landesfürsten und erhielt darauf hin im April 1646 nach dem Abzug der sächsischen Truppen die Erlaubnis, eine eigene Garnison aus angeworbenen Söldnern von begrenzter Anzahl zur militärischen Verteidigung der Stadt zu halten. Damit war fünfzehn Jahre nach der Zerstörung erstmals wieder eine – wenn auch begrenzte und vorläufige – kommunale Unabhängigkeit hergestellt.

Einschneidende Änderungen ergaben sich für Magdeburg bereits wenig später. Der Friedensschluss von Münster und Osnabrück 1648 legte die Kräfteverhältnisse in Europa im Rahmen einer europäischen Friedensordnung neu fest. Er formulierte auch für die Elbestadt neue politische Rahmenbedingungen, die verdeutlichten, dass Magdeburg auch bei den seit 1644 geführten Friedensverhandlungen – obgleich seit 1646 mit einer eigenen Delegation vor Ort präsent – nur Objekt monarchischer Großmachtpolitik war. Besonders gravierend schlugen die Verschiebungen der Machtverhältnisse in Mitteleuropa und die Bildung von mächtigen Flächenstaaten zu Buche. Die deutschen Landesfürsten erhielten volle Souveränität und damit auch politische Handlungsfreiheiten.²⁴⁷ Bayern, Sachsen und Brandenburg konnten bedeutende Landzuwächse verzeichnen. In diesem Zusammenhang gingen das Erzstift Magdeburg und das Hochstift Halberstadt – als Ersatz für den Abtritt Vorpommerns an die Schweden – an das Kurfürstentum Brandenburg über. Der Friedensvertrag von 1648 regelte dem entsprechend auch den Übergang und die Eingliederung Magdeburgs in den brandenburgischen Herrschaftsbereich, allerdings verbunden mit einer Interimslösung, die bestehende politische Konstellationen berücksichtigte. Bis zu seinem Ableben sollte der bereits 1628 gewählte und 1636 restituierte August von Sachsen das Vorrecht eines administrativen Landesherrn über das Erzstift Magdeburg behalten.

Prinzipiell und de facto war die städtische Autonomie Magdeburgs mit dem Friedensschluss von Münster und Osnabrück 1648 und dem festgeschriebenen Übergang der Stadt in den Einflussbereich der Hohenzollern beendet. Lediglich der langjährige, durch diplomatische Verhandlungen erreichte Aufschub des Integrationsprozesses des Erzstiftes Magdeburg in die neuen Machtverhältnisse erzeugte in der Elbestadt ein politisches und administratives Vakuum, das dem städtischen Rat in einem begrenzten Rahmen zwar außenpolitische Handlungsspielräume zur Verfolgung eigener Ziele und Zwecke eröffnete, jedoch einer grundlegenden Konsolidierung der politischen und wirtschaftlichen Stellung der Stadt innerhalb der neuen europäischen Friedensordnung hinderlich war. Dieser Schwebezustand wurde erst 1666 beendet, als der brandenburgische Kurfürst sich anschickte, seine legitimen Interessen mit Waffengewalt durchzusetzen. Eine drohende Belagerung der Stadt wurde durch das Einlenken des städtischen Rates verhindert, der auch der Huldigung des Landesherrn und der Übernahme einer brandenburgischen Garnison zustimmte. Der 1666 geschlossene Vergleich von Kloster Berge regelte die Übernahmbedingungen durch Brandenburg, die Garnisonierung und die weitgehenden Befugnisse des Kommandanten. Damit endete die „eigenständige Geschichte der Stadt Magdeburg“²⁴⁸ als eines selbst-

²⁴⁷ Vgl. TULLNER, *Der Westfälische Frieden* (1999).

²⁴⁸ ASMUS, *1200 Jahre Magdeburg*, Bd. 2 (2002), S. 52.

verwalteten städtischen Gebildes, das als Teil des brandenburgischen Territorialstaates für den künftigen Landesherren vor allem von militärisch-strategischer Bedeutung war. Wie einschneidend dieser Schritt bewertet wurde, bezeugt die Tatsache, dass Ende Mai 1666 eine Volksbefragung der neun Altstadtviertel über das künftige Schicksal der Stadt veranstaltet wurde, bei der sich starker Widerstand gegen eine erneute Garnisonierung stadtfremder Truppen abzeichnete.²⁴⁹ Der städtische Rat, in seinen Befugnissen stark beschnitten, orientierte seine Politik in der Folgezeit zunehmend an den Bedürfnissen der kurbrandenburgischen Militäradministration, die vor allem die Durchsetzung absolutistischer Herrschaftspraktiken mit dem Aufbau absolutistischer Herrschaftsinstrumente verband. Als brandenburgische Garnisonsstadt avancierte Magdeburg in günstiger Elblage zum wichtigen Baustein bei der Umwandlung der Hohenzollernmonarchie in einen Einheitsstaat – eine Umwandlung, die die Unterhaltung eines stehenden Heeres, den Aufbau eines militärstrategischen Sicherheitsnetzes, eines effektiven Steuersystems und eines zentralisierten Verwaltungsapparates erforderten. Zielgerichtet wurde Magdeburg in der Folgezeit nach militärischen, verwaltungstechnischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten reorganisiert. Dieser Prozess gewann insbesondere nach dem Tod des sächsischen Administrators August 1680 und dem damit verbundenen rechtlichen Anschluss des Erzstiftes Magdeburg an Kurbrandenburg an Dynamik. Bereits 1679 wurde mit der umfangreichen Erweiterung der städtischen Festungsanlagen und dem Bau einer Zitadelle auf dem Magdeburger Werder begonnen, um den strategisch wichtigen Elbübergang zu sichern. Ab 1680 vollzog sich auf nahezu allen Gebieten eine schrittweise Einschränkung der städtischen Autonomie und der administrativen Befugnisse – verbunden u.a. mit dem Verlust des Münzrechtes (1681), der fiskalischen Autonomie (1684) und der Bauaufsicht (1692). Insbesondere die kurfürstliche Steuer- und Finanzpolitik diente dem gezielten Umbau der städtischen Selbstverwaltung und der Anpassung ihrer Instrumente an die Erfordernisse eines territorialstaatlichen Verwaltungsapparates. So wurden 1683 u.a. eine allgemeine Akzise- und Konsumtionssteuer für alle Handelsprodukte eingeführt und ein Stadtpräsident eingesetzt, der die Verwaltung der städtischen Einnahmen und die Aufsicht über die Stadtgerichtsbarkeit übernahm. Um 1690 zeichnet sich somit eine deutliche Zäsur in der städtischen Entwicklung ab – nicht zuletzt durch den Umstand befördert, dass infolge der kurbrandenburgischen Tolerierung einer konfessionellen Multikultur zwischen 1685 und 1689 mehrere tausend französische Glaubensflüchtlinge in Magdeburg kolonisiert werden, die das gesellschaftliche Gefüge der Stadt und das Selbstverständnis ihrer Einwohner in der Folgezeit grundlegend verändert haben.

3.2.2 Städtische Außenpolitik und mentale Verfassungen

Die politischen Geschehnisse der vormaligen Hansestadt Magdeburg, die ihre weitreichenden städtischen Privilegien auf die Zeit Ottos I. und ihr metropolitanes Selbstbewusstsein auf die herausragende Stellung der Stadt im späten Mittelalter zurückführte, verdeutlichen eindrücklich, dass in der Mitte des 17. Jahrhunderts mit dem Aufkommen von großen Territorialstaaten und der Durchsetzung moderner Regierungs- und Verwaltungspraktiken die Möglichkeiten zur erneuten Sicherung städtischer Autonomien nicht mehr gegeben waren. Magdeburg hatte nach der Zerstörung der Stadt 1631 weder unter Kriegs- noch unter den anschließenden Friedensbedingungen die reelle Chance, eine dem vormaligen Status quo vergleichbare städtische Unabhängigkeit zurückzuerlangen.

Gleichwohl musste die Beobachtung und Anerkennung alter Handelsprivilegien für Magdeburg eine lebens- und überlebenswichtige Angelegenheit sein. Allein deren vollständige Restitution konnten dem städtischen Gemeinwesen die nötigen finanziellen Mittel für seine Reorganisation verschaffen und zu-

²⁴⁹ HERTEL/ HÜLSSE, *Hoffmann's Geschichte der Stadt Magdeburg*, Bd. 2 (1885), S. 283.

gleich die wirksame Möglichkeit eröffnen, sich gegen wirtschaftliche Konkurrenten in der Region zu behaupten. Folgerichtig affizierte dieser Punkt den im April 1632 eingesetzten Magdeburger Rat in besonderer Weise und veranlasste in der Folgezeit eine Vielzahl von diplomatischen Missionen – auch deshalb, weil die von den Schweden wiederholt zugesagte Förderung des Aufbaus und der Wiedereinsetzung der Stadt in ihre alten Rechte langfristig nicht erfüllt wurde. Erst 1638 konnte eine Magdeburger Gesandtschaft die Zuerkennung der alten Privilegien und Rechte einschließlich der Kornverschiffung, dem Stapel- und Münzrecht durch Kaiser Ferdinand III. in Prag erlangen und die rechtliche Stellung Magdeburgs im ökonomischen Konfliktfeld Mitteldeutschlands entscheidend verbessern. An den realpolitischen Teilerfolg knüpfte der Magdeburger Rat jedoch auch die politischen Fiktion, Magdeburg könne den alten Status quo der Handelsstadt nahtlos in eine stadtautonomie privilegierte Zukunft überführen. Dies wird durch die Tatsache belegt, dass 1640 die – Willkür und Gerichtsbarkeit betreffende – Magdeburger Stadtordnung von 1625 unverändert restituiert und 1663 noch einmal aufgelegt und verbreitet wurde. Dass auch die städtische Ratsdiplomatie²⁵⁰ nach 1646 dieser Visionierung der eigenen Lage folgte und zeitweise nicht nur die Wiederherstellung des vormaligen Status quo, sondern einen massiven Ausbau der Privilegien anstrebte, mag in diesem Zusammenhang nur auf den ersten Blick überraschen. War es in den diplomatischen Missionen des Magdeburger Rates, die vor dem Friedensschluss von 1648 unter der Leitung Otto Gerickes durchgeführt wurden, vor allem um die Entlastung der Stadt von kriegsbedingten Kontributionen und Hindernissen beim Wiederaufbau des städtischen Gemeinwesens sowie um die Abwendung von drohenden Gefahren gegangen, so wandelte sich das Anliegen nach dem städtischen Teilerfolg des Garnisonsentsatzes von 1646 grundlegend. Die diplomatischen Missionen verfolgten sowohl bei den Friedensverhandlungen von Münster und Osnabrück, als auch bei späteren Missionen in Nürnberg, Wien, Prag und Regensburg das Ziel, der Elbestadt nicht nur die Erneuerung des ottonischen Privilegs von 940 und die daraus abzuleitende Stellung als Freie Reichsstadt mit allen aus der Reichsunmittelbarkeit fließenden Rechten zu sichern, sondern darüber hinaus das erweiterte Festungsprivileg mit Einverleibung der abgebrochenen Vorstädte, die Übertragung der Klostergüter auf 100 Jahre, Zollfreiheit im gesamten Reichsgebiet sowie Befreiung von allen fiskalischen Abgaben auf Reichs- und Kreisebene für 30 Jahre zu erwirken. Hauptargument für diese weitreichenden Anliegen – und dies wird auch für die Rekonstruktion der kulturellen Verhältnisse wichtig sein – waren stets auch die schweren Kriegsschäden der Stadt, die ihre Stellung seit 1631 in außerordentlichem Maße beeinträchtigt hatten. Vor diesem Hintergrund bewegte sich die Magdeburger Diplomatie nach dem Friedensschluss von 1648 – gestützt auf den Artikel XI des *Instrumentum pacis* – in der Grauzone zwischen landes- und reichsherrlichen Ansprüchen, lavierte geschickt zwischen den Konfliktparteien und hielt sich mit der Erfüllung herrschaftlicher Forderungen weitgehend zurück.²⁵¹ Der Friedensvertrag von 1648 hatte zwar den Übergang und die Eingliederung der Stadt und des Erzstifts Magdeburg in den brandenburgischen Herrschaftsbereich festgelegt, in diesem Zusammenhang aber u.a. auch die Erneuerung des alten Rechte Magdeburgs empfohlen. Die rechtliche Stellung der Stadt schien damit ausbaufähige Optionen zu bieten und führte zu langwierigen Auseinandersetzungen zwischen Brandenburg, Sachsen und dem erzstiftlichen Administrator, dem Kaiser und dem Reichstag. Für Magdeburg stand dabei nicht wenig auf dem Spiel: die Degradation zur kurbrandenburgischen Landstadt bedeutete auch Machtverlust und Auslieferung an landesherrliche Interessen. Als Freie Reichsstadt dagegen wäre Magdeburg nicht nur von landesherrlichen Vereinnahmungen befreit worden, sondern – im Einklang mit der beanspruchten städtischen Tradition – ein selbständig handelndes „Sub-

²⁵⁰ Zur städtischen Diplomatie zwischen 1642 und 1666 vgl. SCHNEIDER, *Otto von Guericke* (1995), SCHNEIDER, ... *vielmehr Schaden erlitten* (1998) und LINDECKE, *Bürgermeister als Diplomat* (2002).

²⁵¹ Dazu zählten u.a. die wiederholte Verweigerung landesherrlicher Huldigungen, das Zurückhalten von fiskalischen Mitteln und der Boykott von Landtagen.

jekt der deutschen Geschichte²⁵² geblieben. Bemerkenswert ist dabei, dass insbesondere im Blick auf die künftige politische Stellung Magdeburgs als Freie Reichsstadt Interpretationsleistungen angeregt wurden, die über den vormaligen Status der mittelalterlichen Stadt hinausgingen und die als Idealisierungen offenkundig aus der Tatsache abgeleitet wurden, dass „Magdeburgk vnd sämptliche Burger-schafft Anno 1631 durch vnterschiedene schwere belagerung vnd Kriegßgewaldt, endtlich durch feur vnd Schwerdt gantzlich verdorben, ruiniret vnd in Asche geleget, auch bald darauff folgende Jahre mit bloquaden vnd schweren Kriegßbelästigungen vollends in eußerste armuht gebracht“²⁵³ worden sei. Die realen Verhältnisse in Magdeburg in der Mitte des 17. Jahrhunderts boten für lange Zeit die ideale Projektionsfläche für politische Phantasien.

Dass die Magdeburger Diplomatie mit ihren Anliegen auf ganzer Linie scheiterte – die städtischen Anliegen wurden 1654 auf dem Regensburger Reichstag mit Nachdruck abgewiesen –, lag jedoch in erster Linie am realpolitischen Willen aller maßgeblichen Entscheidungsträger, die in ihren taktischen Erwägungen ausschließlich den neuen und konstitutiven machtpolitischen Verhältnissen in Mitteleuropa Rechnung trugen. Mit dem Friedensschluss von 1648 war ein weitreichender Ausgleich zwischen unterschiedlichsten Interessen hergestellt worden, der durch singuläre Entscheidungen nicht gefährdet werden sollte. Die Abweisung der Magdeburger Ansprüche deckte zugleich Magdeburgs größte Schwäche auf, die im Kern alle überkommenen Ansprüche seiner Einwohner und Repräsentanten betraf. Durch den 1631 erlittenen Verlust aller Akten und Urkunden war nicht nur die rechtliche Stellung Magdeburgs unsicher geworden.²⁵⁴ Mit dem künftigen politischen Schicksal der Stadt stand nicht weniger als das kommunale Selbstverständnis und der Modus des kulturellen Überlebens des Gemeinwesens bei zerstörtem kulturellen Gedächtnis auf dem Spiel. Erst in diesem Zusammenhang ist angemessen zu verstehen, dass und warum die Restitution einer bereits idealisierten Vergangenheit nicht nur das politische, sondern das gesamte lokalgesellschaftliche Bewusstsein der Magdeburger Akteure maßgeblich okkupierte.²⁵⁵ Die benannten Motivationen bestimmten denn auch auf unterschiedlichen Ebenen das Selbstverständnis Magdeburgs bis zum Ende des 17. Jahrhunderts.

Es ist deshalb durchaus gerechtfertigt, die diplomatischen Bemühungen des Magdeburger Rates um die Hebung des politischen Status der Elbestadt vor allem als Zeichen einer kollektiven Mobilisierung und wegweisenden Ausrichtung lokalgesellschaftlicher Imaginationskräfte zu analysieren. Denn die politische Fiktionsfähigkeit beanspruchte eine unmittelbare Leitfunktion für die Restitution eines gefestigten gesellschaftlichen Selbstverständnisses in der Elbestadt – schon deshalb, weil die Durchsetzung erweiterter politischer Forderungen eindeutig als Kompensation für erlittene Verluste gedacht war. Bei desolater Gesamtlage in einer weitgehend wüst liegenden Stadt blieb den verbliebenen Bildungseliten Magdeburgs nur der kollektive Blick zurück auf ein einstmals blühendes Gemeinwesen, um sich in der Gegenwart an festen Margen orientieren und überhaupt in eine Zukunft entwerfen zu können. So wird verständlich, warum die angestrebte Restitution des vormaligen politischen Status der Stadt auch dazu diente, mentale Befindlichkeiten durch die Visionierung der eigenen Lage zu stabilisieren. Der kulturelle Transfer von tradierten Bedeutungen in die unmittelbare Gegenwart diente auch dem unausgesprochenen Ziel, das Ereignis von 1631, dessen Folgen vor Ort auch Jahrzehnte später augenfällig waren, gleichsam zu überdecken und mental kontrollierbar zu machen. So bringt die Magdeburger Ratspolitik jener Zeit vor allem anderen das kollektive Bedürfnis zum Ausdruck, die Folgeschwere der Zäsur von 1631 durch Fiktionsleistungen nicht nur zu mildern, sondern das öffentliche Bewusstsein zu entlasten.

²⁵² ASMUS, *1200 Jahre Magdeburg*, Bd. 2 (2002), S. 39.

²⁵³ Otto von GUERICKE, *Relationes* (2005), S. 201.

²⁵⁴ Der Regensburger Reichstag hatte u.a. beschlossen, die auf Otto I. zurückgeführten Magdeburger Privilegien nur bei Vorlage der originalen Urkunden zu erneuern.

²⁵⁵ Dieser Umstand kommt nachdrücklich in dem „Proiect Privilegij“ des Magdeburger Consiliarius Jacob Stajus aus dem Jahr 1650 zum Ausdruck. Vgl. Otto von GUERICKE, *Relationes* (2005), S. 68f. und S. 200-212.

Deshalb kann in diesem Zusammenhang auch die eklatante Diskrepanz nicht verwundern, die eine objektive Betrachtungsweise zwischen den politischen Fiktionen des Magdeburger Rates und den realpolitischen Fakten jener Zeit entdecken kann. Die städtische Diplomatie setzte im Spannungsfeld unterschiedlicher Großmachtinteressen ihre Hoffnung – in ambitionierter Fortsetzung ihrer kommunalen Neutralitätspolitik vor 1631 – auf ein erneuertes „machtpolitisches Vakuum“²⁵⁶ in der Stadt. Die wesentlich konservativen Ambitionen und ihre fiktionale Verlängerung in die Zukunft verhinderten dabei die realpolitische Einsicht Magdeburger Akteure, dass die strategische Bedeutung der Stadt notwendig zum neuralgischen Punkt innerhalb eines Kraftfeldes sich neu herausbildender mitteleuropäischer Machtzentren werden musste. Die Fixierung der imaginativen Kapazitäten auf die Wiederherstellung tradierter Sachverhalte hat die gesamtgesellschaftliche Entwicklung der Stadt bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts wesentlich geprägt und – paradox genug – eine innovative, den zeitgenössischen Umständen Rechnung tragende Außenpolitik der Stadt entschieden beeinträchtigt.

Die diplomatischen Missionen des Magdeburger Rates sind somit Ausdruck einer kollektiven Fiktionalisierungsleistung ersten Ranges, der auch Signalfunktion für die Wiederbelebung der kulturellen Verhältnisse in der Elbestadt zugeschrieben werden darf. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass die Außenpolitik der Stadt vornehmlich mit dem Namen des Bürgermeisters und Naturwissenschaftlers Otto von Guericke verbunden ist.²⁵⁷ Denn auch in Guericke unterschiedlichen Tätigkeiten als Wissenschaftler und Diplomat spiegelt sich jene oben erwähnte Diskrepanz zwischen Fakten und Fiktionen. Zweifellos war Guericke Magdeburgs bedeutendster Emmissär in kommunalen Angelegenheiten, der es geschickt verstanden hat, auf diplomatischem Parkett den vollen Tauschwert jener Informationen auszureizen, die die Katastrophe der Zerstörung der Stadt im Jahr 1631 und ihr mediales Echo betrafen. Im Blick auf die vielbeachteten physikalischen Versuche, die der Magdeburger Bürgermeister im Zusammenhang mit seinen diplomatischen Aufträgen 1654 in Regensburg vor dem Kaiser Ferdinand III. und hochrangigen Persönlichkeiten vorführen konnte, scheint es fast so, als habe Guericke die Quintessenz seiner wissenschaftlichen Entdeckungen, die den Nachweis des physikalischen Vakuums betrafen, *in politicis* auf zwanglose Weise in den diplomatischen Ehrgeiz übersetzt, für seine Vaterstadt in analoger Weise ein vergleichbares politisches Vakuum auszuhandeln. Seine öffentlich vorgetragenen Versuche zum Nachweis des leeren Raumes illustrierten gleichsam auf der symbolischen Ebene jene diplomatischen Ambitionen der Elbestadt, sich im politischen Raum als autonome und selbststabilisierende Kraft zu etablieren. Während der politische *horror vacui* der europäischen Machthaber eine entsprechende Autonomisierung Magdeburgs verhinderte, vermochte dagegen die auf wissenschaftliche Realien gestützte Faktenlage der Guericke'schen Experimente die Öffentlichkeit zu überzeugen.

Man darf in diesem Umstand durchaus einen Sachverhalt mit symbolkräftigem Aussagewert erkennen. Denn mit der Differenz von gescheiterter politischer Ambition und gelungenem naturwissenschaftlichen Experiment zeichnet sich auch innerhalb der Magdeburger Verhältnisse eine deutliche funktionale Trennung zwischen Fakten und Fiktionen ab, die als sinngebende Horizonte die Orientierungen des Magdeburger Gemeinwesens umfassen. Die deutliche Trennung dieser Horizonte zeigt auch, dass die Situierung des Magdeburger Gemeinwesens zwischen 1631 und 1690 durch eine latente Entzugserfahrung gekennzeichnet ist. Denn das Festhalten an und das Projizieren von tradierten Ordnungsvorstellungen kontrastiert immer stärker mit politisch, ökonomisch oder naturwissenschaftlich fassbaren Realien und bringt zwangsläufig umfassende Umstrukturierungsprozesse der lokalen Gesellschaft auf den Weg. Die Magdeburger Situation ist Teil jener tiefgreifenden gesellschaftlichen Strukturveränderungen, die sich durch die Etablierung moderner Militär-, Wirtschafts- und Verwaltungskomplexe vollzogen

²⁵⁶ NEUGEBAUER, *Teutscher Krieg und grosse Politik* (2005), S. 436.

²⁵⁷ Alle diesbezüglichen Aufzeichnungen und Dokumente Guericke's liegen jetzt erstmals kritisch ediert vor. Vgl. Otto von GUERICKE, *Relationes* (2005).

haben.²⁵⁸ Indem die Herausbildung einer höfischen Gesellschaft als kultureller Kerninstanz mit leit-funktionaler Bedeutung notwendig zu einer Umformung tradierter gesellschaftlicher Hierarchien und zu neuen gesellschaftlichen Verflechtungen und Differenzierungen führte, zog sie konsequent auch eine entsprechende strukturelle Anpassungsleistung der ständisch hierarchisierten Lokalgesellschaften und ihrer kulturellen Selbstverständnisse nach sich. Die Magdeburger politischen und kulturellen Situierungen zwischen 1631 und 1690 werden deshalb untergründig, aber ständig präsent, durch einen umfassenden mentalen Wandlungsprozess innerhalb der städtischen Gesellschaft begleitet. Dieser diffizile Prozess betraf in erster Linie die allmähliche, aber grundlegende Veränderung des überkommenen städtisch-autonomen Selbstverständnisses, das sich im Verlauf des 17. Jahrhunderts unter landesherrlichen und monarchischen Bedingungen auf grundlegende Weise neu zu konstituieren hatte. Die politischen Aktivitäten Magdeburgs unter Besatzungs- und Kriegsbedingungen (1631-1646), unter den Bedingungen einer Interims-Autonomie (1646-1666) und unter den Bedingungen des stufenweisen Übergangs in den brandenburgischen Machtbereich (1666-1690) kennzeichnen somit zugleich die mentalen Umbruchsphasen im Selbstverständnis der städtischen Funktions- und Bildungseliten sowie der gesamten städtischen Bürgerschaft. Als deutliche Zäsuren innerhalb dieses Wandlungsprozesses sind auch die repräsentativen Huldigungen der Stadt gegenüber dem Administrator des Erzstiftes Magdeburg August von Sachsen 1666 und gegenüber dem brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1681 wahrnehmbar, bei denen das verbindliche Gelübde der Treue und Untertanenpflicht abzulegen war.²⁵⁹

3.2.3 Ökonomische Rahmenbedingungen

Wirtschaftliche Prosperität darf zweifellos als elementare Voraussetzung für die Restitution des kulturellen Lebens innerhalb eines städtischen Gemeinwesens angesehen werden. Ohne ökonomische Stärke des städtischen Haushalts war weder eine Unterhaltung städtischer Einrichtungen (Schulen, Bibliotheken etc.) noch eine gezielte Aufbauarbeit des kirchlich-religiösen Lebens zu leisten. Nach der Erstürmung und Brandschatzung Magdeburgs 1631 war jedoch nicht nur die Ausgangsbasis für eine schnelle wirtschaftliche Wiederbelebung der Stadt katastrophal. Von den vormals 25.000 Einwohnern lebten Ende Februar 1632 noch knapp 450 Bürger und verwitwete Frauen in der Stadt.²⁶⁰ Geflohene Patrizier und Vollbürger baten in umliegenden Städten wie Quedlinburg, Halberstadt, Goslar, Braunschweig, Zerbst und Halle, aber auch in Bremen, Hamburg, Lübeck, Stettin und Danzig um Asyl und kehrten gar nicht oder nur zögerlich zurück. Teuerung, Hunger und grassierende Seuchen ließen in den 1630er Jahren die Einwohnerschaft stagnieren, die erst Mitte der 1640er Jahre wieder auf 3.300 Personen (inklusive 840 ortsfremder Einwohner)²⁶¹ angestiegen war. Es fehlte an bewohnbaren Unterkünften – nur 139 Gebäude hatten den Großbrand überdauert, 1638 waren wieder 385 Gebäude bewohnbar – sowie an infrastrukturellen Voraussetzungen für merkantile und landwirtschaftliche Tätigkeiten. Durch die weitgehende Plünderung und langjährige Verwüstung der Magdeburger Umgegend²⁶² und den bis zu neunzigprozentigen Bevölkerungsverlust in Teilen des Erzstiftes herrschte zudem Mangel an qualifizierten Baufacharbeitern und Baumaterialien. Die Lage wurde in den 1630er Jahren nicht unwesentlich durch die wechselnden Magdeburger Besatzungstruppen verschärft, die durch anhaltende Plün-

²⁵⁸ Zum gesellschaftlichen Wandlungsprozess immer noch maßgeblich ELIAS, *Die höfische Gesellschaft* (1969).

²⁵⁹ Vgl. dazu HERTEL/ HÜLSSE, *Hoffmann's Geschichte der Stadt Magdeburg*, Bd. 2 (1885), S. 292f., S. 298f.

²⁶⁰ Vgl. HOLSTEIN, *Statistische Nachweisungen* (1876), S. 233-247. Holstein verweist S. 234 auf den Umstand, dass Ehefrauen und Kinder der 293 gezählten Männer möglicherweise hinzugefügt werden müssen und veranschlagt für 1632 eine Gesamtbevölkerungszahl von etwa maximal 1.000 Personen.

²⁶¹ Ebd., S. 256.

²⁶² Vgl. dazu SCHWANNEKE, *Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges* (1913), MIEHE, *Bevölkerungsentwicklung* (1987) und MIEHE, *Zerstörungen* (1990).

derung wüster Stellen und den Abtransport von metallischen Rohstoffen, durch Einquartierungen und Kontributionsleistungen ökonomischen Druck auf die Zurückgebliebenen ausübten.

Zwar waren im März 1632 erste Impulse für Handel, Verkehr und Handwerk zu verzeichnen (Erneuerung des städtischen Kaufhofes, der Zollniederlage an der Elbe und der Schiffsanlegestellen). Auch mit ersten Arbeiten zur Erneuerung der Infrastruktur wurde begonnen (Brückenbau und Aufbau der Häuser). Dennoch stagnierte der Kleinhandel in der Stadt in den ersten Jahren nach der Zerstörung auf niedrigem Niveau, während der Fernhandel nahezu bedeutungslos blieb, weil der eigene Güterverkehr auf der Elbe durch mangelnde Rohstoffe nicht durchgeführt bzw. fremder Güterverkehr nicht ausreichend überwacht werden konnte. Ein weiterer Aufschwung in der ökonomischen Situation des Magdeburger Gemeinwesens war jedoch erst nach dem 1646 erfolgten Abzug der Besatzungstruppen zu verzeichnen, der zu einer deutlichen Entlastungen der Bürgerschaft und der Stadtkasse führte. Handel und Bautätigkeit verzeichneten deutliche Zuwächse, so dass bereits 1654 mit dem Abriss von Notunterkünften begonnen wurde. Festzuhalten bleibt jedoch, dass die relative wirtschaftliche und gesellschaftliche Prosperität Magdeburgs sich nicht auf der Basis der erläuterten kollektiven Imaginationsleistung politisch motivierter Bildungseliten vollzog, mit der eine künftige Autonomie des städtischen Gemeinwesens als reichsunmittelbare Stadt halluziniert wurde. Zwar waren die politischen Phantasien direkt durch wirtschaftliche und ökonomische Erwägungen motiviert. Doch das lange Tauziehen um den künftigen politischen Status der Elbestadt als Freie Reichsstadt und um die daraus ableitbaren finanziellen Vorteile haben der realen wirtschaftlichen und ökonomischen Position der Stadt eher geschadet. Die lavierende Politik des Magdeburger Rates provozierte wiederholt Interessenkonflikte und Verwerfungen, die auch zu wirtschaftlichen Einbußen führten. So wurden 1653 nach der Anfechtung der Legitimität des Magdeburger Stapelrechtes die Magdeburger Schifffahrt auf der Elbe gesperrt, der Kornzehnte beschlagnahmt und die Handelsprivilegien an benachbarte Städte und Territorien überwiesen. Zwar kehrten nach 1646 verstärkt exilierte Magdeburger in ihre Heimatstadt zurück. Doch die unklare politischen Verhältnisse führten zu Unwägbarkeiten und Risiken, die für eine kontinuierliche Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse wenig Anreize boten.

Eine bedeutende wirtschaftliche Belebung in Magdeburg fand deshalb erst 1666 nach dem Übergang der Stadt an Kurbrandenburg statt. Damit wurden stabilere politische Rahmenbedingungen geschaffen, die auf der Basis geordneter Landesfinanzen und einer reorganisierten Verwaltung auch steuernd in das gesamtgesellschaftliche Leben der Kommunen eingreifen konnte, um gezielt landesherrliche Maßnahmen zur Belebung der Wirtschaft (Rohmaterialbeschaffung, Manufakturgründungen, Siedlungs- und Handelspolitik, Arbeitszwang) auch gegen kommunale Eigeninteressen durchzusetzen. Insofern erstaunt es nicht, dass Magdeburg gerade nach dem Ende seiner Existenz als eigenständigem geschichtlichen „Subjekt“ auf nahezu allen Gebieten zu erhöhter wirtschaftlicher Prosperität und zur Akkumulation von ökonomischen Kapitalien zurückgefunden hat. Zum einen wurde die innerstädtische Bautätigkeit forciert, u.a. durch privat und institutionell finanzierten Errichtung von Gebäuden, durch den Ausbau der städtischen Infrastruktur und die Förderung von Fortifikationsmaßnahmen, zum anderen nahm man verstärkt einen Ausbau der außerstädtischen Infrastruktur in Angriff, die erweiterte Anlegemöglichkeiten für Schiffe, Brückenreparaturen und Ausbesserung von Landhandelswegen umfasste.

Die unter kurbrandenburgischer Ägide begonnene Bautätigkeit nahm den gesamten Zeitraum bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ein und kann als eigentliche Konsolidierungsphase in der Magdeburger Geschichte nach der Zerstörung der Stadt 1631 betrachtet werden. So war die nördliche Hohe Pforte – wohl auch aufgrund der lange Zeit brach liegenden nördlichen Stadtgebiete – erst 1688 wieder für den Verkehr passierbar. 1676 erfolgte die Bestätigung des Magdeburger Stapelrechtes, mit der eine Aufwertung des Magdeburger Hafens verbunden war. Alte Fernhandelsbeziehungen wurden wiederbelebt, so

dass der lange Zeit stagnierende Transit- und Speditionshandel mit Getreide, Mehl und Bier wieder in Schwung kam. Insbesondere der Kornhandel verzeichnete zwischen 1649 und 1697 eine Steigerungsrate von mehr als 250 Prozent und vervielfachte die Einnahmen der Stadtkasse.²⁶³ Auch durch die Aufnahme der knapp 2.000 Personen umfassenden kurbrandenburgischen Garnison stieg die Nachfrage nach gewerblichen Produkten. Zurückgekehrte und neu zugezogene Meister belebten bereits kurz nach der Zerstörung wieder das Handwerk in der Stadt und restituierten die alten Handwerksinnungen. Zudem siedelten sich im Laufe des 17. Jahrhunderts neue Gewerbezweige in der Stadt an, wie etwa die seit 1665 eingewanderten und mit Bürgerrecht versehenen Tuchmacher, die 1681 eine eigene Innung gründeten.²⁶⁴ Auch der Handel der Stadt mit der näheren und weiteren Umgebung nahm einen sichtbaren Aufschwung und führte zur Einrichtung von Spezialmärkten in der Elbestadt. 1686 wurde eine neue Marktordnung für Magdeburg erlassen, aus der sich bereits ein differenziertes Bild eines vielfältigen Markttreibens rekonstruieren läßt. Um 1680 war die Zahl der Einwohner auf etwa 8.000 angewachsen, von den jedoch 1681 ermittelte 2.650 Personen an der erneut grassierenden Pest starben.²⁶⁵ 1683 waren demnach wieder ca. 5.150 Menschen in Magdeburg ansässig, die zumeist in bereits vor 1631 etablierten Berufen tätig waren.²⁶⁶ Eine Zäsur zeichnet sich für Magdeburg auch hier um 1690 ab, als die ca. 4.000 seit 1685 in Magdeburg angesiedelten französischen Glaubensflüchtlinge nicht nur zu einer bedeutenden Erhöhung der Einwohnerzahl Magdeburgs, sondern vor allem zu einer signifikanten Verbreiterung der Gewerbebasis und zu einer sprunghaften Erhöhung des Produktionsniveaus in der Stadt beitrugen.²⁶⁷

Der mentale Wandlungsprozess in Magdeburg, der auch Jahrzehnte nach der vollen Eingliederung der Stadt und des Erzstifts in den kurbrandenburgischen Machtbereich nicht abgeschlossen war, wurde in reziproker Weise durch die wirtschaftliche Entwicklung in diesem Zeitraum unterfangen. Reziprok deshalb, weil der Prozess der allmählichen wirtschaftlichen Konsolidierung und des sichtbareren Aufschwungs insbesondere nach 1680 unter kurbrandenburgischer Ägide von großer Wichtigkeit für die Ausbildung und Festigung eines neuen kommunalen Selbstverständnisses gewesen ist. Denn mit dem Ansteigen der Produktivität und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit verschwanden allmählich jene bürgerschaftlichen Vorbehalte, die ihre Argumente aus dem tradierten kommunalen Selbstverständnis bezogen. Die wirtschaftliche Prosperität wirkte als wichtiger Katalysator für mentale Wandlungsprozesse in der Elbestadt und hat wesentlich zur Durchsetzung und Akzeptanz der neuen politischen Verhältnisse in der Magdeburger Bevölkerung beigetragen.

3.3 Kulturelle Restitutionen

3.3.1 Kirchlicher Wiederaufbau und religiöses Feld

Unter den gegebenen Umständen verwundert nicht, dass es in den ersten Jahren nach der Zerstörung der Stadt 1631 nur zu einer außerordentlich zögerlichen Entwicklung kultureller Verhältnisse in Magdeburg kam. Solche Entwicklung war im städtischen Zusammenhang seit der Einführung der Reformation 1524 wesentlich mit den kulturtragenden und kulturfördernden Institutionen Kirche und Schule verbunden. Beide hatten das kulturelle Image der Stadt im 16. und frühen 17. Jahrhundert in außerordentlicher Weise geprägt und dem nachreformatorischen Magdeburg einen Ruf als Hort des lutherisch-

²⁶³ Zur Magdeburger Kornverschiffung nach 1631 vgl. HERTEL/ HÜLSSE, *Hoffmann's Geschichte der Stadt Magdeburg*, Bd. 2 (1885), S. 317ff.

²⁶⁴ Vgl. dazu HAMMER, *Tuchhandel und Tuchindustrie in Magdeburg* (1925).

²⁶⁵ HERTEL/ HÜLSSE, *Hoffmann's Geschichte der Stadt Magdeburg*, Bd. 2 (1885), S. 306-311.

²⁶⁶ HOLSTEIN, *Statistische Nachweisungen* (1876), S. 258f.

²⁶⁷ Vgl. dazu die Überblicksdarstellung bei OELKE, *Rekolonisation nach dem Dreißigjährigen Krieg* (1999).

reformierten Glaubens²⁶⁸ und als exzellenten Bildungsstandort²⁶⁹ verschafft. Abgesehen vom Magdeburger Dom waren die Altstadtkirchen und die älteste protestantische Stadtschule Europas, das Altstädtische Gymnasium, durch den Stadtbrand stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Bildungselite der Stadt und der umliegenden Region, die sich bis weit in das 18. Jahrhundert hinein zum überwiegenden Teil aus der lokalen Lehrer- oder Pfarrerschaft zusammensetzte, existierte unmittelbar nach der Zerstörung als gesellschaftliche Schicht nicht mehr. Die Personen, die während der Eroberung und Plünderung der Stadt nicht ums Leben gekommen waren, hatten ihr weiteres Auskommen an anderen Orten gesucht. Auf diese Weise war die Restitution der Gelehrtenschicht in Magdeburg unmittelbar an die Fortschritte gekoppelt, die der Wiederaufbau der gesellschaftlichen Institutionen Schule und Kirche sowie die damit verbundene Dotierung von Schul- und Pfarrstellen nahm.

Nur wenige Pfarrgeistliche kehrten Anfang 1632 in das schwedisch besetzte Magdeburg zurück und hielten die ersten Gottesdienste zunächst in der Domkirche ab.²⁷⁰ Da die Altstadtkirchen durchgängig verwüstet und ruiniert waren, wurden ab Dezember 1632 die Gottesdienste für die Altstadtgemeinden zunächst in das Augustinerkloster, ab 1639 in die Kirche des Klosters Unser Lieben Frauen verlegt. Mit der Renovierung und dem konsequenten Wiederaufbau der Altstadtkirchen wurde erst 1641 begonnen. Die diesbezüglichen Aktivitäten zogen sich bis zum Ende des 17. Jahrhunderts hin. Da die Stadt über keine ausreichenden Eigenmittel verfügte, mussten bedeutende Summen aus Spenden aufgebracht werden, die geeignete Emmissäre auf Kollektenfahrten durch Mittel-, Nord- und Osteuropa sammelten. Auch hier wurde – parallel zu den diplomatischen Missionen des Magdeburger Rates – der Tatbestand der Zerstörung der Stadt als negatives kulturelles Kapital eingesetzt und durch verschärfte Aufmerksamkeitsoffensiven in einen ökonomisch zählbaren Mehrwert umgewandelt. Die Daten der Wiedereöffnungen der Altstadtkirchen lassen den mühsamen Weg erkennen, den die Restitution geordneter kirchlicher Verhältnisse in Magdeburg nehmen musste. Die Markt- und Ratskirche St. Johannis, in der von alters her die Stadtgesetze verkündigt wurden, konnte seit 1644 provisorisch für den Gottesdienst genutzt werden (Weihe des renovierten Hauses erst 1670), die Kirchen St. Ulrich und Levin sowie St. Jakobi wurden 1656 bzw. 1659 ihrer Bestimmung übergeben. Erst Jahrzehnte später konnten die Katharinenkirche (1679), die Petrikirche (1689) sowie die Kirchen St. Sebastian (1692) und St. Nikolai (1693) nach langwierigem Wiederaufbau bei knappen Mitteln wieder in Dienst gestellt werden.²⁷¹

Von praktischen Sorgen um die kirchlichen Gemeinschaften bewegt und durch mangelnde Magistrats- und Gemeindemittel eingeschränkt, waren die wenigen Pastoren und Prediger der Altstädtischen Gemeinden in den 1630er Jahren vor allem mit der Aufrechterhaltung des religiösen Tagesgeschäftes befasst. Dennoch gehörte diese kleine Gruppe von protestantischen Seelsorgern – sie umfasste bis 1678 in Magdeburg nie mehr als ein Dutzend Personen – zu den ersten, die mit der Reorganisation des kirchlichen und religiösen Lebens vor Ort die abgerissenen Fäden der lutherischen Tradition erneut aufnahmen. Seit der Einführung der lutherischen Reformation in Magdeburg 1524 hatte sich das kommunale Selbstbewusstsein über mehrere Generationen auf eine ausgeprägte Form erneuerter religiöser Überzeugungen gestützt, die die politischen Geschicke Magdeburgs in den konfessionell motivierten Auseinandersetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts wesentlich bestimmten und die Elbestadt zu einem mitteleuropäischen Hort des Widerstandes gegen die Rekatholisierung des Kernlandes reformatorischer Wirksamkeit werden ließen. Insbesondere das Standhalten Magdeburgs bei der Belagerung durch sächsische Truppen 1550/51 zur Vollstreckung der kaiserlichen Reichsacht und seine Stellung als „Geburtsstätte protestantischer Kirchengeschichtsschreibung“²⁷² begründete Magdeburgs vorzüglichen Ruf als Zent-

²⁶⁸ Vgl. SEEHASE, *Magdeburg in der zweiten Phase der Reformation* (2005).

²⁶⁹ Vgl. MAYRHOFER, *Die früheste protestantische Stadtschule Europas* (2005).

²⁷⁰ Zur kirchengeschichtlichen Entwicklung in Magdeburg nach 1631 vgl. A. FUNK, *Kirchenhistorische Mittheilungen* (1842), S. 36-73.

²⁷¹ Vgl. dazu KRENZKE, *Kirchen und Klöster zu Magdeburg* (2000).

²⁷² DORNER, *Geschichte der protestantischen Theologie* (1867), S. 524.

rum des lutherisch-reformierten Glaubens. Die 1632 nach Magdeburg zurückgekehrten Geistlichen orientierten sich folgerichtig an der kirchlich-religiösen Tradition des Magdeburger Gemeinwesens, genauer: am kulturellen Symbolwert einer großen städtischen Vergangenheit, die als mentaler und ideologischer Lastenausgleich in die Gegenwart transferiert wurde. Der Grundzug religiöser Überzeugungskraft ähnelte damit in seiner prinzipiellen Ausrichtung den politischen Orientierungen des Magdeburger Rates nach 1631. Die Magdeburger Geistlichen der ersten Stunde betrieben die Erneuerung des religiösen Lebens in der Stadt im Zeichen einer umfassenden kulturellen Restitution und Stabilisierung. Zu diesem Zweck identifizierten sie Glaubensfestigkeit nach bewährten Mustern als Vorleistung für eine erwartete situative Sicherheit. In der Abweichung von der „rechten Lehr“ Luthers wurde dagegen der Keim der Depravation und des Verderbens des religiösen Gemeinwesens entdeckt.

Die konsequente Ausrichtung an kodifizierten Bekenntnisschriften der Tradition – maßgeblich war hier vor allem die *Confessio Augustana* von 1530 und die Konkordienformel von 1577²⁷³ – dürfte zudem durch ein Vorhaben forciert worden sein, das die kaiserlichen Besatzer 1631 nach der Eroberung der Stadt in die Tat umsetzen wollten. Im Zuge einer planmäßigen und gründlichen Rekatholisierung sollte Magdeburg als Schauplatz evangelisch-reformierter Rechtgläubigkeit dekodiert und in eine katholische „Marienburg“ umgedeutet werden, um auf diese Weise auch die symbolische Strahlkraft des Ortes zu eliminieren. Zu diesem Zweck wurden während der Besatzung durch kaiserliche Truppen bis Ende 1631 nicht nur der Dom und das Kloster Unser Lieben Frauen wieder dem katholischen Gottesdienst zugeführt. Mitgereiste Jesuiten erzeugten bei den in der Stadt Verbliebenen einen harschen Bekehrungsdruck, dem sich viele durch die Flucht aus der Stadt entzogen.²⁷⁴

Unzweifelhaft nährte sich die lutherische Orthodoxie in der eigenen Positionsfindung auch von den Schrecken der Gegenreformation. Die vorgebrachten Ordnungsvorstellungen für das religiöse Gemeinwesen Magdeburgs standen dabei nicht nur in einem substantiellen Verhältnis zum imaginierten Kosmos des göttlichen Schöpfers, der als Werkmeister das Signet seiner Ordnung in allem Kreatürlichen hinterlassen hat. Sie wirkten zudem in ihrem konservativen Bestand inspirativ, weil sie die Wiedereinrichtung einer lokalen Weltdeutungspraxis beförderten, die die innere Restauration gläubiger Seelen auf augenfällige Weise mit der äußeren Restauration der Kirchen und der Wiedereinführung geregelter Gottesdienste in den diversen Altstadtgemeinden verband. Religion blieb in Magdeburg als wesentlich konservatives Element fester Bestandteil des sich neu konstituierenden Gemeinwesens, weil seine Apologeten ein Ordnungsverständnis vertraten, das mit den restaurativen Leitvorstellungen des politischen Gemeinwesens in vielen Hinsichten kompatibel war. In diese Richtung zielte auch der Magdeburger Kirchenrezess von 1639, der als restitutive Verfassung des kommunalen Kirchenwesens von Vertretern des Magdeburger Rates, sämtlichen Mitgliedern des geistlichen Ministeriums der Stadt und den verordneten Ältesten, Kirchvätern und Vorstehern unterzeichnet wurde. Darin wird ausdrücklich erklärt, die Kirchenverfassung gemäß den der Stadt und Gemeinde „zustehenden juris sacrorum religionis in doctrinalibus et ceremonialibus“ sowie im Blick auf die „dem Rathe und dieser ganzen Stadt Gemeinde in den Erzbischöflichen concordatis, compactatis und andern Verträgen unwiderruflich bekannter und gelassener Autonomie“ einzurichten, um „dadurch eine gottgefällige und erbauliche Harmoniam wieder anzurichten“.²⁷⁵ Der ausdrückliche Verweis auf die autonome Ausübung der religiösen Rechte in Lehre und Kultus zeichnete denn auch die Richtung für die Orientierung des gesamten städtischen Gemeinwesens „anjetzo und ins künftige“²⁷⁶ vor und wurde durch die – wesentlich von Otto von Guericke ausgearbeitete – revidierte Kirchenordnung von 1652 bestätigt. Deutlich ist die stabilisierende Funktion der

²⁷³ Vgl. SEEHASE, *Religion, Konfession und Dissidentium* (2005), 690–695.

²⁷⁴ Zur Gegenreformation in Magdeburg vgl. HERTEL, *Gegenreformation* (1886) und WITTICH, *Magdeburg als katholische Marienburg* (1890/1891).

²⁷⁵ Zitiert nach A. FUNK, *Kirchenhistorische Mittheilungen* (1842), S. 47.

²⁷⁶ Ebd.

schnellen Wiedereinrichtung eines traditionsverbundenen religiösen Selbstverständnisses vor Ort, wobei die Vermittlung der jeweils aktuellen faktischen Erfordernisse mit den Belangen fiktionaler Weltdeutung durch diverse Abstimmungsprozesse des Magdeburger Rates mit dem Geistlichen Ministerium befördert wurde.²⁷⁷ Als Ausdruck des engen Nachkriegskonnexes von städtischer Politik und Religion wurde in Magdeburg 1659 nach dem Vorbild anderer Städte eine besondere geistliche Gerichtsbarkeit eingesetzt, der Vertreter des Rates und des Geistlichen Ministeriums angehörten. Als legitimierende Arbeitsgrundlage wurde – und dies ist nach Abweisung der Magdeburger Ansprüche auf dem Regensburger Reichstag sechs Jahre zuvor durchaus erstaunlich – nach wie vor die gemeinsame Fiktion bemüht, „dass die löbliche Stadt Magdeburg durch das instrumentum pacis in ihre alte Freiheit wiederum vollkömmlich eingesetzt, und also folgig alle dasjenige, was zu deren Präjudiz und Schmälerung derselben in denen vorigen bedrückten Zeiten aufgebürdet, gänzlich kassirt und aufgehoben worden“.²⁷⁸

Wenn die religiösen und kirchlichen Verhältnisse in Magdeburg dennoch zum Zerrspiegel divergierender religiöser Orientierungen wurden, so war dies zum einen den wiederholten Veränderung der politischen Rahmenbedingungen und zum anderen einem innergesellschaftlichen Wandlungsprozess geschuldet. Das in der Tradition beruhigte Selbstverständnis der orthodoxen Magdeburger Geistlichkeit geriet mit dem Übergang der Stadt und des Erzstifts Magdeburgs an Kurbrandenburg unter erheblichen Rechtfertigungsdruck. Denn die brandenburgischen Landesherrn hingen seit dem Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund 1614 dem calvinistischen Glaubensbekenntnis an,²⁷⁹ ohne jedoch von der im Augsburger Religionsfrieden festgelegten Möglichkeit Gebrauch zu machen, ihren Untertanen den Religionswechsel abzuverlangen. Die auf dieser Haltung fußende kurbrandenburgische Toleranzpolitik des 17. Jahrhunderts nahm – im Vorgriff auf die künftige kurbrandenburgische Übernahme des Erzstifts Magdeburg – erstmals durch die Toleranzedikte von 1662 und 1664 verstärkten Einfluss auf die Magdeburger Verhältnisse. Die Edikte untersagten Lutheranern und Calvinisten, von der Kanzel herab auf polemische Weise Konfessionsstreitigkeiten auszutragen. Dies war für die Magdeburger Pfarrerschaft insofern problematisch, weil strenggläubige Lutheraner die Anhänger des calvinistischen Glaubensbekenntnisses als Häretiker ansahen, die verwerflichen Irrlehren (menschliche Prädestination, Verdammnis und Rechtfertigung) sowie einem differenten Abendmahlsverständnis anhängen und auf diese Weise intolerabel vom lutherischen Religionsverständnis abwichen. Wie gravierend dieser Tatbestand war, erhellt der Magdeburger Kirchenrezess des Jahres 1652, in dem der Tatbestand der „Ketzeri“ im Blick auf das kirchliche Strafamt in einem Atemzug mit „Zauberei, Unglauben, unordentlichen ärgerlichen Fressen, Saufen, Verachtung der Kirchen, des Gebrauchs der Hochw. Sakramente, Hurerei, Wucher, stetiger Uneinigkeit zwischen Eheleuten“²⁸⁰ genannt wurde.

Der unter den Magdeburger Lutheranern vorherrschende „Geist der Intoleranz“ (Funk) gegen Glaubensbrüder wird jedoch nur verständlich, wenn auf die mentale Komponente des Festhaltens an orthodoxen Weltdeutungsmustern und tradierten kulturellen Wertigkeiten unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen geachtet wird. Die gezielte Wiederbelebung lutherisch-orthodoxer Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster aus der Tradition war dem Verlust religiöser Kultur in der zeitgenössischen Gegenwart geschuldet und wurde wesentlich zur Stiftung selbststabilisierender, gruppendynamischer Identitätsformen unter Kriegs- und Nachkriegsbedingungen herangezogen. Die Magdeburger Geistlichkeit stärkte zweifellos ihre eigene monopolistische Stellung in der Durchsetzung und Verbreitung von traditionell autorisierten Weltdeutungsmustern, indem sie der politischen Administration der Stadt durch die Sicherstellung der reibungsfreien Wirksamkeit der religiösen Praxis vor Ort selbst zuarbeitete. Denn der Religion kommt grundsätzlich eine praktische und politische Funktion zu, insofern sie

²⁷⁷ Ein Beispiel dafür bringt A. FUNK, *Kirchenhistorische Mittheilungen* (1842), S. 58.

²⁷⁸ Zitiert nach A. FUNK, *Kirchenhistorische Mittheilungen* (1842), S. 62.

²⁷⁹ Vgl. dazu LEUBE, *Kalvinismus und Luthertum im Zeitalter der Orthodoxie* (1928), S. 73-100.

²⁸⁰ Zitiert nach A. FUNK, *Kirchenhistorische Mittheilungen* (1842), S. 60.

durch prinzipielle Akte der Exklusion und Inklusion Relatives verabsolutiert und Willkürliches legitimiert, um das Potential an materieller und symbolischer Kraft zu verstärken, das von einer Gruppe mobilisiert werden kann, um sich in selbstgesetzten gesellschaftlichen Grenzen als Gruppe zu konstituieren. Die restaurative religiöse Praxis in Magdeburg diente dabei vor allem durch die Art ihrer öffentlichen Wirksamkeit und ihres Einflusses auf einen Großteil der städtischen Bevölkerung der Reproduktion eines traditionell durchdrungenen Ethos, aus dem ein Katalog von expliziten gesellschaftspraktischen Normen zur Binnenstrukturierung der Magdeburger Gesellschaft abgeleitet werden konnte. Mit anderen Worten: Die orthodoxe Religionspraxis im kriegszerstörten Magdeburg war nicht nur ein Produkt der realen Daseinsbedingungen und definitiver Ausdruck eines über die realen Daseinsbedingungen eingprägten Systems von Dispositionen ihrer gesellschaftlicher Akteure. Sie hat vielmehr als autonomisierter Kulturträger auch die Erwartungen und Bestrebungen der lokalen Gesellschaft fortwährend symbolisch mitbeeinflusst und auf diese Weise eine sinnvolle „Anpassung der gelebten Hoffnungen an die objektiven Chancen“²⁸¹ und d.h. einen gezielten mentalen Lastenausgleich bewirkt.

Der Widerstand der lutherischen Orthodoxie gegen den calvinistischen Glauben und die calvinistische Religionspraxis wurde vor dem Hintergrund der kurbrandenburgischen Toleranzedikte kirchenintern zwar auf altbewährte Weise als dogmatische Abgrenzung der eigenen Position gegen die Kernpunkte der vermeintlichen Irrlehren und als polemische Kampagne gegen deren Vertreter weitergeführt. Im Verhältnis der lutherischen Kirchenvertreter zur künftigen brandenburgischen Landesherrschaft avancierte das Problem zum tiefgreifenden Gewissenskonflikt, der zu diversen Separationsbestrebungen der lokaler protestantischer Eliten und zu emanzipativen Tendenzen gegenüber den landespolitischen Vorgaben führte. Unter dem Eindruck des Toleranzediktes von 1664 hatte sich der Stendaler Archidiacon Christian Scriver noch im selben Jahr mit der Bitte um ein Gutachten in Gewissensfragen an den Senior des Geistlichen Ministeriums in Magdeburg Johann Böttiger gewandt. Gegenstand des Gutachtens war die Frage, wie ein lutherischer Geistlicher der kurfürstlich-brandenburgischen Verordnung gegen die Konfessionsstreitigkeiten zwischen Lutheranern und Calvinisten zustimmen und ihr nachkommen könne, ohne dabei seine Amtspflichten zu vernachlässigen.²⁸² Denn mit der Anerkennung des kurbrandenburgischen Toleranzedikts war implizit auch eine indirekte Anerkennung des Rechtes calvinistischer Glaubensbekenner auf eigene religiöse Dogmen und Praxen verbunden. Böttiger vertrat in seinem Antwortschreiben an Scriver eine gemäßigte Position, die vor allem auf Moderation, unpolemisches Verhalten und künftige Annäherung der divergenten Positionen setzte und dem Stendaler Amtskollegen empfahl, die geforderte Zustimmung zum Edikt guten Gewissens zu geben und zu bestätigen, „dass Sie die verhasseten nahmen den Reformirten nicht zulegen wolten/ weil Sie ohne das bißhero solches als zur erbawung undienlich unterlassen hätten/ würden es auch nicht thuen/ wann Sie schon ausser Churfürstlichen Landen wären/ und hiemit würden die Herren nichts wieder Gewissen handeln/ auch bey keinem vernünftigen Theologo anstossen.“²⁸³

Die Anfrage Scrivers bezeichnet in genauer Weise die Zentrifugalkräfte, denen regionale religiöse Aktionsfelder unter dem Einfluss externer religionspolitischer Maßgaben ausgesetzt waren. Das darin enthaltene Differenzierungspotential führte in der Folge zu Polarisierungen in der Magdeburger Öffentlichkeit und damit auf lange Sicht auch zu einer gravierenden Veränderungen des Selbstverständnisses Magdeburger Bildungseliten nach 1660. Die Situation in Magdeburg verschärfte sich zwangsläufig, als 1666 mit den Garnisonierung kurbrandenburgischer Truppen erstmals auch Anhänger des calvinistischen Glaubensbekenntnisses direkt in der Magdeburger Öffentlichkeit präsent waren. Zwar wurde der Magdeburger Rat und Bürgerschaft durch den Vertrag von Kloster Berge 1666 in Religionsfragen zuge-

²⁸¹ BOURDIEU, *Das religiöse Feld* (2000), S. 67.

²⁸² Vgl. dazu H. MÜLLER, *Seelsorge und Tröstung* (2002), S. 39f.

²⁸³ Johann BÖTTIGER, *Unvorgreifliches Bedencken ...*, Helmstedt 1666, S. 4f.

sichert, dass es bei Ausübung der „Augsburgischen Confession, wie dieselbe Kaiser Carl der Vte zu Augßburg im Jahr 1530 übergeben, wie imgleichen bey bestellung des Ministeriij, auch Kirch- und Schulsachen und was davon dependiret“ bei den vorfindlichen Regelung bleibe, allerdings mit der einschränkenden Bemerkung, dass in der Ausübung religiöser Praxen und der Einrichtung des Schulwesens „dem Instrumento pacis nachgelebet“, d.h. der rechtmäßige Übergang der Stadt in brandenburgische Hoheit mit seinen Konsequenzen beachtet werde.²⁸⁴ Dennoch fand die kurbrandenburgische Militäradministration in der Folgezeit wiederholt Anlass, sich in z.T. scharfer Form mit Beschwerden über Missstände innerhalb der kirchlichen Verhältnisse Magdeburgs an den Rat zu wenden. 1666 hatte sich am Verhältnis der lutherischen Orthodoxie zum Calvinismus ein fruchtloser Streit innerhalb der Magdeburger Pfarrerschaft entzündet, der insbesondere von Johann Böttiger und seinem Widersacher Hieronymus Sievert ausgetragen wurde. Während Böttiger als Senior des Geistlichen Ministeriums weiterhin für eine moderate Haltung zum Problem eintrat, suchte Sievert trotz eines ausgesprochenen Verbots durch gezielte Kontroverspredigten eine Eskalation der Situation herbeizuführen, bei auch in provokativer Weise über Bann und Exkommunikation der Anhänger des reformierten Glaubensbekenntnisses Calvins polemisiert wurde. Sievert forcierte zudem die Reautonomisierung der Befugnisse des Geistlichen Ministeriums gegenüber dem Magdeburger Rat und betrieb zu diesem Zweck die Einrichtung eines städtischen Konsistoriums. Einer der ultraorthodoxen Mitstreiter Sieverts, der Pastor der Gemeinde St. Jacobi Samuel Pomarius, war 1667 durch Kontroverspredigten aufgefallen und von kurbrandenburgischen Offizieren streng verwarnt worden. Pomarius verließ die Elbestadt wenig später, da ihm auch der Magdeburger Rat auf sein Ersuchen hin keinen administrativen Schutz gewährt, sondern seinerseits ein moderates Verhalten eingefordert hatte. An diesen Fällen läßt sich deutlich herausstellen, dass die hyperbolischen Tendenzen der orthodoxen Geistlichkeit den imaginierten politisch-religiösen Konsenz in der Stadt zu untergraben und zu zerstören begannen und deshalb von Seiten des Magdeburger Rates eingeschränkt werden mussten.

Auch Scriver, der 1667 auf Betreiben Böttigers als gemäßigter Nachfolger Pomarius' an die Kirche St. Jacobi nach Magdeburg berufen worden war, musste sich bei seinem Amtsantritt einer scharfen Befragung Sieverts über Grundsätze der lutherischen Dogmatik unterziehen. Der Streit zwischen Böttiger und Sievert zog sich trotz mehrfachen Verbotes – durch auswärtig gedruckte Streitschriften immer wieder angefacht – über mehrer Jahre hin und endete erst mit dem Tod Böttigers 1672.²⁸⁵ Anschließend übernahm Sievert das Seniorat des Geistlichen Ministeriums und brachte eine revidierte Kirchenagende für die Stadt Magdeburg auf den Weg, die einem künftig zu befürchtenden landesherrlichen Eingriff in den lutherischen Kultus entgegenwirken sollte. Die 1673 eingereichte Kirchenagende wurde vom Magdeburger Rat zwar nie ratifiziert, bündelte aber auf der Basis gelebter kirchlicher Praxis noch einmal die orthodoxen Positionen der Magdeburger Geistlichkeit im Kampf gegen „alle falsche irrige Lehrer“.²⁸⁶ Die scharfe Ausgrenzung betraf alle jene Personen, „die in großen schädlichen wider das Fundament streitenden Irrthümern stecken, und unserer Religion Feinde oder Widersacher.“²⁸⁷ Insbesondere die Berufung auf die Bekenntnisse oder confessiones des „rechten Glaubens“ wie etwa die „unveränderte Augsburgische Confession“ oder die „Formula Concordiae“ dienten jetzt den kirchlichen Akteuren in Magdeburg vornehmlich als intellektuelles Schanzwerk orthodoxer Positionierungen, die sich im Widerstand gegen einen drohenden Autoritätsverlust beim Übergang der Stadt an Kurbrandenburg neu formierten.²⁸⁸ In diesem Sinne erfolgte 1674 auch eine Erweiterung der Befugnisse des Magdeburger

²⁸⁴ Vertragstext zitiert nach HERTEL/ HÜLSSE, *Hoffmann's Geschichte der Stadt Magdeburg*, Bd. 2 (1885), S. 290.

²⁸⁵ Vgl. A. FUNK, *Kirchenhistorische Mittheilungen* (1842), S. 64-67.

²⁸⁶ Zitiert nach A. FUNK, *Kirchenhistorische Mittheilungen* (1842), S. 69.

²⁸⁷ Ebd., S. 71.

²⁸⁸ Tatsächlich hatte die Konkordienformel von 1577, ausgearbeitet von den bedeutendsten Schülern Melanchthons, trotz gegenteiliger Devise die Trennung der protestantischen Konfessionen festgeschrieben – etwa durch die Bestimmungen zum „richtigen“ Verständnis des Abendmahls und der Prädestinationslehre – und dadurch den Anhängern des calvinistischen Glaubensbekenntnisses den politischen Schutz durch die

geistlichen Gerichtes, das sich jetzt auf alle Fälle erstreckte, „welche zur Kirchendisziplin gehören, und die Kirchenbuße, Abweisung vom Beichtstuhle, Nachtmahl des Herrn, Taufe, Gevatterschaft, letztlich auch den Bann und die Exkommunikation in sich begreifen“.²⁸⁹ Eine weitere Verhärtung lutherisch-orthodoxer Positionen lässt sich – begünstigt durch ihre defensive Ausrichtung gegen die gewandelten politischen Kräfteverhältnisse – bis zum Ende des 17. Jahrhunderts in Magdeburg feststellen. Die orthodoxen Stadtgeistlichen erhielten dabei lange Zeit auch breiten Zuspruch und Unterstützung aus ihren Stadtpfarren und der Magdeburger Bürgerschaft.

3.3.2 Religiöse Subversionspotentiale

Als das Erzstift, und mit ihm die Stadt Magdeburg 1680 an den reformierten brandenburgischen Landesherrn übergang, beanspruchte die kurfürstliche Regierung sofort das künftige Recht der Berufung der Magdeburger Geistlichen in den Altstadtgemeinden, setzte zu diesem Zweck den Gebrauch des alten städtischen Vokationsformulars aus und eliminierte auf diese Weise auch die darin enthaltene Verpflichtung des Berufenen auf die *Formula concordiae*. Die brandenburgische Landesregierung suchte vornehmlich durch verstärkte Beobachtung der Zensur theologischer Schriften²⁹⁰ und eine gezielte Personalpolitik – etwa durch Empfehlung oder Verhinderung bestimmter Personen – den Religionsfrieden in Magdeburg zu steuern, ohne dabei in die internen Angelegenheit kirchlicher Selbstverwaltung in Magdeburg mehr als erforderlich einzugreifen. Sie band beispielsweise 1685 den Senior des Geistlichen Ministeriums, Christian Scriver, durch seine Berufung zum Superintendenten der Altstadt, der Neustadt und des Holzkreises näher in landesherrliche Belange ein und forcierte auf diese Weise die allmähliche Verbindung von Landesregierung und Stadtregiment.

Um 1690 zeichnet sich indessen auch auf dem religiösen Feld eine deutliche Zäsur ab, die mit dem Wechsel der Landesregierung 1680 in unmittelbarem Zusammenhang steht. Im Juli 1681 wurde die reformierte Gottesdienstpraxis offiziell in Magdeburg instauriert und eine mit der Bischöflichen Kapelle St. Gangolf verbundene Hofpredigerstelle als Grundstein für die calvinistische Sonderkirche Kurbrandenburgs in Magdeburg eingerichtet. 1685 begann im Zuge der kurbrandenburgischen Toleranzpolitik – gegen den starken Widerstand der lutherischen Orthodoxie und eines Großteils der Stadtbevölkerung – die Ansiedlung von französisch-reformierten Réfugiés in Magdeburger Stadtgebiet, denen 1689 eine geschlossene Stadtgemeinde französischsprachiger Wallonen aus Mannheim folgte. Damit verbunden war eine gänzliche Umwälzung städtischer Verhältnisse, denn die Kolonisten standen unter landesherrlicher Protektion, genossen weitreichende Privilegien, Immunitäten und Benefizien und bildeten innerhalb des Stadtgebietes eigene Gemeindestrukturen mit selbständig arbeitenden Verwaltungseinheiten, eigener Kirche und Gerichtsbarkeit aus.²⁹¹ Die protegierte Präsenz und nachhaltige Pflege calvinistischen Glaubensbekenntnisses in Magdeburg veranlasste eine Separierung und stärkere Selbstbezüglichkeit der lutherisch-orthodoxen Geistlichkeit innerhalb der neuen multikonfessionellen Situation, in der sie deutlich an Gewicht verloren.

Dieser Substanzverlust wurde durch den Umstand verstärkt, dass die Magdeburger Orthodoxie um 1690 einen ihrer wichtigsten ideellen Rückhalte nach und nach einbüßten, weil der Einfluss und die Bedeutung des strengen Lutheranismus der Geistlichkeit der Wittenberger Universität deutlich zurückging. Die kurbrandenburgische, später preußische Regierung untersagte den in Wittenberg ausgebilde-

Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens entzogen. Vgl. dazu LEUBE, *Kalvinismus und Luthertum im Zeitalter der Orthodoxie* (1928), S. 1-38.

²⁸⁹ Ebd., S. 63.

²⁹⁰ ASMUS, *1200 Jahre Magdeburg*, Bd. 2 (2002), S. 108.

²⁹¹ Vgl. dazu J. FISCHER, *Pfälzer Kolonie zu Magdeburg* (1939), S. 13-28 und dazu J. FISCHER, *Französische Kolonie zu Magdeburg* (1942), S. 35 ff.

ten Theologen die Anstellung im kurbrandenburgischen Machtbereich, weil in Wittenberg „in friedhäsigen, die brüderliche Einigkeit unter den Evangelischen störenden Principiis unterrichtet werde“.²⁹² Statt dessen wurden die Vertreter des aufkommenden Pietismus protegiert, die sich mit der Hallenser Universitätsgründung 1694 zudem institutionell festigen konnten. Auch in Magdeburg wurden bereits 1691 sowohl schroffe lutherisch-orthodoxe Kontroverspredigten als auch die offen ablehnende Haltung des Magdeburger Rates durch erste Propagierungen pietistischer Anschauungen auf Magdeburger Kanzeln provoziert. Die darauf hin einsetzende Diffamierung der hervorgetretenen Pietisten als Sektierer und Häretiker wurde indessen bereits im Oktober 1691 von Kurfürst Friedrich III. durch eine an den Magdeburger Rat gerichtete Verfügung unterbunden. Lutherisch-orthodoxen Anschauungen in Magdeburg wurde mit der offiziellen Duldung und Förderung frühaufklärerischer und pietistischer Regungen in zunehmendem Maße eliminiert und traten nach 1691 nicht mehr in dominanter Weise in Erscheinung.

Dagegen scheinen sich pietistische Anschauungen relativ zwanglos verbreitet zu haben – auch deshalb, weil sie auf einen länger vorbereiteten Boden trafen. Im Blick auf die oben erwähnte Vermittlungsfunktion der Religion zwischen „gelebten Hoffnungen“ und „objektiven Chancen“ läßt sich festhalten, dass die Vermittlungsangebote der lutherischen Orthodoxie als Bewältigungsstrategien für reale gesellschaftliche Situierungen bzw. als Kompensationsangebote für mentale Stressierungen einen Teil der Magdeburger Nachkriegsgesellschaft bald nicht mehr befriedigten. Bei der religiösen Vermittlungsarbeit zwischen dem Bestand vorfindlicher Realien und ihrer Einordnung in gesamtweltlichen Zusammenhänge spielte die Qualität der weltdeutenden Überformung mit gemeinschaftsstabilisierenden Fiktionen eine immer größere Rolle. Die zuweilen überbordende patristische und scholastische Gelehrsamkeit, die nicht oft mit einer wirklichen Gewandtheit in dogmatischer Kritik und Apologetik einherging, überwölbte die gedeuteten gesellschaftlichen Sachverhalte in der Kanzelpredigt mit einem lediglich vernunftmäßigen Apparat von Anmerkungen, die dem Empfinden und den mentalen Befindlichkeiten des Gläubigen wenig Spielraum ließen. Gerade von den bedrohlichen Realien der Kriegs- und Nachkriegszeit ging aber ein eigentümlicher Sog aus, der in Teilen der Geistlichkeit die Einsicht reifen ließ, sich im Blick auf die zeitlichen Umstände und Erfordernisse angepassterer Formen der Seelsorge zu bedienen. Die Applikation traditionell gefestigter Religionsauslegungen machte hier schnell säkularisierten Spielarten der Seelsorge Platz, die auf eine mentale Begleitung des Gläubigen durch dessen religiöse Erbauung setzten.

Für die Beschreibung des lokalen religiösen Feldes zwischen 1631 und 1690 sind deshalb die verstärkt nach 1650 in Magdeburg verfassten und publizierten Erbauungsschriften von besonderer Bedeutung. Sie sind Bestandteil einer umfangreichen und vielschichtigen religiösen Erneuerungsbewegung im 17. Jahrhundert innerhalb des Protestantismus, die die Formen erstarrter orthodoxer Rechtgläubigkeit und Lehre durch Verinnerlichung des religiösen Lebens und einer Öffnung der seelsorgerischen Praxis auf die lebendige religiöse Erfahrung und Übung auf der Basis des Gefühls, des Erkennens und des Willens zu überwinden suchten. Einem Grundbedürfnis der Zeit entspringend, boten diese Erbauungsbücher keine gelehrten Inhalte, sondern bewusst subjektivierte Wegweisungen für die Gesamtheit religiösen Verhaltens im öffentlichen wie privaten Leben und zielten in gleicher Weise auf die innerliche Erbauung des Menschen im Sinne einer seelenleitenden Festigung und Erhebung wie auf dessen praktische christliche Lebensführung. Sie nahmen von Magdeburg aus bedeutenden Einfluss auf die religiöse Praxis weiter Teile des norddeutschen Sprachraumes und spielten eine zentrale Rolle in der zeitgenössischen Lesepraxis von Theologen und Laien.

Durch die Erfahrung langjähriger Kriegswirren geprägt, konzentrierten sich zahlreiche Autoren dieser Zeit vorrangig auf die Erneuerung der ethisch-moralischen Grundsätze des Christentums und die

²⁹² Zitiert nach A. FUNK, *Kirchenhistorische Mittheilungen* (1842), S. 83.

praktischen Belange der Religionsausübung. Die in diesem Sinne verfassten Erbauungsbücher, zu denen hier auch Gebet- und Gesangbücher²⁹³ zu zählen sind, bewahrten die Spuren der mentalen Belastungen der Adressaten, die es zu bewältigen galt, als methodische und sprachliche Einkerbungen auf. Schriften wie die *Praxis Christianismi / Christenthums-Übung*²⁹⁴ des Brandenburger Pastors und Superintendenten Valentin Fromme, oder das *Geistliche Hand-Büchlein*²⁹⁵ des Halberstädter Pfarrers Heinrich Ammersbach erschienen nicht zufällig in Magdeburg. Ammersbach stand der neueren Rostocker Reformorthodoxie²⁹⁶ um Johann Quistorp sen. und Joachim Lütke mann nahe und erfuhr vor allem als Verbreiter von reformtheologischem Gedankengut,²⁹⁷ als unermüdlicher Herausgeber und Verbreiter von umstrittenen reformtheologischen Schriften (Johann Tauler, Jacob Böhme, Johann Valentin Andrae, Friedrich Breckling, Albert Dranckmeister) und als Apologet Philipp Jakob Speners größere Bekanntheit, aber auch zahlreiche Anfeindungen. Diese Schriften bewegten sich als praktische Hilfsmittel auf unterschiedliche Weise im Spannungsfeld von Orthodoxie und einem erneuerten Sinn für eine alle Lebenslagen überspannende Frömmigkeit. Sie knüpften dabei vielfach an die von Johann Arndt ins Leben gerufene Frömmigkeitsbewegung und sein Hauptwerk *Vom wahren Christenthumb* (4 Bde, 1606-1609) an, das seit 1610 in Magdeburg verlegt wurde und von hier aus Verbreitung im gesamten deutschsprachigen Raum fand. Über die vermittelnde Position Arndts flossen auf diese Weise auch Elemente der protestantischen Mystik in gefilterter Form in das religiöse Selbstverständnis Magdeburger Geistlicher ein.

Der in diesem Sinne bedeutendste Verfasser von Erbauungsliteratur in Magdeburg war der 1667 von Stendal an die Magdeburger St. Jacobi-Kirche berufene Pfarrer Christian Scriver, der bis 1690 in der Stadt an der Elbe wirkte.²⁹⁸ Auch Scriver stand der Rostocker Reformtheologie nahe. Er hatte an der Rostocker Universität u.a. bei Joachim Lütke mann studiert²⁹⁹ und dort die entscheidenden Prägungen für seine eigene theologische Wirksamkeit erhalten. Als eine Figur des Übergangs stand Scriver mit seinem Streben nach Intensivierung des christlichen Lebens und Ausweitung des Gottesdienstes auf den profanen Lebensvollzug zwischen lutherischen und aufkommenden pietistischen Positionen. Sein Hauptwerk, der *Seelen-Schatz, in dem von der menschlichen Seelen hohen Würde, tieffen und kläglichen Sündenfall, Busse und Erneuerung durch Christum ... gehandelt wird* (5 Teile, 1675-1692),³⁰⁰ eine etwa 3.000 Seiten umfassende Sammlung von überarbeiteten und erweiterten Wochenpredigten, machte die Absicht des Verfassers bereits im Titel kenntlich. Die Beschreibung des Heilsweges der menschlichen Seele – von Würde, Gefallenheit, Buße, Bekehrung, heiligem Leben, vom Kreuz der gläubigen Seelen und ihrer Aussicht auf das ewige Leben – mit seiner außerordentlichen Konzentration auf seelische Innerlichkeit und individuelle Problemlagen bereitete nicht unwesentlich die pietistische Selbsterforschung vor. Neben einer umfangreichen Kritik an Schäden und Äußerlichkeiten der lutherischen Kirche nahm Scriver eine Fülle lebensnaher Beobachtungen in seine Sammlung auf, die gleich-

²⁹³ Sowohl das *Vollstendige Gesangbuch/ D. Mart. Lutheri/ D. Philippi Nicolai/ Bartholomei Ringwalds/ vnd anderer geistreichen Männer* (Magdeburg 1654) als auch die *Psalmen und Geistliche Lieder Herrn Doctor Martini Lutheri und anderer Geistreicher Männer/ Alle auff bekante Melodien gerichtet* (Halle/Magdeburg 1664) knüpften zwar nahtlos an die ältere Gesangbuchtradition an, wurden aber zugleich um einen neueren Liederfundus bereichert.

²⁹⁴ Valentin FROMME, *Praxis Christianismi, Christenthumsübung/ Wie die Christen sollen täglich in dem Glauben des Sohns Gottes bußfertig leben/ sich selbst richten/ und nichts thun mit Gedancken/ Worten/ Geberden/ und wercken/ dessen sie/ im Tode/ und am Jüngsten Tage/ vor Gottes Gericht/ gereuen könne ...*, Magdeburg [1661].

²⁹⁵ Heinrich AMMERSBACH, *Geistliches Hand-Büchlein, warinn ein vollkommnes Gesangbuch mit vielen neuen geistreichen Liedern ... Nebst einem Gebet-Büchlein, worinnen Morgen- und Abend-Seegen, wie auch Buß-, Communion- u. Reise Gebetlein zu finden ...*, Magdeburg 1660.

²⁹⁶ Zur Reformorthodoxie im 17. Jahrhundert vgl. LEUBE, *Reformideen in der deutschen Lutherischen Kirche* (1924).

²⁹⁷ Ammersbach gab Johann Quistorps reformtheologische Programmschrift *Pia desideria* (Rostock 1659) in deutscher Übersetzung heraus, die er unter dem Titel *Epistola ad Antistit M. Seu Pia Desideria*, [Quedlinburg] 1665 herausgab und veranstaltete auch einen Auszug aus Josua Stegmanns Hauptwerk *Studii Pietatis Icon Christognosia* (Marburg 1630), der unter dem Titel *Christianismus Stegmannianus. Das ist/ Ein überaus nöthiges und nützlich Buchlein Hn. Josuae Stegmanni ... Von dem wahren Christenthumb*, Quedlinburg 1665 erschien.

²⁹⁸ Zu Sdrivers Lebensumständen und persönlichem Wirkungskreis vgl. die H. MÜLLER, *Seelsorge und Tröstung* (2002), S. 28-93.

²⁹⁹ Vgl. H. MÜLLER, *Seelsorge und Tröstung* (2002), S. 32-35.

³⁰⁰ Zu Sdrivers Seelenschatz vgl. Becker, *Christian Scriver und sein literarisches Werk* (1929); Brecht, *Ein „Gastmahl“ an Predigten* (2002), S. 72-117.

sam als Brücke zu der in Magdeburg weitgehend fehlenden weltlichen Literaturproduktion fungierte. Die auch in anderen seiner Werke³⁰¹ zu findende tendenzielle Nähe Scrivers zu Positionen der aufkommenden pietistischen Bewegung ermöglichte es späteren Theologen-Generationen, dessen Schriften über Jahrzehnte hinweg positiv zu rezipieren und in der kirchlichen Praxis zu nutzen. Der *Seelen-Schatz* Scrivers – 1689 durch ein umfangreiches Register ergänzt – wurde noch zu Lebzeiten des Verfassers zu einem allgemeinen homiletischen Hilfsmittel und damit auch zum dauerhaften Bestandteil nicht nur der Magdeburger Lesepraxis. Beleg dafür sind zahlreiche, nach Scrivers Tod von seinem Schwiegersohn Johann Heinrich Hävecker und anderen Mitgliedern der Magdeburger Pfarrerschaft bearbeitete und ergänzte Auflagen des umfangreichen Werkes, das auch mehrere Nachahmer fand. Scriver selbst stand seit 1679 in engerer brieflicher Verbindung mit Philipp Jacob Spener, der ihn als einen geistigen Mitspieler im umfassenden Prozess kirchlicher Erneuerungsarbeit betrachtete. Auch August Hermann Francke suchte mehrfach persönlichen Kontakt mit Scriver und besuchte ihn 1687 in Magdeburg sowie 1691 und 1693 in Quedlinburg.³⁰² Auf diese Weise konnte der Magdeburger Pastor bereits zu einem frühen Zeitpunkt als wichtiger Referent der pietistischen Erneuerungsbewegung beansprucht werden, ohne dass dabei jedoch klare theologische und spirituelle Affinitäten Scrivers zum Pietismus auszumachen sind. In der Tat dürfte lediglich die „ausgesprochen seelsorgerliche Ausstrahlung und bewusste Zuwendung Scrivers, die er selbst über theologische Differenzen hinweg dem theologischen Nachwuchs entgegenbrachte“,³⁰³ d.h. seine dem Vorbild Johann Böttigers verpflichtete tolerante Vermittlungsarbeit zum Wohl der evangelischen Kirche ausschlaggebend für die Nähe zum frühen Pietismus gewesen sein. Diese Qualitäten sind bereits von Zeitgenossen wesentlich in habitueller Weise gedeutet worden. Scrivers spezifische Predigtweise wurde dabei als besondere homiletische Begabung identifiziert, die sich deutlich von den schrofferen Positionierungen der lutherischen Orthodoxie unterschied. So betonte etwa Samuel Schmid, der Rektor des Fürstlichen Gymnasiums in Quedlinburg, in seiner Lob-, Trost- und Dankrede auf Scriver, dass dieser „einen sonderbaren Geist/ Krafft und Nachdruck in seinem Hertzen gefühlet. Denn seine Reden hatten gleich den heiligen Ambrosio, dulces acoleos ... Sie führten Geist/ und rühreten Geist“.³⁰⁴ Scriver wurde im streng lutherischen Sinne sozialisiert und an der Rostocker Universität ausgebildet, so dass seine eigenen theologischen Ansichten bei vielfachen spezifischen Abweichungen von der lutherischen Dogmatik dennoch in einigen Grundorientierungen mit der lutherischen Orthodoxie verknüpft blieben. Die Grenze der scriverschen Auffassungsschemata etwa zu denen August Hermann Franckes ist deshalb deutlich zu ziehen, etwa im modifizierenden Festhalten Scrivers an der lutherischen Tradition der Selbstfindung aus Glaubensanfechtung, deren Zweifel und deren Mangel an Glaubensempfindung Francke selbst als „Symptom des Unglaubens“³⁰⁵ gedeutet hat. Tatsächlich darf Scriver in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als latent reformorientierter Mann des Übergangs bezeichnet werden, der die Vorzüge der analytische Methode der lutherischen Orthodoxie zwanglos mit Orientierungen der von der protestantischen Mystik geprägten Frömmigkeit Johann Arndts³⁰⁶ zu einem situativ bedingten Anliegen von eigener Dignität verschmolzen hat. Der zentraler Gedanke seines Hauptwerkes, die an der göttlichen Ebenbildlichkeit des Menschen inspirierte Vereinigung der menschlichen Seele mit Gott, umkreist zwar das Aufsuchen des „Seelen-Schatzes“ auch mit mystisch-spiritistischen Mitteln. Aber Scrivers Deutung berücksichtigt überall zugleich die situative Bedingtheit und die Widerstände der menschlichen Existenz, die sich aus ihrer dauerhaften Verknüp-

³⁰¹ Christian SCRIVER, *Chrysologia catechetica oder Goldpredigten*, Magdeburg 1659, ³1690; *Gottholds zufällige Andachten bey Betrachtung mancherley Dinge der Kunst und Natur* (4 Teile), Magdeburg 1663, ¹¹1701; *Das Verlohrne und wiedergefundne Schäflein*, Magdeburg 1672, ⁹1710; *(Gottholds) Siech- und Siegesbette*, Magdeburg 1680.

³⁰² Vgl. H. MÜLLER, *Seelsorge und Tröstung* (2002), S. 66f.

³⁰³ Ebd., S. 67.

³⁰⁴ Samuel SCHMID, *Lob- Trost- und Danck-Rede ...*, [Helmstedt/Magdeburg 1694], Bl. Q1r.

³⁰⁵ Zitiert nach H. MÜLLER, *Seelsorge und Tröstung* (2002), S. 67.

³⁰⁶ Vgl. dazu WALLMANN, *Johann Arndt und die protestantische Frömmigkeit* (1984).

fung mit weltlichen Dingen herstellen, so dass sich der *liber naturae* und die innergesellschaftlichen Problemlagen des Gemeinwesens ebenso als Universalhorizonte des scriverschen Denkens bezeichnen lassen. Scriver verbindet in seiner Erbauungsliteratur die geistige Meditation und Läuterung auf spezifische Weise mit einem vielfältigen körperlichen In-der-Welt-sein, dessen Präsenz nicht eliminiert, sondern seinerseits in den Heilsplan der Vereinigung der Seele mit Gott einbezogen wird. In diesem Sinne nimmt Scriver – ganz analog zu den besprochenen poetologischen Konzeptionen – eine vermittelnde Position ein, die in einem strikten christlichen Ethos gründet.

Aufgrund der besonderen Affizierung und Formatierung der Magdeburger Erbauungsliteratur durch die praktischen Erfordernisse der Kriegs- und Nachkriegszeit kann Scrivers Hauptwerk, der *Seelen-Schatz*, nur schwerlich als dogmatisches Lehrbuch beansprucht werden. Ihm eignet vielmehr durchgängig ein subjektivierendes und im eigentlichen Sinne speziell gemeindepädagogisches Interesse – eine Umstand, der auch für die erstaunliche Diskrepanz zwischen enormer zeitgenössischer Wirkung der scriverschen Werke und ihrer dis dato spärlichen wissenschaftlichen Rezeption verantwortlich ist. Die situative Formatierung der Magdeburger Erbauungsliteratur lässt sich auch im Blick auf spezielle theologische Arbeitsgebiete wie etwa die seelsorgerliche Kinder- und Jugendarbeit aufweisen. Bereits in Stendal hatte Scriver versucht, die nach dem Dreißigjährigen Krieg vernachlässigte religiöse Unterweisung von Kindern und Jugendlichen durch leitmotivische Katechismuspredigten wieder in Gang zu bringen und der sittlichen Verrohung insbesondere der jungen Menschen entgegenzuwirken.³⁰⁷ Das Vorhaben deckt sich mit den Bemühungen des Magdeburger Bürgermeisters Stephan Lentke, der 1658 auf Veranlassung des Seniors des Magdeburger geistlichen Ministeriums Johann Böttiger beim Magdeburger Rat für die Einführung von regelmäßigen Kinder- und Jugendkatechisationen nach dem Katechismus Luthers warb. Nach langwierigen Verhandlungen zwischen Magdeburger Rat und Geistlichem Ministerium fanden sie jedoch erst ab 1678 regelmäßig jeweils am Sonntag statt.³⁰⁸

Im Blick auf das religiöse Feld, das sich in Magdeburg zwischen 1631 und 1690 herausgebildet hat, lässt sich bestätigen, was Hans Leube bereits 1924 wegweisend als revidiertes Bild der lutherischen Orthodoxie im 17. Jahrhundert formuliert hat.³⁰⁹ Die Dominanz der lutherischen Orthodoxie in Magdeburg war keineswegs mit einseitigen konservativen Positionsnahmen der theologischen Akteure verbunden. Vielmehr zeigen die Beispiele Böttigers und Scrivers, dass innerhalb des religiösen Feldes unter dem Einfluss einer zeitspezifischen Dynamik gesellschaftlicher Veränderungen eine fruchtbare Symbiose von traditions- und autoritätsgestützter theologischer Lehre mit den Erfordernissen einer gegenwartsbezogenen religiösen Erbauung möglich war. Sie spiegelt sich in einem weiten Spektrum theologischer Haltungen, die sich in Magdeburg in polarisierenden Kontroversen profiliert haben. Konkretes Bemühen um innerkirchliche Selbstkritik war dabei vor allem den frömmigkeitlichen Bestrebungen eigen, die gegen den inner- und außerkirchlichen Separatismus der ultraorthodoxen Opponenten allerdings nur subversiv im Vollzug divergierender Seelsorgepraxen auftrat. Insbesondere Scrivers Wirken in Magdeburg führte zu signifikanten Anpassungsleistungen der Seelsorge an die veränderten Bedürfnisse der Gemeindemitglieder. Das administrative Bemühen des Magdeburger Rates und des Landesregimentes um kirchliche Reformen zwischen 1631 und 1690 hat dagegen die innerkonfessionellen Veränderungen nurmehr zögerlich begleitet und blieb für die Modifikation des religiösen Feldes von äußerlicher Bedeutung.

³⁰⁷ Christian SCRIVER, *Chrysologia Catechetica, oder Gold-Predigten* ..., Magdeburg 1659.

³⁰⁸ Vgl. A. FUNK, *Kirchenhistorische Mittheilungen* (1842), S. 256f.

³⁰⁹ LEUBE, *Reformideen in der deutschen lutherischen Orthodoxie* (1924), besonders S. 36ff.

3.3.3 Schulwesen und pädagogische Arbeitsfelder

Auch die Restitution des städtischen Schulwesens in Magdeburg nach der Zerstörung³¹⁰ war anfänglich von gravierenden Problemen begleitet. Das vormalige Gebäude der Stadtschule war 1631 stärker beschädigt worden, so dass der erste Unterricht ab 1634 durch zwei nach Magdeburg zurückgekehrte Lehrer in behelfsmäßigen Räumen am Neuen Markt erteilt werden musste. 1635 bezog man Räume im Augustinerkloster und konnte erst 1638 wieder den teilweise hergerichteten alten Standort im Franziskanerkloster beziehen. Mit der vermehrten Rückkehr ehemaliger Magdeburger Mitte der 1640er Jahre wurde auch die Stadtschule allmählich stärker frequentiert und wurde deshalb nach dem Vorbild ihrer vormaligen Einrichtung weiter ausgebaut. Die vollständige Renovierung des Franziskanerklosters beanspruchte mehrere Jahrzehnte. Erst 1674 war sie so weit fortgeschritten, dass die angestellten Lehrer ihre Dienstwohnungen im Schulgebäude beziehen konnten.

Auch die finanziellen Mittel der Stadtschule waren lange Zeit begrenzt, weil die vertraglich festgelegten Beiträge der Handwerkerinnungen und Kirchengemeinden zum Schulbetrieb nicht mehr gezahlt wurden und nach 1655 erst mühsam durch das Magdeburger Scholarchat unter Leitung Otto von Guericke gerichtlich erstritten werden mussten. Guericke's Ziel bestand u.a. darin, die kärgliche Besoldung der Lehrer aufzubessern, die sich mit Nebentätigkeiten zusätzliche Verdienste schaffen mussten. Wohl auch aufgrund fehlender finanzieller Mittel wurde der erste Rektor der Stadtschule erst 1643 ordentlich bestellt, jedoch sogleich wieder für mehr als zwei Jahre zur Durchführung von Kollekten für den Wiederaufbau der Magdeburger Altstadtkirchen ins Ausland geschickt. Die finanzielle Situation der Schule besserte sich erst, nachdem die restituierten Handwerkerinnungen ab 1663 nach und nach wieder ihren Zahlungsverpflichtungen nachkamen.

Es ist anzunehmen, dass die Schülerzahl des Altstädtischen Gymnasiums – über die keine verlässlichen Zahlen vorliegen – bis etwa 1675 proportional zur Einwohnerzahl gestiegen ist, da die Magdeburger Bürger keine alternative höhere Bildungsanstalt frequentieren konnten. Durch die zwangsläufige „Hebung“ der Schule waren 1659 neben dem amtierenden Rektor fünf Lehrer am Altstädtischen Gymnasium angestellt. 1666 waren es bereits sieben und 1677 acht Lehrer, die in acht Klassen Unterricht erteilten. Allerdings hatte der Magdeburger Rat bei der Personalentscheidungen keinen durchschlagenden Erfolg. Herausragende pädagogische Qualitäten hat keiner der Magdeburger Schulmänner erkennen lassen. Rektor Daniel Clasen (1648-60) musste 1659 vom Dienst suspendiert werden, nachdem er als juristischer Interessenvertreter der Gewandschneiderinnung in ehrenrühriger Weise gegen das Magdeburger Scholarchat aufgetreten war. Rektor Anton Werner Cuno (1671-1707) wurde 1674 aufgrund „der großen manquementes ... in graeca et latina litteratura, in lingua teutonica, in disciplinis instrumentalibus, in facultate didactica, ratione debitae diligentiae“³¹¹ und weiterer charakterlicher Schwächen beim Magdeburger Rat verklagt und darauf hin entlassen. Cuno erstritt jedoch in langjährigen Verfahren vor dem Wiener Kammergericht seine Rehabilitierung und wurde 1679 nach einem Vergleich wieder ins Amt eingesetzt. Zudem wird wiederholt über große Uneinigkeit unter der Lehrerschaft, über langwierige Streitereien und Missgunst berichtet. Ob unter diesen Umständen neben dem quantitativen Zuwachs tatsächlich auch von einem qualitativen Aufschwung der Schulausbildung und von einem „bedeutenden Ansehen“³¹² ausgegangen werden kann, das die Schule Ende des 17. Jahrhunderts erlangt haben soll, muss nach den vorliegenden Nachrichten zumindest zweifelhaft bleiben.

³¹⁰ Zu den folgenden Ausführungen vgl. HOLSTEIN, *Beiträge zur Geschichte des Altstädtischen Gymnasiums* (1868), S. 516-531; HERTEL/HÜLSSE, *Hoffmann's Geschichte der Stadt Magdeburg*, Bd. 2 (1885), S. 324-328; MAYRHOFER, *Zum Bildungsideal des Barockzeitalters* (2003), S. 27-40.

³¹¹ Zitiert nach HOLSTEIN, *Beiträge zur Geschichte des Altstädtischen Gymnasiums* (1868), S. 524.

³¹² MAYRHOFER, *Die früheste protestantische Stadtschule Europas* (2005), S. 353.

Auch vor dem Hintergrund einer sich im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts ausdifferenzierenden Magdeburger Schullandschaft muss die Leistungsfähigkeit des Altstädtischen Gymnasiums kritisch betrachtet werden. Nach dem faktischen Übergang der Stadt an Kurbrandenburg ließ sich das städtische Schulmonopol auf Dauer nicht aufrecht erhalten. Bereits 1667 wurde – anlässlich der Hundertjahrfeier der ersten evangelischen Predigt im Dom – eine neue evangelische Domschule eingerichtet,³¹³ die zunächst als einklassige Elementarschule betrieben, jedoch auf Veranlassung des Domkapitels 1676 zur dreiklassigen Lateinschule erweitert wurde, um zunächst den Söhnen der Domherren eine voruniversitäre Ausbildung zu bieten. Trotz Interventionen des Magdeburger Scholarchats erhielt diese Schule schnell größeren Zulauf und verteilte bereits 1680 die Schüler auf vier Klassen, die von vier Lehrern unterrichtet wurden. Infolge der einbrechenden Pest ruhte zwar der offizielle Schulbetrieb der Domschule von 1680 bis 1686. Die Bildungsanstalt wiedereröffnete jedoch anschließend als konservative Gelehrtenschule, in der die Schüler in der Prima „völlig zur lateinischen und griechischen Sprache nach den autoribus classicis“ und „zum anfang der hebräischen“ angewiesen, aber auch in „Logica, Rhetorica, oratoria, geographia, Historia, insonderheit Theologia“³¹⁴ unterrichtet wurden. Eine weitere Konkurrenz erwuchs dem Altstädtischen Gymnasium ebenfalls 1686 vor den Toren der Stadt im säkularisierten Kloster Berge. Dort waren bereits seit 1660 auf Veranlassung der Landstände mehrere Kostknaben zur Erziehung aufgenommen worden. Mit dem Amtsantritt des Klosterabtes Simon Friedrich Wolffhardt erfolgte jedoch 1686 eine Umwandlung der Klosterverfassung, die den Konventualen den Auftrag erteilte, sich künftig ausschließlich der Erziehung der Schüler zu widmen. Auch in Kloster Berge wurde daraufhin ein Pädagogium mit gymnasialer Fächerbreite eingerichtet, das sich als schnell als regionale Bildungsanstalt etablierte.³¹⁵ Noch unter kurbrandenburgischer Ägide begannen weitere höhere Bildungsanstalten im Magdeburger Stadtgebiet mit dem Lehrbetrieb: 1695 die Lateinschule der Pfälzer Kolonie und 1698 das Pädagogium am Kloster Unser Lieben Frauen. Die Konflikte, die sich ab 1676 aus der städtischen Schulrivalität zwischen dem Magdeburger Rat und dem Domkapitel entspannen, führten für das Altstädtische Gymnasium nicht nur zum Verlust von Schülern, sondern auch von Unterhaltsgeldern, die u.a. das Domkapitel gezahlt hatte. Der Magdeburger Rat versuchte der nachteiligen Entwicklung der Stadtschule entgegenzusteuern, indem er den Bürgern der Altstadt wiederholt untersagte, ihre Kinder auf die Domschule zu geben. Mit der offiziellen Aufhebung dieses Schulzwanges 1689 durch ein kurfürstliches Reskript zeichnet sich indessen auch hier ein Umbruch in der institutionell gestützten Entfaltung kultureller Verhältnisse in Magdeburg ab. Mit der schrittweisen Pluralisierung der lokalen Schullandschaft – basierend auf kulturpolitischen Motiven – wurde die Umstellung der binnenstädtischen Bildungsautonomie auf die Erfordernisse des kurbrandenburgischen Staates betrieben – insbesondere im Blick auf den erhöhten Bedarf von qualifizierten Zöglingen für die Modernisierung der Verwaltung und seine wirtschaftliche Reorganisation.

Das Magdeburger Schulwesens situierte sich nach 1631 im Spannungsfeld von differenten Ansprüchen und Zielen des Magdeburger Rates, des kursächsischen Administrators und der brandenburgischen Landesregierung und bot deshalb im Ganzen wenig Raum für eine eigenständige und signifikante Strukturbildungen. Die Dauerstressierungen des pädagogischen Feldes – erzeugt durch intensive institutionelle Verflechtungen und Beanspruchungen des lokalen Schulwesens – haben, so scheint es, individuellen Initiativen keinen Entfaltungsspielraum gestattet. Subversive Potentiale, die für die Aktivierung innovativer kultureller Transferleistungen unerlässlich sind, wurden stark durch administrative Regelungen kanalisiert. Das pädagogische Profil des Altstädtischen Gymnasiums in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist deshalb allenfalls aus den spärlich überlieferten Schulgesetzen näher zu umreißen. Über

³¹³ Vgl. dazu BORCHERT, *Gründung und Ausbau der evangelischen Domschule zu Magdeburg* (1926), S. 40ff.

³¹⁴ Zitiert nach ebd., S. 71.

³¹⁵ Vgl. HOLSTEIN, *Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Berge* (1886), S. 11ff.

deren wirksame Umsetzung und über die Effizienz des Unterrichtes sind dagegen kaum angemessene Aussagen zu treffen. Die Restitution des geregelten Schulunterrichts orientierte sich in seinen Rahmenbedingungen und seiner inneren Gliederung im Wesentlichen am Status der Magdeburger Schule vor der Zerstörung der Elbestadt. Bemerkenswert bleibt dabei, dass der enge lokale Konnex von schulischer Ausbildung und religiöser Erziehung – basierend auf der kalkulierten Interessengemeinschaft von politischer Lenkung und religiöser Stabilisierung des lokalen Gemeinwesens – in Magdeburg allerdings schon vor 1631 zum Scheitern eines schulischen Reformversuchs von Wolfgang Ratke geführt hat. Ratke stützte sich bei seinem zwischen 1620 und 1622 durchgeführten Magdeburger ‚Experiment‘ auf Grundsätze einer Realpädagogik, die die Reform des zeitgenössischen Schulwesens als Teil eines erwarteten gesamtgesellschaftlichen und nationalen Wandlungsprozesses interpretierten. In diesem Sinne legte er 1612 dem Frankfurter Reichstag ein *Memoriale* vor, in dem er nicht weniger als eine universelle Anleitung anbot, „wie Im Gantzen Reich, ein einträchtige Sprach, ein einträchtige Regierung, vnd Endlich Auch ein einträchtige Religion, bequemlich ein zuführen, und friedlich zuerhalten sey“.³¹⁶ Ein maßgebliches Kriterium Ratkes für ein reformierendes Eingreifen in bestehende gesellschaftliche Zusammenhänge bestand in der stringenten Konzentration auf die Arbeit an und mit der deutschen Sprache. Er betrachtete das gegen gesellschaftliche Übergriffe weitgehend immunisierte Sprachfeld nicht nur als prinzipiellen Konvergenzraum, in dem durch vorgreifende intellektuelle Handlungen reale gesellschaftliche Problemlagen künftig aufzulösen wären. Am Leitfaden einer stringenten gesellschaftlichen Sprachpragmatik, der von ihm propagierten neuen *Didactica oder LehrKunst* (Frankfurt/Main 1613), suchte Ratke zugleich das innovative Potential der deutschen Sprache in ihrer katalysatorischen Funktionalität für die Verbesserung gesellschaftlicher Realzustände sichtbar zu machen. In diesem Sinne betrachtete Ratke die deutsche Sprache konsequent als praktisches Instrument der menschlichen Ratio, mit dessen Hilfe eine stringenter und effizientere gesellschaftliche Kommunikation zur Produktion und Vermittlung von Kenntnissen und Einsichten möglich würde. Seine Berücksichtigung politisch-ökonomischer Kriterien legte dabei zwangsläufig eine Entkopplung der pädagogischen Methodik vom tradierten gesellschaftlichen Rezeptionskanon und d.h. auch eine Abkehr von Lektüre und Studium religiöser Schriften nahe, die auch in Magdeburg auf wenig Gegenliebe stieß. Vertreter der Magdeburger lutherischen Orthodoxie verhinderten – in harscher Auseinandersetzung mit Befürwortern Ratkes – eine Berufung des Reformpädagogen zum Rektor des Altstädtischen Gymnasiums.³¹⁷

Die enge Kopplung von pädagogischer und religiöser Praxis wurde auch nach 1631 im Sinne einer multifunktionalen Unterweisung konstitutives Element des Magdeburger Schulwesens. Als höhere Bildungsanstalt verstand sich das Altstädtische Gymnasium konsequent aus seiner Aufgabe als personellem Präparator und Zubringer zum universitären Bildungsbereich, richtete sich also in ihren praktischen Bestimmungen vor Ort sowohl an den formalen Erfordernissen der Universitäten als auch an den lokalen Bildungsbedürfnissen aus. Die 1675 als höhere Bildungseinrichtung gegründete Domschule restituierte in diesem Sinne unter der Federführung des Magdeburger Domkapitels die konservative Bildungspolitik älterer Gelehrtenschulen, die auf die zeitgenössische Öffnung der wissenschaftlichen Forschung in Richtung auf naturwissenschaftliche und gesellschaftspraktische Kenntnisse mit einer durchgängigen und gezielten Rethologisierung und Relatinisierung des Unterrichtes antwortete.³¹⁸ Im Grunde wurden Magdeburger Bildungseinrichtungen ab 1631 nach bewährten frühneuzeitlichen Funktionsmustern wiederhergestellt,³¹⁹ wobei lediglich deren Wirkungsgrad den zeitgenössischen Erfordernissen anzupassen war. Magdeburgs höhere Schulen blieben als städtische Institutionen gerade in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit allen an ihr beteiligten Personalien fest in den Pflichtenkreis des lokalen

³¹⁶ Zitiert nach Wolfgang RATKE, *Die neue Lehrart. Pädagogische Schriften* (ed. G. Hohendorf), Berlin 1957, S. 101.

³¹⁷ Zur Magdeburger Episode vgl. die neuere Arbeit von KORDES, *Wolfgang Ratke* (1999).

³¹⁸ BORCHERT, *Gründung und Ausbau der evangelischen Domschule zu Magdeburg* (1926), S. 70f.

³¹⁹ Vgl. dazu KLEINSCHMIDT, *Stadt und Literatur* (1982), S. 143-147.

Gemeinwesens eingebunden und seinen politisch-ethisch-moralischen Grundanschauungen verpflichtet. Bildungspflege wurde ausschließlich deshalb betrieben, um der Ehre und des Nutzen des städtischen Gemeinwesens Vorschub zu leisten. Die Leitfunktion des Magdeburger Rates mündete in einen autoritär gehandhabten Verfügungsanspruch im Interesse der Stabilisierung des städtischen Sozialsystems. In der Regel wurde der erfolgreich ausgebildete Schüler durch Amtsübernahme in die sozialen Praxen der Stadt integriert – auch deshalb, weil seine Ausbildung und seine Sozialkonventionen den gemeinschaftlichen Bedürfnissen nach relativer Homogenisierung des gesellschaftlichen Binnenfeldes entsprach. Von ihr erwarteten stadtgesehliche Handlungskollektive eine optimale Funktionalisierung des Gemeinwesens und der gesellschaftlichen Öffentlichkeit.

Die aufgezeigten restaurativen Tendenzen und Orientierungen innerhalb des Magdeburger Schulwesens geben dennoch Anlass für eine aufschlussreiche Kontrastierung der örtlichen Verhältnisse mit den Maßgaben landesherrlicher Schulpolitik. 1656 hatte der Administrator des Erzstiftes Magdeburg eine – auch in Magdeburg durchgeführte – Kirchen- und Schulvisitation in Auftrag gegeben, die insbesondere in der schulischen Praxis gravierende Missstände aufdeckte. Auf der Basis der Visitationsergebnisse wurde – in Abstimmung mit dem Magdeburger Domkapitel, den gesamten Landständen, Prälaten, der Ritterschaft und den Städten – die Erarbeitung einer neuen Schulordnung für Gelehrten- und Elementarschulen in Auftrag gegeben, um auf administrativem Wege eine durchgreifende Reorganisation des erzstiftischen Schulwesens anzubahnen. Diese 1658 erlassene Schulordnung trug vor allem dem Umstand Rechnung, dass die meisten Unterrichtsanstalten nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges nicht mehr in der Lage waren, „taugliche und qualificirte Subjecta“ zu erzeugen, „welche bei geist- und weltlichen Ämtern nützlich zu gebrauchen“³²⁰ seien. Als ursächlich dafür wurde der Umstand angesehen, dass in den Schulen „keine gewisse Ordnung noch Methodus informandi verhanden, wonach sowohl die Praeceptores als Discipuli sich richten und achten können.“³²¹ Neben entsprechenden Vorschriften, die die Einrichtung der Schulen, des Unterrichts sowie der Pflichten und Besoldung der Lehrer regelten, enthält die Magdeburgische Schulordnung deshalb auch umfangreiche methodische Anweisungen, die in diesem Zusammenhang besondere Aufmerksamkeit verdienen. Denn der vorgestellte „Methodus informandi“ erstreckt sich auf die menschliche Erkenntnisfähigkeit, die gleichermaßen auf die „certitudo et veritas ex libro Naturae et Scripturae“ gerichtet ist, so dass das menschlich Wissbare einerseits auf „Gottes unfehlbares Wort“, andererseits „auf gute, tüchtige und bewährte Fundamenta der gesunden Vernunft“³²² zu gründen sei. Bemerkenswert ist nun, dass die weitreichenden Folgerungen dieser Einteilung für die methodisch-didaktische Einrichtung des Schulunterrichtes nicht nur von reformpädagogischen Ideen des Johann Amos Comenius durchdrungen sind, sondern mehrfach direkten Bezug auf ihn nehmen. Dies betrifft nicht nur die konsequente Empfehlung der „Mutter-Schule oder Hauß-Zucht“ für Kinder bis zum sechsten Lebensjahr, die mit einem Hinweis auf Comenius' *Informatorium der Mutter-Schul* (Lissa 1633) gekoppelt wird.³²³ Dies betrifft auch und im Besonderen die zu diesem Zeitpunkt singuläre administrative Vorschrift der Verwendung des *Orbis sensualium pictus* (Nürnberg 1658) im erzstiftischen Schulunterricht. Der Band war nur einige Monate vor der Fertigstellung der Magdeburgischen Schulordnung, die am 14. Oktober 1658 erlassen wurde, in Nürnberg erschienen, so dass hier in der Tat ein unmittelbarer und ungewöhnlich schneller Reflex auf eine der wirkungsreichsten pädagogischen Publikationen des 17. Jahrhunderts vorliegt.³²⁴

³²⁰ Zitiert nach VORMBAUM, *Die evangelischen Schulordnungen des siebzehnten Jahrhunderts* (1863), S. 486-519, hier: S. 488.

³²¹ Ebd., S. 487.

³²² Ebd., S. 504.

³²³ Ebd., S. 512/513.

³²⁴ In den Ausführungen zum Methodus informandi der Magdeburgischen Schulordnung wird wiederholt auch auf Johannes Olearius' *Geistliche/ So wol der zarten Jugend/ als den Verständigern nothwendige Gedenck-Kunst*, Halle 1656 zum methodischen Gebrauch verwiesen. Olearius (1611-1684) wirkte seit 1643 als Oberhofprediger des erzstiftlichen Administrators August von Sachsen-Weißenfels in Halle. Er stand der Reformorthodoxie nahe und pflegte später auch freundschaftliche Kontakte zu Spener. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Olearius substanti-

Im Blick auf die bezeichnete Zweiteilung der Wissensgebiete schreibt die Magdeburgische Schulordnung zur Erzielung erster kindlicher Erkenntnisse des *Liber naturae* vor, „insonderheit des Comenii Orbis sensualium pictus anzuwenden, also, dass man zum wenigsten in jeder Schule ein exemplar desselben habe, und allen und jeden Knaben, ehe sie anheben die lateinische Sprache zu lernen, [...], die Generalia aus dem Anfang und Ende, item die Capita von Gott und seinen Wercken, von Tugend und Lastern teutsch zum öfftern vorlese“.³²⁵ Konsequenter und unmissverständlich wird im Blick auf das anschließende Erlernen der lateinischen Sprache auch auf die begleitende und unterstützende Verwendung von weiteren Comenius-Werken wie der *Janua Linguarum Reserta* (Lissa 1631) und des *Eruditionis Scholasticae Atrium* (Patakini 1652) im vorbereitenden Privatstudium gedrungen. Die Konzeption der Magdeburgischen Schulordnung folgte auch hierin der Intention des Comenius, der den *Orbis sensualium pictus*, das *Atrium*, das *Janua Linguarum Resertae Aureae Vestibulum* (Lissa 1633) und die *Janua Linguarum Reserta* für die sequenzielle Verwendung innerhalb und außerhalb des Schulunterrichts konzipiert hatte. Im Blick auf den lokalen Hintergrund sei in diesem Zusammenhang auch erwähnt, dass die Magdeburgische Schulordnung, was die ersten Erkenntnisse des *liber Scripturae* anlangt, den Gebrauch von Sigismund Evenius' *Christlicher Gottseeliger Bilder-Schule* (Jena 1636) vorsah. Auch Evenius gehört in den Umkreis der frühen lokalen Comenius-Rezeption. Er war von 1622 bis zum Mai 1631 Rektor des Magdeburger Altstädtischen Domgymnasiums und wirkte nach seiner Flucht aus der Elbestadt bis zu seinem Tod 1639 in Reval, Halberstadt, Regensburg und Weimar. Offenbar stand er sowohl mit seinem designierten Amtsvorgänger Ratke als auch mit Comenius in engerer Verbindung und gilt als Vermittler ihrer schulreformerischen Grundsätze, die er federführend in die Ausarbeitung von pädagogischen Reformideen zum Schulwesen des Herzogtums Weimar einbrachte.³²⁶

Erstaunlich genug ist, dass die Magdeburgische Schulordnung von 1658 – über den direkten Bezug auf Comenius-Schriften hinaus – sowohl in ihrem vierstufigen, jeweils sechs Lebensjahre umfassenden Schulorganisationsplan, als auch in der unterschiedlosen Anwendung des gesamten *Methodus informandi* auf alle Schulen deutlich von schulpädagogischen Idealvorstellungen des Comenius inspiriert war.³²⁷ Bereits die Grundmotivation der Magdeburgischen Schulordnung, gewisse Ordnungsvorschriften mit einem „Methodus informandi“ zu verknüpfen, trägt deutliche Spuren einer direkten Anregung durch Comenius vierbändige *Opera didactica omnia* (Amsterdam 1657), in denen dieser sich an verschiedenen Stellen wiederholt über die Trägheit der vorfindlichen Schulpraxen geäußert hatte.³²⁸ Auch die administrative Wendung auf die reformpädagogische Ebene, insbesondere auf das strikte Primat der Beobachtung von Realia, die von den Schülern vor ihrer sprachlich komplexen Vermittlung aus den Sinnen geschöpft werden sollen, überrascht durch ihre Konsequenz. Der Gebrauch bildlicher Darstellungen sollte dabei vor allem „unzeitiges unverständliches und überhäuftes Auswendiglernen“³²⁹ vermeiden. Die mit Comenius verbundene pädagogische Referenz an die naturwissenschaftliche Wende und Erkenntniskritik des frühen 17. Jahrhunderts, die in aller Deutlichkeit bereits mit Francis Bacons *Advancement of Learning* thematisiert worden war, ist dagegen in der Magdeburgischen Schulordnung deutlich verhaltener interpretiert. Sie wird überall durch die theologische inspirierte Hierarchisierung der Bildungsinhalte zur Erlangung der wahren „Gottseligkeit“, „Frömmigkeit“ und „Geschicklichkeit“ abgedeckt, um einer subversiven Anwendung moderner naturwissenschaftlicher Erkenntnispotentiale – etwa im Blick auf eine avancierte Erkenntnis- und Gesellschaftskritik – entgegenzuwirken.³³⁰

ell an der Abfassung der Magdeburgischen Schulordnung von 1658 beteiligt war und dass die administrative Vermittlung der Lehrbücher des Comenius in den schulpraktischen Zusammenhang auf seine Initiative zurückgeht.

³²⁵ VORMBAUM, *Die evangelischen Schulordnungen des siebzehnten Jahrhunderts* (1863), S. 515.

³²⁶ Vgl. RACH, *Biographien zur deutschen Erziehungsgeschichte* (1968), S. 91f.

³²⁷ Vgl. GOLZ, *Aspekte der Comenius-Rezeption* (1996), S. 30f.

³²⁸ Vgl. hierzu Johann Amos COMENIUS, *Grosse Didaktik* (ed. Ahrbeck), Berlin 1957, S. 294.

³²⁹ VORMBAUM, *Die evangelischen Schulordnungen des siebzehnten Jahrhunderts* (1863), S. 515.

³³⁰ Ebd., S. 503.

Damit wurde zugleich die von Comenius intendierte, sinnhaft-gestufte und naturgemäße Ordnung der Lehrgegenstände (anorganische und organische Welt, menschliche Gesellschaft, Künste und Wissenschaften, Ethik und Religion) durch eine gegenläufige christliche Hierarchisierung konterkariert, die eher auf ältere Vorstellungen Wolfgang Ratkes zurückgreift. Dennoch bleibt für die Magdeburgische Schulordnung die pädagogische Favorisierung eines Lernens an der Evidenz des Natürlichen durch Rezeption von Bildwerken maßgeblich.

Im Blick auf die empfohlene Verwendung des *Orbis sensualium pictus* im Schulunterricht ergibt sich auch eine eindrucksvolle Parallele zu zeitgenössischen poetischen und poetologischen Ambitionen. Comenius hat sein schulpraktisches Werk ausdrücklich nach emblematischen Gesichtspunkten konzipiert. Den „Bildungen ... aller sehbaren Dinge (zu welchen auch die Unsichtbaren etlicher massen gezogen werden)“ werden sowohl „Benamungen“ als „über eine iede Figur gesetzte Obschriften oder Titel“ wie auch „Beschreibungen“ beigegeben, die als „Auslegungen der unterschiedlichen Stücke“³³¹ fungieren. Sein Ziel bestand in der Einrichtung eines thematisch gegliederten Lehrkompendiums, das als „wahrhaftiger Schauplatz der sichtbaren Welt“ fungieren und auf diese Weise auch einen innovativen Proberaum der „Verstand-Schulen“³³² abgeben sollte. Harsdörffers bildgestützte Sprachkreativität, die der poetisch ambitionierten Arbeit an der deutschen Muttersprache neue Wirkungs- und Entfaltungspotentiale verschaffen sollte, wird mit Comenius' *Orbis sensualium pictus* gleichsam in den Horizont innovativer gesellschaftspraktischer Anwendungen übersetzt.

Die Magdeburgische Schulordnung von 1658 bildet damit in ihrer Gesamtkonzeption nicht nur einen interessanten zeitgenössischen Kreuzungspunkt von aktivierten schulischen Reforminteressen und lokalen realschulischen Möglichkeiten in ihren jeweiligen gesamtgesellschaftlichen Verflechtungen und Abhängigkeiten. Sie verbindet zudem auf nahezu spielerische Weise gegenläufige theologische und pädagogische Konzeptionen zu einem neuen und eigenartigen Ganzen. Schon aufgrund dieser Tatsache ist nicht anzunehmen, dass eine adäquate Umsetzung der Reformideen des Comenius im lokalen schulischen Zusammenhang stattgefunden hat. Der Erlass der Schulordnung diente vor allem der administrativen Herstellung und Sicherung eines aussichtsreichen fiktionalen Entfaltungsrahmens zur künftigen flächendeckenden Entwicklung schulischer Verhältnisse, der zugleich ein geeignetes exekutives Werkzeuges für konkrete Verbesserungsmaßnahmen bereitstellte. Auch im Blick auf die lokalen Magdeburger Verhältnisse muss unentschieden bleiben, ob der angestrebte kulturelle Transfer stattgefunden und der administrative Impuls im Magdeburger Scholarchat und innerhalb des Altstädtischen Gymnasiums Wirkung gezeigt hat. Fest steht lediglich, dass der damalige Rektor des Gymnasiums Daniel Clasen Anfang 1659 einen Lektionenplan und Schulgesetze aufgezeichnet hat, die Mitte 1659 vom Magdeburger Rat eigens approbiert wurden. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden sie durch den Erlass der Magdeburgischen Schulordnung veranlasst, zeigen aber keine unmittelbaren Reflexe auf den empfohlenen „Methodus informandi“ und dessen reformpädagogische Inhalte. Es ist eher davon auszugehen, dass die bildungspolitische Weisung des Landesherrn in Magdeburg aus den oben erwähnten Gründen nicht in die Tat umgesetzt, sondern der innovative Impuls durch die Anwendung weitgehend konservativer Unterrichtsmethoden absorbiert wurde.

Auch über den dekretierten Gebrauch des *Orbis sensualium pictus* an Magdeburger Schulen lassen sich keine gesicherten Daten erheben. Ob das Werk tatsächlich nach 1658 angeschafft und bis 1690 im Unterricht verwendet wurde, muss offen bleiben. In den vormaligen Beständen der Magdeburger Stadtbibliothek ist lediglich ein Exemplar von Comenius' *Janua aurea quinque linguarum reserta* (Frankfurt/Main 1644) nachzuweisen.³³³ Statt dessen lassen sich auch hier starken Indizien für eine verzögerte

³³¹ Johann Amos COMENIUS, *Orbis sensualium pictus*, Nürnberg 1658, Bl. 6r (Vorrede).

³³² Ebd., Bl. 8v (Vorrede).

³³³ NEUBAUER, *Katalog der Städtischen Haupt-Bücherei in Magdeburg* (1905), S. 27.

Durchsetzung schulreformerischer Initiativen in lokalgesellschaftlichen Zusammenhängen finden. Es ist anzunehmen, dass das Werk des Johann Amos Comenius erst nach 1700 fundierten Eingang in die örtliche Schulpraxis gefunden hat. Einen indirekten Hinweis gibt die Tatsache ab, dass der Magdeburger Drucker Johann Daniel Müller den *Orbis sensualium pictus* im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts mehrfach aufgelegt hat. Nachweisbar sind bislang vier Ausgaben von 1706, 1709, 1714 und 1723,³³⁴ die in dieser Zeit auf eine verstärkte lokale Nachfrage und d.h. auf einen realen Gebrauchswert des Werkes in der Praxis schließen lassen. Ob es sich bei den Magdeburger Ausgaben um selbständige, von der preußischen Regierung sanktionierte Nachdrucke oder um Subsistenzgeschäfte des Magdeburger Druckers mit dem Nürnberger Verlagshaus Endter handelt, kann erst durch eine entsprechende Autopsie der Werke geklärt werden.

3.3.4 Buchdruck und Buchhandel als kulturelle Konvergenzräume

Eine Untersuchung des lokalen Druckerei- und Verlagswesens Magdeburgs besitzt im Blick auf die Herausbildung für politischer, religiöser, pädagogischer, naturwissenschaftlicher und poetisch-literarischer Diskursfelder eine zweifache Bedeutung. Zum einen läßt sich festhalten, dass Art und Umfang der lokalen Textproduktion die Entwicklung und den Status des Druckerei- und Verlagswesens vor Ort nachhaltig beeinflussten. Eine differenzierte Untersuchung der lokalen Textproduktion gibt folglich einen spezifischen Eindruck von den Proportionen und Reichweiten intellektueller Feldarbeit. Zum anderen wirkte die Arbeit von Druckereien und Verlagsbuchhandlungen selbst auf die Textproduktion der einzelnen Diskursfelder zurück, weil sie ihrerseits distributive Umschlagplätze für lokale und auswärtige Literatur bildeten, deren charakteristische Arbeitsweise das Rezeptionsverhalten von Buchkäufern und Lesern wesentlich mitbestimmte. Verlagsbuchhändler verlegten einheimische und auswärtige literarische Werke, die sie im Zuge eines regen Tauschhandels gegen gedruckte Ware anderer Firmen – meist im bargeldlosen Verkehr – einlösten.³³⁵ Sie besuchten zudem regelmäßig die Buchmessen in Frankfurt am Main und Leipzig und pflegten meist weitere Handelsbeziehungen in der näheren und weiteren Region. In diesem Sinne fungierten Verlagsbuchhandlungen auch als regulierende Schaltstellen für kulturelle Transferleistungen.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg konnte sich Frankfurt am Main zwar wieder als deutsches Buchhandelszentrum etablieren, verlor jedoch gegenüber Leipzig bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts auch für mitteldeutsche Verlagsbuchhändler und Sortimenten zunehmend an Attraktivität. Die Buchproduktion im deutschen Sprachraum – gemessen an den angezeigten Novitäten der Messekataloge in Frankfurt am Main und Leipzig – sank während des Dreißigjährigen Krieges rapide auf etwa zwei Fünftel der Vorkriegsproduktion und stabilisierte sich nach dem Friedensschluss von Münster und Osnabrück 1648 für längere Zeit bei etwa der Hälfte der vormaligen Novitätenanzahl.³³⁶ Während in Leipzig und Frankfurt am Main auch während der Kriegszeit regelmäßig Buchhandelsmessen abgehalten wurden, mussten die Kriegsereignisse und –auswirkungen gravierendere Folgen für das Buchdruck- und Buchhandelsgewerbe in Magdeburg haben.

Nur eine Magdeburger Druckerei überstand – eher durch glückliche Umstände – den Brand und die Plünderungen nach der Eroberung der Stadt durch kaiserliche Truppen im Mai 1631. Der Ratsdrucker Andreas Betzel³³⁷ hatte seine Druckwerkstätte vor der Erstürmung der Stadt im ehemaligen Augustiner-

³³⁴ Für die Ausgaben von 1706, 1714 und 1723 vgl. PILZ, *Die Ausgaben des Orbis Sensualium Pictus* (1967), S. 157, 165f., 179f. Die Ausgabe von 1709 hat HASSE, *Beiträge zur Geschichte der Magdeburger Buchdruckerkunst* (1940), S. 123 nachgewiesen.

³³⁵ Vgl. WITTMANN, *Geschichte des deutschen Buchhandels* (²1999), S. 82ff.

³³⁶ Ebd., S. 85.

³³⁷ Vgl. HASSE, *Beiträge zur Geschichte der Magdeburger Buchdruckerkunst* (1940), S. 67-89.

kloster untergebracht, wo sie mit dem Gebäude des Klosters selbst erhalten blieb. Sie war bereits seit 1630 die einzige Druckerei Magdeburgs, weil die größeren Konkurrenten Joachim Boel, Martin Rauscher und Wendelin Pohl ihre Offizinen aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen Lage zwischen 1623 und 1630 schließen mussten. Betzel selbst – seit 1605 in Magdeburg auf eigene Rechnung tätig – flüchtete nach Zerbst, richtete aber 1632 seine Magdeburger Werkstätte wieder ein und betrieb sie – zwischen der Elbestadt und Zerbst pendelnd – in bescheidenen Verhältnissen weiter. Unterstützt wurde Betzel etwa seit 1637 von dem aus einer Helmstedter Druckerfamilie stammenden Faktor und späteren Schwiegersohn Johann Müller (sen.), der die Magdeburger Druckerei seines Schwiegervaters 1646 in eigene Regie übernahm und sie langfristig wieder zu einem soliden Unternehmen ausbauen konnte. Die Betzelsche bzw. Müllersche Offizin blieb bis Anfang der 1690er Jahre die einzige Druckerei Magdeburgs.

Größere Schwierigkeiten stellten sich der Restitution des Sortiments- und Verlagsbuchhandels in Magdeburg entgegen. Auch zwanzig Jahre nach der Zerstörung der Stadt waren Verlagsbuchhandlungen als wichtigste Kunden von örtlichen Druckereien in Magdeburg nicht vorhanden. Samuel Scheibe, der den traditionsreichen Magdeburger Verlag von Johann Francke Ende der 1620er Jahre von dessen Erben übernommen hatte, wich 1631 nach Leipzig aus und firmierte dort bis 1643 noch unter „Johann Franckes Erben & Samuel Scheibe“. 1640 verlegte er seinen Wohnsitz endgültig nach Sachsen, da an eine Rückkehr nach Magdeburg nicht zu denken war. Sein Konkurrent Emmeran Kirchner – Spross einer seit 1550 in Magdeburg tätigen Familie von Druckern und Verlegern – betrieb ab 1636 sein Geschäft hauptsächlich in Braunschweig, wo er Verwandte besaß und mit ortsansässigen Druckereien kooperierte. Kirchner verlegte dort nur ein schmales Sortiment ehemaliger Magdeburger Erfolgstitel, z.B. das *Itinerarium Sacrae Sripturae* von Heinrich Bünting, die Predigtsammlungen von Philipp Hahn und die *Newe Keyser Chronik* von Michael Sachs, und firmierte wohl auch aus verlagsrechtlichen Gründen mit dem Titelblattzusatz „Buchhändler von Magdeburgk“, wo er 1651 auch wieder wohnte.³³⁸ Während sich die einzige städtische Druckerei bis 1646 auch durch Privilegien, Steuerbefreiungen und städtische Aufträge am Leben hielt, war ein buchhändlerisches Überleben in Magdeburg auch über das Ende des Dreißigjährigen Krieges hinaus nicht möglich. Zum einen bildete sich durch die nur allmählich fortschreitende Normalisierung der Lebensverhältnisse und den langwierigen Wiederaufbau der weitgehend wüst liegenden Stadt keine konstante und solvente Käuferschicht und Buchnachfrage heraus. Zum anderen fehlte es an Vertretern der vormaligen Bildungseliten, die jetzt weder als Käufer noch als Produzenten von Büchern in Erscheinung traten.

Es ist jedoch davon auszugehen, dass etwa ab 1640 reisende Sortimenter und sogenannte Auchbuchhändler wieder regelmäßig Magdeburg und die umliegende Region besuchten. Erst 1652 wurde von dem Magdeburger Buchhändler Christian Gerlach in Assoziation mit dem Helmstedter Fachkollegen Simon Beckenstein der erste Versuch unternommen, ein neues Verlags- und Buchhandelsgeschäft in Magdeburg zu etablieren. Trotz des Kompagniegeschäftes mit der Helmstedter Niederlassung scheint das Magdeburger Unternehmen nur bescheidene Ausdehnung und noch bescheideneren Erfolg gehabt zu haben. Gerlach löste die Magdeburger Niederlage bereits 1659 wieder auf und wechselte nach Helmstedt. Offenbar nutzte der berufsfremde Magdeburger Bürger Tobias Schröter (Schrödter) die entstandene Vakanz, um sich seinerseits im Verlagsbuchhandel zu versuchen. Schröter war ausgebildeter Notarius, handelte mit Büchern und war von 1659 bis 1666 auch als selbständiger Verleger in Magdeburg tätig. In diese Zeit fallen auch die Versuche auswärtiger Verlagsbuchhändler, sich in Magdeburg zu etablieren. Dies gilt zum einen für die Leipziger Verlagsbuchhandlung von Johann Clemens und Friedrich Berger, die 1655 als Verlagsbuchhandlung in Magdeburg präsent war. Und dies gilt zum anderen für die zugleich in Halle und Leipzig auftretende Verlagsbuchhandlung von Jacob Fick bzw. Ficke, die

³³⁸ FABER, *Die Faber'sche Buchdruckerei* (1897), S. 10.

1665 – anlässlich einer Neuauflage von Valentin Thilos *Pathologia Oratoria* – unter „Magdeburgi E Bibliopolio Fickiano“ firmierte und die offenbar in Beziehung zum Zeitungsgeschäft in Magdeburg stand.³³⁹ Beiden Versuchen, eine Buchhandlung in Magdeburg zu etablieren, war jedoch offenbar kein dauernder Erfolg beschieden.

Der professionelle Verlags- und Sortimentsbuchhandel fasste erst 1666 – fünfunddreißig Jahre nach der Zerstörung der Stadt – wieder in Magdeburg Fuß. Johann Lüderwald, Sohn eines Magdeburger Brauers, hatte 1657-1663 seine buchhändlerische Ausbildung in Leipzig absolviert³⁴⁰ und war anschließend als Handlungsdiener in Berlin und Leipzig tätig. Er kam im Sommer 1665 nach Magdeburg zurück und eröffnete hier noch im selben Jahr eine Buchhandlung. Mit dem Verlagsgeschäft begann er ein Jahr später, besuchte seit Ende der 1660er Jahre auch wieder regelmäßig die Buchmessen und band auf diese Weise die Stadt nach längerer Isolation wieder aktiv in den überregionalen Buchverkehr ein. Lüderwald und seine örtlicher Konkurrent Schröter vereinigten 1668 aus ökonomischen Gründen ihre Unternehmungen und erwarben eine gemeinsame städtische Konzession zum Betrieb des örtlichen Buchhandels auf zehn Jahre.³⁴¹ Darüber hinaus beantragte Lüderwald 1669 – gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Friedrich, der ebenfalls die Buchhandelslehre in Leipzig absolviert hatte – beim Administrator des Erzstiftes ein Buchhandelsprivileg für den Standort Magdeburg.³⁴² Das Unternehmen von Johann und Friedrich Lüderwald blieb – durch landesherrliche Privilegien geschützt – bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die einzige Verlagsbuchhandlung Magdeburgs.

Berücksichtigt man den Vorrang des bargeldlosen Tauschhandels eigener und fremder Ware im professionellen Buchhandel, wird die Wichtigkeit des regionalen Direktabsatzes von Büchern für das finanzielle Überleben buchhändlerischer Unternehmen in jener Zeit besonders deutlich. Eine solide Basis für eine erfolgreiche wirtschaftliche Tätigkeit des Lüderwaldschen Verlagsbuchhandlung in Magdeburg konnte folgerichtig erst dadurch gelegt werden, dass Johann Lüderwalds jüngerer Bruder Friedrich 1672 nach Helmstedt wechselte und dort ebenfalls eine Buchhandlung eröffnete, die fortan mit dem Magdeburger Unternehmen kooperierte. In der Folgezeit war Friedrich Lüderwald seinerseits nicht nur in Helmstedt, sondern auch im altmärkischen Gardelegen als Buchhändler tätig, während sein Bruder in Magdeburg spätestens ab 1685 auch als „Buchhändler in Magdeburg und Zerbst“ firmierte. Der planmäßige Aufbau flächendeckender regionaler Vertriebsstrukturen diente nicht nur der Erhöhung der Handelsumsätze im regionalen Einzugsgebiet, sondern auch der unternehmerischen Risikosteuerung. Zu diesen Maßnahmen gehörte mit Sicherheit auch das regelmäßige Beschicken regionaler Messen und Märkte in den umliegenden Landstädten, die im 17. Jahrhundert zumeist über keine eigene Buchhandlung verfügten.

Was den professionellen Tauschhandel eigenen Verlages gegen fremde Ware anlangt, zeigte das Verlagsgeschäft Johann Lüderwalds von Anfang an – also seit 1666 – deutliche Präferenzen für die Leipziger Messe. Die regelmäßige Zusammenarbeit mit Leipziger Druckern wie Johann Erich Hahn, Samuel Spörl, Christoph Fleischer, Johann Wittigau, Andreas Ball, Andreas Zeidler, Christian Michael und Johann Wilhelm Krüger, bei denen Lüderwald mehr als die Hälfte aller Verlagsprodukte herstellen ließ, scheint nicht allein durch die allgemein gute Druckqualität, sondern vor allem durch planmäßige Kostenersparnisse motiviert. Denn bei einer Produktion eigener Verlagserzeugnisse in Leipzig entfielen die aufwändigen Transportkosten vom Verlags- zum Messeort. Die Zusammenarbeit mit Druckern aus Frankfurt am Main (Balthasar Christoph Wust) ist dagegen verschwindend gering. Dass Johann Lüderwald darüber hinaus ausgedehnte Kontakte in die nähere und weitere Region unterhielt, wird an der

³³⁹ Vgl. unten.

³⁴⁰ Zum buchhändlerischen Werdegang von Johann Lüderwald vgl. LEIST, *Stammbuch der Lüderwalde* (1939), S. 43-45.

³⁴¹ STIEDA, *Entwicklung des Buchhandels in Magdeburg* (1928), S. 330. Lüderwald und Schröter scheinen bereits seit 1666 das Verlagsgeschäft gemeinsam betrieben zu haben, denn letzterer trat nach 1666 nur noch als Autor hervor.

³⁴² Abdruck des Gesuchs in LEIST, *Stammbuch der Lüderwalde* (1939), S. 150f.

Zusammenarbeit mit Druckern wie Johann Erasmus Hynitzsch (Halberstadt), Joachim Palm und Johann Ernst Betzel (Zerbst), Jacob Müller und Conrad Ernst (Helmstedt), Friedemann Hettstedt (Zeitz) und Samuel Krebs (Jena) und Joachim Reumann (Kiel) deutlich, bei der hauptsächlich die Nutzung von regionalen Standortvorteilen eine Rolle gespielt haben dürfte. Eine Auftragsvergabe an die Magdeburger Druckerei von Johann Müller (später Johann Daniel Müller) ist indessen nur in eingeschränktem Maße, nämlich für jene Drucke wahrscheinlich zu machen, die nicht für den Messehandel vorgesehen waren.

Das 1669 beantragte landesherrliche Handelsprivileg für Johann und Friedrich Lüderwald ist indessen aufschlussreich für die Magdeburger Buchhandelssituation in dieser Zeit. Mag auch die Behauptung, dass „alhier in Magdeburg fast alle Handthierung, insonderheit der Buchhandel also gar darnieder lieget, dass man sich kümmerlich und fast garnicht mehr darvon erhalten kann“, ³⁴³ im Blick auf das angestrebte Ziel der Eingabe etwas überspitzt erscheinen, so geben die im Anschluss genauer skizzierten Probleme des Buchhandels doch ein vollständiges und realistisches Bild der Lage. Nachteilig wirkten sich zum einen das Missverhältnis von hohen Investitionen und örtlicher Produktnachfrage auf niedrigem Niveau aus, da „man doch allerhandt köstliche und sehr teure Bücher, wornach doch gar langsam gefraget, mit grossen Unkosten verschaffen und haben muß.“ Zum anderen schmälerte die inner- und außerstädtische Konkurrenz den Ertrag auf unzulässige Weise, weil „fremde Buchführer außerhalb denen ordinarien Jahrmärckten anhero kommen, ihre Bücher hier und dar anbieten, die Landtkarten und Kupfferstücken durch die Stadt verstecken, wie auch hiesiger Buchdrucker mit allerhandt rohen, von ihm auf seine Kosten nicht gedruckten Materien undt theils Buchbindere dergleichen an sich kauffen, dieselbe nach ihren Belieben verhandeln und alßo unsere Nahrung, worvon wir doch leben undt alle Verpflicht abtragen müssen, gänzlich hinweg und ungebührlich entziehen.“ Allein durch eine gezielte landesherrliche Privilegierung ihres Unternehmens war es den Magdeburger Buchhändlern möglich, einen nach dem Krieg entstandenen handelsrechtsfreien Raum, der von Druckern, Buchbindern, fliegenden Händlern, Kupferstechern und anderen Kleingewerbetreibenden für Nebengeschäfte genutzt wurde, wieder justiziabel zu regulieren. Durch die professionelle Verknüpfung von regionaler Marktsondierung und lokaler Einschränkung der Konkurrenz sowie durch den Aufbau von regionalen und überregionalen Handelskontakten gelang Lüderwald offenbar, was seinen Vorgängern um „guter Bücher Anschaffungs willen“ nicht geglückt war.

Zum Erfolgsrezept des Magdeburger Verlagsbuchhändlers Lüderwald trug auch eine angemessene Mischung des Eigenverlags bei, der nicht nur – wie bei Lüderwalds Vorgängern Gerlach und Schröter – akademische Literatur, sondern bald auch Werke lokaler und regionaler Provenienz umfasste. Die in Magdeburg verlegte akademische Literatur scheint hauptsächlich über Lüderwalds Helmstedter Niederlassung und eigene Leipziger Kontakte eingeworben worden zu sein. Beziehungen zu Autoren aus dem universitären Umfeld Helmstedts waren anfänglich wichtige Impulsgeber für die Verlagskultur des Lüderwaldschen Unternehmens, das sich dadurch die Konkurrenzfähigkeit auf dem Gesamtbuchmarkt zu sichern suchte. Im Blick auf die Entwicklung der Verlagsproduktion bis 1695 läßt sich jedoch zugleich ein tiefgreifender Wandlungsprozess nachzeichnen. Denn durch die verlegerische Tätigkeit Lüderwalds wurden erstmals nach der Zerstörung der Elbestadt 1631 auch wieder literarische Werke der Magdeburger Bildungselite überregional vertrieben und rezipiert. Ihre Vertreter setzten sich schnell gegen die auswärtigen Autoren durch und dominierten das Verlagsgeschäft Lüderwalds.

Vor diesem Hintergrund erstaunt nicht, dass von den bislang eruierten 130 Verlagswerken, die Lüderwald und Lüderwalds Erben zwischen 1666 und 1695 herausbrachten, ein Großteil (63,2 Prozent) auf den Bereich des theologischen Schrifttums entfiel. Dem gegenüber blieben klassische Textsorten weit zurück: Titel aus den Bereichen Recht (12,3 Prozent), Geschichte/Naturkunde (6,9 Prozent) und

³⁴³ Zitiert hier wie im Folgenden nach LEIST, *Stammbuch der Lüderwalde* (1939), S. 150f.

Medizin (6,1 Prozent) machten zusammen nur etwa 25 Prozent der Verlagstätigkeit aus. Arbeiten aus den Bereichen Schulwesen und Sprachunterricht (3,1 Prozent) und der Lokalgeschichte (3,1 Prozent) bildeten ebenso randständige Absatzgebiete wie Politik und Verwaltung (2,3 Prozent), philologische und altertumskundliche Werke (jeweils 2,3 Prozent) sowie ökonomische Texte (0,7 Prozent). Der Anteil lateinischsprachiger Texte betrug im genannten Zeitraum 28,5 Prozent, von denen ein Großteil – nahezu drei Viertel – zwischen 1666 und 1680 aufgelegt wurden. Mit der Durchsetzung lokaler Autoren nahm auch der Anteil lateinischsprachiger Texte zum Ende des 17. Jahrhunderts in Magdeburg deutlich ab.

Zwischen dem Magdeburger Verlagsbuchhandel und dem Druckereigewerbe bildete sich auf lokaler Ebene schnell ein arbeitsteiliges Verhältnis heraus. Während sich die Auswahl der Verlagsartikel von Lüderwald klar an den Erfordernissen des Tausch- und Messehandels ausrichtete, konzentrierten sich die Müllersche Druckerei auf die Herstellung eines vielfältigen Kleinschrifttums, das eng an zeitlich und räumlich begrenzte Bedürfnisse gekoppelt war und dessen Distribution gleichfalls nicht über die nähere Region hinausreichte. Aufgrund dieser engen Verbindung des Kleinschrifttums mit den lokalgesellschaftlichen Kontexten und Bedingungen lassen sich insbesondere die Produkte der Magdeburger Druckereien des 17. Jahrhunderts als Seismograph für die Ermittlung kultureller Dynamiken nutzen. Denn das lokale Kleinschrifttum begleitete die verschiedenen Erscheinungsformen gesellschaftlicher Kulturalität als Produkt und als Erzeugungsinstanz einer repräsentativen Öffentlichkeit. Eine entsprechende Analyse der zwischen 1647 und 1690 in der Müllerschen Druckerei publizierten Texte³⁴⁴ – wobei hier nur jene 371 Einzeldrucke berücksichtigt wurden, die das Unternehmen auf eigene Rechnung herstellte und vertrieb – zeigt indessen, dass es sich wesentlich um zwei Gruppen von Texten handelt, die einem gemeinsamen gesellschaftlichen Aufgabenkreis entstammten, aber unterschiedlichen Zielsetzungen zuzuordnen sind.

Die erste Gruppe umfasst dabei alle jene Druckschriften, die im weitesten Sinne der Selbstverständigung lokaler Gruppen und der Binnenstrukturierung lokalkultureller Felder dienten. In ihnen lassen sich jene – vornehmlich institutionell gesteuerten – Selbstverständigungsprozesse und intellektuellen Vermittlungsarbeiten zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie zwischen realen Ist- und imaginierten Sollzuständen aufweisen, die in den vorangehenden Kapiteln im Blick auf die politische, religiöse und pädagogische Kultur Magdeburgs behandelt wurden. Aufgrund ihrer institutionellen Bindung haben die Schriften eine eindeutig regulierende gesellschaftliche Funktion. Sie dienten einerseits der Stabilisierung und Profilierung der lokalen Institutionen und andererseits auch der mentalen Ausrichtung und Imprägnierung lokalgesellschaftlicher Kollektive. Diese Gruppe von Texten macht im Ganzen 41,4 Prozent des Gesamtbestandes der analysierten Druckwerke aus. Zu ihnen zählen zum einen religiöse Schriften, die etwa theologische Abhandlungen und Streitschriften, homiletische, exegetische und liturgische Werke umfassen (26,2 Prozent), zum anderen lokalpolitische Schriften und administrative Verordnungen (6,7 Prozent), schließlich auch schulische und pädagogische Schriften – etwa Texteditionen klassischer Literatur, philologische und pädagogische Abhandlungen, Lehrbücher – (5,8 Prozent) sowie orts- und regionalgeschichtliche Werke (2,7 Prozent).

Die zweite Textgruppe steht, was ihre gesellschaftliche Funktionalität anlangt, mit der ersten in organischer Verbindung. Auch sie ist im weitesten Sinne der kulturellen Selbstverständigung lokaler Gruppen und der Binnenstrukturierung lokalkultureller Felder verpflichtet. Sie umfasst alle jene Schriften, die – im einem pragmatischen Gegenüber zu den institutionellen Praxisfeldern – vornehmlich mit dem Lebensvollzug und den daraus entspringenden repräsentativen Bedürfnissen gesellschaftlicher

³⁴⁴ Die folgenden statistischen Angaben beruhen auf einer Analyse der bis Ende 2005 vom Autor ermittelten Drucke der Offizin von Johann Müller <sen.>, Johann Müller <jun.> und Johann Daniel Müller im Zeitraum zwischen 1647 und 1690. Sie sollen lediglich Tendenzen nachzeichnen und erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, da die Dunkelziffer der bislang nicht ermittelten Drucke auf mindestens 50 Prozent geschätzt werden kann.

Kleingruppen (Familien) und Einzelpersonen in Zusammenhang stehen und deren vitales kulturelles Selbstverständnis unter und in lokalgesellschaftlichen Rahmenbedingungen artikulieren. Solche Schriften entspringen nicht nur dem Horizont einer vielfältigen repräsentativen Öffentlichkeit, sondern überführen als literarische Produkte die gelebten kulturellen Praktiken in ein auf Dauer angelegtes Archiv der lokalen Erinnerungskultur. Sie sind als solche zugleich Reflexe eines differenzierten Selbstverständigungsprozesses lokalkultureller Gesellschaftsformationen. Die entsprechende Textgruppe macht im Ganzen mehr als die Hälfte, nämlich 51,7 Prozent des Gesamtbestandes der analysierten Druckwerke der Müllerschen Offizin aus. Sie beinhaltet Leichenpredigten und sonstige Trauerschriften (24,3 Prozent), Trauergedichtsammlungen (18,6 Prozent) sowie Hochzeits-, Glückwunsch- und Ehrengedichte (8,8 Prozent).

In ihrem Wechselspiel von institutionellen und persönlichen Horizontbildungen haben beide Textgruppen nicht nur bedeutenden Anteil an der Binnenstrukturierung lokalkultureller Formationen, sondern geben auch einen Eindruck von der Dynamik ihrer Veränderungen. Damit sind 93,1 Prozent aller in der Müllerschen Offizin produzierten Kleinschriften nicht nur in lokal fixierte Selbstverständigungsprozesse eingebunden oder stehen mit ihnen in engem Zusammenhang, sondern wirken auch eigens in ihn zurück. Dem gegenüber verweist nur ein kleiner Teil der Müllerschen Textproduktion, der kleinere juristische, medizinische und militärische Werke sowie eine – anscheinend regelmäßige – Kalenderproduktion (6,9 Prozent) umfasst, auf Spezialdiskurse, die nur marginal mit den Formen der repräsentativen Öffentlichkeit in Magdeburg verbunden waren.³⁴⁵

Nicht unerwähnt bleiben sollte in diesem Zusammenhang, dass die Müllersche Offizin sich in den 1660er Jahren auch wieder der Produktion eines Nachrichtenblattes widmete, um dem lokalen Bedürfnissen nach Information nachzukommen. Der Impuls dafür ging jedoch nicht von der Magdeburger Druckerei, sondern vom restituierten Postwesen aus. 1649 war durch den Brandenburgischen Kurfürsten eine Poststrecke von Cleve nach Berlin eingerichtet worden, die auch über Magdeburg führte. Der Magdeburger Brauer und Kaufmann Jobst Böckmann, der seinerseits auch Verweser des in der Stadt eingerichteten kurfürstlichen Postamtes war, beantragte 1664 eine Genehmigung zur Herstellung und Vertrieb eines regelmäßig erscheinenden Nachrichtenblattes mit dem Ziel, „wöchentlich einen Extract aus den Ordinar-Postzeitungen zum öffentlichen Druck und dem Bono publico zum besten“ aufzulegen, weil „viele hiesiges Orthes, auch das anbenachbarte Landvolck die Leipziger, auch andere hier einlaufende Novellen wegen hohen Preises zu ihrer Wissenschaft und zwar der ieszigen Läufe halber nicht bekommen können.“³⁴⁶ Böckmann führte die Zusammenstellung des Magdeburger Nachrichtenblattes aus den im Postverkehr umlaufenden „Ordinar-Postzeitungen“ und aus der seit 1660 täglich erscheinenden *Leipziger Zeitung* gemeinsam mit dem oben erwähnten Buchhändler Jacob Ficke aus, der auch den Vertrieb organisiert haben dürfte. Die Müllersche Offizin, die den Druck des Blattes für Böckmann übernahm, drängte sich jedoch seinerseits durch Produktion „grossen Nachschusses“ selbst in den Vertrieb des Nachrichtenblattes ein, um am Geschäft maximal zu partizipieren. Böckmann und Ficke mussten deshalb in einer Eingabe an den Magdeburger Rat feststellen, „dass die wenigsten, ja oft fast keine Exemplaria bey uns gesucht werden; hingegen wir erfahren müssen, dass bey dem Buchdrucker solche ehe, als wir sie einmahl bekommen können, abgeholt werden wollen.“³⁴⁷ Wichtig ist an diesem Umstand nicht nur, dass die überregional kursierenden Nachrichten ab 1664 in Magdeburg wieder planmäßig mit den lokalen Informationsbedürfnissen vermittelt wurden und auf diese Weise auch die Form der lokalen Diskurse wesentlich beeinflussten.³⁴⁸ Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, dass

³⁴⁵ Vgl. dazu Kap. 3.4.1.4.

³⁴⁶ Zitiert nach HASSE, *Beiträge zur Geschichte der Magdeburger Buchdruckerkunst* (1940), Anhang Bl. 4r.

³⁴⁷ Ebd.

³⁴⁸ Magdeburger Zeitungen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind nicht überliefert worden, so dass keine Aussagen zu deren Aufbau und Inhalten getroffen werden können.

sich neben der Teilhabe an den unterschiedlichen Formen einer lokalen repräsentativen Öffentlichkeit und den Formen der öffentlichen Herstellung einer gemeinschaftsbildenden Wirklichkeit auch ein – gleichsam privates und eigenständiges – Informationsbedürfnis entwickelte, das die regulären und institutionell sanktionierten Diskurse tangieren, durchschneiden oder unterlaufen konnte. Es tritt mit der Produktion und Distribution eines Nachrichtenperiodikums erstmals nach der Zerstörung der Stadt wieder öffentlich in Erscheinung.

3.4 Konfigurationen des lokalen literarischen Feldes

In den vorausgegangenen Kapiteln konnten zahlreiche Anhaltspunkte dafür herausgearbeitet werden, dass die Magdeburger *res publica* zwischen 1631 und 1690 in einen umfassenden gesellschaftlichen Differenzierungsprozess eingebunden war, der die politische, religiöse und pädagogische Kultur in Magdeburg, aber auch die Entwicklung der wirtschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse in der Elbmetropole wesentlich geprägt hat. Einerseits war dabei der massive Rückgriff auf tradierte Wertkomplexe zu konstatieren, die als Aktivposten in eine desolate Kriegs- und Nachkriegsgegenwart eingeführt wurden, um von ihnen her bewährte Denkmuster und Handlungsanweisungen für den strukturierten Wiederaufbau des städtischen Gemeinwesens zu gewinnen. Die städtischen Institutionen stellten dabei feste Organisationsformen kollektiver Gedächtnisleistungen und die „Strukturen der Ermöglichung und Regulierung von Wiederholung“³⁴⁹ zur Verfügung. Durch den Rekurs auf tradierte Werte und Anschauungen wurden zugleich leitmotivische Zukunftsvisionen entworfen, die auf eine intellektuelle und mentale Entlastung misslicher Gegenwartsbefindlichkeiten und eine Überbrückung desillusionierender Realitätsanalysen zielten. In diesem Zusammenhang galt insbesondere die Wiederherstellung und Sicherung einer umfassenden städtischen Autonomie als unhinterfragbarer Eigenwert, der in praktischer Hinsicht auch als Garant für eine künftige gesellschaftliche Stabilität instrumentalisiert wurde.

Zum anderen verdeutlichten die Untersuchungen zu politischen, religiösen und wirtschaftlichen Positionierung städtischer Funktionseliten, dass für Magdeburg aufgrund seiner spezifischen Situation ein umfassendes städtisches Aufbauwerk nach besonderen Maßgaben erforderlich war, das die einstige Elbmetropole – vielleicht intensiver als andere Städte – in die komplexen, weil ineinandergreifenden politischen und religiösen Differenzierungsprozesse des 17. Jahrhunderts einband. Nirgendwo sonst schienen die konsequenten Rückgriffe auf die Tradition notwendiger zu sein als in Magdeburg. Und nirgendwo sonst boten die desaströsen kommunalen Ausgangsbedingungen auch vergleichbar viele Chancen, innovative Potentiale in den Wiederaufbauprozess der städtischen *res publica* einzuspeisen und kulturelle Transferleistungen zuzulassen. Innovative Elemente drängten sich jedoch – so scheint es – vornehmlich gegen den Willen der maßgeblichen Akteure in die favorisierten Bestrebungen zur Restabilisierung des lokalen Gemeinwesens ein, um als Subversivkräfte die gesellschaftlich sanktionierten Weltbildproduktionen zu unterminieren, zu entgrenzen und aufzulösen. Vor dem Hintergrund widerstreitender Ansprüche und Orientierungen bildeten sich deutlich konturierte Konfliktfelder aus, die ihre Energien aus der permanenten Abgrenzung des lokalgesellschaftlich determinierten Eigenen gegen die fremden, ‚von außen‘ andrängenden Kontexte bezogen.

Dieser Sachverhalt wird einerseits durch die besondere Rolle der Elbestadt auf der Ebene politisch-ökonomischer Diskurse eindrucksvoll veranschaulicht. Die diplomatischen Missionen des Magdeburger Rates zwischen 1642 und 1666 brachten – objektiv betrachtet – vor allem die divergierenden machtpolitischen Formatierungskräfte zum Vorschein, die sich zwischen dem Selbstverständnis eines autonomen

³⁴⁹ ESPOSITO, *Soziales Vergessen* (2002), S. 71.

städtischen Gemeinwesens und den Forderungen einer – aus Magdeburger Sicht dezentralen – Landesregierung im Rahmen einer europäischen Nachkriegsordnung entfalteten. Andererseits skizzieren die Auseinandersetzungen innerhalb des religiösen Feldes das Bild einer lokalen lutherischen Orthodoxie, die nicht nur die älteren Grenzlinien und ideologischen Schanzwerke gegen die traditionell konkurrierenden katholischen und calvinistischen Glaubensbekenntnisse aufrecht erhielt, sondern zugleich in einem pluralisierten Glaubensuniversum mit Positionen der Reformorthodoxie, der neuen Frömmigkeitsbewegungen, der protestantischen Mystik und des aufkommenden Pietismus konfrontiert war. Sowohl das politisch-ökonomische als auch das religiöse Feld lokaler Provenienz wurden dabei in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch umfassende Säkularisierungsprozesse bestimmt, in denen die externe Landesregierung neben politisch durchgreifenden Maßnahmen auch die weltliche Gewalt der Kirchenhoheit mehr und mehr auf dem konfessionsneutralen Boden des Staatsrechtes ansiedelte. Sukzessive trat dadurch die landesherrliche Administration als entschiedener Kontrapart städtisch fixierter Eigeninteressen auf und entzog dem in der jeweiligen Tradition wurzelnden solitären Selbstverständnissen lokaler Eliten auf lange Sicht auch den mentalen Rückhalt.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die skizzierten Divergenzen – bezogen auf die Stadt Magdeburg – einem gemeinsamen, lokal konnotierten Frequenzbereich kultureller Auseinandersetzungen zuzuordnen sind, in dem durch Ausbildung kollektiver Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster in situationsbezogener Weise über Formen städtischer Identität verhandelt wurde. Ebenso unzweifelhaft muss die Tatsache erscheinen, dass die Gesamtbewegungen innerhalb dieses Frequenzbereiches sich – wenn auch in unterschiedlicher Weise – auf alle Teile der etablierten Lokalgesellschaft erstreckten und dort entsprechende Wirkungen zeitigten. Dabei hat die Untersuchung von Gebrauchstexten, die für diverse Selbstverständigungsprozesse innerhalb der politischen, religiösen und pädagogischen Aktionsfelder produziert wurden, nicht nur die enge funktionale Verflechtung eines Teiles des lokalen literarischen Feldes mit den Erfordernissen gesellschaftlicher Kontexte näher erhellt. Zugleich wurden auch die fiktionalen Qualitäten solcher Gebrauchstexte aufgewiesen, mit denen ein reaktiviertes Bild städtischer Geschichte auf dem Boden einer wenig befriedigenden Realität in eine erreichbare Zukunft umgewidmet wurde. Es ist dabei im Auge zu behalten, dass politische, religiöse und pädagogische Gebrauchstexte und ihr Fiktions- und Transpositionspotential nicht nur als funktionales Beiwerk, sondern als Kernbestand ihrer gesellschaftlichen Wirksamkeit mit sich führen. Erst die enge Rückbindung der politischen, religiösen und pädagogischen Weltbildproduktionen an gesellschaftliche Erfordernisse und Zwecke schränkt die Entfaltungsmöglichkeiten der Fiktionspotentiale von Gebrauchstexten – im Unterschied zu poetischen Texten – stärker ein, indem sie ihnen konkrete Wirkungsabsichten und Reichweiten vorschreibt. In Gebrauchstexten werden gesellschaftliche Fiktionen mit kontrollierbaren Aktionsradien und begrenzter Reichweite produziert, die in dem Moment ihre Gültigkeit verlieren, in dem sie von der Dynamik gesellschaftlicher Realentwicklungen überholt werden.

Damit ist zugleich die konkrete Versuchsanordnung bezeichnet, in der der lokalhistorische Gebrauch genuin „poetischen“ Schrifttums zwischen 1631 und 1690 untersucht werden muss – jenes Schrifttums also, dessen einzelne Textgattungen sich im 17. Jahrhundert unter dem Baldachin vielfältiger poetologischer Überlegungen vereinigt finden. Diese Textgattungen wollten auch in der situationsbezogenen Ausführung nach eigengesetzlichen, d.h. poetologischen Maßgaben traktiert werden und boten den Autoren aus diesem Grund vielfältige Möglichkeiten, innerhalb lokaler Formationen gesellschaftliche Eigendynamiken zu entwickeln. Denn die Differenz zwischen Situationsbezogenheit und Regelgründung darf als konstitutiv für jenen Teil lokaler literarischer Felder angesehen werden, dessen Umfang und Grenzen sich in engerem Sinne aus dem lokalgesellschaftlichen Gebrauch von genuin „poetischen“ Textgattungen ableiten lassen. Ihre Ausformung war – über die allgemeine Bindung an die lokalgesellschaftlichen Kontexte hinaus – auch an die spezifischen Aktionskreise lokaler literarische

Akteure gekoppelt, in denen diese sich der fiktionalen Potentiale poetologisch unterfasster Literatur in Lyrik, Drama und Epik auf zweckmäßige Weise bedienen.

Die rekonstruierende Untersuchung eines solchen genuin poetisch-literarischen Feldes, das sich in Magdeburg zwischen 1631 und 1690 entfaltet hat, muss deshalb im Wesentlichen zwei Maßgaben berücksichtigen. Zum einen ist das lokale literarische Feld im Blick auf die Herausarbeitung seiner Eigentümlichkeiten bzw. seiner Spezifik sinnvoll nur in Wechselwirkung mit den skizzierten lokalen Kontexten zu thematisieren. Insbesondere ist hier der offensichtliche oder untergründige Einfluss der gesellschaftlichen Schwer- und Bindekräfte der Magdeburger Institutionen vor dem wirtschaftlich-ökonomischen Hintergrund des Gemeinwesens zu berücksichtigen. Zum anderen sind auch die poetologisch bestimmten Gattungshorizonte und die ideellen Regelungen ihres Gebrauchs für die Untersuchung notwendig von Bedeutung. Sie verweisen darauf, dass poetische Produkte durch ihren spezifischen Traditionsbezug nicht nur eine eigene inhaltliche und formale Dynamik, sondern auch ein eigenes Beharrungs- und Konservierungsvermögen besitzen. Aus dem Wechselspiel von dynamischer Veränderung und Konservierung speist sich aber die spezifische Logik des literarischen Feldes, in das die jeweiligen poetischen Produkte integriert sind. Hier wäre in erster Linie an die Konservierung der lateinischsprachigen Dichtungstradition zu denken, die gleichrangig neben der nationalsprachlichen Arbeit existiert und in ihrem Betrieb zugleich ältere Vorstellungen humanistischer Gelehrsamkeit mit sich führt.

Die Untersuchung hat somit konsequent auf die Ausarbeitung von Differenz- und Konvergenzbewegungen zwischen gattungsgebundener poetischer Textproduktion und ihren lokalen Kontexten auszugehen. Dabei wird es in erster Linie darauf ankommen, den skizzierten lokalgesellschaftlichen Wandlungsprozess für das genuin literarisch-poetische Feld in Magdeburg deutlicher zu konturieren. Die Entwicklung übergreifenden Blickwinkel zur Illustration objektiver literarischer Feldbewegungen muss jedoch notwendig durch einzelne Fallstudien ergänzt werden, weil – soziologisch gesehen – objektive gesellschaftliche Strukturen und die subjektiv in ihnen Handelnden in einem dialektischen Prozess der Produktion und Reproduktion gesellschaftlicher Wirklichkeit eingebunden sind. Die Strategien literarischer Akteure – verstanden als interne Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsstrukturen – sind dabei nicht nur als Produkte eines fortwährenden Sozialisierungsprozesses aufzufassen, der sich prägend in die subjektiven Befindlichkeiten einschreibt. Vielmehr bestimmt die habituelle Verfassung der literarischen Akteure ihrerseits auch die konkreten Praxisformen und reproduziert im konkreten sozialen Vollzug erst die objektiven Sozialstrukturen der Gesellschaft.³⁵⁰ Dieser Umstand verweist darauf, dass jegliche Literaturproduktion sich im eigentlichen Sinne räumlich und zeitlich bedingten gesellschaftlichen Praxisformen verdankt, in denen eine fortwährende habituelle Synthese von internen und externen gesellschaftlichen Strukturen vollzieht. Literarische Akteure verbinden sich über ihre habituellen Befindlichkeiten nicht nur mit ihrer sozialen Welt, sondern positionieren sich damit auch auf signifikante Weise in kollektiv dominierten Rahmenbedingungen. Je nach Ausbildung von Kräfteverhältnissen und Dominanzen entstehen dabei Konvergenz- oder Differenzbewegungen, deren Dynamiken auch die Struktur eines literarisch-poetischen Feldes auf diverse Weise beschreibbar machen. Denn im Habitus literarischer Akteure laufen die Ansprüche ihrer sozialen Welt und die Vorschriften der praktizierten Kunstformen in einen umfassenden Komplex der Bildung zusammen, deren Produkte einen zeit- und raumbedingten Ausdruck der binnengesellschaftlichen Kräfte- und Machtverhältnisse darstellen. Nicht der gezielte Einsatz von Fiktionspotentialen an sich, sondern die akzeptierten Rahmenbedingungen für ihre gesellschaftliche Anwendung entscheiden über den Vollzug von kulturellen Transferleistungen, und d.h. auch über literarische Reproduktions- oder Produktionsvorgänge.

³⁵⁰ Vgl. dazu BOURDIEU, *Zur Soziologie der symbolischen Formen* (1970), S. 125ff.

3.4.1 Signifikante Leerstellen: Drama und Roman

3.4.1.1 Gesellschaftliche Entgrenzungen: Wanderbühne und Vagantentum

Es mag kennzeichnend für die Magdeburger literarischen Verhältnisse zwischen 1631 und 1690 sein, dass sich im städtischen Zusammenhang keine herausragenden literarischen Akteure oder Werke finden, die wie erratische Blöcke in einer ansonsten homogenen gesellschaftlichen Bezugsrahmen lägen und – wie das naturwissenschaftliche Werk Otto von Guericke – singuläre Aufmerksamkeit beanspruchen würden. Weder die allgemeine Literaturgeschichte, noch die ältere lokale Literaturforschung weiß darüber genauere Auskunft zu geben.³⁵¹ Eine Analyse des literarischen Feldes bringt indessen noch einschneidendere Sachverhalte an Licht: In Magdeburg fehlten nicht nur profilierte Autoren und Werke; vielmehr lag die eigenständige lokale Produktion ganzer literarischer Betätigungsfelder brach. Als überaus markant darf dabei der Sachverhalt gelten, dass Magdeburger Autoren – überprüft man deren Viten und Werklisten – bis zum Ende des 17. Jahrhunderts sich weder als Verfasser von Trauer-, Schau- oder Lustspielen noch auf den divergenten Gebiet der Romanschriftstellerei betätigt haben. Auch die Überprüfung der überlieferten Erzeugnisse Magdeburger Drucker und Verleger zwischen 1631 und 1700 führt zu der nüchternen Feststellung, dass nicht nur keine Magdeburger, sondern überhaupt keine dramatischen oder prosaischen Werke zum Repertoire einheimischer Verlagsprogrammen gehörten.

Gleichwohl ist die ostentative Abwesenheit ganzer Literaturgattungen ein wichtiges Signal für die Rekonstruktion des literarisch-poetischen Feldes in Magdeburg, die Anlass zu weiterführenden Überlegungen gibt. Im Blick auf die Bedeutung des örtlichen und regionalen Absatzmarktes für das Überleben von Magdeburger Verlagsbuchhandlungen kann hier – zunächst rein äußerlich – auf eine mangelnde Nachfrage der potentiellen Leserschaft, oder auf einen Mangel an Leserschaft selbst als Ursache für diese literarische Leerstelle geschlossen werden. Offenbar versprach der Eigenverlag von dramatischen und prosaischen Werken in der Region wenig Erfolg, dass sich für den Magdeburger Verlagsbuchhändler Johann Lüderwald auch der Verlag ortsfremder Autoren für den Messe- und Tauschhandel nicht rentierte. Die Ursache für die literarische Brachlandbildung dürfte indessen tiefer liegen und weniger im ökonomischen Bereich als im Selbstvollzug lokaler literarischer Akteure zu suchen sein. Allein die Tatsache, dass Magdeburger Autoren *in genere* und gegen den Trend der Zeit die potentiellen literarischen Aktionsfelder Drama und Roman nicht goutierten, weist auf den sozialen Hintergrund der Magdeburger Bildungseliten und die formatierende und homogenisierende Kraft der lokalen kulturellen Felder zurück. Denn die Bildungseliten setzten sich als kleine Gruppe innerhalb eines erst allmählich stabilisierbaren städtischen Gemeinwesens – neben einigen exponierten Ratsmitgliedern – nahezu durchgängig aus der protestantischen Lehrer- und Pfarrerschaft zusammen. Es liegt die Vermutung nahe, dass das produktive Desinteresse potentieller Autoren und die fehlende Bedarfsartikulationen auf seiten der potentiellen städtischen Leserschaft schon deshalb in enge Korrelation zu setzen sind, weil die soziale Gruppe der Produzenten mit der Gruppe der Leser nahezu identisch sein dürfte. Auch wenn vorauszusetzen ist, dass in Magdeburg um 1675 wieder 4.000 bis 5.000 Menschen lebten, so ist nicht davon auszugehen, dass die Zahl der literarisch interessierten Laien in der Stadt – auch aufgrund der ökonomischen Zwänge beim Wiederaufbau der Infrastruktural, von Handel und Gewerbe – ausreichte, um über das Interesse einen Bedarf und einen nachfolgenden Buchmarkt auszubilden. Darüber hinaus weist die Absenz von literarischen Gattungen Roman und Drama nicht nur auf lokale gesellschaftliche Formationen hin, deren Beschaffenheit die Produktion und den Vertrieb solcher Texte dauerhaft nicht begünstigt haben. Vielmehr ist vor dem Hintergrund der Entwicklung des politischen, religiösen und pädagogischen Feldes in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts davon auszugehen, dass in Magdeburg

³⁵¹ Vgl. KAWERAU, *Das literarische Leben Magdeburgs am Anfang des 17. Jahrhunderts* (1895).

lokalspezifische Hemmungsmechanismen am Werk waren, die über einen langen Zeitraum hinweg kulturelle Elemente ausgeschaltet, eliminiert und verdrängt haben – vor allem jenen Elementen, die den gesellschaftlichen Akteuren nicht mit der jeweiligen Auslegung der definierten Rahmenbedingungen lokaler sozialer Verhältnisse kompatibel erschienen.

Insbesondere die gänzliche Abwesenheit dramatischer Textproduktionen und –adaption in den Produktpaletten Magdeburger Drucker und Verleger nach 1631 überrascht angesichts einer bedeutenden Magdeburger Tradition der Aufführung und Publizistik protestantischer Schuldramen,³⁵² die zwischen 1590 und 1625 auch zu einer Blüte der drucktechnischen Verbreitung solcher Dramen durch ortsansässige Verleger und Drucker führte. Zweifellos setzte die Zerstörung der Stadt in dieser Hinsicht eine deutliche Zäsur, die später aufgrund der schwierigen schulischen Verhältnisse nur schwer zu überwinden war. Dennoch lassen sich nach 1631 mehrfach Bemühungen der Magdeburger Schulen um Außenwirkungen im öffentlichen Raum konstatieren, die mit der älteren Tradition des protestantischen Schuldramas in Verbindung stehen. Neben diversen Redeübungen, die vor allem der akademischen Prüfung der Probanden und dem öffentlichen Tauglichkeitsnachweis schulischer Anstrengung dienten, sind vor allem die Versuche schuldramatischer Aufführungen bemerkenswert. In den städtischen Schulakten ist für das Jahr 1657 die Aufführung von Johann Rists Friedensspiel *Das friede-jauchzende Teutschland*³⁵³ am Altstädtischen Gymnasium belegt, zu der auch der Autor selbst eingeladen wurde.³⁵⁴ Es ist davon auszugehen, dass theatralische Aufführungen von Schülern in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Magdeburg wieder zur schulischen Alltagspraxis gehörten – und zwar hauptsächlich anlässlich weltlicher oder geistlicher Feiertage, an denen die Schüler auch zu chorischen Darbietungen im kirchlichen Rahmen eingesetzt wurden. Nähere Auskunft zu dieser Praxis gibt ein 1678 aufgesetztes Schreiben des Dompredigers Friedrich Wilhelm Leyser an den kurz zuvor berufenen Domschulrektor Johann Georg Lohmeyer, „die Comoediam betreffend“.³⁵⁵ Leyser verwandte sich darin vordergründig für eine Modifizierung der bestehenden Aufführungspraxis. Zum einen regte er eine zeitliche Verlegung der erforderlichen Bühnenproben von der Passionszeit auf die sommerlichen sog. Hundstage³⁵⁶ an, „da die Knaben nachmittags ferias und solche Zeit über könnte exerciret werden“. Zum anderen intervenierte er bezüglich des Aufführungsortes, „dass man zu einem Comoedien Hauß will brauchen laßen den Heyligen Ort den Kreutzgang und Haube, da noch die Cantzel stehet, darauff vor Zeiten geprediget, Capelle erst Closterbergische Kirche, Hohe altar, Begräbnüße Vornehmer Herren und des Ersten Luther. Dompred. D. Sacci, welches ja loca sacra und wol unerhöret, dass man auff den Begräbnüßen vornehmer Leute im Creutzgang Comoedien spielete.“ Anlass für diese Intervention gaben nicht nur Beschwerden frommer Bürger, sondern auch der rektoral sanktionierte Missbrauch der Aufführungen zu freieren Auslegung der „interscena“, welche „von locken, Herzen und dergleichen handeln sollen“ und „dadurch nicht geringe ärgerniß bey der Jugend erwecket welche ohne das heutzutage leichtsinnig gnug, dass man dergleichen Leichtfertigkeit Sie nicht lehren darff.“ Solche schuldramatischen Aufführungen waren in den meisten Fällen eng an die lokale Feiertagspraxis und die Belange des städtischen Kirchenregiments – in diesem Falle der Domgemeinde – gekoppelt und dürften auf diese Weise zum lokalgesellschaft sanktionierten Bestand wiederkehrender schulischer Betätigungsfelder im öffentlichen Raum gehört haben. Wie das oben aufgeführte Beispiel zeigt, konnten und sollten dramatische Inszenierungen unter Anleitung von Schullehrern als gezielte Kanalisierungsmaßnahmen für den latenten Hang der Jugend

³⁵² Vgl. dazu die Überblicksdarstellung bei JAHN, *Druck und Drama* (1999) und SCHILLING, *Literaturgeschichte Magdeburgs bis zur Zerstörung der Stadt 1631* (2005), besonders S. 297-301.

³⁵³ Das Stück erschien erstmals 1653 in Nürnberg.

³⁵⁴ Vgl. HOLSTEIN, *Beiträge zur Geschichte des Altstädtischen Gymnasiums* (1868), S. 527.

³⁵⁵ Hier wie im Folgenden zitiert nach BORCHERT, *Gründung und Ausbau der evangelischen Domschule zu Magdeburg* (1926), S. 63.

³⁵⁶ Nach HOLSTEIN, *Beiträge zur Geschichte des Altstädtischen Gymnasiums* (1868), S. 520 gab es in Magdeburg vierwöchige Sommerferien.

zur „Gemüths-Belustigung“³⁵⁷ eingesetzt werden. Es ist anzunehmen, dass es sich bei den aufgeführten „Comoedien“ in der Regel durchgängig um moralische Lehrstücke gehandelt haben dürfte – wohl schon deshalb, um der drohenden Verselbständigung von privaten Unterhaltungsbedürfnissen pädagogisch entgegenzuwirken und die missliebigen Kontexte solcher freien Betätigung thematisch an die Maßgaben der christlichen Ethik zurückzubinden und der Kontrolle einer öffentlichen Aufführungspraxis zu unterstellen. In diesem Sinn muss auch die Magdeburger Inszenierung des Ristschen Friedensspiels von 1657 gedeutet werden, in dem der Autor im Blick auf das beabsichtigte *delectare* seiner Zuschauer in den szenischen Zwischenspielen durchaus gebräuchliche Verfahren auch der älteren Magdeburger Aufführungspraxis aufgreift – so etwa in der planmäßigen Verbindung von „Schimpffspossen“ und „Moralia“.³⁵⁸ Auch Rist konfrontiert den Zuschauer mit dem Anspruch, „die nackende Warheit rund und dürre herauf“ sagen zu müssen, um diese dann gegenläufig mit „harten Bußpredigten“³⁵⁹ zu konterkarieren. Die drastische Dialektik der Darstellung von menschlichen Tugenden und Gebrechen wird auch hier als genuiner Bestandteil eines spiegelhaft fungierenden Anschauungsmediums aufgefasst, durch das der Betrachter zur Reflexion und moralischen Neujustierung angeregt werden soll. Rist überführte die Grundintentionen seines Stückes in einen politisch-vaterländischen Kontext, der ihm hinreichende Anlässe bot, seine Klagen über die Lasterhaftigkeit der Menschen mit einer politisch korrekten Belehrung und sprachprogrammatischer Agitation zu verbinden. Geistlich motivierte Kritik wurde – wie im Falle Leysers – immer dann laut, wenn sich Teilintentionen der aufgeführten Stücke im Blick auf die solitäre Gemüthsbelustigung verselbständigten und der menschlichen Einbildungskraft ungebührlichen, d.h. für die Gesellschafts- und Kollektivbildungsprozesse unnützen Freiraum eröffneten.

In den Zusammenhang der Magdeburger schuldramatischen Aufführungen des späten 17. Jahrhunderts fügt sich auch eine für das Jahr 1687 überlieferte Schulschrift, die die Einladung des Konrektors des Altstädtischen Gymnasiums Johann Conrad Pott zu einem „exercitium progymnasticum dramaticum instar de domini nostri Jesu Christi nativitate“ enthält.³⁶⁰ Bei dem ausgesprochenen Mangel an überlieferten Schulschriften vor 1700 ist jedoch schwer auszumachen, wie groß der Anteil spezifisch geistlicher Spiele an der lokalen Aufführungspraxis war. Von einer lokalen Praxis schuldramatischer Aufführungen als einem kontinuierlich gepflegten schulischen Betätigungsfeld ist jedoch in Magdeburg nicht auszugehen.

Während schuldramatische Versuche sich ohne größere Probleme in den sanktionierten Handlungsrahmen der protestantischen Lokalgesellschaft einfügten und dem Selbstverständnis der Bildungseliten nicht grundsätzlich widersprachen, lag die Sache bei öffentlichen Aufführungen durch fahrende Theatertruppen erheblich anders.³⁶¹ Schon frühzeitig verfiel fahrendes Volk auch in Magdeburg der polizeilichen Aufsicht und Repression. 1661 erließ der Magdeburger Rat im Rückgriff auf städtische Verordnungen des frühen 16. Jahrhunderts eine Bettelordnung, die Handlungsprinzipien im administrativen Umgang mit Armut und Bettelei festlegte.³⁶² Zu ihnen gehörten auch selektive Regelungen, die der strikten Trennung von unverschuldeten Armen und Müßiggängern wie von Ortsansässigen und Ortsfremden dienten. Eine städtische Kommission aus Mitgliedern des Rates und Magdeburger Bürgern entschied über die Bedürftigkeit und die Maßnahmen städtischer Wohlfahrt. Grundsätzlich hatten nur ortsansässige und unverschuldet in Armut geratene Personen Anspruch auf städtische Unterstützung. Müßiggänger wurden sozial isoliert, ortsfremde Bettler und Landstreicher der Stadt verwiesen. Die kurbrandenburgische Polizeiordnung von 1688 professionalisierte den stadtgesellschaftlichen Selekti-

³⁵⁷ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Frauenzimmer Gesprächspiele* I, Nürnberg 1644, S. 260.

³⁵⁸ So bei Ambrosius PAPE, *Ionas Rhythmicvs*, Magdeburg 1605, Vorrede.

³⁵⁹ Johann RIST, *Sämtliche Werke*, Bd. II (ed. Mannack), S. 222.

³⁶⁰ HOLSTEIN, *Beiträge zur Geschichte des Altstädtischen Gymnasiums* (1868), S. 526.

³⁶¹ Zur Situation fahrender Theatertruppen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vgl. speziell für den Magdeburger Zusammenhang KRUSCHE, *Theater in Magdeburg*, Bd. 1 (1994), S. 41-62.

³⁶² Vgl. dazu BALLERSTEDT, *Vergesset nicht der Armen* (2005), S. 527f.

onsprozess, indem sie den Ratsgremien die Bestellung von Bettelvögten vorschrieb, die „täglich die Gassen etzliche mahl zu durchgehen/ die befindlichen/ vornehmlich aber gesunden/ starcken und zum Erwerb tüchtigen Bettler mit Glimpfe zur Arbeit/ oder aus der Stadt zu weisen“³⁶³ hatten. Die städtische Wohlfahrt sah im Arbeitszwang vor allem ein effektives Mittel zur Rückführung von auffälligen Personengruppen in das gesellschaftliche Nützlichkeitsprinzip.

Es lohnt an dieser Stelle durchaus, einen Blick auf die rationalen und emotionalen Beweggründe der städtischen Humanselektionen zu werfen. Der Magdeburger Pfarrer Christian Scriver zeichnete 1671 ein durchaus differenziertes Bild der städtischen Bettelei, das eher auf eine laxe oder ineffektive Durchsetzung städtischer Repressionspraktiken schließen läßt:

„Es ist einer mit von den Schand-Flecken der heutigen Christenheit/ dass man so viel Betrüger/Müssiggänger/ und Gewissens-lose Leute/ die weder GOtt noch Menschen nütze sind/ deren Arbeit ist/ sich durchs Land zu betteln/ und was erbettelt ist/ versauffen/ dabey in schrecklicher Unreinigkeit und Unflätere y leben/ frey lasset passiren/ und ihrer muthwilligen Boßheit/ wider GOttes Wort/und wider geistliche und weltliche Rechte/ nachsiehet: Es ist eine unverantwortliche Nachlässigkeit von denen/ die der HErr auff der Hut seines Hauses gestellet hat/ dass sie so vieler getaufften Menschen unordentlichem/ unchristlichen/ Gottlosen Wandel zusehen/ und nicht zur Arbeit anhalten.“³⁶⁴

Was Scriver vor allem bewegte war die Tatsache, dass Bettler durch die Anwendung von Verstellungskünsten – etwa durch „angenommene Andacht“, „erzwungene Frömmigkeit“ und die Erzeugung eines „eusserlichen scheins“ – einen planmäßigen Missbrauch der christlichen Nächstenliebe betrieben, der langfristig die Effektivität und die Glaubwürdigkeit der christlichen Prinzipien zu unterhöhlen drohte. Notorsche Bettler sind denn auch aus seiner Sicht mit einer „Heuchel-Kappe ... verlarvet“³⁶⁵ und geben in dieser Maskierung das Abbild des menschlichen Sünders schlechthin, denn „Wer umb Geldes willen/ die Furcht GOttes/ sein Gewissen/ und die Liebe des Nechsten aus den Augen setzet/ der ist so wohl ein Betrüger/ als dieser Bettler.“³⁶⁶ In diesem Sinne sind es vor allem die Bettler, die durch eine professionalisierte Verstellungskunst „Aergerniß geben/ denen rechten Armen das Brodt vor dem Mund wegnehmen/ ein schändliches Wesen treiben/ und in Sünde leben und sterben.“³⁶⁷ Glaubensferne, Gewissenlosigkeit und Missbrauch der christlichen Nächstenliebe sind denn auch gern wiederholte Argumente in der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Randgruppen, die von den städtischen Eliten mit „Christlichem Eyffer“³⁶⁸ stets aus dem Zentrum des lutherischen Glaubens selbst geführt wird. Herumreisende Bettler sind jedoch nicht deshalb von christlichen Gemeinschaften zu isolieren, weil sie einem schändlichen Lebenswandel fröhnen – dies träfe ja, wie Scriver verdeutlicht, auch auf manchen städtischen Bürger selbst zu –, sondern weil sie moralischen *und* ökonomischen Schaden anrichten. Man kann darin nicht nur einen starken Beleg für das konzertierte Zusammenwirken, sondern auch für die wechselseitige Motivation von religiöser Formatierung und stadtpolitischer Repression erkennen.

Dass fahrende Theaterleute auch unter das stadtsellschaftliche Selektionsprinzip fielen, verwundert in diesem Zusammenhang nur auf den ersten Blick. In den Weltdeutungsschemata christlicher Moralität treten Schauspieler zwangsläufig in gleicher Weise wie Bettler auf, weil auch sie eine professiona-

³⁶³ *Chur-Fürstlich Brandenburgische Im Hertzogthum Magdeburg Publicirte Policy- und andere derselben einverleibte Ordnungen. Anno 1688, Halle/Saale 1704, S. 608.*

³⁶⁴ Christian SCRIVER, *Gottholds Zufällige Andachten/ Bey Betrachtung mancherley Dinge der Kunst und Natur*, 4. Teil, Magdeburg 1671, S. 217f.

³⁶⁵ Ebd., S. 220.

³⁶⁶ Ebd., S. 219.

³⁶⁷ Ebd., S. 218.

³⁶⁸ Ebd., S. 226.

lisierte Verstellungskunst nutzen, um sich des Geldes der „ehrlichen“ Bürger zu bemächtigen. Auch die flexible Handhabung des repressablen Personenkreises schließt nicht nur Bettler, sondern jegliche Art von Vagantentum ein – also auch solche Individuen, „die sich vor Studenten außgeben/ welche Befoderung suchen/ welche geplündert sind/ un unter solchen Vorwand ein Handwerck aus der Betteley machen/ ein wildes und unordentliches Leben führen/ an keinem Orte stetig/ und manchem ehrlichen Man beschwerlich sind“.³⁶⁹ Was an ihnen besonders zur Kritik aufreizte, war die Kombination von professionalisiertem „losem“ Lebenswandel und stetiger Mobilität. Dabei wurde nicht nur vom Inhalt der aufgeführten Bühnenstücke linear auf die seelische Verfassung ihrer Akteure geschlossen. In der Mobilität lag zudem ein anarchisches, dem christlichen Gemeinschaftsleben diametral entgegengesetztes Moment offen zutage, das bei den Verfechtern des christlichen Glaubens heftige Aversionen hervorrief, die nach handgreiflichen Sanktionen verlangten. Vagantentum bedeutete in theologischer Diktion selbstgewählte Verfallenheit des Menschen an den „Eigenwillen“ und dessen Abhängigkeit von der „angemassten fleischlichen Freyheit“.³⁷⁰ Die entsprechenden Individuen galten in der christlichen Rhetorik als willensschwache, arbeitsscheue, liederliche, verschwenderische, zügel- und ehrlose Gesellen, die sich – wie Bettler, Landstreicher und Diebe – willentlich, und d.h. „nicht wohl bey Sinnen“, ³⁷¹ den gemeinschaftlichen Ordnungsvorstellungen und damit auch einem ehrbaren Lebenswandel entzogen. Freie Schauspielerei wurde nicht als Beruf, sondern als folgerichtiger Zustand einer gewollten geistigen und körperlichen Verworfenheit angesehen, die aus dem göttlichen Geschöpf durch Missbrauch „des Teuffels Slave“³⁷² hervorgehen läßt. Vor diesem Hintergrund erscheint es nur konsequent, dass bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein im nord- und mitteldeutschen Raum fahrenden Komödianten die Sterbesakramente und eine Grabstelle auf kirchlichen Friedhöfen verweigert wurden.³⁷³

Der menschlichen Diskreditierung des fahrenden Theaterpersonals wurde auch durch die poetologische Differenzierung dramatischer Aufführungsformen zugearbeitet. Seit Opitz *Buch von der teutschen Poeterey* war es Usus, das Aktionsfeld der Komödie mit dem gesellschaftlichen Wirkungsbereich niederer Standespersonen zu identifizieren, so dass schon Opitz selbst konstatieren kann:

„Die Comedie bestehet in schlechtem wesen vnnd personen; redet von hochzeiten, gastgeboten, spielen, betrug vnd schalckheit der knechte, ruhmrätigen Landsknechten, buhlersachen, leichtfertigkeit der jugend, geitze des alters, kupplerey vnd solchen sachen, die täglich vnter gemeinen Leuten vorlauffen.“ (II/1, 365)

Der Komödie war poetologisch die reflektierte Nachbildung des Lebenskreises des gemeinen Mannes zu pädagogischen Zwecken zugeordnet, so dass sich auch die Diktion der reflektierten Sache angleichen musste. Weil in „Comedien und Hirtengesprächen“ jeweils „schlechte vnnd gemeine leute“ eingeführt werden, so erfordert die Darstellung um der Wahrhaftigkeit des Dargestellten willen auch „einfaltige vnnd schlechte reden .../ die ihnen gemässe sein“ (II/1, 382). Indessen zeigt Opitz' Thematisierung der „kupplerey“ zugleich einen Reflex auf die vollzogene und einen Hinweis auf die künftige Entwicklung des Genres. In der komödialen Aufführungspraxis durch fahrende Theatertruppen wurde der Katalog brauchbarer niederer Standespersonen konsequent auch um gesellschaftliche Rand- und Problemgruppen erweitert. Auch die Poetik von Balthasar Kindermann bestimmt die „Endursache“ der Komödie im Anschluss an Opitz dahingehend, „dass sie weise/ wie man das gemeine Leben und Thun/ recht und weißlich anstellen und führen solle.“³⁷⁴ Zur Erreichung dieses Zweckes bedurfte es offenbar stärker-

³⁶⁹ Ebd., S. 225.

³⁷⁰ Ebd., S. 226.

³⁷¹ Ebd., S. 228.

³⁷² Ebd.

³⁷³ Vgl. KRUSCHE, *Theater in Magdeburg*, Bd. 1 (1994), S. 56.

³⁷⁴ Balthasar KINDERMANN, *Der deutsche Poët*, Wittenberg 1664, S. 242.

rer Differenzqualitäten in den Personalia, so dass die Komödie jetzt nicht nur auf „gemeine Personen/ HaußVäter und HaußMütter/ Jünglinge und Jungfrauen“, sondern des öfteren auch auf „unerbare Leute/ als Huren und Huren Wirthe/ Fuchsschwänzer und Tellerlecker/ und wie es heutiges Tages gebräuchlich ist/ Bauren/ Jüden/ und solche Personen/ die das Volck zum lachen bewegen können.“³⁷⁵ Die bewusste Thematisierung von gesellschaftlich nicht sanktionierten Personengruppen diene der funktionalen Entlastung der Rezipienten, die als reguläre Mitglieder der hierarchisch gegliederten Standesgesellschaft ihre eigene Ehrbarkeit in der einfachen Unterscheidung von den Ausgegrenzten reflektieren konnten. Es versteht sich von selbst, dass damit in der Aufführungspraxis fahrender Theatertruppen ein breites und subversiv nutzbares Wirkungsfeld auch jenseits poetologisch gefasster Regularien gegeben war.

Für die lokalen Bildungs- und Funktionseliten war die Anwesenheit und die Aktivitäten von fahrenden Theatertruppen in der Stadt aus mehreren Gründen problematisch. Nicht nur die theatralischen Aufführungen, sondern auch der Lebenswandel ihrer Akteure machten verwerfliche Gesinnungen und Handlungen augen- und ohrenfällig und animierten gemütsschwache Betrachter der Szenerien zum Abfall vom christlichen Tugendpfad. Die Leichtigkeit des sinnlichen Vergnügens, bei dem der Rezipient allenthalben mit „frölichen/ lieblichen lachenden und schertzhafften Dingen umgehet“, ³⁷⁶ forciert auf natürliche Weise den moralentkoppelten Gebrauch der Phantasie. Die komödiale Aufführung beschränkte sich nicht allein auf die Bühnenraum, sondern setzte sich durch das gesellschaftliche Gebahren der Schauspieler im sozialen Raum fort, kollidierte auf diese Weise aber zielsicher mit der kirchlich verordneten „Creutz-Arbeit“, ³⁷⁷ aus der die „neue Creatur in Christo“ ³⁷⁸ hervorgehen sollte. In der Tat erwuchs mit dem fahrenden Theater insbesondere der lokalen Geistlichkeit ein ernster Widersacher im Kampf um das Deutungsmonopol weltlicher Sachverhalte. Denn das Theater agierte wie sein kirchlicher Kontrapart im öffentlichen Raum, beanspruchte zur gleichen Zeit (an Sonn- und Feiertagen) und am nahezu gleichen Ort (meist auf Messen in unmittelbarer Nähe der Kirchengebäude) ein gleichwohl identisches Publikum. Insbesondere für die Bildungseliten bestand damit die Gefahr, den städtisch und landesherrlich sanktionierten Dienstauftrag einer umfassenden Sozialkontrolle der niederen Volksschichten durch religiöse Unterweisung nicht mehr erfüllen zu können. Die Wanderbühnen boten durch ihre Rückführung missliebiger oder ausgegrenzter Personengruppen in den innerstädtischen Rezeptionszusammenhang gerade den niederen Volksschichten willkommene Plattformen für einen passiven Widerstand gegen eine permanente religiöse Indoktrination. Die Stadtgeistlichen sahen sich in diesem Konflikt vor allem auf die Selbstkontrolle von Affekten, Gedanken und Handlungen zurückgeworfen, blieben angesichts einer verfehlten öffentlichen Wirksamkeit jedoch ohnmächtig – auch deshalb, weil sich die rituelle Inszenierung des eigenen Erlösungsprogramms in der Auseinandersetzung mit den theatralischen Aufführungen der Wanderbühnen und ihren weltlichen Botschaften als ineffizient erwies.

Dass mit dem Auftritt von fahrenden Theatertruppen tatsächlich auf latente Weise ein binnengesellschaftlicher Konflikt mit nicht genau kalkulierbaren Folgen geschürt wurde, wird auch durch die Tatsache belegt, dass gerade der Schauwert theatralischer Aufführungen eine theologische Deutung erfuhr, die sich nicht nur auf die Gruppe der agierenden Komödianten, sondern auf alle jene beziehen ließ, die sich als potentielle Zuschauer ausmachen ließen. Theologen imaginierten hier ein latentes gesellschaftliches Solidarprinzip der verkappten Sünder vor der Bühne mit den offenkundigen „Sclaven“ des Teufels, die auf ihr agierten. Der reformorientierte Christian Scriver identifizierte die Wirkungen des komödianten Gaukelspiels ganz allgemein als Erblindung der menschlichen Seele, so dass der solcherart

³⁷⁵ Ebd.

³⁷⁶ Ebd.

³⁷⁷ Balthasar KINDERMANN, *Ruhe Der Kinder Gottes* ..., Magdeburg 1685, S. 21.

³⁷⁸ Christian SCRIVER, *Gottholds Zufällige Andachten/ Bey Betrachtung mancherley Dinge der Kunst und Natur*, 4. Teil, Magdeburg 1671, S. 220.

betroffene Mensch „sich von Gott verläufft/ und in die Stricke des Teuffels fällt. [...] Und diß haben wir gern also/ weil wir es ein Spiel/ eine Lust/ eine Freude/ ... heißen.“³⁷⁹ Die Frontstellung der lokalen Geistlichkeit wurde zusätzlich durch den Umstand verhärtet, dass Frauen gegen Ende des 17. Jahrhunderts bereits zum etablierten und weitgehend gleichberechtigten Teil von fahrenden Theatertruppen gehörten, ja sogar als Prinzipalinnen von Wandertheatern agierten und durch ihren gesellschaftlichen Habitus eine breite Angriffsfläche für theologisch motivierten Disqualifikationen boten.³⁸⁰

Vor diesem Hintergrund formierte sich auch in Magdeburg – insbesondere nach der 1680 erfolgten kurbrandenburgischen Öffnung der Stadt – der Widerstand der ortsansässigen Geistlichkeit, der nicht nur den missliebigen berufstheatralischen Umtrieben in der Region entgegengesetzt wurde, sondern auch der eigenen autoritativen Enteignung und der drohenden gesellschaftlichen Disfunktionalisierung in lokalgesellschaftlichen Zusammenhängen entgegenwirken sollte. In der Invektive des Magdeburger Dompredigers Johann Joseph Winckler, die 1701 in einer Auseinandersetzung mit der Prinzipalin der kursächsischen Hoftheatertruppe Catharina Elisabeth Velten mündete, brach sich indessen schon eine pietistisch geformte Weltsicht Bahn, die die älteren lutherisch-orthodoxen Vorbehalte gegen Schauspiel und Wanderbühnen aufgriff und verschärfte. Auch der pietistisch inspirierte Winckler entwickelte in seiner Schrift das Schema von der Ablegung des alten und der Anziehung des neuen Menschen, um an ihm die „Fleisches-Lust“ und „AugenLust“ des Bühnentreibens mit der religiösen Bewährung fleischlicher Kreuzigung und geistiger Selbstüberwindung zu kontrastieren. Es ist bezeichnend, dass Winckler vor allem jene Magdeburger Bürger und sonstigen Einwohner der Stadt anspricht, die die direkte Konkurrenzsituation von Kirchenkanzel und Schaubühne nicht zur Gewissenssache gemacht, sondern für sich selbst in eine friedlichen Koexistenz zusammengeführt haben:

„Des Morgens wollen Sie etwa eine oder 2. Stunden etwas vom Leyden Christi mit anhören/ des Abends aber gantzer 3. biß 4. Stunden dem Teuffel zu gefallen sitzen/ und Zeugen seyn/ wie die Menschen in den Rachen der Höllen sich hinein lachen/ und als Schandfleckē des Christenthums ihren blutigē Jesum auffß neue weydlich creutzigen und martern helffen.“³⁸¹

Hier wurde konsequent zu Ende geführt, was Wincklers Amtsvorgängern allenfalls angedacht hatten: der Besuch der Komödie wurde in finaler Weise nicht nur mit der Höllenfahrt der menschlichen Seele, sondern mit der erneuten Kreuzigung des Heilands gleichgesetzt. In der Tat zielten Wincklers starke Ausführungen in erster Linie auf die intensive Gewissenserforschung seiner Klientel und auf die „Verwesung der selbstverleugnung“, ³⁸² erst komplementär dazu auch auf die Abwertung der Schauspielertruppen selbst. Gleichwohl sind Wincklers pietistische Argumentationsmuster und sein nützlicher Rückgriff auf eine patristische Quelle weniger als „Treppenwitz der Theatergeschichte“, ³⁸³ denn als gängige Gelehrtenpraxis zu werten, die sich des Problems des „Heuchlerischen und Heydnischen Christenthums“ ³⁸⁴ mit ureigenen Mitteln zu versichern suchte. Magdeburger Geistlichen ging es bei der Verteidigung ihrer gesellschaftlichen Reputation indirekt auch um die institutionell organisierte Apologie eines wichtigen kulturellen Kapitals der Stadt: sie sollte ihren im 16. Jahrhundert erworbenen und gefestigten überregionalen Ruf als Bollwerk und Hort des rechten lutherischen Glaubens nicht durch kon-

³⁷⁹ Ebd., S. 30/31.

³⁸⁰ Vgl. dazu PUSCHMANN, *Fahrende Frauenzimmer* (2000).

³⁸¹ Johann Joseph WINCKLER, *Des Heil. Vaters Chrysostomi Zeugniß der Warheit wieder die Schau-Spiele- oder Comoedien*, Magdeburg 1701, S. 4.

³⁸² Ebd., S. 26.

³⁸³ KRUSCHE, *Theater in Magdeburg*, Bd. 1 (1994), S. 59.

³⁸⁴ Johann Joseph WINCKLER, *Des Heil. Vaters Chrysostomi Zeugniß der Warheit wieder die Schau-Spiele- oder Comoedien*, Magdeburg 1701, S. 29.

terkariierende Aktionen im öffentlichen Raum einbüßen. Dies mag auch der Grund dafür sein, dass die in Magdeburg und Halle vorgetragene pietistische Kritik an Schauspiel und Wanderbühne auch noch knapp dreißig Jahre später bei Gleichgesinnten als erinnerungswürdiger Tatbestand und überaus erfolgreiches Unternehmen von musterbildendem Wert gefeiert werden konnte. Martin Heinrich Fuhrmann bezog sich in seinen Ausführungen vor allem auf die Aktionen des Magdeburger Geistlichen Ministeriums „wider die Unordnung ihrer damaligen Schau-Spieler“, die in ihrer Bedeutung durch einen starken alttestamentarischen Vergleich unterstrichen werden:

„Denn als die Veldische Comœdianten so [...] in lauter solchen Leuten bestanden, die etwas studiret hatten, gar zu ärgerliche Schwencke und Narren-Zoten auf ihre Bühne dort vorbrachten, da erhuben diese Priester die Posaun ihrer Stimme auf den Cantzeln wider die Theatral-Mauer dieses Comœdien-Jericho so lange und so starck, dass solche endlich umfallen und eingehen muste.“³⁸⁵

Die Auseinandersetzung zwischen Winckler und Velten bezeichnet in der Tat einen grenzwertigen Diskurs, an dem sich eine neue Qualität im Verhältnis von Wanderbühnen und städtischer Gesellschaft abzuzeichnen begann.³⁸⁶ Denn Catharina Elisabeth Velten wehrte sich in einer Antwortschrift³⁸⁷ gegen den theologischen Angriff Wincklers, den sie ihrerseits mit gelehrtem Rüstzeug unter Hinweis auf Luthers Adiaphora-Lehre abwehrte und auch den pauschalen Vorwurf der verderblichen Wirkungen von Komödien durch geschickte Gegenargumentation unter Rückgriff auf poetologische Rechtfertigungsmuster zurückwies.³⁸⁸

3.4.1.2 Die Fälschung der Welt. Romane als Vexierbilder religiöser Befindlichkeiten

Was das gänzliche Fehlen von fiktiven Prosatexten im Magdeburger Produktions-, Rezeptions- und Distributionshorizont anlangt, so ist über die Feststellung des lokalen Sachverhaltes hinaus wenig Konkretes auszumachen. Über den lokalen Gebrauch oder Umlauf von Romanen liegen weder direkte noch indirekte Nachrichten vor. Angesichts dieser produktive Leerstelle muss jedoch im Blick auf die Distributionspraxis des Magdeburger Buchhandels nicht nur von einer schleppenden oder gar fehlenden Nachfrage und mangelnden Absatzmöglichkeiten durch fehlendes Lesepublikum ausgegangen werden. Auch eine forcierte Fremd- und Selbstzensur innerhalb der distributiven Strukturen dürfte eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben. Der Magdeburger Buchhändler Johann Lüderwald war einerseits vom Wohlwollen seiner örtlichen Klientel und dem handelsprivilegierenden Magdeburger Rat abhängig, die er im Interesse der Kundenbindung und der eigenen kaufmännischen Seriösität nicht durch anstößige Buchangebote verprellen durfte. Wie harsch indessen die Kritik von Theologen am freizügigen Warenverkehr von Buchhändlern und damit auch der ideologische Druck auf das Buchgeschäft ausfallen konnte, mag folgender Vorwurf belegen: „Indessen weil die Leute dieser Welt rechte garstige Hurenhengste/ müssen dann theils Herren Buchführer und Druckere die HurenWirthe und Kuppeler seyn? [...] Welch ein weites Gewissen und unchristliches Christenthumb haben unzehliche Buchführer und Druckere!“³⁸⁹ Offenbar waren jedoch in Magdeburg die Anforderungen des Marktes leicht mit ei-

³⁸⁵ Vgl. Martin Heinrich FUHRMANN, *Die an den Kirchen Gottes gebaute Satans-Capelle*, Köln [1729], S.

³⁸⁶ Vgl. EMDE, *Catharina Elisabeth Velten und Caroline Neuber* (1995).

³⁸⁷ Catharina Elisabeth VELTEN, *Zeugnis der Warheit Vor Die Schau-Spiele oder Comödien/ Wider Hn. Joh. Joseph Wincklers/ ... / Herausgegebene Schrift* ..., [Halle/Saale] 1701.

³⁸⁸ Zur Kontroverse zwischen Domdiakon Winckler und der Theaterprinzipalin Velten vgl. HEINRICH, *Hintergründe der Magdeburger Kontroverse* (2008)

³⁸⁹ Aegidius HENNING, *Gepriesener Büchermacher Oder Von Büchern/ und Bücher machen*, Frankfurt/Main 1666, S. 114f.

ner christlich rechtschaffenen Kaufmannsethik zu verbinden. Habituelle Merkmale weisen darauf hin, dass Lüderwald in seinem kaufmännischen Gebahren vorrangig dem Leitstern seines eigenen christlichen Gewissen verpflichtet gewesen sein dürfte. Seine eigenen, in einem familiären Stammbuch niedergelegten Aufzeichnungen weisen ihn als aktives Mitglied seiner Gemeinde, später auch als engagierten Kirchenältesten aus: er förderte langjährig den Wiederaufbau der Kirche St. Jacobi, u.a. aus eigenen Mitteln und trat auch wiederholt als Stifter von Epitaphien und Leichensteinen auf. Im Ganzen ergibt sich hier ein relativ homogenes lokales Bild, das literarische Akteure, Rezipienten und Distributoren in eine gemeinsame und gruppenübergreifende Interessenlage integriert zeigt. Auch die zähe Entwicklung der Magdeburger Bibliotheken nach der historischen Zäsur von 1631³⁹⁰ – nur die älteren Bestände der Ratsbibliothek überstanden den Stadtbrand weitgehend unbeschadet – weist die Produktion, Rezeption und Distribution von Romanen lediglich als Leerstelle im lokalen Kommunikationszusammenhang auf. Der Wiederaufbau Magdeburger Bibliotheken war vor allem mit der neuerlichen Entfaltung des Bildungs- und Erziehungswesens an den wiedereröffneten Schulen verbunden. In diesem Zusammenhang entstanden im Verlauf des 17. Jahrhunderts reine Gelehrtenbibliotheken, die jedoch erst im 18. Jahrhundert durch Zustiftungen und die Übernahme von Nachlässen bedeutende Zuwächse und entsprechende Aufwertungen erfuhren.

Es ist jedoch davon auszugehen, dass Romane sowohl im pädagogischen wie im theologischen Bereich nicht nur auf Desinteresse, sondern auch auf aktive Ablehnung gestoßen sind. Auch wenn das Lesen von poetischen Schriften nach der lutherischen Lehre unter die *Adiaphora* oder *Neutralia* fiel, so galt dies doch nur für den Fall, dass die zweckfreie Beschäftigung der literarisch Interessierten nicht mit den Maximen der christlichen Sittenlehre kollidierte. Ein Kollisionskurs von privaten und institutionellen Interessenlagen war jedoch vorprogrammiert: zum einen deshalb, weil der zweckfreie persönliche Umgang mit fiktionaler weltlicher Literatur in der Regel als schwerwiegender Stein des theologischen Anstoßes vor der schmalen Pforte zur christlichen Weisheit lag. Zum anderen auch deshalb, weil der mit dem Lesen verbundene Müßiggang und die selbstbezogene Absonderung vom gemeinschaftlichen Geschäftsbetrieb schnell mit den Geboten der gesellschaftspraktischer Nützlichkeit in Konflikt geriet. Es überrascht deshalb nicht, dass die theologisch ambitionierten Vorstöße gegen die Produktion und Rezeption von Romanen dem gleichen Argumentationsmustern wie die Invektiven gegen die Komödie folgten. Bei Romanen handelt es sich aus theologischer Sicht um das gleichsam internalisierte Gegengstück zur komödialen Schaubühne im öffentlichen Raum – schon deshalb, weil die klerikalen Kritiker den allenthalben beschworenen moralischen Nutzen der Romane so wenig wie den der Komödien ausmachen konnten. In diesem Sinne definierte der schweizer Theologe Gotthard Heidegger den Roman in seiner *Mythoscopia Romantica*, einem Lehrstück calvinistischer Literaturkritik, als „erdichtete Historien/ von unterschiedlichen wundersamen Begebenheiten und Zufällen der verliebten/ in loser Rede geschrieben“, wobei – wie er feststellt – die „Liebes-Geschichten“ überwiegen.³⁹¹ Die Fundamentalkritik, die Heidegger insbesondere den Romanen angedeihen ließ, fußte auf einer prinzipiellen Abweisung der Belange aller weltlichen Literatur, d.h. aller jener Schriften, die nicht zur christlichen Gottes- und Selbsterkenntnis führen. Auch wenn Heideggers Hauptargumente in der calvinistischen Lehre wurzeln, die den Gebrauch der *Adiaphora* und damit auch jegliche zweckfreie musische Betätigung des Menschen ausschließen, so brachten sie dennoch auch die potentiellen Einwände der lutherischen Orthodoxie auf den Punkt. Heidegger wies die „widriger Seits“ aufgestellte Behauptung streng zurück, dass Romane „zur Ergezung/ und Erbauung des Lesers“ dienen.³⁹² Ihr verderblicher Einfluss erstreckte sich seiner Ansicht nach nicht nur auf das lose Spiel der enthemmten menschlichen Phantasie, sondern

³⁹⁰ Vgl. VINCENTI, *Geschichte der Stadtbibliothek zu Magdeburg* (1925), S. 4-50.

³⁹¹ Gotthard HEIDEGGER, *Mythoscopia Romantica oder Discours von den so benannten Romans*, Zürich 1698, S. 15.

³⁹² Ebd., S. 16.

auch auf den schädlichen Müßiggang der potentiellen Leser, so dass Heidegger die Romane als „Heydnischer Tand/ und Zeitverderber“ identifizieren kann.³⁹³ Besonders das fiktionale Potential der aufstrebenden literarischen Gattung gab ihm Anlass zu einschneidender Kritik, denn in ihren „Lügen und Fablen“³⁹⁴ erscheinen Heidegger die Romane verwerflicher als die Produkte der Dichtkunst. Während die Poeten lügen, „dass es ein jeder mit Händen greiffen kan“ und die „alte Fablen ... in keiner larve der Wahrheit“ auftreten, liegt Sache bei den Romanen anders. Ihre Täuschung reicht tiefer und ist für den Rezipienten nicht mehr in jedem Falle zu identifizieren. Denn die „Roman-Schreiber“ wollen „den Leser zum Narren machen/ wie man etwa die Kinder mit dem Claus äfft/ und mahlen alles so possierlich vor/ dass auch ein verständiger/in dem er liset/ zuweil in Utopien entrinnet/ und dabey ist.“³⁹⁵ In der verführerischen Freiheit der Fiktion erkennt Heidegger die gefährliche Macht der neuen literarischen Gattung, die sich der prinzipiellen Abgründigkeit der menschlichen Einbildungskraft für ihre Zwecke bedient und ihr subversives Potential in der Phantasie des Rezipienten jenseits von memoria und intellectus freisetzt. Genau darin stimmen – so Heidegger – die Wirkungen von Romanen mit der Wirkung von Schaubühnenstücken überein, sind doch jene nicht „vil anders/ alß in loser Sprach geschribne Comaedien.“³⁹⁶

Romane erscheinen Heidegger deshalb gefährlich, weil sie sich der Wahrheit biblischer und historischer Stoffe bedienen, diese aber fiktional handhaben, indem sie sie „mit erlognen Umständen durchweben/ oder auch wahrhaftte Historien unter alten Nammen/ mit falschen Circumstanzen beymengen.“ Insofern aber Romanschreiber produktiv in ihre Stoffe eingreifen, „fälschen und erstücken sie auß eigenem Stör-Kopff die Eventus und Verläuffe/ die der Höchste der in dem Himmel ist ... auff seine Weise geordnet.“³⁹⁷ Genau dies ist für Heidegger der springende Punkt: die fiktionale Handhabung biblischer und historischer Stoffe ist ihm gerade deshalb verwerflich, weil sie auf subtile, nicht auf offenkundige und für jedermann identifizierbare Weise in die gegebene göttliche Ordnung und den wahrheitlichen Zusammenhang des Wissbaren eingreift. Und sie ist verwerflich, weil in diesem Eingriff die eigenmächtige Intention der Romanschreiber als subtile Fälschungsabsicht aufscheint, die das Prosamedium in eine alternative weltliche Schaubühne verwandeln will, um auf ihr die göttliche Seinsordnung nach eigenen Vorstellungen transparent zu machen. Was hier für Heidegger auf dem Spiel steht, ist nichts anderes als die künstlerische Fälschung jener Welt, die aus seiner Sicht allein als Produkt eines göttlichen Schöpferwillens erkannt und gedeutet werden kann.– trotz oder gerade wegen jener apologetischen Zuschrift, die der Romangattung 1670 durch den amtskollegialen Bischof von Avranches zuteil geworden war³⁹⁸ – erkannte Heidegger in den künstlerischen Intentionen der Romanschreiber nichts anderes als die Auswüchse einer hybriden Selbst- und Weltauffassung, durch die sich der Mensch als eigenmächtiger Schöpfer eines Sprachuniversums zu setzen und sich auf diese Weise zum „alter deus“ Scaligers zu erheben trachtet.

In der Tat hatte der gesellschaftlich einflussreiche Sigmund von Birken 1669 in seiner Vorrede zum ersten Band von Anton Ulrich von Braunschweigs Romanprojekt *Aramena* die Prinzipien der zeitgenössischen Poetiken für das sprachliche Medium des Romans adaptiert und dadurch eine gravierende Lücke in der theoretischen Absicherung der neuen literarischen Gattung geschlossen, die bis dato kein genuiner Bestandteil systematischer poetologischer Überlegungen gewesen war. In den Ausführungen Birkens findet sich u.a. auch der – für das sprachlich-produktive Selbstverständnis der Zeit so wichtige – Hinweis auf den Autor als quasiautonomem Schöpfer, der durch seine kunstvolle fiktionale Verarbei-

³⁹³ Ebd., S. 71.

³⁹⁴ Ebd.

³⁹⁵ Ebd., S. 81.

³⁹⁶ Ebd., S. 19.

³⁹⁷ Ebd., S. 74.

³⁹⁸ Pierre Daniel HUET, *Traité de l'origine des romans*, Paris 1670.

tung biblisch-historischer Stoffe und Geschichten und deren Zusammenführung in ein umgreifendes Ordnungsprinzip selbst „Gott gleichförmig“³⁹⁹ wird.

Obwohl Heideggers Positionierung ältere theologische Argumentationsmuster aufgreift und ein ganzes Arsenal von antiken und patristischen Quellen für eigene Zwecke anbietet, ist sie keineswegs rückschrittlich. Sie passt in ihrer Argumentationsweise sowohl in das Schema orthodoxer Konservierungstheologie als auch in den Horizont zeitgenössischer religiöser Bewegungen, die – wie das Beispiel des Pietismus zeigt – im Zuge einer angestrebten Renovierung von Glaubensformen und -inhalten auch eine verschärfte Frontstellung gegen missliebige subjektiv-künstlerische Weltdeutungsprogramme anstreben. Heideggers Fundamentalkritik am neuen literarischen Medium, dessen prinzipielle religiöse Brisanz er aus den poetologischen Grundmustern der Romanproduktion dechiffriert, läßt vor allem auf eines aufmerksam werden: Am Ende des 17. Jahrhunderts setzt ein tiefgreifender Differenzierungs- und Entflechtungsprozess zwischen poetischen und religiösen Prinzipien ein, der vor allem von Akteuren des religiösen Feldes initiiert wird. Im Licht eines umfassenden religiösen Erneuerungsbedürfnisses werden die sprachfeldübergreifenden Ansprüche der Poesie, die sich seit Opitz gern als „verborgene Theologie“ darstellt, ostentativ zurückgewiesen und ihre poetologischen Programme außer Kraft gesetzt, damit aber auch die gesellschaftlichen Reichweiten des autonomisierten Sprachfeldes empfindlich eingeschränkt. Romane – so erklärt Heidegger kategorisch – seien nur erdacht worden, um „der Wahrheit Feyrtage zumachen“, ihre „Discursen“ sind „den Spinweben gleich/ mühsam/ possirlich und curieus gestellt/ aber nutz-und krafft-loß“, so dass „sich davon nichts erbaut/ alß die Schwatz-Mühl.“⁴⁰⁰ Diese Kritik dient jedoch nur dem programmatischen Zweck, sie als antipathische Vexierbilder religiöser Befindlichkeiten vorzustellen, die für den schlechten Einfluss schlechter Bücher überhaupt stehen. Romane bilden auf diese Weise die diametrale Entgegensetzung zur Heiligen Schrift, deren vorzügliche Lektüre denn auch als ultimative Wegweisung zum rechten Leben gepriesen wird.

Auch der Magdeburger Pfarrer Christian Scriver ist weit davon entfernt, im Medium des Romans die wirkungsästhetische Überlegenheit einer neuen Literaturgattung zu erkennen, die der Erbauung der christlichen Seele durch ein offenbarendes Zeigen der Weltläufe und ein effektiveres „movere“ der Seelenkräfte entgegenkäme. Auch der Abwehrreflex Scrivers entspringt dem Impuls, die „eine“ Schrift und ihre extraordinary Bedeutung gegen die vielen poetischen Schriften und die sprachinnovativen und sinnstiftenden Ansprüche ihrer Produzenten zu schützen. So gilt auch im Magdeburger Kontext von den Büchern, die „auß dem Welt-Geist“ geschrieben sind, dass sie „so leer sind von der Himmlischen Weißheit/dass man/ wenn sie durchgelesen sind/ anders keinen Nutzen davon hat/ als zu sagen: Ich hab es gelesen.“⁴⁰¹ Was ihnen aus Scrivers Sicht fehlt – und darin stimmt er mit Heidegger überein – sind jene heilsbringenden Informationen, die der zeitgenössische Mensch bräuchte, um sich des eigenen Lebens nach dem Tode zu versichern. Folglich gilt in Entgegensetzung dazu von der weltlichen Literatur: „manches Buch ist wie der Schreiber oft selbst/ denen übertünchten Gräbern gleich/ welche außwendig hüpsch scheinen/ aber inwendig voller Todten-Bein sind und alles Unflats.“⁴⁰² Folgerichtig ist deshalb aus purgatorischem Interesse jeglicher Umgang mit Büchern konsequent der „Anweisung des Buches über alle Bücher“ zu unterwerfen. Für den literarischen Rezipienten hieß dies aus theologischer Sicht, jeden literarischen Umgang in seiner religiösen Brisanz als heilsgeschichtliche Lektüre auf Leben und Tod aufzufassen.

Die private Lesepraxis vor Ort dürfte sich indessen dem religiösen Diktum weitgehend entzogen haben. Dennoch ist dem Einfluss der christlichen Sittenlehre als öffentlicher Kontrollinstanz eine große

³⁹⁹ Zitiert nach dem Wiederabdruck der Vorrede in: Albrecht SCHÖNE, *Das Zeitalter des Barock. Texte und Zeugnisse* (1968), S. 35.

⁴⁰⁰ Gotthard HEIDEGGER, *Mythoscopia Romantica oder Discours von den so benannten Romans*, Zürich 1698, S. 100f.

⁴⁰¹ Christian SCRIVER, *Gottholds Zufällige Andachten/ Bey Betrachtung mancherley Dinge der Kunst und Natur*, 4. Teil, Magdeburg 1671, S. 231.

⁴⁰² Ebd.

gesellschaftspraktische Bedeutung beizumessen, die im Wechselspiel von Fremd- und Selbstkontrolle die Verbreitung und Lektüre von Romanen vor Ort entscheidend gehemmt hat. In der Tat spricht einiges dafür, dass die spätbarocke Romanproduktion erst nach Hebung des kommunalen Wohlstandes und nach einer signifikanten Verbreiterung der lokalen Lese- und Rezeptionsbasis in der örtlichen Bürgerschaft im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts in Magdeburg angekommen ist. Dabei ging die Lektüre von Romanen eine eigenartige Verbindung mit der Lektüre von Erbauungs-, Benimmbüchern, Briefstellern, schulischen Lehrbüchern, Predigtsammlungen und professionsbegleitender Fachliteratur – etwa juristischen oder medizinischen Werken – ein, deren Gebrauch vor allem auf das *prodesse* und *delectare* in umfassender alltäglich-pragmatischer Hinsicht abzielte. Zwar fügt sich der städtische Gebrauch diverser Romanliteratur damit der allgemeinen Tatsache, dass alle drei barocken Romantypen – der höfisch-historische, der pikareske und der Schäferroman – innerhalb der deutschen Nationalliteratur bis weit ins 18. Jahrhundert hinein rezipiert wurden und eine energetische Plattform für die Herausbildung neuer Darstellungsweisen und Erzählmodelle bildeten. Im Blick auf die fortgesetzte Inferiorität der Gattung im städtischen Kommunikationshorizont, die auf der Ebene des religiösen Feldes vor allem durch den starken Einfluss des Pietismus hallenser Prägung zwischen 1700 und 1760 forciert wurde – dürfte indessen das Lesen von Romanen vor allem eine Form stadtbürgerlicher, insbesondere jugendlicher Subkultur gewesen sein. Der Bericht Friedrich von Köpkens ist als durchaus typisch für eine inoffizielle Rezeptionspraxis fiktionaler Literatur anzusehen. In seiner *Lebensgeschichte* führt Köpken aus, auf welche Weise er 1750 als dreizehnjähriger Schüler des Magdeburger Altstädtischen Gymnasiums erstmals in Tuchföhlung mit Romanliteratur kam:

Ich las die Banise, Gott weiß, mit welcher Entzückung. Durch meinen Schulumgang mit einem Hermes, einem älteren Bruder des Quedlinburger, der wie ich ein Bücherfreund war, erhielt ich Verschiedenes in dieser Manier. Ich erinnere mich noch der Insel Felsenburg und eines Buches voll Zaubergeschichten unter dem Titel: Der höllische Proteus. Unter den Büchern aus meines Vaters Bibliothek war noch Pöllnitz' galantes Sachsen, elend übersetzt. Jedoch las ich schon damals Richardsons Pamela, aber freilich auch dies in der erbärmlichen Übersetzung von 1742.⁴⁰³

Mehrere Umstände des Köpkenschen Berichtes sind für die lokalen Rezeptionszusammenhänge von Romanen überaus bezeichnend. Zum einen vermischte sich die Lektüre neuer Romanliteratur von Johann Gottfried Schnabel oder Samuel Richardson zwanglos mit älteren barocken Stoffen wie Erasmus Franciscis *Höllischem Proteus* (Nürnberg 1690) oder Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausens *Asiatischer Banise* (Leipzig 1689). Auch die thematische Bandbreite der Lektüre, die vom Abenteuerroman bis zur „Zaubergeschichte“ reichte, entsprach einem umfassenden „curieusen“ Bedürfnis des Lesers, sich sowohl in weltlicher als auch in geistlicher Hinsicht diversen Phänomenologien jenseits der eigenen Erfahrungswelt auszusetzen. Dass es sich beim Lesen von Romanen auch um 1750 noch um ein subversives Geschäft in Mußestunden handelte, das offiziell nicht verlautbart wurde, wird durch die Tatsache belegt, dass die Romanlektüre problemlos auf umstrittene Gesellschaftskolportagen erweitert werden konnte, wie sie vor allem in Carl Ludwig von Pöllnitz' *Das galante Sachsen* (Frankfurt/Main 1734) vorliegt. Interessant sind in diesem Zusammenhang auch die von Köpken genannten Bezugsquellen der entsprechenden Literatur: der heimische Bücherschrank und der schulische Austausch der Lektüre. Sowohl für Köpken als auch für dessen Schulfreund Hermes lassen sich Elternhäuser ausmachen, die fest in die lokalgesellschaftlichen, institutionell bestimmten Kontexte eingebunden waren. Köpkens Vater war als weltlicher Kanonikus (*canonicus secularis*) am Petri und Pauli-Stift mit der juristischen

⁴⁰³ Friedrich von KÖPKEN, *Meine Lebensgeschichte* (1916), S. 7.

Verwaltung der Stiftsgüter betraut, seine Mutter neigte dem Pietismus zu und besuchte regelmäßig die Betstunden des Abtes Johann Adam Steinmetz im Kloster Berge vor den Toren Magdeburgs. Hermes' Vater war Feldprediger und als Prediger der St. Jacobi-Gemeinde in Magdeburg tätig. Zweifellos wurden in diesem Zusammenhang lokalgesellschaftliche Wertnormenklaturen auch in Form und Inhalt der häuslichen Erziehung übersetzt und ins private Interieur weitergereicht. Es ist bezeichnend, dass für Friedrich von Köpken der – in einem verschlossenen Schrank aufbewahrte – Buchbesitz seines Vaters erst nach dessen frühem Tod zur subversiven Informationsquelle avancierte.⁴⁰⁴ Das auch der Schulbesuch als inoffizielle Drehscheibe für den Austausch subversiver Lektüre genutzt werden konnte – Köpken und Hermes waren Schüler des pietistisch dominierten Pädagogiums des Klosters Berge – ist indes dem direkten Einfluss pietistischer Lehrmethoden, insbesondere der nachhaltigen Förderung gegenwartsbezogener Fächer und einem forcierten Fremdsprachenunterricht zuzuschreiben.

3.4.1.3 Lokalgesellschaftliche Kontrollsysteme: Homogenisierung und Immunologie

Nicht nur die fehlende Produktion und Distribution, sondern auch die weitgehende Ausklammerung von Drama und Roman aus dem städtischen Kommunikationszusammenhängen liefern starke Argumente für eine aktive Hemmung von Entfaltungspotentialen innerhalb des lokalen literarischen Feldes. In den vorangegangenen Kapiteln konnten Indizien dafür gesammelt werden, dass literarische Feldbildungsprozesse in Magdeburg eng an die Formatierungskräfte gesellschaftlicher Institutionen gekoppelt waren. Dabei kam nicht nur die Stärke des lokalen religiösen Feldes und seine regulierenden Eingriffe in den städtischen Kulturhaushalt in den Blick, sondern auch dessen enge Verflochtenheit mit der städtischen Administration und der lokalen Bildungspolitik. Dem ideellen und praktischen Zusammenwirken von Geistlichem Ministerium, städtischem Rat und höheren Schuleinrichtungen lagen dabei gemeinsame und institutionenübergreifende Bemühungen um die Wiederherstellung eines autonomen städtischen Gemeinwesens zugrunde. Die Ausrichtung an restitutiven Leitideen und die Aktivierung von tradierten Kulturpotentialen trugen im Interesse der inneren Stabilität nicht nur zu einer wechselseitigen Kontrolle und weitgehenden Gleichrichtung, sondern auch zu einer Überlagerung und Potenzierung der Wirkungskraft des politischen, religiösen und pädagogischen Feldes bei. In der Tat stellte erst das Zusammenwirken der politischen, religiösen und pädagogischen Kräfte in Magdeburg jene gesellschaftliche Formatierungskraft zur Verfügung, die die Struktur des städtischen Gemeinwesens dauerhaft bestimmen und an die fortschreitenden Bedürfnisse seiner Entwicklung anpassen konnte.

Wenn die fortlaufende Gleichrichtung der institutionellen Kräfte innerhalb des städtischen sozialen Feldes als *conditio sine qua non* für einen zielgerichteten Aufbau des städtischen Gemeinwesens Magdeburgs nach 1631 angesehen werden kann, so lassen sich daraus weiterführende Schlussfolgerungen für die sozialen Kräfteverhältnisse und die Zirkulation sozialer Energien ziehen. Denn die Soziogenese der objektiven gesellschaftlichen Strukturen kann nur als Produkt der Praxisformen sozialer Gruppen bestimmt werden, deren Charakter wiederum in den jeweiligen habituellen Ausstattungen der sozialen Akteure wurzelt. Offenbar gab es in Magdeburg im Untersuchungszeitraum keine prinzipiellen Differenzen zwischen dem beruflichen und privaten Engagement sozialer Akteure, den diversen Praxen der sozialen, in institutionelle Zusammenhänge eingebundenen Gruppen und den bestehenden stadtgesellschaftlichen Strukturen, in die sie eingelassen waren. Vielmehr wurde das produktive Spannungsfeld von Institutionen, sozialen Gruppen und Einzelakteuren durch eine koordinierte Zirkulation sozialer Energien aufrecht erhalten, deren Ziel die fortgesetzte Reproduktion von übergreifend akzeptierten städtischen Strukturen und normativen Werten war. Das Wirken der Magdeburger Institutionen, der in

⁴⁰⁴ Ebd., S. 5.

ihnen gebundenen sozialen Gruppen und der diversen Einzelakteure befand sich bis 1690 in einem beständigen Gleichgewicht. Erforderliche Korrekturen, die in der Regel durch institutionelle Initiativen angestoßen und ausgeführt wurden, blieben auch deshalb von übergreifender Verbindlichkeit und Akzeptanz, weil sie immer wieder an einer allen Einzelinteressen übergeordneten Leitidee – dem städtischen Gemeinwohl und der städtischen Autonomie – ausgerichtet werden konnten.

Als besonders wirksames Mittel zur Sicherung städtischer Interessenlagen erwies sich dabei die strikte Rückbindung der Wirkungskreise Magdeburger Bildungs- und Funktionseliten in institutionelle Zusammenhänge und die Beschränkung ihrer Handlungsoptionen auf den städtischen Raum. Zielorientierte Funktionszuweisungen erfolgten meist schon vor der Wahl und Berufung von Einzelpersonen und wurden durch die Anwendung homogener Auswahlkriterien und durch entsprechende Verpflichtungserklärungen – etwa der Verpflichtung von Geistlichen auf die Konkordienformel bzw. ein bestimmtes christliches Ethos – sichergestellt. Auf diese Weise konnte auch bei häufiger personeller Fluktuation eine homogenere Zusammensetzung städtischer Bildungs- und Funktionseliten erreicht, aber auch missliebige Personen ggf. schnell entfernt und durch andere ersetzt werden. Die leitideale und repressive Funktion der kulturtragenden städtischen Institutionen – sichergestellt durch entsprechende Gremien mit weitreichenden Entscheidungskompetenzen – wurde in der Praxis durch eine wechselseitige soziale Kontrolle der Mitglieder der Bildungseliten ergänzt, die über ein relativ enges soziales Netzwerk und die diversen Formen der öffentlichen Kommunikation miteinander verbunden waren. Differenzen wie die zwischen den lutherisch orthodoxen und gemäßigten Kräften innerhalb des religiösen Feldes waren für den städtischen Gesamtzusammenhang von sekundärer Bedeutung, solange sie den Reproduktionsprozess der rahmengebenden städtischen Sozialstrukturen und die reproduktionsdienliche Zirkulation sozialer Energien nicht gefährdeten oder beeinträchtigten. Sie resultierten in den meisten Fällen aus feldinternen Differenzen, die dem intellektuellen Magnetismus gleichgerichteter städtischer Energien und Kommunikationszusammenhänge nicht prinzipiell entgegenliefen. Durch institutionelle und wechselseitige Kontrolle wurden die Mitglieder der Magdeburger Funktions- und Bildungseliten zur Ausbildung eines zweckdienlichen Habitus angehalten, der die Verinnerlichung der städtischen Gemeinschaftsziele ebenso wie die Fähigkeit umfasste, das Verinnerlichte in eine zweckmäßige Wirksamkeit im öffentlichen Raum zu übersetzen.

In diesem Zusammenhang ließe sich ein Blick auf das Spektrum der Verinnerlichungsleistungen bzw. der Formen der Selbstdisziplinierung werfen, mit denen die Mitglieder der lokalen Funktions- und Bildungseliten ihre An- und Einpassung in den gegebenen sozialen Wirkungsraum bewerkstelligt haben. Sie taxieren sich an den Aufgaben und Funktionen, die Theologen, Lehrern und Ratsmitgliedern im Blick auf die sozialen Praxen innerhalb des städtischen Gemeinwesens zufielen: Sie waren zum einen verantwortlich für die fortgesetzte Erzeugung und Aufrechterhaltung jener sozialen Strukturen, die die Rahmenbedingungen für die Entfaltung des sozialen Lebens in der Stadt vorgaben. Als Repräsentanten von diversen Ordnungsmustern kamen ihnen dabei zugleich die Aufgabe zu, sich selbst als Teil dieses Musters zu verstehen und in sich selbst die abstrakten institutionellen Anforderungen mit den persönlichen Bedürfnissen und Weltbildern zu vermitteln. Zum anderen oblag ihnen die religiöse, erzieherische und stadtpolitische Durchformung des nützlichen und gläubigen Bürgers, der nicht nur als Warenproduzent und Steuerzahler, sondern auch als Mitglied einer Solidargemeinschaft gefordert wurde – etwa im Blick auf das städtische Armenwesen, die Unterstützung von Institutionen und die kollektive Abwehr von Gefahren. Diese Durchformung erstreckte sich nicht nur auf die Verhältnisse der Gemeinschaftsmitglieder im öffentlichen Raum, sondern bis in die familiären Zusammenhänge und das Private hinein. Pfarrgeistliche waren im Zusammenhang mit ihren seelsorgerlichen Aufgaben oft auch eng in häuslichen Belange eingebunden. Ebenso konnte die stadtpolitische Administration mit Erlassen und eigener Rechtsprechung auch in die private Sphäre der Bürger und Nichtbürger eingreifen.

Das konzertierte Zusammenwirken der diversen Funktions- und Bildungseliten in Magdeburg entsprang jedoch nicht nur dem kollektiven Bedürfnis einer Homogenisierung stadtgesellschaftlicher Verhältnisse. Es folgte auch einer immunologischen Strategie des lokalen Gemeinwesens, die – wie bereits verdeutlicht – im Wesentlichen auf die Abwehr von externen Interventionen aller Art gerichtet war. Man mag darin einen Reflex auf das Trauma der Zerstörung der Stadt durch fremde Soldateska und die langjährige Besatzungszeit erkennen. Der städtischen Immunologie fiel die Aufgabe zu, mit geeigneten Mitteln Abgrenzungen, Schutzzonen und Baldachine für das städtische Gemeinwesen zu installieren, um seinen Bestand im Wechselspiel mit externen politischen, militärischen und informellen Kräften sicherzustellen. Mit anderen Worten: die städtische Immunologie umfasste alle jene Strategien, die der zielgerichteten Steuerung kultureller Austauschprozesse über die Stadtgrenzen hinaus verpflichtet waren.

Was den lokalgesellschaftlichen Umgang mit poetischer Literatur anlangt, so ist er im Untersuchungszeitraum den nachhaltigen Bedürfnissen des städtischen Gemeinwesens nach innerer Stabilisierung und Homogenisierung des sozialen Gefüges wie auch nach äußerer Immunologisierung des Gemeinwesens gegen diskursive Übergriffe verpflichtet. Dem skizzierten Verhältnis der Magdeburger Bildungseliten zu Komödie und Roman läßt sich leicht entnehmen, dass vor Ort ein – den städtischen Funktionszusammenhängen und der städtischen Identitätsbildung geschuldetes – Kontrollsystem mit engen Toleranzgrenzen existierte, das gleichermaßen die literarischen Akteure wie deren literarische Aktivitäten ins Visier nahm. Am gravierendsten dürfte dabei der Umgang mit fahrenden Komödianten gewesen sein. Sie wurden in den stadtgesellschaftlichen Kontexten nur als Personen identifiziert, die außerhalb der institutionellen Bindungen und Verflechtungen heimischer sozialer Akteure auftraten und sich auf diese Weise auch prinzipiell außerhalb sanktionierter stadtgesellschaftlicher Ordnungsmuster bewegten. Der enge ideologische Konnex von Komödianten- und Vagantentum galt dabei der musterhaften Produktion eines Menschenbildes mit gesellschafts- und gottesfernem Selbstverständnis, das als Movens und Begründung für gesellschaftliche Sanktionen herangezogen werden konnte. Komödianten und fahrende Theatertruppen stießen in Magdeburg auch deshalb auf besondere Ablehnung, weil sich in ihnen eine internalisierte künstlerische Gesinnung im öffentlichen Raum auch adäquat verkörperte und auf diese Weise zum sichtbaren Stein des Anstoßes werden konnte. An den Eingriffen religiöser Funktionsträger in die lokale schultheatralische Aufführungspraxis zeigte sich indessen, dass diese durch einen institutionellen Zweck und die lokalgesellschaftlichen Kontexte gedeckt waren. Überall dort, wo – wie etwa bei schuldramatischen Aufführungen – gesellschaftliche und fachspezifische Zwecke gegen moralische Bedenken geltend zu machen waren,⁴⁰⁵ eröffneten sich auch in der Praxis größere Toleranzräume für interne Abstimmungs- und Anpassungsprozesse.

Auffällig ist indessen, dass die Kritik an literarischen Aktivitäten, die nicht mit einer lokalgesellschaftlichen Öffentlichkeit zu verbinden und mit Sanktionen zu belegen waren, sich in einer Grauzone zwischen zwischen kollektiven und privaten Interessen ansiedelte und auch in ihr argumentierte. Aus der religiösen Perspektive wurden literarische Aktivitäten grundsätzlich als konkurrierende weltliche Gemütsbewegungsprogramme wahrgenommen, deren Verfasser mit der lokalen Geistlichkeit innerhalb eines gemeinsamen städtischen Informationsmarktes um die Gunst der erreichbaren Rezipienten warben. Literarische Tätigkeitsfelder, die sich ihrer Konsistenz vornehmlich durch die Berufung auf und die Teilhabe an einer übergreifenden Sprachsphäre versicherten, riefen eine vornehmlich sprachgestützte Gegenbewegung auf den Plan, die sich auf Kanzeln und in gedrucktem Schrifttum gesellschaftliche

⁴⁰⁵ So führt etwa Balthasar Kindermann in pädagogischer Perspektive an, „dass die Behandlung der Freuden-Spiele der Jugend ohne allen zweifel eine feine wolfruchtende Übung sey: Durch welche ihr Gedächtnuß gestärcket/ die Außsprache und Mässigung der Stimme erlernet; die Höflichkeit in den Geberden angewehnet; die Kühnheit frey und ungescheuet zureden erhalten/ und der Verstand geübet wird: Massen der Zuhörenden Gemüther/ in Volckreichen Zusammenkunfften viel kräfteiferiger bewegt und erregt werden.“ Vgl. Balthasar KINDERMANN, *Der Deutsche Poet*, Wittenberg 1664, S. 243f.

Geltung zu verschaffen suchte. Die zeitgenössische Theologie bezog im Untersuchungszeitraum auf breiter Front Abwehrstellungen gegen die eigenmächtigen Intentionen der „verborgenen Theologie“ und die vielfachen poetischen Aus- und Übergriffe ihrer Anhänger ins religiöse Feld. Wie das Beispiel Gotthard Heideggers zeigte, konnte die poetische Spracharbeit in ihren unterschiedlichen Spielarten – insbesondere vor dem Hintergrund einer des öfteren bemühten alter deus-Thematik – problemlos mit persönlichem Separatismus, mit einem subversiven Gebrauch der Einbildungskraft, mit menschlicher Selbstüberhebung, mit Gewissen- und Sittenlosigkeit und – in konsequenter Weiterführung der Gedankenreihe – mit allen Formen der Ungebildetheit und dem Habitus der niederen Bevölkerungsschichten identifiziert werden. Die Disqualifikationen folgten einem immer gleichen Schema und zielten ihrerseits auf die Sicherstellung und Durchsetzung der Deutungsmacht von lokalgesellschaftlichen Bildungseliten ab.

Die theologische und pädagogische Abwehrarbeit erfolgte in der Regel mit Hilfe der ureigenen bildungselitären Mitteln, d.h. mit einem Fundus von angeeignetem Wissen, das diskursiv meist nur in schematischer und mechanischer Weise – etwa in der bloßen argumentativen Entgegensetzung und Polemik – angewandt wurde. Es ist jedoch durchaus überraschend, dass in diesem Zusammenhang auch in Magdeburg schon ab etwa 1670 eine religiös inspirierte Gewissenserforschungspraxis breiteren Einfluss erlangte, die die restriktiven Selbstbehauptungsformen der lutherischen Orthodoxie und die damit verbundene Erstarrung der religiösen Praxis überwand. Mit der Gewissenserforschung frühpietistischen Zuschnittes wurde der religiöse Interventionismus planmäßig in Richtung auf eine Kontrolle und Selbstkontrolle von Seelenzuständen und Gedankenhaushalten ausgeweitet. Die theologische Abwehrarbeit befasste sich dezidiert mit poetischer Literatur nur dann, wenn sie als unmittelbares Symptom umfassenderer weltlicher Problemlagen ausgemacht und im lokalen Umkreis angesprochen werden konnte. Ohne diesen unmittelbaren Bezug blieb die poetische Literatur – und damit auch das lokale literarische Feld – dem abstrakteren Diktum der theologischen Bekehrungsrhetorik und einer verschärferten Entscheidungslogik unterworfen, mit deren Hilfe der gläubige und nützliche Bürger zwischen weltlichen und überweltlichen Zielsetzungen seines Lebens unterscheiden sollte. Es erscheint im Blick auf den theologischen Umgang mit denen Fiktionspotentialen poetischer Literatur fast zwangsläufig, dass die oft äußerlich bleibende religiöse Agitation sich wirkungsvollere Kontrollinstrumente zu generieren suchte und vom Phänomen in den Motivationsgrund subversiver literarischer Akteure vordrang. In diesem Sinne formulierte der Magdeburger Pfarrer Christian Scriver bereits 1671: „welche Gedancken nicht mit dem Siegel Gottes/ mit der Liebe Jesu/ und dem Zeichen seines H. Geistes bemercket sind/ die sind billig vor ungültig und als eine falsche Münze zu halten.“⁴⁰⁶ Dabei ging es Scriver weniger um eine äußerliche Kontrolle der städtischen Kommunikation, sondern um die Installation eines effektiven Selbstprüfungsverfahrens, mit dessen Hilfe er die sublime Selbstkontrolle im Umgang mit den Potentialen der menschlichen Phantasie dauerhaft zu internalisieren versuchte. Seine Argumentation zielte folgerichtig auf eine Einbettung der Problematik in eine umfassende Empfindungs- und Verinnerlichungskultur, deren Zentrum eine Verbindung von „Gedancke“ und „Hertz“ als moralischer Kerninstanz des Menschen ausmacht. Scriver übersetzt in seiner Darstellung des Sachverhaltes das Problem des menschlichen Vagantentums in den internen moralischen Prüfmechanismus, wenn er formuliert: „Das Hertz ist eine Herberge/ darinnen billig keine andere/ als Himmlische Gedancken/ die vom Himmel kommen/ und zum Himmel gehen/ sollen auffgenommen werden/ geschichts aber/ so wird's einem Huren-Winckel und Garküchen gleich/ darinn sich allerley liederlich Lumpen-Gesindlein zu versammeln pflorget.“⁴⁰⁷ Im Gegensatz zu vielen seiner Amtskollegen versuchte Scriver, mit homiletischen Mitteln in die

⁴⁰⁶ Christian SCRIVER, *Gottholds Zufällige Andachten/ Bey Betrachtung mancherley Dinge der Kunst und Natur*, 4. Teil, Magdeburg 1671, S. 198.

⁴⁰⁷ Ebd., S. 199.

Kraft seines Gegners, in den substantiellen Zusammenhang von „Gedanken“ und „Herz“ des erbsündlich belasteten Menschen einzugehen. Hier kündigt sich bereits an, was der sich durchsetzende Pietismus Anfang des 18. Jahrhunderts programmatisch in den stadtgesellschaftlichen Zusammenhängen umgesetzt hat: eine innere Dynamik der Selbsterforschung. Es ist sicher kein Zufall, sondern Folge einer verstärkten lokalen Nachfrage, dass um 1690 auch Schriften schlesischer Mystiker Eingang in Magdeburger Verlagsprogramme gefunden haben. In ihnen wird die bei Scriver angebahnte, im Individuellen angesiedelte „experimental- und Hertzens-Theologia“ explizit: „Niemand berede noch betrieße Sich selber/ durch blinde Verleitung/ und elende Vertröstung/ mit dem Scheine, von dem Auswendigen Christenthum! Denn/ gleich wie die Aüssere Beschneidung keinen Juden/ und die Aüssere Vorhaut keinen Heyden; Also machet auch die Aüssere Tauffe keine Christen.“⁴⁰⁸ Die Durchsetzung pietistischer Prinzipien ab 1700 führte auf diese Weise nicht nur zu einem erhöhten gesellschaftlichen Kontrolldruck, sondern zugleich zur Ausbildung von bürgerlichen Innenwelten, die im Ausweichen auf subversive Lese- und Rezeptionsstrategien und der sublimen Aneignung fiktionaler Stoffe ihre vorzüglichen Entfaltungsfelder fanden.

3.4.1.4 Poetisch-literarische Spielräume und lokaler Markt

Der restriktive Umgang mit komödialen Aufführungen fahrender Theatertruppen und die Vorbehalte gegen Romanproduktionen haben verdeutlicht, dass nur jene Formen lokalliterarischer Produktion eine Chance auf stadtgesellschaftliche Etablierung und Durchsetzung hatten, die sich zum einen nahtlos mit sanktionierten Sozialpraktiken und institutionellen Zwecken verknüpfen ließen. Für ihre praktische Rezeption und Distribution bedurfte es zum anderen einer umfassenden lokalgesellschaftlichen Akzeptanz, die eine Präsenz und uneingeschränkte Zirkulation der literarischen Produkte in der lokalgesellschaftlichen Öffentlichkeit erlaubte. Institutionelle Sanktionierung und lokalgesellschaftliche Akzeptanz bildeten somit die Grundmuster für die Entfaltung eines lokalen literarischen Feldes, das nicht nur die prägenden lokalgesellschaftlichen Strukturen übernahm, sondern durch die Adaption von gesellschaftlicher Funktionalität zugleich aktiv an der Reproduktion dieser Strukturen beteiligt war. Institutionelle Sanktionierung und lokalgesellschaftliche Akzeptanz bildeten somit die Rahmenbedingungen für die Ausbildung eines differenzierten literarischen Feldes, dessen diverse Bereiche mit unterschiedlichen Funktionalitäten ausgestattet waren.

Das hier herangezogene Kriterium der gesellschaftlichen Akzeptanz von literarischen Produkten findet seinen adäquaten Ausdruck in der übergreifenden Artikulation eines Rezeptionsbedürfnisses und in der damit verbundenen Erzeugung eines literarischen Marktes, der sich durch Angebot und Nachfrage regelt. Gesellschaftliche Akzeptanz beinhaltet jedoch zugleich auch eine Tolerierung bestimmter literarischer Produzenten und ihrer Produktionsweisen innerhalb des städtischen Sozialgefüges, die auch die Ansiedelung ortsfremder Produzenten oder den Import nachgefragter Druckwaren begünstigte. Die bereits erwähnte Ansiedlung eines Zeitungsverlags⁴⁰⁹ oder die Etablierung nebenberuflicher Kalenderproduzenten⁴¹⁰ mögen hier als Beispiele dienen. Im Gegenzug zur sukzessiven Aufweitung der literarischen Produktpalette kam der lokalgesellschaftlichen Sanktionierung literarischer Produkte die Aufgabe zu, den Druckwarenverkehr im stadtgemeinschaftlichen Interesse inhaltlich zu prüfen und zu regu-

⁴⁰⁸ [Abraham von FRANKENBERG], *Weg Zum Himmel/ Oder Aus der Erfahrung gegebne Anleitung/ Wie Eine gläubige Seele/ Von dem Eusserlichen Sichtbahren Zeitlichen Abschied nimmt: Und Sich hingegen zum Innerlichen Unsichtbahren Ewigen wendet*, Magdeburg 1691, Bl. A1v.

⁴⁰⁹ Vgl. Kap. 3.3.4.

⁴¹⁰ Die Ehefrau des Magdeburger Buchhändlers Johann Lüderwald betrieb neben dem „Porgement- und Pappierhandel“ auch einen einträglichen „Calenderhandel“. Vgl. dazu LEIST, *Stammbuch der Lüderwalde* (1939), S. 68.

lieren. Solche Regulierung, die auch mit zensuralen Maßnahmen verbunden sein konnte, hat die Struktur und den Status des lokalen literarischen Feldes, d.h. die Produktion, Rezeption und Verbreitung von poetischer Literatur, nachhaltig geprägt. Denn sie lieferte die Urteilsgründe und Kriterien, nach denen über die Zugehörigkeit oder Ausgrenzung von Werken oder Gattungen aus dem städtischen Kulturbetrieb entschieden werden konnte. Das zahlreiche Kleinschrifttum – Flugblätter, Flugschriften, Zeitungen, Kalender u.a. – bewegte sich jenseits des gelehrten Literaturbetriebs allenfalls in inhaltlichen Rand- und Grauzonen und kam einem breiten, alle Bevölkerungsschichten durchziehenden Leserinteresse entgegen, so dass seiner Distribution im lokalgesellschaftlichen Zusammenhang in der Regel nichts entgegenstand. Der exzessive Gebrauch von Kleinschrifttum wurde allenfalls Gegenstand gelehrtsatirischer Stellungnahmen.⁴¹¹ Zur Sicherung einer übergreifenden Akzeptanz von Zeitungen gegenüber privilegierenden Institutionen konnten beispielsweise Argumente der gelehrten Diskurse treffsicher adaptiert werden, ohne anstößig zu wirken. So beantragte der Braunschweiger Drucker Andreas Dunccker (jun.) 1645 ein Privileg für die Herstellung und den Verlag von *Wochentlichen Zeitungen* und führte u.a. als Begründung an, dass „die Relatio Historica nicht vnbillig als eine Schulmeisterin dess Menschlichen Geschlechts von bösen lästerhafften zu gutten Exemplarischen tugendlichen Leben, vnd ein reiner klarer Spiegel weltlicher Weissheit, wie vnd welche Gestalt alle Ding in der Welt blühen und vergehen, in hohen Ehren und Werth zu halten“⁴¹² sei. Eine solche Berufung auf die Wahrheit der göttlichen Schöpfung und ihrer historischen Verlaufsformen, die die „Relatio Historica“ zwangsläufig zur menschheitlichen „Schulmeisterin“ qualifiziert läßt, kam für die den „Lügen“ verpflichtete fiktionale Literatur nicht in Frage. Wie die Ausführungen zu Wanderbühnen und Romanproduktion gezeigt haben, gerieten Wahrheit und Zweckmäßigkeit in stadtgesellschaftlichen Kontexten zur entscheidenden Maßgabe, um fiktionale Literatur im Horizont der städtischen Kommunikation zu diskreditieren und in den Bereich der lokalen Subkulturen zu verweisen.

Entscheidungen über die Zulässigkeit literarischer Akzeptanzen im Licht des Gemeinwohls verlaufen in diesem Sinne auch in Magdeburg nicht nur grundsätzlich quer zu den literarischen Diskursen und durchschneiden ganze Gattungsfelder als Demarkationslinien, die die „gute“ von der „schlechten“ Literatur, den moralisch tragbaren Menschen vom verworfenen Subjekt trennen. Die flexiblen Sperrzäune lokalgesellschaftlicher Pragmatismen durchziehen auch die Institutionen, deren Mitglieder über die Auswahl der dem Bildungszwecken kompatiblen Verfahren und Stoffe zu entscheiden haben. Sie finden sich folgerichtig auch als fester Fundus poetologischer Selbstbestimmung in die zeitgenössischen Poetiken seit Opitz eingeschrieben. Vor dem Hintergrund einer zuweilen rigiden urbanen Kulturpolitik musste dort die Frage beantwortet werden, „was Plato durch die Poeten verstanden/ wan er gewolt/ dass man dieselben in Städten nicht leiden sollte.“⁴¹³ Das gern kolportierte negative Urteil Platons über die Poeten könne – so Kindermann – „in keine wege/ von den Tugendliebenden/ nutzenden und ergetzen- den Poeten/ ausgeleget werden“, denn: „Er wil nur die lasterhafften/ wollüstigen und verliebten Dichter/ von seiner Bürgerschaft ausgeschlossen haben/ als welche der zarten Jugend mehr schädlich und hinderlich/ als nützlich und zuträglich sein/ und dieselbe zu nichts anders/ dann allein zu allen nur ersinnlichen Lastern verleiten.“⁴¹⁴ Gegen den geballte Regulierungskraft des institutionellen städtischen Komplexes aus Kirche, Schule und Verwaltung haben die kargen Argumente Kindermanns in der Kernfrage jedoch nichts auszurichten. Seine Behauptung, dass da ein allen Beteiligten vor Augen liegender „Handgreiflicher Unterscheid ist/ unter der gemeinen/ und unter der Poetischen Lügen: jene geschieht die Leute zubetrogen/ diese aber dieselben zu unterrichten und zubelustigen“,⁴¹⁵ tragen an der Sache

⁴¹¹ So polemisierte etwa Johann Fischart gegen das „newzeitungelebig vnd leichtgleubig Völcklein“. Vgl. Johann FISCHART, *Aller Practick Großmutter*, Straßburg 1593, Bl. A2r (Vorrede).

⁴¹² Zitiert nach FABER, *Die Faber'sche Buchdruckerei* (1897), S. 5.

⁴¹³ Balthasar KINDERMANN, *Der deutsche Poët*, Wittenberg 1664, S. 25.

⁴¹⁴ Ebd., S. 25f.

⁴¹⁵ Ebd., S. 26f.

selbst nichts aus. Der argumentative Kniff, alle jene den „handgreiflichen Unterscheid“ nicht realisierenden Personen dem „gemeinen Pöfel“ zuzuschlagen, um auf diese Weise die soziale Solidarisierung der Gelehrten auch auf die Gefilde der Poesie auszudehnen, kann vor dem Hintergrund stadtgesellschaftlicher Entscheidungsprozesse bestenfalls als ideeller Wink verstanden werden.

Denn auch in Magdeburg wurden pragmatische Entscheidungen vor allem im Konvergenzraum einer repräsentativen Öffentlichkeit angebahnt und ausgetragen, in dem sich alle beteiligten Seiten an Fragen der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit, nicht an den Maßgaben der autonomisierten Sprachpflege orientierten. So hing die Akzeptanz gelehrter Bildung in den bürgerlichen Kreisen Magdeburgs von der öffentlichen Reputation der Schule als städtischer Institution ab. Schuldramatische Aufführungen und öffentliche Redeakte dienten der schulischen Exponierung im öffentlichen Raum, um eine Rückkopplung der Ergebnisse schulinterner Arbeit mit den lokalgesellschaftlichen Kontexten zu erreichen. Mit ihnen sollten öffentlich sichtbare Nachweise der institutionellen Leistungsfähigkeit und Funktionalität innerhalb der definierten sozialen Rahmenbedingungen erbracht und mit den Honoratioren ein erneuter Vertrauensvorschuss zur Legitimierung der künftigen pädagogischen Arbeit ausgehandelt werden. Diesem Ziel hatten sich nicht nur die Lehrkräfte, sondern auch die Einrichtung der Lehrpläne zu unterwerfen. Die Macht der pragmatischen Urteile blieb somit überall in die schulische Praxis eingeschrieben und wurde gleichermaßen in der funktionalen Beschränkung schuldramatischer Aufführungen auf repräsentative Zwecke wie in ihrer Servicefunktion für die städtische Feiertagspraxis sichtbar.

Die Institution Schule war im 17. Jahrhundert schon deshalb kein prinzipieller Widerpart des stadtpolitischen oder religiösen Feldes, weil ihre stadtgesellschaftlichen Verquickungen den pädagogischen Akteuren kaum Handlungsfreiräume für eine innovative Auslegung pädagogischer Zweckmäßigkeiten boten. Dies betraf auch und vor allem die Schule als Ort des sanktionierten Umgangs mit fiktionaler Literatur. Er diente keineswegs der Förderung einer vorrangig freigeistigen oder kreativen Betätigung der Schüler, sondern folgte einer Didaktik, die auf die Bildung von abrufbaren Wissensreservoirs, auf die Aneignung von Sprachen und Stilmitteln und eine methodische Beherrschung der wissenschaftlichen Stoffmassen ausgelegt war – also auch eine formalisiertere Art der Wissensvermittlung erforderte. Ein Blick auf die Lektürepläne der oberen Klassen des Altstädtischen Gymnasiums bestätigt nicht nur die prinzipielle Verschlussenheit auch der Magdeburger Gelehrtenschule gegen die deutschsprachige Literatur. Auch der altsprachliche Unterricht folgte den weitgehend gebräuchlichen Lektüremustern: Unter dem Rektorat Daniel Clasens (1649-1659) wurden in der Prima Horaz, Vergil, Plutarch und Hesiod gelesen, unter dem Rektorat Johann Sanders (1660-1669) Plutarch und Hesiod durch Isokrates und Homer ersetzt und auch Cicero in den Unterricht übernommen. Die Einrichtung des altgriechischen Lektüreplans scheint dabei vor allem den persönlichen Vorlieben der Magdeburger Schulrektoren verpflichtet gewesen zu sein. Von Daniel Clasen ist – dem favorisierten Lektüreplänen entsprechend – ein Plutarch-Kommentar,⁴¹⁶ von Johann Sander eine Homer- und Cicero-Ausgabe⁴¹⁷ für den Magdeburger Schulgebrauch überliefert. Auch unter dem langjährigen Rektorat des fachlich schlecht beleumundeten Anton Werner Cuno (1670-1707) scheint sich am altsprachlichen Kanon nichts verändert zu haben, galt doch auch für ihn: „Homerus antiquissimus poetarum, fons quidam eruditionis & copiae, quem nihil fugit eorum, quae in naturis hominum magna & memorabilia videri possunt.“⁴¹⁸ Überhaupt scheint das Altstädtische Gymnasium auch durch die konkurrierenden Schulneugründungen im Stadtgebiet fachlich nicht zur Lehrplanrevision veranlasst worden zu sein, denn auch 1682 war noch die Isokrates-Lektüre

⁴¹⁶ Daniel CLASEN, *Commentarius in Plutarchi Librum De Septem Sapientum Convivio*, Magdeburg 1649.

⁴¹⁷ Johann SANDER, *Homeri Iliadis Liber IX. In usum studiosae juventutis seorsim editus*, Magdeburg 1661; ders., *M. Tullii Ciceronis Orationes Tres: Philippica Quarta, Philippica Septima, & Pro Lege Manilia ... Separatim in usum Ludi Magdeburg. ad emendatissimos codices editae, in versus distinctae, Argumento brevi & notatione temporis illustratae*, Magdeburg 1669.

⁴¹⁸ Anton Werner CUNO, *Programma Quo Ad exercitium oratorium ... invitatur*, [o.O.] 1683, Bl. A2r.

gebräuchlich.⁴¹⁹ Es ist in diesem Zusammenhang durchaus bezeichnend, dass vom Kanon abweichende antike Autoren – etwa Martial⁴²⁰ – von Personen außerhalb des schulischen Umfeldes – jedoch mit dem Fokus auf Jugendbildung – präpariert und publiziert wurden. Die schulische Lektüre fiktionaler Texte folgte im Ganzen einem Kreislauf der Reproduktion von definierten Vorgaben bis hin zur effektvollen Präsentation von Lerninhalten im öffentlichen Raum. Sie blieb jedoch stets dem alleinigen Ziel der Präparation der Zöglinge für ein universitäres Studium verpflichtet.

3.4.2 Entfaltung poetischer Lokalpraxen

Wenn sich innerhalb relativ starrer lokalgesellschaftlicher Strukturen – basierend auf einem sich wechselseitig stabilisierenden Gefüge von städtischen Institutionen, sozialen Gruppen und Individuen – dennoch Spielräume für die Etablierung poetischer Praxen ergaben, so ist dies keinesfalls auf die Entfaltung von literarischen Initiativen zurückzuführen, die sich – etwa als elitäre Vorhaben – außerhalb der lokalgesellschaftlichen Kräfteverhältnisse entfaltet und positioniert hätten. Literarische Akteure nutzten vielmehr die bestehende Durchlässigkeit lokalgesellschaftlicher Verhältnisse für literarische Initiativen. Entsprechende Freiräume ergaben sich dabei zum einen aus dem institutionellen Einsatz von Fiktionspotentialen zur Visionierung und Projektierung gemeinschaftlicher Ordnungsvorstellungen und zum anderen aus einem artikulierten Bedarf des Stadtbürgertums an fiktionaler Überformung von Realverhältnissen. Mit anderen Worten: Poetische Praxen siedelten sich in Magdeburg im Spannungsfeld zwischen institutioneller Sanktionierung und gesellschaftlicher Akzeptanz, zwischen restriktiv gesichertem Gemeinwohl und kollektiven Bedürfnissen an.

Funktional betrachtet entfalteten sich poetische Aktivitäten in Magdeburg nicht in den überwachten und reglementierten gesellschaftlichen Randzonen oder in den Nischen des Subjektiven, sondern direkt im lokalen Horizont der repräsentativen Öffentlichkeit. In ihr wurden nicht nur individuelle und kollektive Bedürfnisse, Vorstellungen und Anforderungen mit den Maßgaben des städtischen Gemeinwohls und seiner administrativen Erhaltung in Beziehung gesetzt, sondern auch innergesellschaftliche Gegensätze mit dem Ziel verhandelt, eine möglichst harmonische Ausrichtung der gesellschaftlichen Kollektive an einer gemeinsamen Zweckmäßigkeit zu sichern. Als Konvergenzraum vielfältiger gemeinschaftlicher Interessenlagen bildete die repräsentative Öffentlichkeit der Stadt eine kommunikativen Ortschaft, in der gemeinschaftliche Selbstverständigungsprozesse in Form einer stetigen kollektiven Aufführungspraxis zur Anschauung gebracht und somit auch eine übergreifende Wirklichkeit inszeniert wurde. Mit der gemeinschaftlich inszenierten Wirklichkeit stellten sich die lokalgesellschaftlichen Kollektive und Institutionen zugleich eine mentale Matrix für die Aufnahme binnengesellschaftlicher Befindlichkeiten aller Art zur Verfügung. Inszenierungscharakter nahm die repräsentative Öffentlichkeit zum einen dort an, wo sie die Rahmenbedingungen für die Erzeugung und Akkumulation von symbolischen Kapitalien in sozialen Netzwerken zur Verfügung stellte, wo folglich habituelle Zurschaustellung und wechselseitige Wahrnehmung notwendige Voraussetzungen eines funktional gegliederten sozialen Systems sein mussten. Zum anderen nahm sie auch dort den Charakter einer Inszenierung oder Aufführung an, wo sie gesellschaftliche Schnittpunkte für den Vollzug kultureller Transferleistungen einräumte. Denn allein innerhalb der repräsentativen Öffentlichkeit konnten gesellschaftliche Akteure ihre diversen Imaginationen des Sollens als Normierungen in die gesellschaftlichen Ist-Zustände einschreiben, um aus der produktiven Differenz soziale Energien zur Umgestaltung der vorfindlichen Realität zu zie-

⁴¹⁹ Vgl. *Specimen Grati Animi, Quod Viro Clarissimo ... Domino, M. Georgio Soldnero, Gymnasii Magdeburgensis Quondam Conrectori ... Cum Communibus Suffragiis Inclytissimae Huius Reip. Magdeburgensis Senator Pronunciaretur ...*, Magdeburg 1682, Bl. 2v.

⁴²⁰ Henning MEIER, *Martialis Renatus. Continens Epigrammata Iocoferia selecta praesertim Iuventuti observatu dignissima/ Iam nunc ita illustratus & Typis Traditus*, Magdeburg 1661. Meier war Pfarrgeistlicher in Olvenstedt bei Magdeburg.

hen. Es ist leicht zu sehen, dass mit diesem Vorgang auf der kollektiven Ebene stets eine an den Erfordernissen und gesellschaftlichen Zweckmäßigkeiten der Gegenwart ausgerichtete Vergangenheit in eine optimierte Zukunft übersetzt wurde.

Für die lokalgesellschaftlichen Verhältnisse Magdeburgs im 17. Jahrhundert gilt: Nur weil die Ziele lokaler Transferleistungen als Orientierungsmarken weitgehend vorgezeichnet waren – sie blieben stets der städtischen Tradition und dem Wohl des städtischen Gemeinwesens verpflichtet – erstreckte sich der Bildungsauftrag der städtischen Institutionen auch auf die Festlegung der legitimen Formen organisierter Kulturtransfers. Durch die strikte Überwachung dieser Formen, d.h. durch entsprechende praktische Sanktionen bzw. Ein- und Ausgrenzungsleistungen gelang es den kulturtragenden Institutionen, die Identitätsvorstellungen des städtischen Gemeinwesens nicht nur in theologische, politische und mentale Muster zu prägen, sondern diese Muster auch über Jahrzehnte in relativ konstanter Weise zu reproduzieren. Der Gebrauch eines schriftgestützten kulturellen Gedächtnis diente hierbei als raum- und zeitunabhängiger Bezugspunkt für alle institutionalisierten Aktivitäten. So traten die städtischen Bildungseinrichtungen im Untersuchungszeitraum vornehmlich als Hüter einer humanistisch inspirierten, dem christlichen Wertekanon und Weltbild unterworfenen Wissenstradition auf, um sie durch konservierende Lehrmethoden und –praxen für den lokalgemeinschaftlichen Zukunftsentwurf passabel zu machen. Auch die religiöse Praxis vor Ort verstand sich als vornehmlich traditioneller Umschlagplatz von weltlichen und überweltlichen Vorstellungen, die ihre Vermittlungsleistungen durch die Orientierung an tradierten Wertmustern (*Confessio Augustana*, Konkordienformel) begleitete. Schließlich orientierte die Magdeburger Ratspolitik ihre Argumentationslinien an statussichernden Urkunden und Privilegien.

Insofern nun die lokale repräsentative Öffentlichkeit auf diese Weise kommunikative Ortschaften für sanktionierte Kulturtransfers und legitimierte Übersetzungsleistungen bereitstellte, war sie auch prädestiniert für eine planmäßige Infiltration durch poetische Fiktionspotentiale. Diese gliederten sich – formal betrachtet – den institutionellen Zweckmäßigkeiten und ihrer kulturellen Hüterfunktion an und unterstellten auch ihre ästhetischen Reichweiten einem vorgegebenen Aktionsbereich. Das lokale literarische Feld war somit auf legitime Weise in den Horizont der lokalgesellschaftlichen Öffentlichkeit eingelassen und unterlag der direkten Einflussnahme und Aufsicht der städtischen Institutionen. Eine analytische Aufhellung des institutionellen Einflusses auf das lokale literarische Feld genügt jedoch keineswegs als alleinige Perspektivierung des Gegenstandes. Eine Untersuchung der Funktionsweise von städtischen Institutionen im Blick auf literarische Feldbildungsprozesse ist nur dann vollständig, wenn sie diese institutionellen Funktionen als Regulierungsmaßnahmen versteht, die notwendig auf ein binnengesellschaftliches Feld von diskreten kulturellen Austauschprozessen bezogen sind und auf diese zurückwirken. Sie hat folglich gleichermaßen darauf zu achten, dass poetische Potentiale durch ihre institutionelle Bindung und Funktionalisierung auch einem sanktionierten binnengesellschaftlichen Gebrauch offenstanden und dort im Anhalt an diverse kulturelle Praktiken eigene Entfaltungsmöglichkeiten fanden.

Tatsächlich gab es in Magdeburg auch unter erschwerten wirtschaftlichen Bedingungen bereits ab 1640 wieder eine signifikante – anderen mittleren Städten vergleichbare – Produktion von Kasualcarmina, die sowohl Trauergedichte (*Epicedien*) als auch diverse Formen weltlicher Lyrik (Hochzeits-, Glückwunsch-, Ehrengedichte und Panegyrik) umfasste. Nach Beendigung der kursächsischen Einquartierungen 1646 nahm die Magdeburger Druckproduktion deutlich zu. Die Jahrzehnte von 1660 bis 1690 bilden einen in sich geschlossenen Zeitabschnitt, in dem eine umfassende Produktion von Kasualcarmina zu verzeichnen ist, die sich auch danach in etwas geringerem Umfang nahtlos fortsetzte. Die Kasualcarmina machen im Untersuchungszeitraum zusammen mit anderen, nicht anlassgebundenen geistlichen Dichtungen Magdeburger Provenienz nahezu dreißig Prozent der produzierten Einzeldrucke des

gesamten lokalen Kleinschrifttums aus.⁴²¹ Zweifellos fügte sich auch die Magdeburger kasuallyrische Produktion in eine Konjunktur einer literarischen Phänomens, das im Verlauf des 17. Jahrhunderts zu einer „Mode- und Massenerscheinung des gesellschaftlichen und literarischen Lebens“⁴²² avancierte.

Es wird deshalb in den folgenden Untersuchungen darauf ankommen, die lokale Produktion und Distribution poetischer Gelegenheitsarbeiten in ihrer doppelten Verflechtung mit ihren lokalgesellschaftlichen Kontexten – zum einen mit den städtischen Institutionen, zum anderen mit der Magdeburger Bürgergesellschaft – zu analysieren. Dabei wird vornehmlich die funktionale Bedeutung der Casuallyrik – etwa im Blick auf die in ihr aktivierten Fiktionspotentiale – ins Auge gefasst. Schließlich muss in diesem Zusammenhang auch die doppelte Anpassungsleistung der literarischen Akteure thematisch werden, die im Horizont der repräsentativen Öffentlichkeit sowohl die beständige Sanktionierung durch die gesellschaftlichen Institutionen, als auch die Sicherstellung der gesellschaftlichen Akzeptanz der städtischen Rezipienten anstreben. Die Ergebnisse sollen gezielte Rückschlüsse auf Struktur und Eigen- dynamik des ausgebildeten literarischen Feldes erlauben und Hinweise auf die Beschaffenheit von Handlungsspielräumen ergeben, die literarische Produzenten in lokalen Zusammenhängen nutzen konnten.

3.4.2.1 Der „Circul eines christlichen Lebens“. Leichenpredigten als praktikables Mittel von Weltverwindung und Selbstdarstellung

Für die Entfaltung des literarisch-poetischen Feldes in Magdeburg waren – so läßt sich hier im Vorgriff festhalten – zwei Gesichtspunkte von wesentlicher Bedeutung: zum einen die weitgehende Anlassgebundenheit, zum anderen aber auch die Funktionsgebundenheit der poetischen Aktivitäten. Es ist deshalb unerlässlich, einen Blick auf die strukturellen Verflechtungen der Kasuallyrik mit dem lokalen religiösen Feld und den korrespondierenden theologischen Maßgaben zu werfen. Insbesondere die genuine Verknüpfung von Epicedien mit der Textgattung der Leichenpredigt – beide wurden im 17. Jahrhundert oftmals in ein gemeinsames Druckkonvolut integriert – verdeutlicht den strukturellen Zusammenhang von poetischer und religiöser Weltbildproduktion in einem gemeinsamen Horizont institutionell sanktionierter Handlungsbereiche. Das anlassgebundene Zusammenwirken religiöser und poetischer Ausdrucksmittel legt auch für die poetische Produktionssphäre Konsequenzen nahe. Es ist zu prüfen, ob die dezidierte Übernahme und Anwendung von Funktionsmustern aus dem religiösen Bereich den Kern des Selbstverständnisses poetischer Spracharbeit tangiert und umgeformt hat. Eine genauere und detaillierte Einsicht in die Spezifik der lokalpoetischen Produktion muss ihren Weg über die Analyse jener symbiotischen Wechselwirkungen nehmen, die sich innerhalb der poetisch-religiösen Feldbeziehungen abzeichnen.

Die Tradition der protestantischen Leichenpredigt geht auf einen frömmigkeitsgeschichtlichen Neuanfang Luthers und einen reformatorischen Wandlungsprozess des Beerdigungsrituals und der kirchlichen Leichenfeier zurück.⁴²³ Einerseits knüpfte Luther bereits 1519 mit seinem *Sermon von der Berey- tung zum Sterben*⁴²⁴ nahtlos an die katholische Literatur der *ars moriendi* des späten Mittelalters an⁴²⁵ und schuf mit der Etablierung einer eigenständigen protestantischen Sterbekultur auch die Grundlagen

⁴²¹ Nach der gegenwärtigen Überlieferungslage von Magdeburger Leichenpredigten und Casualcarmina spiegeln die Angaben lediglich einen vorläufigen Sachstand. Es muss insbesondere bei Kasualcarmina, deren Drucklegung nicht mit Leichenpredigten gekoppelt war, mit einer Dunkelziffer von mehr als 50 Prozent gerechnet werden.

⁴²² SEGEBRECHT, *Zur Produktion und Distribution von Casualcarmina* (1976), S. 523.

⁴²³ Vgl. RULAND, *Geschichte der kirchlichen Leichenfeier* (1901) und WINKLER, *Die Leichenpredigt im deutschen Luthertum bis Spener* (1967).

⁴²⁴ Martin LUTHER, *Sämtliche Werke*, Bd. 2, Weimar 1884, S. 680-697.

⁴²⁵ Vgl. dazu RUDOLF, *Ars moriendi* (1956) sowie die Hinweise bei WINKLER, *Die Leichenpredigt im deutschen Luthertum bis Spener* (1967) und MOHR, *Protestantische Theologie und Frömmigkeit* (1965), S. 277ff.

für eine Integration von Leichenpredigten in den Kanon protestantischer Ausdrucksformen. Andererseits galt Luthers Bemühen auch hier der entschiedenen Umwertung tradierter religiöser Praktiken, die – wie im Beerdigungsritus der katholischen Kirche – den Verstorbenen in den Mittelpunkt stellten. Besonders anstößig wirkte dabei eine katholische Leistungsethik, die dem Gläubigen Möglichkeiten insinuierte, mittels Gebeten und Handlungen auf das Geschick des Abgeschiedenen nach seinem Tod einzuwirken und dessen künftiges Seelenheil zu beeinflussen.⁴²⁶ Die reformatorische Gegenwendung zielte folgerichtig auf die Abschaffung und gottesdienstliche Verbannung der „Bepstlichen Grewel, als Vigilien, Seelmessen, Begengnis, Fegfewr und alles ander Gauckelwerck,“⁴²⁷ um auch in den religiösen Spezialpraxen den theologischen Unterschied von *deus absconditus* und *deus revelatus* durchzusetzen und die christlichen Wissens- und Handlungsbereiche neu zu bestimmen. Das protestantische Begräbnis sollte „ehrlich“, d.h. in einer reformierten religiösen Verbundenheit mit dem Toten erfolgen, die zum einen den Konsens der religiösen Gemeinschaft, zum anderen Herkommen und Sitte berücksichtigt. Die Reformation der christlichen Leichenfeierpraxis entsprang nicht allein einem seelsorgerlichen Motiv, sondern reagierte auf ein breites Bedürfnisspektrum der frühneuzeitlichen Gesellschaft.

Formgeschichtlich ist die protestantische Leichenpredigt von der Tradition und den rhetorischen Maßgaben der antiken Grabreden, den griechischen *Epithaphioi* bzw. den römischen *laudationes funebres*, abhängig.⁴²⁸ Der rituelle Gebrauch von Leichenpredigten wurde schnell mit ihrer drucktechnischen Vervielfältigung und Distribution verknüpft – Luther selbst lieferte 1525 und 1532 Leichenpredigten auf die Kurfürsten Friedrich den Weisen und Johann von Sachsen, die durch den Druck verbreitet wurden. Der Aufstieg von Leichenpredigten zu einem der dominierenden Ausdrucksmittel der protestantischen Homiletik im 16. und 17. Jahrhundert wurde auch durch zeitgleiche Verbote entsprechender Praxen innerhalb der katholischen Kirche begünstigt. Als Entstehungs- und Hauptverbreitungsort von Leichenpredigten ist der mitteldeutsche Raum auszumachen. Sie fanden jedoch auch in anderen protestantischen Reichsgebieten und in den oberdeutschen Reichsstädten Eingang.⁴²⁹ In Magdeburg – dem im 16. Jahrhundert neben Wittenberg führenden Zentrum der Reformation in Mitteldeutschland – traten seit etwa 1570 verstärkt gedruckte Leichenpredigten auf. Die lokale Praxis erreichte zwischen 1590 und 1625 eine bedeutende Blütezeit, an die in Magdeburg erst nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und nach der langwierigen Restitution der religiösen Praxen vor Ort wieder angeknüpft werden konnte.

Funktional betrachtet steht im Zentrum der protestantischen Beerdigungsrituals nicht mehr der Verstorbene – dieser hat sein Leben vollendet, so dass seitens der Hinterbliebenen für ihn nichts mehr zu tun bleibt –, sondern die lebende Gemeinde selbst.⁴³⁰ Die Wirkungsabsicht der protestantischen Leichenpredigt ist – analog zur Kanzelpredigt – wesentlich auf das Diesseits gerichtet und läßt sich in die kurze Formel „Lob Gottes, Tröstung, Erbauung und Belehrung der Gemeinde“⁴³¹ zusammenzufassen. Die Bewältigung diesseitiger Problemlagen umfasst im Rahmen der Leichenpredigten vor allem die Erinnerung der Gemeinde an die Sterblichkeit des Menschen, an das Jüngste Gericht, die Auferstehung von den Toten und das künftige Leben. Die Erbauung schließt gleichermaßen die Hoffnung auf das Himmelreich, die Stärkung des Glaubens und die christliche Nächstenliebe ein.

Leichenpredigten wurden in diesem Zusammenhang durch die protestantische Geistlichkeit zu anlassbezogenen seelsorgerlichen Werkzeugen qualifiziert, mit deren Hilfe das Solidarprinzip des religiösen Gemeindeverbandes von einer diskursiven Grenze her artikuliert werden konnte. Denn der Verstorbene ist ein Toter, der als vollständig Abgeschiedener nur noch symbolische Bedeutung für die Gemeinde erlangen kann – und zwar im Rahmen der gemeinschaftlichen Kultivierung einer „seeligen“

⁴²⁶ Vgl. MOHR, *Protestantische Theologie und Frömmigkeit* (1965), S. 18ff.

⁴²⁷ Martin LUTHER, *Sämtliche Werke*, Band 35, Weimar 1923, S. 487.

⁴²⁸ Vgl. KIERDORF, *Laudatio Funebris* (1980) und FLACH, *Antike Grabreden als Geschichtsquelle* (1975).

⁴²⁹ Eine Kartierung der Druckorte findet sich bei LENZ, *De mortuis nil nisi bene* (1990), S. 19.

⁴³⁰ Vgl. VAN DÜLMEN, *Das Haus und seine Menschen* (1990), S. 221.

⁴³¹ LENZ, *Leichenpredigt* (1982), S. 666. Vgl. auch LENZ, *De mortuis nil nisi bene* (1990), S. 9ff.

Sterbepaxis, die zugleich Abschluss und Ausdruck eines gläubigen Lebensvollzuges sein sollte. Leichenfeier und Begräbnisritual nahmen deshalb die Form einer gedoppelten Gedächtnis- und Erinnerungskultur an, die zum einen auf das Gedächtnis des Verstorbenen gerichtet war, zum anderen aber die hinterbliebenen Gemeindemitglieder zur Einkehr in die Erinnerung seiner eigenen Sterblichkeit bewegen wollte. Eine frühe evangelische Kirchenordnung nennt denn auch genau diesen Zweck der Ritualisierung:

„Alle todten sollen ehrlich beleitet werden den lebendigen zu einer erinnerung irer sterblichkeit, auf das ein jeder sein ende, und wie ungewis dasselbige sei, bedenke, auf das er sein leben in bussfertigkeit zu richten, und sich zum tode bereit und geschickt zu machen, hierdurch vormanet werde.“⁴³²

Im Ganzen gab der Gebrauch von Leichenpredigten den religiösen Akteuren seelsorgerliche Mittel einer weltlichen Verwindungspraxis mit weitreichenden Folgen an die Hand. Denn die Abkehr von mystischer Entrückung und volkstümlicher „superstitio“ führte auch zu einer stärkeren Diesseitsorientierung, die dem zunehmenden Säkularisierungsprozess gesellschaftlicher Formationen im 17. Jahrhundert zuarbeitete. Auch in Magdeburg gehörte die sittliche Eingliederung des stadtbürgerlichen Individuums in einen kollektivbildenden und kollektivstabilisierenden religiösen Zusammenhang mit diesseitiger Prägung zum Programm der lutherischen Orthodoxie. In überzeugendster und konziser Form hat dies vielleicht Heinrich Hekenberg zum Ausdruck gebracht, der gemeinsam mit seinem Bruder, dem Magdeburger Stadtorganisten Albert Hekenberg, 1647 ein christliches Liederbuch publizierte. Der Band eröffnet denn auch programmatisch mit dem „Circul eines Christlichen Lebens“, der die Kreisläufigkeit des systematischen Gedankens und dessen Stufungen als Bekehrungsaufgabe zur Anschauung bringt:

„Wer ein Christe ist/ der erkennet seine Sünd vnd fürchtet Gott.
 Wer GOTT Erkennt vnd fürchtet/ der betet auch fleissig:
 Wer fleissig betet/ der erlanget Gnad vnd Hülff bey GOTT:
 Wer Gottes Gnad vnd Hülffē erlanget/ der ist ruhig in Gott.
 Wer ruhig ist in Gott/ der kann im Creutz gedultig seyn Gott vertrauen.
 Wer gedultig ist/ vnd Gott vertrauet/ der lebet auch Christlich vnd kann
 Seelig sterben.
 Wer Seelig stirbet/ hat dass gröste Gut erlanget.“

Hekenberg führt diese Besinnungsbewegung, die das „seelige“ Sterben mit Erlangung und Einkehr in das höchste Gut gleichsetzt, durch eine gegenläufige Bewegung wieder in ihren Ausgangspunkt zurück, wo sie von Neuem beginnen kann:

„Wer Seelig wil sterben/ der lebet Christlich:
 Wer Christlich Lebt/ der vertrauet GOTT vnd ist gedultig:
 Wer Gott vertrauet vnd gedultig ist/ der hat ruhe in Gott.
 Wer ruhe hat in GOTT/ der spüret auch Gottes Gnad/ vnd Hülffē.
 Wer Gottes gnad im Hertzen spüret/ der ruffet Gott hertzlich an.
 Wer Gott in seinem gebet anruffet/ der erkennet seine Sünde vnd

⁴³² *Die Evangelische Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts*, Bd. 1/1 (ed. Sehling), Leipzig 1902, S. 320 (Kirchenordnung Alberts von Sachsen, General-Artikel 1557).

fürchtet Gott.

Vnd der ist ein rechter Christe.“⁴³³

Während der Anfangs- und Endpunkt der dargestellten Bewegung – einer sinnvollen Zielführung religiöser Erbauung entsprechend – von der Vorstellung des „rechten“ Christseins gebildet wird, läßt Hekenberg die gesamte Figur um die zentrale Idee des „seeligen“ Sterben kreisen, die sowohl den Endpunkt der ersten, wie den Anfangspunkt der komplementären zweiten Bewegung darstellt. Das „seelige“ Sterben – nicht der Tod als Abgeschiedensein – tritt hier in seiner doppelten Funktion als Endpunkt des menschlichen Lebenslaufes und als Anfangspunkt menschlicher Selbstbesinnung hervor. Die gesamte Figur wirft denn auch ein bezeichnendes Licht auf die gesellschaftliche Relevanz der protestantischen Leichenpredigtpraxis. Sie stellt nicht nur ein marginales Seitenstück zur religiösen Umfassung des menschlichen Lebens dar, sondern erlangte auch in gedruckter Form zentrale Bedeutung für die Einbindung aller menschlichen Lebensvollzüge in eine diesseitige, zirkuläre Erlösungsperspektive.

Bereits spätreformatorische Leichenpredigten haben alle inhaltlichen Elemente entwickelt, die auch für die Praxis des 17. Jahrhunderts maßgeblich wurden. Interessante Einsichten vermittelt allerdings die Beobachtung einer ganzen Anzahl von strukturellen Veränderungen, die sowohl die religiöse Praxis in den Gemeinden, als auch die Drucklegung von Leichenpredigten insbesondere im Verlauf des 17. Jahrhunderts erfahren haben.

1. Zwar blieb das Kernelement der Vermittlung christlicher Werte und Prinzipien stets „ehrliche“ Begleitung des Verstorbenen durch die amtlich gehaltene Leichenpredigt selbst, von der in der Regel auch alle Drucke ihren Ausgangspunkt nahmen. Die dialektische Kontrastierung von „ewigem Leben“ und diesseitiger Sterblichkeit gab den ausführenden Geistlichen einen festen Rahmen vor, in den sich auch das Lob Gottes, die Tröstung, Erbauung und Belehrung der Gemeinde als Fixpunkte der seelsorgerlichen Rhetorik einordneten. Im Blick auf den Verstorbenen richteten sich die Ausführungen konsequent an der Betrachtung von Vollendungsprozessen aus, etwa am vollendeten „Ampts-Lauff“,⁴³⁴ am vollendeten „Creutz-Lauff“,⁴³⁵ schließlich am vollendeten „Lebens-Lauff“⁴³⁶ der bedachten Person. Über den Trost und die Erbauung hinaus nahm die direkte Belehrung der Gemeinde – ihre Präparation zum seligen Sterben wie zur Annahme des rechten Christseins umfassend – ihren Ausgangspunkt in der Regel von der Vorstellung des höchsten Gutes, wie es in dem Moment des Sterbens als transitivem Übergang erlangt wird, da der Betrauerte „aus diesem Zeitlichen einen frölichen Sprung gethan in das ewige Leben“.⁴³⁷ Dabei waren die religiösen Akteure sich der Kraft der besonderen Predigtsituation durchaus bewusst, wenn etwa die emotionale Bewegung der Hinterbliebenen durch Trauer und der Schmerz für das allgemeine Bekehrungswerk in der Gemeinde instrumentalisiert wird: „Gott richtet bey jedwedem Creutze uns einen Altar auff/ dass wir Jhm Gedult und Gehorsam daselbst opffern sollen: Und wann Gott wissen will/ alles/ was in unserm Hertzen ist/ so greiffet Er uns an/ wo es am wehesten thut. Die Tugend der Christen/ liegt oft so tieff in dem Hertzen verdeckt/ dass sie nicht anders/ als durch ein hartes Unglück/ kan eröffnet werden.“⁴³⁸

Die schlichte Form des Gedenkens des Verstorbenen vor dem eschatologischen Hintergrund des rechten christlichen Lebens und seligen Sterbens wurde im Verlauf des 17. Jahrhundert schnell zugunsten raumgreifender Texte zurückgedrängt, die mit zahlreichen Zitaten und gelehrten Apparaturen auf-

⁴³³ Heinrich HEKENBERG / Albert HEKENBERG, *Harmonia Devoti Cordis Hertzens Klang zu GOTT* ..., Magdeburg 1647, Bl. A1r.

⁴³⁴ Balthasar KINDERMANN, *Baumgartischer Krieg und Sieg/ Bey Dem Hoch-ansehnlichen Begräbniß Des ... Hn. Philipp-Hermann Baumgartens* ..., Magdeburg [1674], S. 8

⁴³⁵ Ebd., S. 9.

⁴³⁶ Ebd., S. 10.

⁴³⁷ Ebd., S. 27.

⁴³⁸ Balthasar KINDERMANN, *Der Vollkommene Wrede/ Bey Der hoch-ansehnlichen Beerdigung Herrn Otto Wredens* ..., Magdeburg [1673], Bl. Elv.

warteten. Der gelehrte Kommentar gliederte sich funktional an die Auswahl eines bestimmten Predigtthemas an. In der Regel (aber nicht notwendig) handelte es sich um ein Bibelzitat, das in eine bestimmte Beziehung zum Verstorbenen gesetzt wurde, um ihn zu charakterisieren. Die Entfaltung des gelehrten Kommentars diente in erster Linie der Illustration des gewählten Predigtthemas. Die festliegende Predigtabsicht rechtfertigte dabei auch den Rückgriff auf antike, patristische und mittelalterliche Texte – je nach intellektuellem Vermögen des Ausführenden – bei der es vor allem anderen um die Instrumentalisierung des Wahrheitsgehaltes geschichtlicher Fakten als exemplarischer Belegstellen für den vorliegenden Fall ging. Es liegt auf der Hand, dass dem gelehrten Kommentar prinzipiell keine inhaltlichen Grenzen gesetzt waren, so dass er in der Praxis schnell zu wuchern und sich nicht nur als Komplementum, sondern als zunehmend gleichwertiger Ersatz für die theologische Exegese zu verselbständigen begann. Der Stendaler Pastor Peter Belkow (Belcovius) nahm die Leichenpredigt auf seinen Amtskollegen Johann Strahl zum Anlass eines gelehrten Kommentars, der die biblische Exegese nahezu vollständig verdrängte. Belkow assoziierte die letzten, auf dem Totenbett ausgesprochenen Worte Strahls „Gloria in excelsis Deo“ nicht nur zwanglos mit dem Gesang von Schwänen, genauer mit der seit der Antike oftmals kolportierten Überlieferung, dass Schwäne „nemlich vor ihrem Tode/ gar lieblich singen sollen“, ⁴³⁹ sondern nahm diese Assoziation zum Ausgangspunkt für die Entfaltung eines gelehrten Diskurses, der auf Aristoteles, Martial, Ovid, Pythagoras, Platon, Lucian, Aelian, Plinius, Xenophon, Cicero, Hieronymus Cardanus und andere rekurren konnte. Die planmäßige Anreicherung der Leichenpredigten mit gelehrtem Ornamenten, die oftmals in eine Vielzahl von lateinischen, griechischen und hebräischen Zitaten auslief, war nicht nur Beiwerk der gedruckten Leichenpredigten, sondern tatsächlicher Bestandteil der Praxis. Dies geht aus kurzen textlichen Einschüben hervor, mit der die religiösen Akteure ihre kommentierenden Ausführungen in der konkreten Predigtsituation gliederten. Oftmals sind dabei keine inhaltlichen, sondern formalen Gründe für den Abbruch des entfalteten Diskurses ausschlaggebend. Der Magdeburger Pfarrer Caspar Andreae unterbrach in seiner Leichenpredigt auf den Stadtphysikus David Heimburger die Ausführungen zur Etymologie und inhaltliche Bedeutung des Begriffes „artificiosus“ nur deshalb, „weil uns die Zeit unter den Henden hinrauschet“ ⁴⁴⁰ und „weil wir zum schlusse eilen müssen.“ ⁴⁴¹

Tendenziell konnten in den protestantischen Leichenpredigten des 17. Jahrhunderts inhaltliche und rhetorische Elemente die Überhand gewinnen, durch die sogar die Erfüllung des seelsorgerlichen Auftrags der Tröstung, Erbauung und Belehrung der Gemeinde unterminiert, wenn nicht gar auf eine Belehrung nach den Maßgaben akademischer Wissensvermittlung reduziert wurde. Die Wahl eines Predigtthemas bot den religiösen Akteuren mannigfaltige Möglichkeiten, ihre persönliche Bildung ins Spiel zu bringen und sich eines assoziativen und spekulativen Potentials zu bedienen, um das gewählte Thema zu entfalten. Der oftmals praktizierte Rückgriff auf nichtbiblische Quellen – gleichgültig welcher Tradition – und die textliche Reihung geschichtlicher Exempla als Belegstellen der vorgetragenen Botschaft zeigen jedoch nicht nur eine grundsätzliche Übereinstimmung dieser Praxis mit den üblichen Regeln exegetischer Verfahrensweisen. Sie verweisen gleichermaßen auch auf die verfügbaren Potenzen wie auf die Akribie einer enzyklopädischen Gelehrsamkeit, die auch im theologischen Bereich mehr und mehr auf die Sammlung und Verkopplung von Wissensbeständen zur Stiftung hinreichender Überzeugungskräfte setzte. Insbesondere die *eruditio* der Vertreter der lutherischen Orthodoxie umfasste weit mehr als nur eine theologische Fachqualifikation, sondern erstreckte sich des öfteren auf umfangreiche Kenntnisse der antiker, jüdischer, patristischer, mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Texte.

⁴³⁹ Petrus BELCOVIUS, *Cantio Cygnea Straliana. Oder Eine Christliche Leichpredigt/ über die letzte Wort Des ... Herrn M. Johannis Stralii* ..., Magdeburg 1664, Bl. A4v.

⁴⁴⁰ Caspar ANDREAE, *Medicorum Piorum Et Persona Et Corona. Das ist Einfältige doch Schriftmässige Erklärung des anmutigen Sprüchleins* ..., Magdeburg [1663], Bl. C1r.

⁴⁴¹ Ebd., Bl. D3v.

Die kollektive Verwendung einer breitgefächerten Tradition weist darauf hin, dass auch auf der Ebene der Leichenpredigten sich produktive Prinzipien etablierten, die unter ähnlichen Voraussetzungen auch in der poetischen Produktion des 17. Jahrhunderts anzutreffen sind. Gründliche Bildung und Vertrautheit mit umfangreichem Quellenmaterial rücken die Verfahrensweisen des gelehrten *poeta* und *theologus* strukturell zusammen – auch deshalb, weil durch die Traktierung gelehrten Wissens sprachinventive Verfahren der Poesie – etwa Wortspielereien mit den Namen der Verstorbenen⁴⁴² – in die Leichenpredigtproduktion Eingang fanden.

2. In soziologischer Perspektive mag man nicht zu Unrecht vermuten, dass die Einführung eines gelehrten Ornaments in die Leichenpredigtpraxis auch auf Seiten der Gemeinde, insbesondere auf Seiten der Familienangehörigen des Verstorbenen durchaus toleriert, wenn nicht gar ausdrücklich gewünscht wurde, weil ein solches Verfahren das symbolische Kapital des Verstorbenen entschieden aufwertete. Dieser Vorgang steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Entwicklung eines weiteren wichtigen Elementes von Leichenpredigten: der Integration der Biographien der Verstorbenen, die ab 1600 verstärkt als Personalien, Ehrengedächtnis oder curriculum vitae fester Bestandteil der Leichenpredigtpraxis werden. Sie enthalten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in zunehmendem Maße auch breit angelegte Sterbeszenen, die im Verbund mit den eigentlichen Lebensläufen als Exempla christlicher Lebensführung und Sterbekultur dienen. Die Aufwertung des Sterbeaktes zu einem Teil der christlichen Lebenswirklichkeit, der den Übergang vom diesseitigen zum jenseitigen Leben nicht nur markiert, sondern inszeniert, beruht dabei auf seiner besonderen Aussage- und Sinngebungskraft.

Biographische Informationen waren bereits Bestandteil nachreformatorischer Leichenpredigten, sofern sie der Belehrung, dem Trost und der Erbauung der Gemeinde dienlich waren. Ihr Ausbau zu einem selbständigen Textteil spiegelt die Verselbständigung des anlassgebenden Elements von Leichenpredigten in den lokalen religiösen Praxen. Dort setzte sich im Zuge der protestantischen Seelsorge die Entwicklung der Vorbildfunktion des Verstorbenen als christliches Exemplum durch, die den Rezipienten als mentale Präparation auf den eigenen künftigen Tod und die Erfordernisse christlichen Lebens eingeblendet wurden. Das selige Sterben ist in diesem Sinne auch eine symbolische Handlung, durch die eine kathartische Botschaft an die Gemeinde gebracht wird, indem diese „gleichsam per prosopopoiian den Verstorbenen selbst aus dem Sarge herfürpredigen“⁴⁴³ hört. Eine Verselbständigung und tendenzielle Aufwertung der persönlichen Exemplumfunktion liegt dabei ursächlich bereits in der rituellen Privilegierung des Verstorbenen begründet, die der Ausbildung einer hohen Sterbekultur in der protestantischen Kirche verpflichtet war. Auch der gegenreformatorische Einfluss in den protestantischen Reichsgebieten und die konfessionellen Auseinandersetzungen im 17. Jahrhundert dürften Anreize gegeben haben, die reformatorischen Prinzipien Luthers intensiver an die Sphäre des Individuellen zu binden und auf diese Weise stärker im Lebensvollzug des einzelnen Gemeindemitgliedes zu verankern.

Mit der rituellen Aufwertung biographischer Informationen und ihrem inszenatorischen Gebrauch in der Leichenpredigtpraxis wurde zugleich eine Bewegung in Gang gesetzt, die einem Bedürfnis der Gemeindemitglieder nach gesellschaftlicher Repräsentation und ständischer Individualisierung innerhalb der soziokulturellen Lebenssphäre entgegenkam. In der Absicht zu zeigen, wie ein „Christliches Hertz in Erweckung guter Exempel sich gar fein zu einem seligen Sterbstündlein praepariren und bereiten“⁴⁴⁴ könne, potenzierten sich seelsorgerliche Praxis und gesellschaftliches Repräsentationsbedürfnis – wenn auch unter ganz verschiedenen Voraussetzungen. Denn die Präsenz des Verstorbenen als christlicher Botschafter par excellence setzte eine Eigendynamik des religiösen Feldes frei. Deren Akteure widmeten sich in zunehmendem Maße einer seelsorgerlichen Leichenpredigtpraxis, in der der abge-

⁴⁴² Beispiele bei WINKLER, *Motivation und Situationsbezogenheit* (1975), S. 62f.

⁴⁴³ Caspar TITIUS, *Loci Theologici Historici, oder Theologisches Exempel-Buch* ..., Leipzig 1685, S. 1290.

⁴⁴⁴ Ebd., Bl. D1r.

schlossenen „Lebens-Lauff“ des Einzelnen fiktional überformt wurde, um ihn dem theologischen Bildungsauftrag kompatibler und für die Gemeinde aussagekräftiger zu machen. Die Idealisierung des Verstorbenen – dies muss in diesem Zusammenhang festgehalten werden – fand dabei stets im Blick auf den christlichen Erbauungs- und Belehrungsauftrag statt. Dabei entsprach das gezeichnete Bild des Verstorbenen durch seine Überformung zum Exemplum christlichen Lebens und Sterbens häufig nur noch jener Forderung nach Wahrscheinlichkeit im Umgang mit den *res*, die auch im Horizont poetischer Arbeit als verpflichtend angesehen wurde. Die ideale Aufwertung des Verstorbenen durch die seelsorgerliche Praxis spielte aber in durchaus kontraproduktiver Weise dem sozialen Aufwertungsbedürfnis der Hinterbliebenen in die Hände. Diese sahen sich legitimiert, der christlichen Überformungspraxis durch repräsentative Aufwendungen zu antworten, die die vormalige gesellschaftliche Bedeutung des Verstorbenen nicht nur signalisierten, sondern dessen soziale Reputation final erhöhen sollten. Es ist leicht zu sehen, dass hier gegenläufige, jedoch am gemeinsamen Objekt orientierte Sinngebungstechniken am Werk waren, die auf die Erzeugung von symbolischen Kapitalien abzielten, um diese in lokalgesellschaftlichen Zusammenhängen (Gemeinde, Familie, Zunft usw.) einer künftigen Akkumulation zuzuführen. Christliche Erbauung und Belehrung arbeitete somit auf direkte Weise einer gesellschaftlichen Repräsentationskultur zu, die sich im Verlauf des 17. Jahrhunderts auch in lokalgesellschaftlichen Zusammenhängen dynamisch entfalten und steigern ließ.

Nicht nur die fiktionale Überformung seelsorgerlicher Exempel, sondern auch die exegetische Entfaltung von Gelehrsamkeitspotentialen boten den Autoren von Leichenpredigten vielfältige Möglichkeiten für Entfaltungen autoriellen Eigensinns, der mehr und mehr in offenen Widerspruch mit der eigentlichen Aufgabe von Leichenpredigten geriet. Folgerichtig fand die eigenmächtige Entgrenzung von Aufgabenbereichen und die theologische Synergetik mit den Kräften gesellschaftlicher Repräsentationskulturen schnell auch Kritiker in den eigenen lutherisch-orthodoxen Reihen.⁴⁴⁵ Sie wurde von den Vertretern des Pietismus aufgegriffen und im Blick auf eine grundlegende Reform des leichenpredikalen Erbauungsgeschäfts dahingehend verschärft, auch für den ausführenden Geistlichen eine grundsätzliche Verläugnung seiner selbst und aller eigenen Gerechtigkeit zur verbindlichen Pflicht zu machen. Die pietistische Kritik zielte gerade auf die offenliegende Koninzenz einer rein äußerlich bestimmten Repräsentationskultur vieler Gemeindemitglieder, zu der auch „Kirchen-gehen und andere äusere Pflicht-Verrichtungen nur aus Gewohnheit“ gehörten, mit deren ebenso äußerlicher Erbauung durch „gemeine Leich-Predigten“, durch die „welt-gesinnte unbußfertige Herten eine zeitlang/ wie mit einem vergifteten Opio eingeschläffert“⁴⁴⁶ werden. Besonders die Praxis der Stilisierung von Lebensläufen zu „Ehrengedächtnissen“ erregte Anstoß und Kritik.

Erstaunlich bleibt jedoch, dass auch die pietistischen Renovierungsabsichten im Blick auf die realen Leichenpredigtpraxen kaum erneuernde Akzente setzen konnten – nicht etwa nur deshalb, weil auch pietistische Leichenprediger die bestehenden Konventionen der Leichenpredigten beibehielten und allenfalls stilistische und inhaltliche Straffungen durchsetzten. Weil sowohl der soziale Bezugsrahmen als auch die erbauliche Wirkungsabsicht der pietistischen Leichenpredigten erhalten blieben, fungierten diese auch in pietistischer Umformung weiterhin als „Exponenten des Sozialprestiges.“⁴⁴⁷ Speners Versuch der Umwidmung der leichenpredikalen Praxis in ein Gedächtnis der Gerechten scheiterte u.a. deshalb, weil die Verquickung dieser Praxis mit dem sozialen Bezugsrahmen auch weiterhin das repräsentative Bedürfnis der Rezipienten als opponierende Kraft aktivierte.

3. Der Einfluss dieser weltlichen, aus den Interessenlagen gemeindefraktionierter Gruppen gespeisten Gegenkraft machte sich besonders im Blick auf die Druckpraxis von Leichenpredigten geltend.

⁴⁴⁵ Vgl. dazu LENZ, *Gedruckte Leichenpredigten* (1978).

⁴⁴⁶ Johann Henrich REITZ, *Historie der Wiedergeborenen*, Bd. IV/4 (ed. H.-J. Schrader), Tübingen 1982, S. 60/61.

⁴⁴⁷ Vgl. H. SCHNEIDER, *Die pietistische Leichenpredigt* (2004), S. 62.

Denn diese avancierten nicht nur seitens der Theologie zum Austragungsort zeitgenössischer Hypertrophien und spiegeln auf vorzügliche Weise den theologischen Säkularisierungsprozess, der sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vollzog. Auch in formaler Hinsicht bildeten Leichenpredigten ein allgemein akzeptiertes Konvergenzfeld für die Artikulation und Bewährung der „eigenmächtigen“ Intentionen aller Beteiligten. Dies mag auf den ersten Blick verwundern, erscheint aber in der Aufsicht durchaus plausibel. Denn Umfang und Ausstattung von Leichenpredigten wurden nicht durch Drucker und Verleger, sondern in erster Linie durch die differenten Motivationen derjenigen bestimmt, die als Interessengruppen an der Drucklegung und Verbreitung solcher Texte federführend beteiligt waren. Auch hier lagerten sich unterschiedliche gesellschaftliche Interessenlagen als periphere Schwerkkräfte um das unsichtbare Zentrum des „rechten“ Gebrauchs der Leichenpredigten an und beeinflussten deren pragmatische Kontextuierung in zwei verschiedenen Richtungen.

Innerhalb des religiösen Feldes wurden Leichenpredigten schon früh als homiletische Hilfsmittel und als Erbauungsbücher genutzt und in diesem Sinne auch publiziert und verbreitet.⁴⁴⁸ Aufgrund ihrer Nähe zur Kanzelpredigt und des abstrahierbaren Situationsbezuges stand ihrem universalen Einsatz als Erbauungsmedium zur nachhaltigen Beförderung einer protestantischen Sterbepaxis mit „missionarischem Akzent“⁴⁴⁹ nichts entgegen. Unter kirchlichen Amtskollegen war der Austausch eigener Produktionen nicht unüblich. Auch die gegenseitige Anregung zur Herausgabe von Leichenpredigtsammlungen gehört in diesen Motivationskreis. In Magdeburg wurden vor 1631 umfangreiche Leichenpredigtsammlungen der Magdeburger Domprediger Philipp Hahn (Gallus)⁴⁵⁰ und Reinhard Bake⁴⁵¹ aufgelegt und vertrieben, die als vorbildliche Produktionen sicher dem Zweck der Erbauung eines größeren Leserkreises zugeordnet waren, jedoch auch als Dokumente seelsorgerlicher Leistungsbereitschaft der gesellschaftlichen Reputation ihrer Autoren im stadtgesellschaftlichen Zusammenhängen weiteres Gewicht verliehen haben dürften. Überhaupt ist das Streben nach gesellschaftlicher Anerkennung seitens der Magdeburger Geistlichkeit durchgängig den Widmungen zu entnehmen, die sich meist auf städtische Kontexte beschränkten.

Dagegen sind die Anregungen zum Druck und Vertrieb einzelner Leichenpredigten in der Regel auf die Wünsche der Angehörigen des Verstorbenen zurückzuführen, denen auf Seiten der Pfarrgeistlichen eine appellierbare Ehrenpflicht korrespondierte. Zweifellos wurde dem Leichenprediger mit der Druckzubereitung der Predigt und des Lebenslaufes eine nicht unbeträchtliche und zusätzliche Dienstleistung auferlegt, die oft zu Verzögerungen bei der Drucklegung führte. Nicht selten war die Predigt selbst bereits nach einem vorliegenden Wahlspruch des Verstorbenen eingerichtet worden und passte sich dessen Intentionen weitestgehend an. Der starke Zeitdruck, der für den Geistlichen sowohl bei der Abfassung der Leichenpredigten *in situ* – zwischen Ableben und Beerdigung lagen bei städtischen Begräbnissen selten mehr als 14 Tage – als auch bei der stilistischen und inhaltlichen Überarbeitung der Texte für die Drucklegung entstand, zeitigte bei den Autoren ähnliche Reaktionen wie bei den Produzenten von Casualcarmina. Auch hier wurden Bescheidenheitstopoi in den gedruckten Text eingeflochten, die einerseits auf die Umstände bei der Abfassung der Predigt,⁴⁵² andererseits auf motivatorische Gemengelagen bei der Druckzubereitung verweisen konnten:

⁴⁴⁸ Vgl. dazu ZELLER, *Leichenpredigten und Erbauungsliteratur* (1975) und WINKLER, *Motivation und Situationsbezogenheit* (1975).

⁴⁴⁹ WINKLER, *Motivation und Situationsbezogenheit* (1975), S. 53.

⁴⁵⁰ Philipp HAHN, *LeichPredigten. Bey Christlicher Bestattung Fürnehmer Adelichen vnd anderer/ Geistlichen vnd Weltlichen/ Manns vnd WeibesPersonen/ Jung vnd Alt ...* (3 Bände), Magdeburg 1605-1616.

⁴⁵¹ Reinhard BAKE, *Amphitheatrum Mortis, Das ist: Christliche LeichPredigten/ Bey Adelichen und Andern vornehmen Bestattungen ... Innerhalb Vier Jahren gehalten ...* (2 Bände), Magdeburg 1621-1624.

⁴⁵² So verweist Christoph Brenner in seiner Leichenpredigt auf seinen Schönebecker Amtskollegen Christian Seelmann darauf, dass seine Predigt „wegen der damals kurtzen Zeit und andern in Predigen und Predigt-Ambtes Verrichtungen/ und vorfallenen Hinderungen nicht nach hoher Art hat können ausgearbeitet; Sondern in Christlicher Einfalt hat müssen aufgesetzt werden.“ Christoph BRENNER, *Memoria & Imitatio Antistica, Das ist: Christlich Ehren-Gedächtnüß/ Erinnerung und Nachfolge getreuer Lehrer und Prediger/ denen Ihre Zuhörer in Lehre/ Leben/ Unglück und Sterben sollen nachfolgen ...*, Magdeburg [1676], Bl. A3v.

„Zwar ich bekenne gern/ dass ich etwas läßig gewesen/ meine Pflicht abzustatten/ mas-
sen ich bey überhäufften Predigten/ die von andern im Druck liegen/ mich nicht erst bere-
den können/ eine Predigt heraus zu geben. Jedennoch aber/ hat mich theils meine Pflicht
gegen den Seelig-Verstorbenen/ theils mein einmahl gethanes Versprechen/ theils das öff-
tere Anhalten der verwittweten Fr. Seniorn, [...] / theils das mit Lästung angefüllte
Sentiment, eines so genannten Geistlichen/ als ob diese Predigt schon/ ehe ich sie gethan/
im Druck gewesen/ bewogen/ sie dem geneigten Leser darzulegen.“⁴⁵³

Leichenpredigten bildeten auf diese Weise zentrale Schnittstellen der lokalen repräsentativen Öff-
fentlichkeit, in die sich diverse – oftmals auch gegenläufige – Interessenlagen von Autoren, Auftragge-
bern und anderen Beteiligten eingeschrieben haben. Während für die christlichen Seelsorger vor allem
die Sicherung der Exemplum-Funktion des Verstorbenen im Vordergrund stand, deren gezielte und
dauerhafte Artikulation als Mittel zur Anregung protestantischer Imitationsleistungen angesehen wurde,
beabsichtigten die Hinterbliebenen vor allem anderen, dem Familienmitglied einen repräsentativen Ge-
dächtnisort zu stiften, der auch unabhängig von schwindenden kollektiven Gedächtnisleistungen funk-
tionieren sollte. Angestrebt war hier die Präparation der flüchtigen Informationen zur Aufbewahrung in
einem dauerhaften kulturellen Archiv. Die nahe beieinander liegenden Intentionen beider Interessen-
gruppen liefen denn auch in eine gemeinsame Vorstellung zusammen – in die Vorstellung eines „Eh-
ren-Gedächtnisses“ für den Verstorbenen, das sich in einem diesseitig aufgerichteten „Denck-Altar“⁴⁵⁴
manifestieren musste. Die gedruckten Leichenpredigten bildeten somit ideale Konvergenzpunkte der
Vorstellungen von christlicher und profaner Verewigungsleistung.

Der ausgehandelte Kompromiss zwischen weltlichen und geistlichen Interessenlagen machte die
gedruckte Leichenpredigt jedoch schnell zum Konstrukt. Sie stand während des gesamten 17. Jahrhun-
derts der Aufnahme jener Ingredienzen offen, die sich aus unterschiedlichsten Gründen als Beiträge
zum „Denck-Altar“ artikulierten und über die Ebene individuellen Symphatisierens dessen Umfang
zwanglos vermehrten. Um den Kern der gedruckten Leichenpredigt und des Lebenslaufes ließen sich
weitere Texturen gruppieren: Abdankung, Standrede, medizinischer Bericht, Berichte über durchge-
führte Zeremonien und Leichenfeierlichkeiten und mehr oder weniger umfangreiche Epicediensamm-
lungen, die sich als Artikulationsplattform von diversen Trauergruppen präsentierten. Insbesondere in
der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts läßt sich eine extensive Aufweitung des Umfangs und des
Druckformats von Leichenpredigten beobachten, die zuweilen mehrere hundert Seiten umfassen konn-
ten. Auch in Magdeburg wurde ab 1680 für den Druck von Leichenpredigten verstärkt auf das Folio-
format zurückgegriffen, das in früheren Phasen den Gedenkwerken hochgestellter Persönlichkeiten
vorbehalten war. Ideelle Beschränkungen des Umfangs und der Ausstattung von Leichenpredigten wur-
den nicht geltend gemacht. Grenzen wurde in der Regel nur durch die verfügbaren finanziellen Mittel
der auftraggebenden Hinterbliebenen gesetzt.

3.4.2.2 Auftraggeber, lokaler Markt und Sozialgefüge

Bei einzeln gedruckten Leichenpredigten und Epicediensammlungen handelte es sich in der Regel
um nichtkommerzielle Druckerzeugnisse, die in kleiner Zahl aufgelegt und für eine Distribution in be-
grenztem Umfang vorgesehen waren. Ihre situative Gebundenheit entzog sie den kommerziellen Inter-
essen von Verlagsbuchhändlern und Druckern, damit aber auch dem überregionalen literarischen Markt.

⁴⁵³ Seth-Heinrich CALVISIUS, *Die Herrligkeit derer in denen Augen der Welt geringen Lehrer und Prediger/ Die sie haben In diesem und
jenem Leben/ Hat bey Christlich solenner Leichen-Bestattung Des Hoch-Ehrwürdigen/ Andächtigen und Hochgelahrten Herrn/ Hrn. M.
Balthasar Kindermanns ...*, Magdeburg [1707], Bl. 2v (Vorrede).

⁴⁵⁴ Ebd.

Leichenpredigten wurden zumeist durch die Familienangehörigen des Verstorbenen in Auftrag gegeben und auch finanziert. Es ist davon auszugehen, dass die Druckproduktion zum größten Teil an die Auftraggeber ausgeliefert und von diesen als aufgerichteter „Denck-Altar“ des Verstorbenen an dessen Verwandte, Freunde, Bekannte und Amtskollegen verteilt wurde. Restbestände verblieben meist im Besitz der Familie und wurden als Vorlagen der familiären Erinnerungskultur in ein privates Archiv eingegliedert. Ein kleinerer Teil der Auflage – eventuell auch eine eigens angefertigte Überproduktion – dürften beim Drucker verblieben und von diesem an sonstige Interessenten verkauft worden sein. Leichenpredigten waren, wie andere anlassbezogene Textproduktionen, eng mit den innerstädtischen Lebensvollzügen und der rituellen Verwindung von Problemlagen verknüpft. Ihre Rhythmen und Konjunkturen bestimmten die Produktion, Rezeption und Distribution des Gelegenheitsschrifttums und begrenzten auch dessen unmittelbaren zeitlichen Verwendungszweck. Auf diese Weise zirkulierten Leichenpredigten und angegliederte Textkonvolute in einem sekundären Markt, der im Kern für jedes Druckerzeugnis jeweils nur ein bestimmtes soziales Netzwerk von inner- und außerstädtischen Personen umfasste. Dieser Markt wurde allein von dem Bedürfnis der sozialen Akteure gesteuert und aufrecht erhalten, eine anlassbezogene Akkumulation kultureller Kapitalien in Gang zu setzen. Die auf das soziale Netzwerk der Rezipienten hin limitierte Produktion, Rezeption und Distribution von Gelegenheitsschriften verweist somit nicht nur auf einen prinzipiell enges gesellschaftliches Wirkungsfeld, sondern repräsentiert eine allgemeine Praxis der distinkten Selbstversicherung lokaler gesellschaftlicher Formationen.

Es ist deshalb möglich, die Produktionspalette des gedruckten Magdeburger Gelegenheitsschrifttums zwischen 1631 und 1690 als zeitgeschichtlichen Seismographen in Anspruch zu nehmen, dessen Ausschläge einen tieferen Einblick in die Entfaltung und Beschaffenheit der repräsentativen Öffentlichkeit Magdeburgs gewähren. Gedruckte Leichenpredigten und Epicediensammlungen bilden jedoch nur die Spitze des Eisberges einer lokalgesellschaftlichen Kulturpraxis, die weitgehend auf einem mündlichen Vollzug basierte. Nicht jedes Trauergedicht und nicht jede Trauerrede wurden gedruckt, sondern oftmals nur bei entsprechender Gelegenheit öffentlich vorgetragen. Der Zugang zum Medium des gedruckten Textes war weitgehend privilegiert: Leichenpredigten und angegliederte Epicediensammlungen waren auch in Magdeburg vornehmlich selbstreferentielle Phänomene der protestantischen Ober- und Mittelschichten.

Tatsächlich weisen die lokal produzierten Gelegenheitsschriften aller Art stets auf zwei wichtige Voraussetzungen ihrer Genese zurück: zum einen auf einen vorhandenen lokalgesellschaftlichen Bedarf, zum anderen auf ein verfügbares und zweckmäßig einsetzbares ökonomisches Kapital. Betrachtet man die Magdeburger Leichenpredigtproduktion zwischen 1631 und 1690, so läßt sich leicht feststellen, dass sich auf der Basis eines gesellschaftlichen Bedürfnisses ein entsprechender Markt herausbildet, der kontinuierliche Zuwächse verzeichnen konnte. Trotz kursächsischer Besatzung wurden in Magdeburg bereits seit 1640 – wenn auch in bescheidenem Umfang – wieder Leichenpredigten gedruckt. Die frühe Wiederaufnahme dieser Repräsentationskultur ging allerdings auf die Initiative von landadeligen Familien zurück, die die Leichenpredigten auf verstorbene Familienmitglieder nicht nur, aber auch in Magdeburg drucken ließen. Für diesen Umstand sind im Wesentlichen zwei Gründe auszuma-chen. Zum einen fehlten Publikationsmöglichkeiten in kleineren Landstädten und landständigen Gebieten, so dass die Ortsgeistlichen bei der Erfüllung von Druckaufträgen auf die kulturellen Zentren der Region mit verfügbaren Druckkapazitäten ausweichen mussten. Zum anderen spielte auch die seelsorgerliche Beanspruchung des jeweiligen Magdeburger Dompredigers etwa im Blick auf leichenpredikale Dienste für adelige Domherren eine wichtige Rolle. Der Anteil adeliger Leichenpredigten am gesamten Magdeburger Druckaufkommen an Leichenpredigten war deshalb bis 1680 relativ hoch (etwa 32 Prozent) und sank erst nach dem Übergang des Erzstiftes Magdeburg an Kurbrandenburg und der damit

verbundenen Auflösung des Domkapitels rapide ab. Der Anteil von Leichenpredigten für Personen, die außerhalb Magdeburgs ansässig waren (neben Adeligen auch Mitglieder der regionalen Bildungs- und Funktionseliten), belief sich im Untersuchungszeitraum auf durchschnittlich 50 Prozent. Grundsätzlich wird ab 1640 wieder ein kontinuierlicher Bedarf an Leichenpredigtdrucken erkennbar, der zur Etablierung eines dauerhaft gebrauchten lokalen Marktes führte.

Es ist jedoch nicht möglich, die Etablierung des Magdeburger Marktes für Gelegenheitsschrifttum nach 1631 direkt mit der ökonomischen und wirtschaftlichen Stabilisierung der Stadt bis zum Ende des 17. Jahrhunderts in Verbindung zu setzen. Denn eine Analyse der gedruckten Leichenpredigten für ortsansässige Personengruppen zeigt signifikante Schwerpunktbildungen. Zwischen 1640 und 1690 werden nahezu ausschließlich Personen mit gedruckten Leichenpredigten bedacht (93 Prozent), die der Magdeburger Bildungselite (Theologen, Lehrer) oder sonstigen Funktionseliten (Stadtbeamtete, Juristen, Ökonomen und Ärzte) angehörten und institutionell gebunden waren. Auffällig ist, dass die Wirtschaftseliten mit Bürgerrecht (Kaufleute, Manufakturisten, Handwerker u.a.) deutlich unterrepräsentiert sind (5 Prozent). Auch Militär und Stadtadel spielen nur eine marginale Rolle (2 Prozent). Die Divergenz zwischen den städtischen Bevölkerungsgruppen gibt einen deutlichen Hinweis darauf, dass gedruckte Leichenpredigten und Epicediensammlungen im lokalgesellschaftlichen Kontext bevorzugte und adäquate Ausdrucks- und Repräsentationsmittel der städtischen Bildungs- und Funktionseliten mit institutioneller Bindung waren. Nicht nur die hochwertige Ausbildung und Sozialisierung der Bildungs- und Funktionseliten, auch ihre anhaltende Bildungsfähigkeit erzeugte ein dieser Gesellschaftsgruppe relativ homogen einwohnendes Fiktionspotential, mit dem weltliche Sachverhalte geordnet, überformt und verarbeitet wurden. Die im Verlauf des 17. Jahrhunderts einsetzende Verbesserung der Verdienst- und Vermögensverhältnisse dieser Gruppe wurde in eine dynamische Ausweitung bildungsrelevanter repräsentativer Bedürfnisse übersetzt. So lassen sich ab etwa 1670 deutlich mehr gedruckte Leichenpredigten auf Frauen und Kinder ausmachen, die ihrer familiären Bindung nach dem Umkreis der institutionengebundenen städtischen Bildungs- und Funktionseliten zuzuordnen sind – offenbar deshalb, um die Familie als Ganzes in den kulturellen Akkumulationsprozess einzubeziehen.

Die sich hier abzeichnende deutliche Trennung von Interessengruppen innerhalb der gesamtgesellschaftlichen Formation Magdeburgs legt eine differenzierte Sicht auf die urbane Kultursphäre nahe. Es ist offenbar nicht angebracht, die gelehrte Kultur der Stadt mit Stadtkultur überhaupt zu identifizieren. Denn obgleich die Vertreter der Wirtschaftseliten mit fachspezifischer, d.h. kaufmännischer Ausbildung keinen oder nur geringen Anteil an einer gelehrten Repräsentations- und Selbstverständigungskultur nahmen, so beteiligten sie sich dennoch an der gesellschaftlichen Repräsentationskultur, indem sie auf andere Ausdrucksmittel zurückgriffen. Entsprechende Hinweise bieten die administrativen Regularien der Zeit, die sich etwa mit der städtischen Kleiderordnung befassen. Als Gegenstände modischer Veränderungen wurde Kleidung in Magdeburg – wie in vielen anderen Städten⁴⁵⁵ – von lokalen Mittel- und Unterschichten gern und oft als soziales Abgrenzungs- und Differenzierungsmedium, aber auch als Vehikel sozialer Mobilität eingesetzt, mit dessen Hilfe monopolisierte Statussymbole usurpiert werden konnten.⁴⁵⁶ Das inflationäre Auftreten von städtischen Kleiderordnungen im 17. Jahrhundert verweist auf tiefgreifende soziale Strukturveränderungen, die im Zusammenhang mit der Ausbildung höfischer Gesellschaft und Kultur vollzogen und die durch Entprivilegierung und Subordination von gesellschaftlichen Gruppen auch nachhaltig in die städtischen Sozialgefüge eingriffen.⁴⁵⁷ Auch im urbanen Zusammenhang Magdeburgs kam in den entsprechenden Administrationen des städtischen Rates „aller-

⁴⁵⁵ Vgl. hierzu beispielsweise die Untersuchungen von KUES, *Sprachliche und historische Untersuchungen zu den Kleiderordnungen der Stadt Göttingen* (1982); REICH, *Kleidung als Spiegelbild sozialer Differenzierung* (2005).

⁴⁵⁶ Programmatisch dazu immer noch EISENBART, *Kleiderordnungen der deutschen Städte zwischen 1350 und 1700* (1962).

⁴⁵⁷ Vgl. ELIAS, *Die höfische Gesellschaft* (1969) und KÜHLMANN, *Gelehrtenstaat und Fürstenrepublik* (1982).

hand beschwerliche Vnordnung⁴⁵⁸ zur Sprache, die auf vernehmliche Bewegungen im sozialen Gefüge der Stadt hinweist. Dass sich die Maßregeln übergreifend auf die bestehenden und künftigen Absichten von „Bürgern/ Bürgerinnen/ BürgersKindern/ Bedienten und Schutzverwanten“ bezogen und unterschiedslos „Mannes oder Weibspersohnen/ Jung oder Alt/ Geist- oder Weltlich“⁴⁵⁹ in die Pflicht nahmen, mag als deutlicher Hinweis auf die intellektuelle Brisanz der binnengesellschaftlichen Vorgänge gelesen werden. Auch Magdeburger Funktionseliten beobachteten darauf hin nicht nur die Einhaltung ständischer Ordnungsvorstellungen nach tradierten Mustern, wie sie in den Reichspolizeiordnungen des 16. Jahrhunderts niedergelegt waren. Ihre Vertreter lasen die Dynamik der Kleidermode als Zeichen kultureller Anarchie mit realpolitischen Implikationen. Der gefährdete Bestand sozialer Ordnungen musste folgerichtig im Horizont der repräsentativen Öffentlichkeit über die zweckmäßig regulierte Differenz sichtbarer Zeichen und Symbole sichergestellt werden, ohne dabei „einen gewissen Moderirten Unterscheid“⁴⁶⁰ innerhalb der Stände nach den Vermögensverhältnissen der jeweiligen Standesmitglieder nivellieren zu wollen. Den regulierenden Anordnungen wurde konsequent eine Exekutive beigegeben, um den „eingerissenen und noch ferner besorgenden Excessen zubegegnen“⁴⁶¹ und das Gemeinwesen als Ganzes in einen statischen und fest strukturierten Zustand zurückzuführen.

Im Untersuchungszusammenhang interessiert vor allem der exzessive und anarchische Grundzug der Repräsentationskultur, der in der städtisch verwendeten Kleidermode zum Tragen kommt. Denn der Zeichencharakter von Kleidung brachte den Kontrast von Norm und Abweichung, von Stasis und Innovation im 17. Jahrhundert so deutlich zum Vorschein, dass administrative Regelungen notwendig auf die Zumutungen antworteten und das gesamte Feld der repräsentativen Öffentlichkeit als Horizont repräsentativer Anlässe administrativ zu überformen suchten. Mit einer exzessiv betriebenen, meist auf einem überproportionalen Einsatz von finanziellen Mitteln beruhenden Kleidermode, zielten die gesellschaftlichen Akteure jedoch weniger auf eine Codierung eigener politisch-anarchischer Zielsetzungen. Sie gingen vielmehr auf einen außerordentlichen Gewinn von symbolischem Kapital (Renommee) innerhalb des Wahrnehmungsmarktes der repräsentativen Öffentlichkeit aus. Und der Gewinn sollte nicht im Verlassen, sondern in der Überbietung jener sozialen Statussymbolik erzielt werden, die den Akteuren allein durch den Umkreis ihrer gesellschaftlichen Arbeit vorgeschrieben und zugeordnet war. Der enge Konnex von gesellschaftlicher Arbeit, Kleidungskonventionen und Gemütsverfassung wurde wiederholt auch von Magdeburger Bildungselitären propagiert. So rief der Magdeburger Pfarrer Andreas Fabricius in seiner Leichenpredigt auf den Amtskollegen Ernst Bake seinen Zuhörern zu:

„Verwundert euch nicht G. G. woher es kömpt/ dass wir Prediger in schwartzen Kleidern und schwartzen Priester-Röcken einhergehen/ ich sage/ die Ursache ist diese/ die schwartze Farbe ist ein Signum laboris, ein Zeichen der Arbeit. So wohl des Handels als des Handwercks-Manns/ Hände und Gesicht zeigen bald an/ ob sie fleissig oder unfleissig arbeiten: Weisse und zarte Hände zeigen einen Faulentzer/ schwartze und harte Hände aber einen Arbeiter. [...] wir haben uns fast schwartz gearbeitet/ und der/ der im Schweiß seines Angesichtes sein Brodt isset/ befördert die Schwärtze mehr denn zu sehr. Es ist aber auch die schwartze Farbe ein Signum doloris sive moeroris, ein Zeichen der unterschiedlichen Trübseeligkeit.“⁴⁶²

⁴⁵⁸ *Der Stadt Magdeburg erneuerte Ordnung ...*, Magdeburg 1654, Bl. A2r.

⁴⁵⁹ Ebd., Bl. A2v/A3r.

⁴⁶⁰ Ebd., Bl. A4v.

⁴⁶¹ Ebd., Bl. A2v.

⁴⁶² Andreas FABRICIUS, *Jesus! Schwartz mühseliges doch Himmel- und Sternen-glänzendes Priesterliches Ehren-Kleid ...*, Magdeburg [1680], S. 31f.

Und Fabricius übertrug diese Ansicht konsequent in die Ausgestaltung eines christlichen Ethos des Verzichtes: „Das Predig-Ampt ist ein Werck/ eine Mühe und keine Würde/ eine Arbeit und keine Lust.“⁴⁶³ Gegen eine solche Einkreisung der Persönlichkeit und eine Umstellung subjektiver Entfaltungsmöglichkeiten durch eine rigide Arbeitsethik machten die gesellschaftlichen Akteure der städtischen Mittel- und Unterschicht auch in Magdeburg mit einer weltlichen Überbietungslogik mobil. Sie setzten durch den Gebrauch einer von Vorschriften entfesselten Kleidermode auf eine luxuriöse und ästhetische Steigerung der Repräsentationsfähigkeit innerhalb des eigenen Standes sowie auf eine bewusste Abgrenzung gegen die soziale Konkurrenz der anderen Stadtstände. Deutlich tritt dabei eine die Standesunterschiede nivellierende Dynamik zutage, die zu Verwischungen in der äußeren Darstellung von Standesunterschieden führte. Denn eine solche Überbietungslogik aktivierte spezifische Fiktionspotentiale, die nicht auf die Darstellung der *res*, sondern auf ihre Überformung durch den schönen Schein abzielten. Es liegt auf der Hand, dass die wechselseitige Überbietung gesellschaftlicher Repräsentanten ein bewegliches Element in die lokalen gesellschaftlichen Formationen implantierte, durch das kulturelle Akkumulation als eigendynamisches System etabliert wurde. Diese Eigendynamik machte sich in der zuweilen eklatanten Differenz von Vermögensverhältnissen und Repräsentationsbedürfnissen gesellschaftlicher Akteure geltend, deren fatale Folgen – etwa in Form von persönlichen Überschuldungen – jedermann vor Augen liegen konnten. Das artikulierte Repräsentationsbedürfnis der Beteiligten musste in keinem korrelativen Verhältnis zu ihrer Repräsentationsfähigkeit stehen.

Der Kampf der institutionalisierten Ordnungshüter gegen die „beschwerliche Vnordnung“ der sozialen Beweglichkeiten innerhalb der ständisch gegliederten Stadtgesellschaft war ein Kampf um die Privilegierung und Limitierung kultureller Selbstverständigungspraktiken – ein Zustand, der das gesamte 17. Jahrhundert als Dichotomie durchzieht. Bildungs- und Funktionseliten wehrten sich kollektiv und mit abgestimmten Mitteln gegen die Entgrenzung von kulturellen Akkumulationsformen unterprivilegierter Bevölkerungsschichten und suchten die Dynamik der kulturellen Akkumulation in den Magdeburger Mittelschichten auszubremsen. Bemerkenswert bleibt in diesem Zusammenhang, dass die Mitglieder der *respublica litteraria* auf breiter Front den Maßgaben der politischen Gesetzgebung zuarbeiteten, indem sie die Ordnungsvorstellungen des literarischen Feldes mit den gesellschaftspolitischen Ordnungsvorstellungen verknüpften und ihre eigene kulturelle Akkumulation als praktisch abgrenz- und privilegierbare Standeskultur ausformten.⁴⁶⁴ In diesem Zusammenhang läßt sich im 17. Jahrhundert auch eine dispositionelle Nähe von politischer und poetologischer Gesetzgebung konstatieren. Sie gibt eine interessante „Funktionsanalogie“ von Politik und Poesie zu erkennen, die sich aus der auffälligen „Ähnlichkeit der Formulierung literaturtheoretischer Postulate mit der Form des positiven Verwaltungsstrafrechtssatzes im Polizeiwesen“⁴⁶⁵ herleiten läßt. Bereits in der Opitzschen Poetik findet sich die Wahrung des poetischen Decorums als wirksames Steuerelement, mit dem die poetische Inventivkraft und ihre Fähigkeit zur Entgrenzung von Sinnzusammenhängen (vgl. II/1, 374) gesellschaftstauglich reguliert werden sollte:

„weil nun aber die dinge von denen wir schreiben vnterschieden sind/ als gehöret sich auch zue einem jeglichen ein eigener vnnd von den andern vnterschiedener Charakter oder merckzeichen der worte. Denn wie ein anderer habit einem könige/ ein anderer einer priuatperson gebühret/ vnd ein Kriegesman so/ ein Bawer anders/ ein Kauffmann wieder anders hergehen soll: so muß man auch nicht von allen dingen auff einerley weise reden;

⁴⁶³ Ebd., S. 44.

⁴⁶⁴ Vgl. TRUNZ, *Der deutsche Späthumanismus um 1600 als Standeskultur*. In: ders., *Deutsche Literatur zwischen Späthumanismus und Barock* (1995), S. 7-82.

⁴⁶⁵ SINEMUS, *Stilordnung, Kleiderordnung und Gesellschaftsordnung* (1976), S. 36.

sondern zue niedrigen sachen schlechte/ zue hohen ansehnliche/ zue mittelmässigen auch mässige vnd weder zue grosse noch zue gemeine worte brauchen.“ (II/1, 382)

Tatsächlich fand mit dieser differenzierten Stillehre ein avanciertes Instrumentarium breiteren Eingang in die poetologische Selbstverständigungshorizont des 17. Jahrhunderts, das vornehmlich zur „sozial-konservativen Einhaltung der altständischen Ordnung in Rhetorik und Poesie“⁴⁶⁶ diene, darüber hinaus aber außerordentliche Bedeutung für die poetische Reflexionskultur gewann. Die stringente Einhaltung der Ständehierarchie innerhalb des literarischen Feldes darf – funktional betrachtet – als strategische Anpassungsleistung von Rhetorikern und Poeten an vorhandene gesellschaftliche Formgebungen gedeutet werden. Mit ihr verfolgten literarische Akteure das Ziel, Widerstände gesellschaftlicher Kontexte gegen die rhetorischen und poetischen Handlungsfelder und Wirkungsabsichten zu minimieren, den sprachlichen Produkten erleichterten Eingang in realgesellschaftliche Beziehungsgeflechte und Rezeptionshorizonte zu verschaffen und Möglichkeiten der kulturellen Kapitalbildung in den Foren der repräsentativen Öffentlichkeit zu sichern. Mit dieser Anpassung an gesellschaftliche Gegebenheiten ließ sich zugleich der Sprengsatz ungezügelter Inventivkräftigkeit der Poesie kaschieren, der immer wieder zur unverhohlenen institutionellen Kritik an poetischen Tätigkeiten geführt hatte.

Die Poetiken vollzogen in diesem Sinne für das öffentliche Auftreten sprachlicher Ausgestaltungen die gleichen Kontrollbewegungen, wie sie in den Kleiderordnungen des 17. Jahrhunderts für das öffentliche Auftreten der städtischen Bürgerschaft geltend gemacht wurden. Insbesondere die *elocutio* oder „Außstaffierung der Rede“⁴⁶⁷ wurde dabei einer poetischen Selbstdisziplinierung unterworfen, um latente poetische Selbstgefährdungspotentiale zu kaschieren. Die *elocutio* sollte sich nicht nur an den Geboten der Angemessenheit des Verhältnisses von Sprache und versprachlichten Dingen orientieren, sondern sich auch einer selbst auferlegten Mässigkeit im Umgang mit Fiktionspotentialen unterwerfen. Wenn Harsdörffer von den Gleichnissen behauptete, sie seien „das Gebrem und die Bortierung einer erbaren Kleidung/ welche auch wol von Gold und Silber glänzen kan“, so tat er dies nicht ohne die Einschränkung, „dass solche Figuren nicht zu überhäuffen / und besagtes Kleid also verbremet seye / dass man das Gewand wol sehen könne.“⁴⁶⁸ Die Poesie sollte folglich im Interesse der „Wahrscheinlichkeit“ des poetisch Gebotenen den Dingen nicht nur ein passendes sprachliches Kleid zumessen, sondern überall auch den angemessenen sprachlichen „habit“ einer behandelten Person beachten, der sich aus seinem Stand und seinem Rang herleiten ließ. Die beobachtbare Ständehierarchie der gesellschaftlichen Formationen wurde auf diese Weise in eine entsprechende poetische Stillehre übersetzt, die auch in einer hierarchisierten poetischen Gattungslehre Ausdruck fand.

Es ist leicht zu sehen, dass durch die poetische Kategorisierung der Angemessenheit von Sprache und Dingen auch innerhalb des literarischen Feldes die bestehende Ständehierarchie reproduziert, poetisch behandelte Personen vornehmlich ständisch identifiziert und in ihrer habituellen Befindlichkeit auf ihre arbeitsethischen Grundlagen reduziert wurden. Auf diese Weise arbeitete auch die Poesie auf die gesellschaftliche Sanktionierung jenes Unterschiedes hin, der den rechtmäßigen Einsatz gelehrter Fiktionspotentialen von jener tendenziell anarchischen Fiktionalität der Mittel- und Unterschichten abhob und privilegierte.

⁴⁶⁶ Ebd., S. 43.

⁴⁶⁷ Johann Matthaeus MEYFART, *Teutsche Rhetorica/ Oder Redekunst* ..., Coburg 1634, S. 61.

⁴⁶⁸ Georg Philipp HARSDÖRFFER, *Poetischer Trichter*, Band 3, Nürnberg 1653, S. 66/67.

3.4.3 Produktion von Gelegenheitsdichtung

3.4.3.1 Kontrastprogramme: Poetologie und lokale poetische Kultur

Aus dem zuvor Gesagten lassen sich einige aufschlussreiche Beobachtungen ableiten, die den Umriss des lokalen literarisch-poetischen Feldes deutlicher konturieren. Der Widerstand und der Kontrolldruck, den städtische Institutionen gegen nichtetablierte literarische Formen wie die Komödie oder den Roman aufbauten, beruhte im Kern auf einer Abneigung gegen alle Formen einbildungskräftiger Entgrenzungsleistungen, die die öffentliche Ordnung tangieren, die lokalen kulturellen Praxen konterkarieren und das geordnete Gemeinwesen in soziale Schwingungen versetzen konnten. Vor dem Hintergrund dieser permanenten Ausgrenzungs- und Kontrolleleistungen läßt sich festhalten, dass sich nur jene Formen literarischen Engagements innerhalb lokaler gesellschaftlicher Formationen dauerhaft etablieren konnten, die über einen sanktionierten Einsatz von Fiktionspotentialen verfügten. Es genügte im Magdeburger Kontext nicht, dass die Poesie sich *idealiter*, also auch ihrem theoretischen Selbstverständnis nach, in die gesellschaftlichen Ordnungsmuster eingliedern ließ und interpretative Spiel- und Auslegungsräume öffnete. Um gesellschaftlich akzeptabel zu werden, mussten die literarischen Akteure ihre poetischen Tätigkeitsfelder vollständig auf die sanktionierten lokalen Kulturpraxen hin öffnen und diese auch dauerhaft bedienen. Das solcherart etablierte literarische Feld war in erster Linie Teil eines umfassenden Funktionszusammenhanges lokalgesellschaftlicher Begleitung von Lebensvollzügen. Wie die Leichenpredigtproduktion bezog auch die poetische Produktion in Magdeburg seine Energie einerseits aus der Verknüpfung mit den Arbeitsbereichen lokalgesellschaftlicher Institutionen, andererseits aus der engen Verbindung mit den vitalen Repräsentationsbedürfnissen einer größeren literarischen Interessengruppe, die als Auftraggeber fungierten. Mit anderen Worten: Die gesellschaftlich akzeptierte Basis des lokalen literarischen Feldes wurde vornehmlich nach Maßgaben lokalgesellschaftlicher Zweckmäßigkeiten eingeräumt und strukturiert. Es darf jedoch in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden, dass die literarischen Akteure innerhalb der lokalen Gesellschaftsformation auch deshalb auf solche Bindungen angewiesen waren, weil sie ihnen den Zugang zur repräsentativen Öffentlichkeit und damit auch die Umwandlung poetischer Tätigkeiten in kulturelle Kapitalien ermöglichten.

Die Etablierung einer lokalen poetischen Kultur in Magdeburg beruhte jedoch nicht nur auf ihrer gesellschaftlichen An- und Einpassungsfähigkeit in lokalgesellschaftliche Kontexte, denen die poetologischen Selbstverständigungen literarischer Akteure durch die Reproduktion gesellschaftlicher Ordnungsmuster weitgehend entgegenkamen. Solche Etablierung war nur deshalb möglich, weil die Kontexte selbst sich auf eine poetische Kultur hin offen zeigten und ihrerseits für poetisch-literarische Kontextuierungen und übergreifende Einflüsse empfänglich waren. Die basale poetische Produktion – also jene poetische Produktion, die im Untersuchungszeitraum im Magdeburg als umfassende Produktion von Gelegenheitsdichtungen nahezu durchgängig konstatierbar ist – siedelte sich als lokales Begleitgeschäft exakt auf der Grenze von alltäglichem Lebensvollzug und dessen religiösem Überbau, d.h. auf der Grenze von zivilgesellschaftlichen und institutionellen Interessenlagen an. Genau dort öffneten sich sprachliche Handlungsspielräume für literarische Akteure, die konsequent besetzt und einer zweckmäßigen Nutzung zuführt wurden. Nicht nur die Poesie ging auf lokaler Ebene eine symbiotische Beziehung mit ihren Kontexten ein, indem sie deren Zielvorstellungen als Arbeitshypothesen übernahm. Alle involvierten Seiten traten im eigentlichen Sinne in wechselseitige Austauschbeziehungen ein, durch die signifikante kulturelle Transferprozesse in Gang gesetzt wurden. Dem lokalen literarischen Feld kam dabei aber die zentrale Rolle eines sprachlichen Mediums, und d.h. eines Konvergenz- und Vermittlungsraumes jener kulturellen Austauschprozesse zu. Insbesondere die Magdeburger Epicedienproduktion ist als Kernzelle der Magdeburger poetischen Kultur zwischen 1631 und 1690 anzusehen, weil in ihr die wechselseitigen Einschreibungen divergierender religiöser und zivilgesellschaftlicher Interessenla-

gen vor dem Hintergrund neuerer poetologischer Maßgaben auf paradigmatische Weise zum Austrag gebracht worden sind. Weil sie besonders deutlich erkennen läßt, welchen Aufgaben die Poesie im lokalen Kontext Magdeburgs verpflichtet war, läßt sich der kontinuierlichen Produktion von Epicedien auch eine zentrale katalytische Funktion für die Ausbildung des gesamten literarischen Feldes in Magdeburg zuschreiben.

Die enge Bindung von institutionellen, zivilgesellschaftlichen und poetischen Interessenlagen musste zwangsläufig Folgen für die lokale Ausfaltung der poetischen Tätigkeit selbst haben. Spuren dieses Sachverhaltes finden sich bereits in den zeitnössischen poetologischen Reflexion des Mediums. Opitz selbst läßt in seiner Poetik erkennen, dass die Bindung an externe gesellschaftliche Kontexte für die Poesie zwar prinzipiell und jederzeit möglich, in ihrer Bedeutung aber grenzwertig ist. Denn Opitz bringt mit den kontextuellen Berührungspunkten zugleich die Gefahr der Depravation sprachlicher und ästhetischer Maximen zur Sprache, insofern diese durch einen externen Zweck okkupiert werden. Mit den sprachlichen und ästhetischen Maximen steht aber zugleich das fundierende dichterische Ethos in der Gefahr, in externen Dienstleistungsverhältnissen unterzugehen. Zwar scheint der Poesie in der Opitzschen Poetik eine Bindung an die Theologie bereits durch ihr eigenes Selbstverständnis als „verborgene Theologie“ auf natürliche Weise vorgezeichnet zu sein. Doch der Schein trügt, denn Opitz unterzieht auch diese Relation im Blick auf die Gelegenheitsdichtung einer kurzen, aber in ihrer Reichweite fundamentalen Kritik. Opitz' Intentionen richteten sich in entschiedener Weise gegen den allgegenwärtigen Sog der weltlichen Gelegenheiten und ihrer deparvierenden Auswirkungen, der auch die poetische Verbindung zur Theologie ausdrücklich einschließt: „Es wird kein buch/ keine hochzeit/ kein begräbnuß ohn vns gemacht; vnd gleichsam als niemand köndte alleine sterben/ gehen vnser gedichte zuegleich mit jhnen vnter“ (II/1, 349). Die hier formulierte Sorge bezog sich auf den Umstand, dass der Sog der weltlichen Gelegenheiten und der aus ihnen entspringenden Verpflichtungen dem Poeten zwar Anlässe, aber „weder die rechte zeit noch gelegenheit“ (ebd.) zum Dichten gewährt. Für Opitz stand hier nicht weniger auf Spiel, als die Austreibung jenes poetischen Geistes, „welchen Ovidius vnnd andere vom Himmel her zue kommen vermeinen“ (ebd.). Genau an diesem Punkt trennte sich die bildungselitär geschützte poetische Hochkultur von den poetischen Symbioseformen der gesellschaftlichen Praxen. Der inspirierte Poet sonderte sich von der lästige Masse der Halb- und Uninspirierten ab, die das angestrebte kulturelle Kapital der Poeten scheinbar leichtfertig in den Gelegenheitswüstungen der lokalgesellschaftlichen Praxen verspielten. Alle Formen der Gelegenheitsdichtung waren deshalb aus Opitz' Sicht einem qualitativen Kontrollsystem zu unterwerfen: sie sollten zwar „ohne arbeit von der hand weg gemacht“, aber nicht ohne Inspiration, d.h. nicht ohne die „anregung vnnd hitze“ des poetischen Geistes (II/1, 368) ausgeführt werden. In diesem Sinne hat Opitz zwar den Weg der Poesie in die lokalen Praxen, d.h. in die „Sylven oder Wälder“ (II/1, 368) gewiesen, ihn zugleich aber mit hohen intellektuellen Standards einer Prädestination zum Dichterberuf umstellt.

Opitz hat durchaus hellsichtig die Zeichen seiner Zeit erkannt. Durch seine theoretisch unterfütterten Konvergenzbewegungen versuchte er der Poesie als kulturpolitischer Erneuerungskraft verstärkten Eingang in die realgesellschaftlichen Zusammenhänge zu sichern. Tatsächlich sinterten poetische Praxen im 17. Jahrhundert verstärkt in die lokalgesellschaftlichen Formationen ein – allerdings auf andere Weise als Opitz dies beabsichtigt hatte. Der Weg der Poesie in die Gesellschaft führte sie gerade nicht zu einer autarken und selbstbewussten Stellung als autonomer Spracharbeiterin. Sie trat vielmehr den – aus elitärer Sicht würdelosen – Weg in die gesellschaftlichen Kontexte an. Poesie avancierte – und die poetischen Praxen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beweisen es – zum tragenden Teil des umfassenden Gelegenheitsmanagements einer zunehmend säkularisierten Gesellschaft. Sie wurde dienstleistungstauglich und konnte nur deshalb auch zum modischen Gebrauchsartikel der städtischen Bildungs- und Funktionseliten werden. Ihre gesellschaftliche Durchsetzung und Akzeptanz innerhalb der

jeweiligen Bildungs- und Funktionseliten war nur deshalb möglich, weil sie als elitäres kulturelles Äußerungsmittel in den gesellschaftlichen Praxen entgrenzt, in zunehmendem Maße profanisiert und für lokalgesellschaftliche Zwecke modifiziert wurde. Es ist leicht zu sehen, dass das Opitzsche Programm einer nationalen Renovierung durch nationalsprachliche Erneuerung – entworfen als elitenfixiertes ideales Bildungsprogramm von weitreichender Bedeutung – in retardierenden lokalgesellschaftlichen Zusammenhängen keine Relevanz beanspruchen konnte. Opitz' vaterländisches, an einer einheitgebenden Sprache ausgerichtetes und humanistisch fundiertes Ethos, dessen höchste Leistungsfähigkeit sich im Entwurf eines nationalen epischen Heldengedichtes beweisen sollte, war mit den nach innen gerichteten, urbanitäts- und gemeinwohlverpflichteten Perspektiven der Bildungs- und Funktionseliten Magdeburgs schlichtweg nicht kompatibel. Die literarischen Akteure Magdeburgs verfolgten mit ihren Aktivitäten – analog zum politischen Kurs des städtischen Gemeinwesens – nicht die von Opitz angestrebte gesellschaftliche Öffnung, sondern die urbane Inklusion und schlugen damit einen grundsätzlich anderen Wege der Realisierung von literarischen Fiktionspotentialen ein.

3.4.3.2 „O selig! Wer nur erst in seiner Kammer lieget ...“ Epicedienproduktion im Spannungsfeld von Eigendynamik und Kontextbindung

Die Differenz zwischen poetologisch reflektierter und lokalgesellschaftlich angewandter Poesie zeigt indessen nicht mehr, aber auch nicht weniger als eine produktive Grenze an, die im Blick auf die strukturelle Analyse des lokalen literarischen Feldes in Magdeburg näher bestimmt werden soll. Es wird im Folgenden insbesondere auf die kulturellen Akkumulationsbewegungen lokaler Provenienz zu achten sein, die zu Modifikationen der poetologischen Vorgaben in den lokalgesellschaftlichen Praxen geführt haben. Dabei wird von der Tatsache ausgegangen, dass die Abfassung von Epicedien oder Epitaphien⁴⁶⁹ als grundständige poetische Leistung anzusehen ist, so deshalb, weil sie die gesellschaftlich unangefochtene und legitime Basis für die Etablierung einer tragfähigen literarischen Kultur in Magdeburg zur Verfügung gestellt und dauerhaft aufrecht erhalten hat.

In der Tat avancierte die Produktion von Casualcarmina in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert nicht allein zu einer modischen Erscheinung, sondern zu einem festen Bestandteil der Überbietungslogik weltlicher Befindlichkeiten. Auch der Druck von Epicediensammlungen wurde in Magdeburg parallel zur Drucklegung von Leichenpredigten um 1640 wieder aufgenommen. Ab 1670 läßt sich eine deutliche lokale Konjunktur verzeichnen, die erst um 1690 wieder abflaute, um Anfang des 18. Jahrhunderts zu erneuter Blüte zu gelangen. Für den Untersuchungszeitraum lassen sich – auch über sekundäre Überlieferungen⁴⁷⁰ – mehrere Hundert auf Magdeburg bezogene Epicediensammlungen und Einzeldrucke ausmachen, wobei die Sammlungen größtenteils zwischen fünf und fünfzehn Beiträge enthielten. Seitens der religiösen Praxis gab es klare Funktionszuweisungen an die Epicedienproduzenten, die eine zielorientierte Lenkung der poetischen Fiktionspotentiale beabsichtigte. Analog zu den Leichenpredigten sollte auch in den trauerfallbegleitenden Epicedien eine sprachliche Überformung eines Sterbefalles im Sinne der lokalen kulturellen Sinngewohnheiten erfolgen. Die Poesie war hier funktional in das theologische Weltdeutungsgeschäft integriert und hatte eine disziplinierte Vermittlungsarbeit zu leisten, die im Ganzen auf die Integration des Einzelfalles in den religiösen „Circul eines Christlichen Lebens“ (Hekenberg) abgestimmt blieb. Als Teil der religiösen Verwindungspraxis menschlicher Sterblichkeit blieben Epicedien auf das Funktionsschema der protestantischen Leichenpredigten abgestimmt. Deshalb galt allgemein: „In den Leichgedichten oder Epicediis, ist hauptsächlich dreyerlei zu beobachten/

⁴⁶⁹ Bei Scaliger diente Epitaphium noch als Gattungsbegriff, ab etwa 1600 bürgerte sich die Bezeichnung Epicedium als Oberbegriff ein.

⁴⁷⁰ Vgl. Katalog der fürstlich Stolberg-Stolberg'schen Leichenpredigt-Sammlung (5 Teilbände), Leipzig 1927-1935.

des verstorbenen Lob / die Klage / und der Trost für die Hinterbliebenen.⁴⁷¹ Das dreiteilige Schema von Lob, Klage und Trost war auch hier weltlich orientiert und wirkungsästhetisch auf die Hinterbliebenen abgestimmt. In der Regel fügten sich die Magdeburger Epicedien durchgängig der theologischen Zielsetzungen, die sich inhaltlich in einer transzendierenden Absicht (Aufhebung des Zufälligen, Aufschau des Notwendigen, kollektive Integration des Einzelnen) niederschlugen. Die Gliederung der inhaltliche Epicedien fusste dabei auf dem älteren mehrteiligen Schema der humanistischen Tradition, die wiederum auf antike Vorbilder (Menander) zurückgreifen konnte.⁴⁷²

Zwar galt auch im Blick auf die Epicedien-Produktion: „Ein Poet ersinnet also durch sein scharffes Nachsinnen was sonderbahres oder artiges/ dass sich auf die Person oder Sache/ wovon man redet/ sehr wohl schicket. Das ersonnene an sich ist nun entweder ein bloßes Gedicht/ da die Haupt-Sache mit allen Umständen erfunden worden: oder die Haupt-Materie ist wahr.“⁴⁷³ Gleichwohl waren der freien Invention und Disposition des Stoffes engere Grenzen gesetzt – zum einen durch die konkrete Anlassbindung und den pietätfordernden Kontext, zum anderen aber auch durch den inhaltlichen Schematismus und die im Rahmen der Religion vorgeschriebenen Problemlösungen. Im Ganzen näherte sich die poetische Arbeitsweise nach dem Schema Lob, Klage und Trost jener der Leichenpredigten an, die ebenfalls vom Kasus ausgingen und an einem Leitthema bis zur Erbauung und Tröstung der Gemeinde fortschritten. Opitz hatte zwar betont, dass insbesondere den Poeten in ihrer Tätigkeit „mehr freyheit als den Oratoren eingeräumt ist“ (II/1, 381). Gerade im Blick auf die Abfassung von Epicedien traf dies nur in eingeschränktem Sinne zu. Die weitaus meisten der produzierten Epicedien entfalteten ihre inventorische Bandbreite lediglich im engeren Umkreis der Person, während Klage (*luctus/lamentatio*) und Trost (*consolatio*) in der Regel normierten Lösungen unterlagen und solchen auch zugeführt wurden. In der Thematisierung der Person des Verstorbenen eröffnete sich den Autoren dagegen ein breiteres Feld vornehmlich sprachspielerischer Möglichkeiten, die sich vielerorts in Paronomasien und Aitiologien, Anagrammen, Akrosticha und diversen anderen *carmina figurata* manifestierte. Vielfach zeigen diese Zugriffe lediglich eine formale Raffinesse der überraschenden Variation durch metaphorische Sinnverschiebung. Ausgreifende inhaltliche Reflexionen, die eigene Positionen des Autors anzeigen, das vorgezeichnete Schema variieren, inhaltliche Überraschungen bieten und eine herausragende artifizielle Qualität erreichen, sind dagegen eher selten. In der Masse überwog eine Reproduktion von verfügbaren poetischen Topoi, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten und als gängige Muster immer wieder angezogen wurden. Als Beispiel sei hier stellvertretend für viele andere ein Auszug aus einem Gedicht von Sigismund Schmidt auf den Tod des Magdeburger Pastors Peter Hecht vorgestellt, der einen ganzen Katalog solcher Topoi enthält:

„Wol dem und mehr als wol/ der die betrübten Stunden/
 Der schnöden Eitelkeit mit Sieg hat überwunden/
 So dass jhm bald darauff die beygelegte Kron/
 Der Siegesfürste giebt im hohen Himmels Thron.
 Denn was ist doch der Mensch? In seinem besten Leben
 Ist er mit Angst/ gefahr und Todes Furcht umgeben:
 Er ist in schönster Blüt wie das verwelckte Graß/
 Ein Strom der bald verfleust/ unnd ein zerbrechlich Glaß.
 Ein Schatten der nicht bleibt ein Dampf der bald verschwindet/
 Ein Schiff dass schnelle entleufft/ dass man die Spur nicht findet:

⁴⁷¹ Sigmund von BIRKEN, *Teutsche Rede- bind- und Dichtkunst*, Nürnberg 1679, S. 226.

⁴⁷² Zur historischen Genese der Textsorte und zur Rezeption antiker rhetorischer Stilelemente vgl. KRUMMACHER, *Das barocke Epicedium* (1974), S. 95ff.

⁴⁷³ [Christian Friedrich HUNOLD], *Menantes Academische Neben-Stunden*, Halle/Saale 1713, S. 52.

Kein Tag bricht je herein/ kein Blick der kömt herbey/
 Da jemand für dem Tod frey und gesichert sey.
 Wie Elend aber nun die schnöden Eitelkeiten/
 So schön und herzlich seyn die Himmels frohen Zeiten/
 Da man in Freyheit ist ohn alle Dienstbarkeit ...
 [...]
 Ja/ ja die Kranckheit wechst/ gleich wie sich weit außbreiten
 Die Wasser auffgeschöllt: So nimt sie ein die Seiten/
 Das Hertz/ die Lung und Brust/ und was noch mehr/ der Todt/
 Bind Euch mit seinem Strick und wirfft Euch in den Koth.“ [...] ⁴⁷⁴

Im Anhalt an die Person des Verstorbenen nutzten die Autoren häufig den schmalen thematischen Korridor des Lobes, um auch stilisiert Eigenpersönliches in die Epicedien zu integrieren. Schon Kindermann hatte den Verfassern von Epicedien dies grundsätzlich als inventorisches Mittel angeraten: „Drittens ruffen wir die Tichter auf/ zu beklagen den Todt des Verstorbenen/ und führen unsere eigene Person zugleich auch an/ dass wir denselben billig betrauen müssen. Daher wir etliche traurige Gebehrden anzeigen/ und zuerkennen geben/ wie schmerzlich Uns die Post dieses Todes sey vorkommen.“⁴⁷⁵ Auch die schriftliche Erinnerung von „Special-Gnaden ...“, die uns der Verstorbene bey seinem Leben erwiesen“,⁴⁷⁶ diente ausdrücklich der Authentizität der Anteilnahme, die hier meist allein durch bewusste Subjektivierung erzielt werden konnte. So dichtete der Quedlinburger Schullektor Samuel Schmid ein Epicedium auf den Tod des Magdeburger Pfarrers Andreas Fabricius, nicht ohne seinen eigenen und den Namen des Verstorbenen als emotionales Bindeglied spielerisch miteinander zu verknüpfen:

„O ächzen voller Brieff! Den ich ietzund gelesen
 Gesandt von Magdeburg/ ach! was für Jammer-Wesen
 Thut er mir leyder kund/ in dem ich hören muß/
 Wie mein Selbst ander Jch/ mein Freund Fabricius
 Die Welt verlassen hat. Jch kanns unmöglich sagen
 [...]
 Wenn ich betrachte recht der treuen Freundschaft Band/
 So nun getrennet ist durch grimme Todes-Hand/
 (Doch durch des höchsten Rath.) Sind nun wohl grössre Schmertzen.
 Als wenn des Todes Macht trennt so verknüpfte Hertzen/
 Wie der Lateinsche Schmid sich mit dem Teutschen hat
 Verknüpfet fest und hart durch edle Tugend-That.
 Wir lebten iederzeit beständig in Vergnügen
 Und kundt' auch in die fern ein Brieff zusammen fügen
 Der treuen Hertzen-Sinn/ dein Hertz hat oft gemacht/
 Dass ich mein Hertzeleid großhertzig nur verlacht.
 Jch labte mich an dir und deinen treuen Sinnen/
 Nun muß mir solche Lust und Labsahl gantz zerrinnen ... [H4r]
 [...]
 Du bist wohl zeitlich ietzt durch diesen Riß getrennet

⁴⁷⁴ [Sammelwerk], *Epicedia Piis Manibus Viri, Multum Reverendi, Clarissimi, atq; Doctissimi DN. M. Petri Hechtii* ..., Magdeburg [1662], Bl. C4v/D1r.

⁴⁷⁵ Balthasar KINDERMANN, *Der Deutsche Poët*, Wittenberg 1664, S. 462f.

⁴⁷⁶ Ebd., S. 463.

Von mir/ doch wie du mich den teutschen Schmid genennet
 So soll die teutsche Treu des Schmiden iederzeit
 Dein Hertz und deine Treu zu rühmen sein bereit.⁴⁷⁷

Die poetologischen Maßgaben blieben bei solchen poetischen Arbeiten formal zwar intakt, wurden aber schnell durch die lokalen poetischen Praxen konterkariert und ausgehöhlt.⁴⁷⁸ Insbesondere die Häufung ähnlicher Fälle in der lokalen Praxis und der permanente Termindruck bei der Produktion setzten schnell poetische Routinen in Gang und stifteten einen zunehmenden Bedarf an poetischen Hilfsmitteln zur effektiven Bewältigung der situativen Erfordernisse. Die Poetiken reagierten auf den Bedarf mit tiefgreifenden Veränderungen und boten ab den 1660er Jahren neben der theoretischen Musterung des poetischen Feldes in zunehmendem Maße auch Musterbeispiele für die poetische Praxis. Poetiken gingen dazu über, nicht nur die poetologischen Grundlagen der Arbeit an und mit der deutschen „HauptSprache“ zu sichern, sondern dem Rezipienten auf ganz unterschiedliche Weise die Ordnungen des poetisch Wissbaren anzutragen. Philipp von Zesens mehrfach aufgelegter und bis 1668 umfangreich erweiterter *Deütscher Helicon*⁴⁷⁹ stellte dem Rezipienten eine konzise Übersicht aller verfügbaren deutschen Versarten für die praktische Adaptionenarbeit zur Verfügung. Georg Neumarks *Poetische Tafeln* gaben dem Leser im vollen Ornat der „Gelehrt- und Wohlbelesenheit“⁴⁸⁰ nicht weniger als einen systematischen Aufriss des verfügbaren poetischen Wissens der Zeit und lancierten zugleich in einem erläuternden Apparat eine zugehörige Anthologie der praktikablen lyrischen Formen. Balthasar Kindermanns *Der Deutsche Poët* stellte dagegen die gelehrte Darstellung zugunsten einer weitgehenden Anpassung an die Bedürfnisse der poetischen Klientel zurück. Nicht die Übersicht über das gesamte Gebiet der Poesie und der poetischen Mittel stand bei Kindermann im Vordergrund, sondern eine Konzentration auf die Produktion von Kasualcarmina. Der Autor offerierte denn seinen Lesern nach einem thematischen Überblick auch eine Vielzahl von Arbeitsanweisungen, „welcher gestalt ein zierliches Gedicht/ auf allerley Begebenheit/ auf Hochzeiten/ Kindtauffen/ Gebuhrts- und Nahmens-Tagen/ Begräbnisse/ Empfah- und Glückwünschungen ... in gar kurtzer Zeit kan wol erfunden und ausgeputzet werden“.⁴⁸¹ Seine Besprechungen von stofflichen Dispositionen boten meist mehrere Varianten für diverse Personengruppen an und wurden von Kindermann zudem mit einer Fülle von angegliederten Exempla versehen,⁴⁸² die vom Poeten vor Ort als brauchbare Werkzeuge für die Erfüllung poetischer Dienstaufträge genutzt werden konnten. Es ist davon auszugehen, dass diese Arbeiten auch in Magdeburg in Gebrauch waren und in der Stadt kursierten.⁴⁸³ Zudem vertrieben auch Magdeburger Drucker und Verleger – analog zur Bandbreite der zeitgenössischen Produktion von theologischen Hilfsmitteln – stilistische,⁴⁸⁴ rhetorische⁴⁸⁵ und poetische Handreichungen,⁴⁸⁶ die mit Sicherheit Eingang in die lokale

⁴⁷⁷ [Sammelwerk], *Immerwehrende Gedächtniß-Seule/ Dem weyland Wohl-Ehrwürdigen/ Großachtbaren und Hochgelahrten Herrn M. Andreae Fabricio, ...*, Magdeburg [1685], Bl. H3v/H4r.

⁴⁷⁸ Vgl. dazu auch Kap. 3.4.3.3.

⁴⁷⁹ Philipp von ZESSEN, *Deütscher Helicon/ oder Kurtze verfassung aller Arten der Deutschen jetzt übliche Verse/ wie dieselben ohne Fehler recht zierlich zu schreiben ...* (2 Bände), Wittenberg 1640-1641, ³1649, ⁴1668.

⁴⁸⁰ Georg NEUMARK/[Martin KEMPE], *Poetische Tafeln*, Jena 1667, Bl. d4r (Vorrede).

⁴⁸¹ Balthasar KINDERMANN, *Der Deutsche Poët*, Wittenberg 1664, Titelblatt.

⁴⁸² Ebd., S. 457-515.

⁴⁸³ Vgl. unten Kap. 3.4.3.4.

⁴⁸⁴ Alhard MÖLLER, *Viridarium Epistolicum, Das ist: Ein Lust-Garte/ Vieler/ mit anmuhtiger Wort-Zierligkeit/ und edlen Red-Arten/jetzt beliebtem Styli nach/ eingekleidten Send-Schreiben. Zusamt schönen/ bey hochzeitlichen Freuden-Festen/ KindTauffen und Beerdigung hoher Stands-Personen/gebräuchlichen Abdankungen/ Leichen-Reden/ und Antworten deroselben*, Magdeburg, Helmstedt 1655, ⁴1660.

⁴⁸⁵ Valentin THILO: *Valentini Thilonis pathologia oratoria seu affectuum movendorum ratio succinctis praeceptis proposita, classicis exemplis illustrata, accuratis ideis expressa*, Magdeburg, Halle/Saale 1665.

⁴⁸⁶ Alhard MÖLLER, *Tyrocinium Poeseos Teutonicae, Das ist: Eine kunst- und grund-richtige Einleitung Zur Deutschen Verß- und Reimkunst/ Allen dieser wunder- edlen lieb- und lustbahren Wissenschaft begierigen/ besonders der studirenden Jugend zum dienst und auffnehmen abgefasset*, Magdeburg, Helmstedt 1656; Georg STRUBE, *Musophilica Votiva, Supplex, Grata Et Memorabilis/ (Continuata Prima.) Gratulatoria, Epithalamia, Supplicatoria. ... seu Gratiarum actiones, & res varias, observatu non indignas, sed posteritati Havelmontanae, si modo aliqua speranda forsit an utiles & scitunecessarias. Glückwünschende/ Weh und Demütige/ Danck- und Denckwürdige fortgestellte*

Praxis gefunden haben dürften. Aufgrund der Borge- und Zitationspraxis der Autoren des 17. Jahrhunderts, die auktorielle Eigentumsrechte kaum berücksichtigten, lassen sich angemessene Aussagen über originäre poetische Inventionen in den Magdeburger Epicediensammlungen ohne tiefgreifende Untersuchungen kaum treffen.

Die inhaltlichen Anleihen dürften indessen genauso vielfältig ausgefallen sein, wie die stilistischen Adaptionen. Gegenüber den inventorischen und dispositorischen Beschränkungen fand gerade die anspruchsvolle sprachliche Darstellung besondere Aufmerksamkeit bei den Autoren. Eine Übersicht von etwa fünfzig in Magdeburg publizierten Epicediensammlungen erbrachte den Befund, dass die lateinische und deutsche Sprache etwa gleich häufig Verwendung fanden – ein Hinweis darauf, dass die Potentiale humanistischer Gelehrsamkeit in den lokalen Praxen eine bedeutende Rolle spielten. Der Gelegenheitsdichtung kam die grundsätzliche Aufgabe zu, durch Kunstfertigkeit ein angemessenes sprachliches Dekor für die behandelte Person bereitzustellen – ein Dekor, das der Herkunft, dem gesellschaftlichen Status und dem Rang der Person nicht nur entsprechen, sondern mit sprachlichen Steigerungs- und Überformungsmitteln eine finale Würde verleihen sollte. Das realienüberformende Potential der Poesie war in diesem Sinne als kulturtransferierende Kraft innerhalb des lokalgesellschaftlichen Sinngebungsmarktes eine feste Größe. Epicedien boten einen Entfaltungsraum für kunstvolle Entwürfe, die für eine Vielzahl von ähnlichen, ja austauschbar ähnlichen Gelegenheiten maßgeschneiderte Sprachvehikel für die Herstellung einer repräsentativen Öffentlichkeit bereitstellten.

In deutschsprachigen Trauergedichten lokaler Provenienz erfreute sich in der Nachfolge von Opitz – wie die beiden obigen Beispiele zeigen – der Alexandriner, aber auch andere jambische Versformen besonderer Beliebtheit. Ein Durchbruch zur Verwendung daktylischen Metren, der sich seit Philipp von Zesens Publikation seines *Deutschen Helikon* (Wittenberg 1640) vollzog,⁴⁸⁷ oder gar eine Verwendung gemischter Versarten läßt sich erst ab 1670 und dann auch nur in wenigen Fällen beobachten. Nationalsprachliche Neuerungen und Erweiterungen des sprachlichen Repertoires gewannen nur langsam ein eigenes lokalpoetisches Terrain. Die zögerlichen Adaptionen – vermutlich durch gezielte Rückgriffe auf poetologische Musterbücher – zeugen von wenig eigenem Vertrauen in die Möglichkeiten deutschsprachlicher Poesie. Im Ganzen läßt sich eine christlich-ethische Reservierung des lokalen literarischen Feldes gegen innovative Sprachformen ausmachen. In lateinischen Epicedien überwog die Verwendung des elegischen Distichons, des klassischen Versmaßes der Elegie und des Epigramms.⁴⁸⁸ Eine Autopsie von Epicediensammlungen fördert indessen innerhalb des gebräuchlichen Versformrepertoires keine ernsthafte Einschränkung der Autoren auf gattungstechnische Maßgaben, sondern Rückgriffe auf eine große Vielfalt von Gedichtformen bis hin zur Verwendung madrigalischer Verse zutage. Diese Vielfalt fand auch eine programmatische Anwendung innerhalb der einzelnen Sammlungen, die im Ganzen oft außerordentlich abwechslungsreich waren und in diesem Sinne auch für die Rezipienten anthologisch interessant sein mussten. Überhaupt lassen sich in den gedruckten Epicediensammlungen zahlreiche Konzessionen an den Leser auffinden. Lateinische Gedichte wurden oft in lose anlehnender, zuweilen aber auch freierer und inhaltlich erweiterter Form deutsch paraphrasiert. Die kunstvolle Ausstattung der Leichencarminadrucke, die durch den Vortrag allein für den Hörer nicht realisierbar waren (Figurationen, Emblemata, Ana- und Chronogramme sowie kunstvolle Unterzeichnungen), legt über den anlassbezogenen Zweck hinaus auch eine auktorielle Konzeption auf die kalkulierte Lektüre hin nahe, die auch in räumlicher und zeitlicher Unabhängigkeit vom anlassgebenden Ereignis Wirkung erzielen konnte.

Musen-Liebe/ In sich haltend Vielerhand Glückwünschungs-Hochzeits-Bitt-Danck- und Denck-Gedichte/ wie auch mancherley merckwürdige Sachen ..., Magdeburg 1689.

⁴⁸⁷ Vgl. MACHÉ, *Zesens Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Poetik* (1972), S. 199ff.

⁴⁸⁸ Vgl. dazu die Beobachtungen bei RÄDLE, *Lateinische Trauergedichte* (2004), S. 240f.

Auch Epicediensammlungen und Einzeldrucke kursierten innerhalb eines sekundären Marktes, der nicht durch Angebot und Nachfrage reguliert wurde. Ausschlaggebend für den Druck von *Casualcarmina* dürfte auch hier die jeweiligen Adressaten, also die Angehörigen des Verstorbenen gewesen sein. Zwar darf als sicher angenommen werden, dass einzelne Epicedien auf Veranlassung ihrer Autoren gedruckt und der größere Teil der Auflage dann zur weiteren Verfügung an den Adressaten überstellt wurde. Als gesichert kann auch angesehen werden, dass diverse kondolierende Personengruppen nach Absprache in ähnlicher Weise konzentriert verfahren. Aufgrund des allgemeinen Termindrucks der Autoren während der anlassgebundenen Produktion von Epicedien und aufgrund von regelmäßig auftretenden Engpässen in der Druckkapazität der Druckereien ist jedoch davon auszugehen, dass nur ein geringerer Teil der Produktion auch vor der Bestattung des Verstorbenen gedruckt vorlag – etwa Liedtexte oder Kompositionen, die Bestandteile des Bestattungsritus oder der Leichenfeier vorgesehen waren. Die Autopsie von Magdeburger Druckkonvoluten zeigt vielmehr, dass Leichenpredigten, Lebensläufe, Parentationen und Epicedien des öfteren nicht nur zusammengefasst, sondern auch – die fortlaufende Bogenform und die abgestimmte Größe und Gestaltung der Konvolutteile legen dies nahe – zusammen gedruckt wurden, so dass hier der Adressat auch als bezahlender Auftraggeber der Drucklegung angesehen werden kann. Dafür spricht auch die mehr oder weniger aufwendige Ausstattung der Drucke mit Holzschnitten, Emblemata, Vignetten, Zierleisten und arbeitsintensiveren Figurationen des Textes, deren Anwendung nur auf ein adressatenseitigen Investitionsbedürfnis zurückzuführen ist. Nach 1680 setzte sich auch bei in Magdeburg gedruckten Epicediensammlungen in zunehmendem Maße das größere Folioformat durch.

Parallel zur Leichenpredigtpraxis ist davon auszugehen, dass die Adressaten vorrangig auch die Weitergabe der gedruckten Epicedien an Verwandte, Freunde, Bekannte und andere Interessenten besorgten.⁴⁸⁹ Der distributive Einsatz von Epicediensammlungen verweist indessen auch hier auf eine willentliche kulturelle Übersetzungsleistung, mit der die Flüchtigkeit der lokalen Erinnerungskultur und ihrer rituellen Praxen überwunden und extensiv erweitert werden sollte. Die Produktion, Distribution und Rezeption von *Casualcarmina* war im Ganzen auf die Stiftung eines schriftgestützten Memorials wie auf den Erhalt eines solchen Memorials in einem Archiv ausgelegt. Schrift wurde hier zum einen als Verewigungsmedium genutzt, mit dessen Hilfe die gesellschaftliche Bedeutung des Verstorbenen unter dem sinnbewahrenden Baldachin der Religion aufgezeichnet und als dauerhaft gespeicherte Information tradiert werden konnte. Epicedien fungierten in diesem Sinne zeitnah als dienstleistende Dokumente, mit denen gezielt sinnstiftende Bedeutungszusammenhänge in den Horizont der repräsentativen Öffentlichkeit übertragen und auf diese Weise im Blick auf den Verstorbenen auch eine finale Akkumulation von kulturellen Kapitalien angeregt werden konnten. Zum anderen fungierten gedruckte Epicedien auch als Teil einer zeitnahen Erinnerungskultur, genauer: als archivalische Gedächtnisstützen, mit deren Hilfe die Sachverhalte der Vergangenheit im Lebensvollzug erneut vergegenwärtigt werden konnten.⁴⁹⁰

Für den Untersuchungszusammenhang sind jedoch auch zwei gegenläufige, mit dem Druck von *Casualcarmina* verbundene Tendenzen beachtenswert. Die Trauergedichte waren zwar im Allgemeinen durch eine religiös inspirierte Erlösungsethik abgedeckt, verfolgten im Kern jedoch durchaus weltliche Zwecke einer individuellen Würdigung und kulturellen Replatzierung des Verstorbenen innerhalb der aktuellen gesellschaftlichen Zusammenhänge. Die originelle Ausgestaltung der individuell konnotierten Gelegenheit entwickelte sich jedoch zu einem breitenkompatiblen sozialen Bedürfnis, das im Rückgriff auf die gleichen Mittel im Umkehrschluss zu einer weitgehenden Homogenität der Gelegenheitsbewäl-

⁴⁸⁹ Zur Verteilungspraxis vgl. SEGEBRECHT, *Gelegenheitsgedicht* (1977), S. 191f.

⁴⁹⁰ Zum funktionalen Bezug von Schrift als Verewigungsmedium und Gedächtnisstütze vgl. A. ASSMANN, *Erinnerungsräume* (1999), S. 181ff.

tigung und kulturell werthaften Gelegenheitsbegleitung führte. Diese Homogenität erzeugte innerhalb bestehender lokalgesellschaftlicher Formationen durch Standardisierung kultureller Praxen auf der einen Seite einen erhöhten Anpassungsdruck, zum anderen auch ein verstärktes Bedürfnis der bereits Angepassten nach einer individuellen Abhebungspraxis. Im Ganzen gewähren Epicediensammlungen einen Einblick in jene dynamischen Prozesse, die im Inneren lokalgesellschaftlicher Formationen in Gang gesetzt und durch die fortlaufende, durch kollektive Bedürfnisse angetriebene Akkumulation symbolischer Kapitalien in Gang gehalten wurden.

3.4.3.3 Netzerkbildungen als kulturelle Praktik

Stärker noch als Leichenpredigten waren gedruckte Epicediensammlungen funktional auf die Erzielung von Effekten innerhalb einer repräsentativen Öffentlichkeit hin abgestellt. Sie bilden deshalb auch historische Sichtfenster, in denen die epicedialen Botschaften nicht nur das Abbild der verstorbenen Personen skizzieren, sondern zugleich auch die Botschafter selbst erscheinen lassen – als Umkreis von aktiven Kulturproduzenten, mit denen die Verstorbenen auf unterschiedliche Weise verbunden waren und die jenen vielgliedrigen sozialen Hintergrund repräsentieren, aus dem die Verstorbenen ihre soziale Energie und ihr symbolisches Kapital bezogen. Epicediensammlungen sind deshalb – genau betrachtet – lokalgesellschaftliche Organisationsformen einer nichtinstitutionalisierten „christlichen Condolenz“, die den Blick auf die Funktionsweise sozialer Netzwerke freigeben. Die poetische Kultur avancierte auf lokaler Ebene zum medialen Träger oder repräsentativen Ausdrucksmittel solcher flexiblen Netzwerke. Oder anders gesagt: poetische Kultur wurde in Magdeburg zwischen 1631 und 1690 vorrangig als soziale Netzerkproduktion praktiziert, bei der die individuelle Betätigung in der Gelehrtenkammer überall der erforderlichen Rückbindung an die lokalgesellschaftlichen Kontexte und die Foren der repräsentativen Öffentlichkeit entsprach.

Untersucht man nun jene flexiblen Netzerkbildungen näher, die sich im Horizont der lokalen Epicedienproduktion abzeichnen, so lässt sich zunächst festhalten, dass die zweckbundenen Aktivierungsprozeduren solcher Netzwerke zu den gewöhnlichen kulturellen Praktiken des 17. Jahrhunderts gehörten. Zweckgebundene Netzerkbildungen nahmen ihren Ausgangspunkt bei einem impulsgebenden Anlass, bei einer sozial konnotierten und öffentlichkeitsrelevanten Gelegenheit. Sie vermochte ein festgefügttes lokales Sozialgeflecht auf eine bestimmte Weise in Schwingungen zu versetzen und ein sozial gesteuertes Gelegenheitsmanagement auf den Plan zu rufen. Solches Funktionalisieren von Gelegenheiten war – wie gezeigt – eng mit den kulturellen Praktiken lokaler Institutionen verknüpft und bestimmte seine Reichweiten an den Maßgaben der sozialen Stabilisierung des urbanen Gemeinwesens. Funktional beschränkte sich dieses gesteuerte Gelegenheitsmanagement auf die Bereitstellung sanktionierter Fiktionspotentiale für die erforderlichen weltlichen Verwindungspraxen.

Im Blick auf den Netzerkfaktor lokaler Epicedienproduktionen lassen sich darauf hin generell zwei Gruppen von Beiträgern unterscheiden. Zunächst kommt hier jene Gruppe von Personen in Betracht, die in irgend einer Weise in direkter Beziehung zur impulsgebenden Gelegenheit standen. Anlässlich eines Trauerfalles umfasste sie die familiär Hinterbliebenen und Verwandten, die Kollegen, Freunde und Bekannten des Verstorbenen, aber auch ehemalige Schutzbefohlene und andere Personenkreise, die im weitesten Sinne mit dem Verstorbenen in sozialen Beziehungen standen. Je nach gesellschaftlichem Status und den gesellschaftlichen Verbindungen des Verstorbenen gehörten dieser Gruppe neben den zumeist ortsansässigen auch auswärtige Personen an. Sie alle waren als Mitglieder einer übergreifenden sozialen Solidargemeinschaft zu einem individuellen Kondolenzakt aufgerufen. Als Gruppe von epicedialen Beiträgern bildeten sie ein flexibles Netzwerk von Personen, eine raum- und

zeitüberbrückende virtuelle Trauergemeinde, die ihr bewegendes Epizentrum – und dies ist von größter Bedeutung – in der Person des Verstorbenen selbst hatte. Diese virtuelle Trauergemeinschaft ist zugleich als Empfängergemeinschaft von Leichenpredigten, Lebensläufen und Epicediensammlungen identifizierbar, die nur gelegentlichen Bestand hatte, diesen Bestand auf vielfältige Weise in Tat, Wort und Schrift bezeugte und sich danach wieder auflöste.

Dieser virtuellen Trauergesellschaft stand eine Gruppe von Personen gegenüber, die sich vornehmlich aus Vertretern der lokalen Bildungselite, d.h. aus der örtlichen Pfarrgeistlichkeit und Lehrerschaft zusammensetzte. Sie gliederten sich den flexiblen Netzwerken der virtuellen Trauergemeinschaften in der Regel von Amts wegen an. Als Seelsorger, als Leichenprediger, als Kantoren oder Schuldirektoren waren sie als professionelle Akteure direkt in die zeremoniellen Praxen der Bestattung und Leichenfeier eingebunden. Während Pfarrgeistliche durch ihre seelsorgerlichen Aufgaben unmittelbar in das soziale Gelegenheitsmanagement integriert waren, erbrachten insbesondere Kantoren und Schullehrer im Rahmen zeremonieller Praxen Dienstleistungen, die in der Regel über ihre Amtspflichten hinausgingen und deshalb zusätzlich entlohnt wurden. In welchem Maße und zu welchen Konditionen Kantoren und Schullehrer planmäßig als Produzenten kultureller Begleitprogramme für lokalgesellschaftliche Zeremonien beansprucht wurden, lässt sich aus den Magdeburger Stadtordnungen ersehen. „SchulCollegen und Schüler“ oder die „Cantorey“ sollten sich nach der Magdeburger Begräbnisordnung von 1654 bei Beginn eines Leichenzuges vom Haus des Verstorbenen zum Kirchhof „sofort vor der Thür einstellen/ und allda mehr nicht dann zweene Gesänge (es were dann einer Vornehmen und meritirten Personen-Leiche/ da drey Gesänge zugelassen sein) auch gestalten sachen nach / nurt ein Gesang singen.“⁴⁹¹ Insbesondere bei den „gestalten sachen“, etwa anspruchsvolleren chorischen Aufführungen, war in der Regel auch der städtische Kantor und die „Cantorey“ gefordert. Auf dem Kirchhof sollte „vor Einsetzung der Leiche nurt ein Gesang/ und bald nach dem Begräbnüß auch nurt ein Gesang/ darauff die gewöhnliche Collect und hernach beim Abtrit der letzte Gesang gesungen werden.“⁴⁹² Was die Vergütung für diese Leistungen anlangte, so wurde Folgendes festgelegt: „Die gebühr dem Rectori, soll sein I. Thaler. dem Conrectori 21. gr. dem Cantori 6. 9. 12. auffß höchste 18. gr. den übrigen Schul Collegen 3 gr. 6 gr. 9 gr. [...] alles nach unterscheid der Personen und eines jeden Standes und vermögens.“⁴⁹³ Dass diesbezüglich in Magdeburg bereits 1654 wieder strikte Einschränkungen erforderlich waren, mag als Indiz für eine tendenziell ausufernde kulturelle Praxis aufgefasst werden, deren Art und Umfang – als Bestandteil der weltlichen Überbietungslogik – vor allem von den Bedürfnissen und finanziellen Möglichkeiten der zahlenden Klientel bestimmt wurde. Lehrer und Kantoren stellten als Mitglieder der lokalen Bildungselite ihr kulturelles Kapital als disponibles Dienstleistungsangebot für lokalgesellschaftliche Zwecke zur freien Verfügung. Im Zentrum ihrer literarischen Bemühungen stand nicht der jeweils Verstorbene, sondern die Maßgaben der poetischen Praxis selbst, in der Bedarf und Vermögen, Nachfrage und Angebot in angemessene poetische Produkte zu vermitteln waren. Lokalgesellschaftlicher Bedarf brachte somit eine professionalisierte kulturelle Energie in Fluss, die den urbanen Verwindungspraxen fortlaufend neue Impulse verleihen konnte.

Was die Produktion von Trauergedichten anlangt, so spricht einiges dafür, dass auch deren Verfasser sich im Rahmen von anlassbezogenen Dienstleistungsvereinbarungen ans Werk gemacht und mit diesen Werken auch bescheidene Nebeneinkünfte erarbeitet haben. Durch gezielte Anforderungen poetischer Arbeiten seitens der Hinterbliebenen ließen sich Epicediensammlungen für den Druck zuweilen noch ein wenig ansehnlicher und umfangreicher gestalten. Die lokale Praxis zeigt denn auch, dass ein Großteil der Magdeburger Bildungseliten – die Pastoren und Prediger des Magdeburger Domes und der

⁴⁹¹ *Der Stadt Magdeburg erneuerte Ordnung ...*, Magdeburg 1654, Bl. E2r.

⁴⁹² Ebd., Bl. E2v.

⁴⁹³ Ebd., Bl. E3r.

Altstadtgemeinden, die Schulrektoren, die Lehrerschaft und die Kantoren – sich wiederholt und über längere Zeiträume hinweg als Verfasser von Epicedien betätigt haben. Bemerkenswert bleibt indessen, dass sich neben der gesuchten Formenvielfalt von Epicediensammlungen⁴⁹⁴ auch weitere Spuren auffinden lassen, die auf eine Choreographie des poetischen Engagements, d.h. auf wechselseitige Abstimmung und konzertierte Aktionen der literarischen Akteure hinweisen. Solche Dynamik in der Organisation der Epicedienherstellung weist allerdings über den Horizont der Fremdaktivierung hinaus und entbirgt entsprechende Selbstmobilisierungspotentiale der literarischen Akteure. Konzertierte poetische Aktionen der Magdeburger Bildungselite mit relativ breiter Beteiligung fanden z.B. immer dann statt, wenn geistliche Amtskollegen zu betrauern waren. Oftmals scheint die Initiative vom zuständigen Gemeindepfarrer ausgegangen zu sein, der nicht nur als Leichenprediger des Verstorbenen auftrat, sondern auch die Drucklegung der Epicediensammlungen besorgte.

Es wäre deshalb grundsätzlich falsch, die poetischen Tätigkeiten der lokalen Bildungselite in Magdeburg ausschließlich als professionalisierte Dienstleistungen oder routinierte Ornamentierungen zeremonieller Praxen aufzufassen. Als Verfasser von Epicedien gliederten sie sich vielmehr mit einem stilisierten, aber dennoch persönlich unterzeichneten Bekenntnis in die jeweilige virtuelle Trauergemeinde ein. Poesie wirkte hier über die amtlichen Verpflichtungen hinaus als Medium persönlicher Anteilnahme, die in den engen Grenzen der religiösen Verwindungsarbeit ausgefaltet wurde. Der Übergang zwischen Fremd- und Eigenmotivierung zur poetischen Arbeit war fließend und kontextabhängig. Die präfigurierte Amtssicht der Seelsorge musste nicht zwangsläufig in eine religiöse Routine münden, sondern eröffnete auch Freiräume für ein spontanes persönliches Engagement – insbesondere dann, wenn die literarischen Akteure eine spezielle Beziehung zum Verstorbenen – etwa als engagiertes Gemeindemitglied mit ähnlichen geistlichen und weltlichen Auffassungen – entwickelt hatten. Formen persönlicher Anteilnahme waren schon durch das enge soziale Netzwerk bedingt, das sich im innerstädtischen Gesellschaftsverkehr unvermeidlich ausbildete.

Folglich muss auch die Frage nach den grundlegenden Motivation für die poetischen Tätigkeiten der Vertreter der lokalen Bildungseliten differenziert beantwortet werden. Sicher boten inhaltliche Variationsfähigkeit und die Beherrschung diverser Stilmittel dem Autor auch Möglichkeiten, seine „christliche Condolenz“ reputativ zu gestalten und sich mit seinen Fähigkeiten, Fertigkeiten und Wissensformen im Horizont der repräsentativen Öffentlichkeit in Szene zu setzen. Kunstvolle Epicedien dienten in bestimmten gesellschaftlichen Konstellationen durchaus als Multiplikatoren des eigenen symbolischen Kapitals.⁴⁹⁵ Grundsätzlich schwankte jedoch die auktorielle Motivation zum Abfassen eines Epicediums zwischen gesellschaftlicher Verpflichtung und persönlicher Spontaneität. Dem Druck der öffentlichen Wahrnehmung und den Erwartungshaltungen der städtischen Interessengruppen, denen sich kaum jemand dauerhaft entzogen haben dürfte, war mit Sicherheit ein hoher Stellenwert im Motivationsgefüge der Autoren zuzumessen. Gesellschaftliche Vorschriften sozialen Handelns manifestierten sich deshalb auch in der Epicedienproduktion in verschiedenen Topoi der Pflichterfüllung. Hinter einem poetischen Handeln aus „Pflicht“ oder „Pflichtschuldigkeit“ konnte sich sowohl die ideal ausgelegte Amtspflicht, eine gegenüber den Hinterbliebenen eingegangenen Verpflichtung oder auch die eigene Motivation verbergen. Der auffällige Gestus des Verbergens, der in zahlreichen Epicedien anzutreffen ist, reagierte auf die sichtbare Absorption persönlicher künstlerischer Spontaneität in den lokalgesellschaftlichen Kontexten und deckte auf diese Weise auch vorhandene Spontaneitätspotentiale gegen ideologische Zu- und Übergriffe.

⁴⁹⁴ Vgl. das vorhergehende Kapitel.

⁴⁹⁵ Vgl. SEGEBRECHT, Gelegenheitsgedicht (1977) und in konziser Form SEGEBRECHT, *Zur Produktion und Distribution von Casualcarmina* (1974), S. 526f.

Genau deshalb muss die lokale Epicedienproduktion als Basiselement des urbanen literarischen Feldes und der Entfaltung der poetischen Kultur angesehen werden. Denn allein die Produktion von Epicedien führte eine uneingeschränkte gesellschaftliche Akzeptanz poetischer Betätigungen und Betätigungsfelder mit sich. Der gesamte Bereich der Epicedienproduktion war durch seine lokalen Kontextbindungen mit einem Schutzschild angeeigneter gesellschaftlicher Zweckmäßigkeiten ausgestattet, der gleichermaßen immunisierend gegen die ideologischen Einträge der lokalen Gesellschaft wie auch gegen die kunstrichterlichen Ansprüche freier poetologischen Maßgaben wirkte.⁴⁹⁶ Die Trauergedichtproduktion bildete deshalb im lokalen Zusammenhang nicht nur ein sicheres Rückzugsgebiet für jegliche Art poetischer Inspirationsleistung. Sie fungierte zugleich als virtueller Ort der gesellschaftlich sanktionierten Individuation, an dem die inventive Abweichung und Unterminierung der etablierten Diskurse möglich war. Als Epicedienproduzenten bewegten sich die literarischen Akteure in einer gesellschaftlichen Grauzone sprachlicher Handlungsspielräume, die inventorischen und ästhetischen Ausreizungen offenstand. In der Tat lassen sich im Übergang von der Fremd- zur Selbstmobilisierung der lokalen literarischen Akteure Momente persönlicher Kreativität fassen, die die lokalen Protagonisten schrittweise auch über ihre institutionellen Bindungen hinaus auf erweiterte poetische Betätigungsfelder führten.

3.4.3.4 Rückkopplungen: Feldebildung und Habitus

Vor dem Hintergrund der dynamischen Komponenten personeller Netzerkbildungen auf lokaler Ebene lassen sich jetzt auch erste Rückwirkungen der lokalpoetischen Praxis auf ihre ursprünglich determinierenden Kontexte rekonstruieren. In diesen Rückkopplungen manifestieren sich die Eigengesetzlichkeiten literarischer Feldebildungsprozesse vor Ort als selbständige, und d.h. institutionenunabhängige lokale Kulturtransferleistungen. Gerade die lokale Epicedienproduktion setzte – trotz und wegen der starken institutionellen und ideologischen Reglementierungsverfahren in diesem Bereich – eine eigene Energetik kultureller Austauschprozesse frei. Sie schlug sich zunächst in der zunehmenden Poetisierung oder Literarisierung der lokalen Bildungs- und Funktionseliten nieder, die auf die dauerhafte Einbindung der literarischen Akteure in netzwerkgesteuerte kollektive Sinnbildungsprozesse und Kulturpraktiken zurückzuführen ist. Das Zusammenwirken von professionalisierten Bildungseliten und spontanen Teilhabern an virtuellen Trauergemeinschaften innerhalb eines gemeinsamen literarisch-poetischen Feldes erweiterte die personellen Wirkungsbereiche der Kasualpoesie nachhaltig. Um einen festen, professionalisierten und gesellschaftlich reputierten Kern von literarischen Akteuren wurden tendenziell immer mehr Personen unmittelbar in den Produktions- und mittelbar auch in den Distributions- und Rezeptionsprozess von Kasualliteratur integriert. Dies wird besonders dort deutlich, wo Verwandte, Freunde, Studenten und Schüler als universitär und gymnasial ausgebildete Hinterbliebene selbst zur Feder griffen. In den Epicediensammlungen läßt sich darauf hin eine deutliche Hierarchisierung in der Präsentation der Gedichte nach dem gesellschaftlichen Rang der Beiträger wahrnehmen, die poetische Laienwortmeldungen in der Regel erst hinter den professionalisierten Beiträgern eingliederte.

Die tendenzielle Erweiterung des Produzentenkreises weist indessen nicht nur auf eine wachsende Akzeptanz anlassbezogener poetischer Betätigungen innerhalb der lokalen Bildungs- und Funktionseliten hin, die auch Laien dazu animierte, sich in zunehmendem Maße mit ihren Produkten in den Horizont der repräsentativen Öffentlichkeit einbringen. Sie läßt zugleich auch auf die mit der Popularisierung verbundene Profanisierung der poetischen Praxen, d.h. auf die ostentative Öffnung des professionalisierten und durch theoretische Maßgaben umstellten Feldes der „Poeterey“ für die Intentionen literarischer Laien aufmerksam werden. Solche Öffnung war indessen schon im Bereich der stadtgymna-

⁴⁹⁶ Zu diesem Sachverhalt vgl. Kapitel 3.4.3.4.

sialen Ausbildung durch den streng schulhumanistischen Umgang mit fiktionaler Literatur und durch die öffentliche Vortragspraxis vorgezeichnet. Als entscheidender Faktor der Öffnung ist jedoch die Formalisierung von Zugangsvoraussetzungen anzusehen. Für eine poetische Tätigkeit bei Gelegenheit war im eigentlichen Sinne keine ästhetische Qualifikation und auch keine Überprüfung der literarischen Akteure an den Maßgaben eines inspirativen Prädestinationsverfahrens erforderlich. Teilnahmebedingung war lediglich eine Form gelehrter Bildung, d.h. ein verfügbares Wissensreservoir, das als kulturelles Kapital über die gesellschaftlich sanktionierten Bildungsverfahren erworben wurde und zweckmäßig zum Einsatz gebracht werden konnte. Eine bestimmte praktische Fähigkeit schulmäßiger poetischer Artikulation konnte somit – in Übereinstimmung mit den poetologischen Anforderungen – als alleiniges Zugangskriterium zur Produktionssphäre fungieren. Die gelehrte Ausbildung markierte als Zugangsbedingung zum literarischen Feld zugleich eine signifikante Grenze, die auch als Hemmschwelle für profane poetische Ambitionen wirkte. Sie bewirkte, dass die Beteiligung von poetisch nicht qualifizierten Familienangehörigen an Epicediensammlungen meist auf Stellvertreter übertragen wurde, die auch als „Mietpoeten“ fungieren konnten.

Die Dynamik der lokalen Netzwerkbildungen war somit auf die am Produktionsprozess beteiligten Bildungs- und Funktionseliten beschränkt. Deren soziale und kulturelle Energien zirkulierten in einem inkludierenden und exkludierenden System mit begrenzter Reichweite. Dies wird besonders dann deutlich, wenn man die gedruckte Epicedienproduktion mit der Praxis von Leichenpredigtdrucken in Beziehung setzt. Auch dort traten die Magdeburger Funktions- und Bildungseliten als selbstbezügliche Initiatoren auf, während die städtischen Mittel- und Unterschichten an dieser literarischen Praxis nur äußerst geringen Anteil hatten. Auch die Produktion, Distribution und Rezeption von gedruckten Epicedien muss im Kern als eine avancierte literarische Praxis privilegierter Bevölkerungsschichten identifiziert werden, die mit ihr ein eigenständiges und elitäres Bedürfnis nach kultureller Entäußerung befriedigten. Gedruckte Epicediensammlungen sind deshalb im übertragenen Sinne Ausdruck eines gesellschaftlich abgeschlossenen Diskursraumes, der sich in den gesellschaftlichen Praxen zwar auf andere Bevölkerungsschichten erstrecken konnte, der aber für diese bildungstechnisch nichtprivilegierten Bevölkerungsschichten selbst nicht ohne weiteres zugänglich war. Die Angehörige der Bildungs- und Funktionseliten Magdeburgs blieben in Sachen schrifttextbezogener Kommunikation, also im Blick auf die Produktion, Distribution und Rezeption von Epicedien, unter sich. Die Ausbildung einer eigenen Kommunikationssphäre trug wesentlich zur Verselbständigung des lokalen literarischen Feldes bei. Die in diesem Zusammenhang aufweisbaren Netzwerkbildungen und die poetischen Profanisierungstendenzen innerhalb der urbanen Gelehrtenschicht haben deshalb mit einer Literarisierung größerer Bevölkerungsschichten nichts zu tun.⁴⁹⁷ Die Anteile der nichtprivilegierten Bevölkerungsschichten an der poetischen Kultur erstreckten sich, sofern sie überhaupt vorhanden waren, auf formale Repräsentationsinteressen, nicht auf die inhaltliche Auseinandersetzung mit den kurrenten poetischen Stoffen.⁴⁹⁸ Insofern läßt sich in Magdeburg bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts eine deutliche Teilung zwischen gelehrter Oberschicht und wohlhabenden Mittelschichten ausmachen. Letztere war in ihrem Bedarfsniveau offenbar nicht an einer Adaption von gedruckten Texten als möglichen neuen Repräsentationsformen zur Profilierung ihres sozialen Ranges interessiert und verharnte in den älteren, ökonomisch fixierten Überbietungslogiken der Kleidung, des Inventars und des Grundbesitzes. Ein mentaler Wandel innerhalb des Magdeburger Stadtbürgertums zugunsten intellektueller Akkulturationsformen – gedruckte Epicediensammlungen und Leichenpredigten wären hier Adaptionsgüter erster Wahl, weil die einen genuinen

⁴⁹⁷ Vgl. KORETZKI, *Kasualdrucke* (1977). Zur sozialen Bindung der Casualcarmina vgl. SEGEBRECHT, *Gelegenheitsgedicht* (1977), S. 68ff.

⁴⁹⁸ Vgl. KLEINSCHMIDT, *Stadt und Literatur in der Frühen Neuzeit* (1982), S. 102.

Bezug zu den gesellschaftlichen Aufführungspraxen beibehalten – ist im eigentlichen Sinne nicht zu erkennen.

Von den flexiblen und zeitlich begrenzten virtuellen Trauergemeinschaften hob sich der engere Kreis der städtischen *eruditi* in Magdeburg als eine relativ homogene, selbständig agierende Gruppe ab, die durch professionalisierte literarische Netzbildung die kulturelle Szenerie der Stadt dominierte. Neben den Pfarrgeistlichen und Lehrern gehörten auch literaturinteressierte Stadtbeamtete – etwa Juristen und Ratsmänner – zu dieser Gruppe, die sich als Epicedienproduzenten auch ohne amtlichen Berufung regelmäßig in die poetische Begleitung zeremonieller Praxen einbrachten. Im Gegensatz zu den anlassaktivierten Personen der virtuellen Trauergemeinschaften zeichnete sich diese Gruppe durch eine eigene Dynamik aus, die erst durch die gelegentlichen Vielfachbindungen der literarischen Akteure hervorgerufen wurde. Beide Gruppen agierten nicht nur in einem gemeinsamen sozialen Bezugsrahmen und bildeten durch konvergente poetische Betätigungen auch eine gemeinsame literarische Sphäre aus. Sie präsentierten sich auch in anlassbezogener Gemeinschaftlichkeit im Horizont der repräsentativen Öffentlichkeit und wurden dort auch als Gruppierung wahrgenommen. Sucht man indessen nach einer Antwort auf die Frage, was dieser Gruppe bei allen individuellen Unterschieden zu einer relativ großen Homogenität verhalf, was ihr gar eine verbindliche Einheit gab, so genügt der pauschale Hinweis auf ein gemeinsam erworbenes und beanspruchbares Bildungswissen nicht. Denn die gemeinsame Basis einer schulhumanistischen *eruditio* kann allenfalls als allgemeines und äußerliches Merkmal gelten, das eher der sozialen Abgrenzung als der eigenen positiven Identitätsfindung diene. Die Frage muss deshalb im Blick auf das inspirationsgebende Ethos beantwortet werden, das den poetisch-literarischen Akteuren in Magdeburg eigen war.

Um nochmals zu erinnern: Opitz hatte in seiner Poetik implizit die Forderung erhoben, die poetischen Tätigkeiten und das inventive Vermögen mit einem eigenen Ethos zu unterfangen, das unausgesprochen die Einheit aller poetischen Tätigkeiten und Tätigkeitsfelder verbürgen sollte. Der Bunzlauer Dichter selbst hatte zu diesem Zweck eine neostoizistische Haltung auf der Basis eines humanistischen Bildungsideals ausgebildet und diese poetologisch mit der platonischen Inspirationslehre verknüpft. Und gerade diese Inspirationslehre sollte als Bollwerk des Poeten gegen den planmäßigen Untergang der poetischen Inspiration in gesellschaftlichen Dienstleistungsverhältnissen fungieren. Seine Feststellung: „Es wird kein buch/ keine hochzeit/ kein begräbnüß ohn vns gemacht; vnd gleichsam als niemand köndte alleine sterben/ gehen vnsere gedichte zuegleich mit jhnen vnter“ (II/1, 349) implizierte neben dem Verlust der poetischen Inspirationskraft, deren Zuhandenheit für Opitz prinzipiell nicht in der eigenwilligen Verfügungsgewalt des Menschen lag, auch die Koinzidenz von Gelegenheit und Vergänglichkeit bzw. Vergessen. Hier gilt es jedoch genau zuzusehen: Allein das uninspirierte poetische Reagieren auf gesellschaftliche Forderungen, das bloß handwerksmäßige sprachliche Begleiten von gesellschaftlichen Zeremonien war für Opitz gleichbedeutend mit einer vollkommenen Depravation des Bewahrungs- und Verewigungscharakters von Schrift. Nicht der anlassgebundene Einbruch der Zeit in das poetische Werk löschte für Opitz dessen dauerhafte Gültigkeit, sondern die Hingabe des Poeten an die Unwahrheit der „Anderen“ und ihrer zeitlichen Bedürfnisse. Ein solches bei Gelegenheit hingegabenes Werk musste notwendig mit seinem Gegenstand selbst in Vergessen geraten. Was ein poetisches Werk für Opitz unsterblich, und d.h. – ganz im Einklang mit den antiken Vorstellungen⁴⁹⁹ durch alle Zeitläufte hindurch les- und rezipierbar machte, war dessen Bedeutung als Behälter einer aus der göttlichen Inspiration entspringenden Wahrheit – einer zeitlosen Wahrheit von Inspirierten für Inspirierte.

⁴⁹⁹ Vgl. OVID, *Metamorphosen* XV, v. 879-880: „ore legar populi, perque omnia saecula fama, / siquid habent veri vatum praesagia, vivam.“

Genau sie bewirkte den fundamentalen „vnterschied zwischen einem Poeten und einem Reimenmacher oder Versificatoren.“⁵⁰⁰

Damit scheint sich aber für die beschriebenen lokalen Praxen der Magdeburger Gelegenheitsdichtung ein eindeutig negativer Bewertungshorizont abzuzeichnen, zumal in der Liberalisierung des Zugangs zum poetischen Arbeitsfeld allein die gelehrte Bildung als qualitative Maßgabe auszumachen war. Dieser Eindruck ließe sich auch dadurch erhärten, dass in lokalen Rezeptionszusammenhängen keinerlei Reflexionen auf poetologische Maßgaben im Allgemeinen und die Opitzsche Inspirationslehre im Besonderen auszumachen sind. Dennoch ist es in diesem Zusammenhang keineswegs naheliegend, von der Abwesenheit der poetologisch maßgeblichen Diskurse auf eine poetische Inspirationslosigkeit der lokalen literarischen Praxen selbst zu schließen. Der in Magdeburg herrschende poetische Geist war nicht der neostoizistisch und bildungshumanistisch verbrämte des Martin Opitz, sondern – wie bereits aufgewiesen – der produktive Geist der religiösen und konfessionsspezifischen Verwindungspraxen. Darin liegt aber nicht nur ein marginaler, sondern ein entscheidender Unterschied, der als konstitutiv für den gesamten Untersuchungszeitraum anzusehen ist und der die lokalen literarischen Praxen Magdeburgs bis in den Grund ihres Selbstverständnisses hinein geprägt hat. Denn aus den produktiven Potenzialen eines christlich-religiös geprägten Selbstverständnisses gewannen die lokalen literarischen Akteure ein eigenständiges Derivat von Inspirationsvorstellungen, das die poetischen Praxen bestimmte und der bloß formalen Vorgabe gelehrter Bildung als qualitative Maßgabe poetischer Betätigungen an die Seite trat. Die aus dem christlichen Selbstverständnis entwickelte Idee göttlicher Inspirationskräftigkeit war keineswegs auf antike Vorstellungen Platons, Ovids oder Horaz’ angewiesen, sondern ließ sich zwanglos mit den Wirkungsweisen des biblischen Heiligen Geistes assoziieren. Mit anderen Worten: die Vorstellung einer genuin christlich-protestantischen Inspiratorik trat bei den lokalen literarischen Akteuren Magdeburgs als brauchbares Surrogat an die Stelle der Opitzschen Prädestinationslehre und erfüllte im Horizont der lokalen literarischen Praxen die gleichen Funktionen. Auffällig sind hierbei vor allem die diversen Formen christlich-religiöser Selbstzensur, die die Kompatibilität der lokalen poetischen Tätigkeitsfelder mit den lokalgesellschaftlichen Kontexten sicherstellten.⁵⁰¹ Solche Selbstzensur fungierte zugleich als Qualitätssicherungsinstanz für poetische Produkte, mit deren Maßgaben auch der christlich ingeniöse Poet vom uninspirierten „Versificator“ zu unterscheiden war.

Im Ganzen lässt sich innerhalb des literarisch-poetischen Feldes Magdeburgs eine allmähliche, aber konsequente Diffusion der christlichen Ethik in den Bereich der humanistisch geprägten „Poeterey“ beobachten. Diese Transgressionsbewegung der konfessionell gebundenen Religion vollzog sich in den gesellschaftlich sanktionierten Kulturpraxen Magdeburgs gleichsam unter der Hand. Durch den Wechsel der ethischen Grundeinstellung wurden auch hier die Wege geebnet, auf denen die Theologie in Umkehrung der Opitzschen Absicht tendenziell zu einer „verborgenen Poeterey“ umgestaltet wurde. Die Bewegung der lokalen poetischen Praxen komplementierte gleichsam vom anderen Ende der zeitgenössischen geistigen Bewegungsskala her die bei Opitz angedachte Konvergenz von Poesie und Theologie.

Was hier lediglich als unscheinbarer Perspektivenwechsel erscheint, zeitigte dennoch weitreichende Folgen. Die konsequent theologische Fundierung der poetischen Tätigkeiten erzeugte keinen Widerspruch im Selbstverständnis der lokalen literarischen Akteure. Nicht nur die Maßgaben der zeitgenössischen Poetiken waren für dezidiert christliche und konfessionell gebundene Poeten mühelos adaptierbar; auch der Ausgriff aus dem umgrenzten Bereich der Schultheologie in klassisch-humanistische Wissensgefülle ließ sich – wie die Magdeburger Praxen der gedruckter Leichenpredigten und Epicedien-

⁵⁰⁰ So formuliert in Zinggreffs Dedikation von Opitz’ *Teutschen Poemata*, vgl. Martin OPITZ, *Gesammelte Werke*, Band II/1 (ed. Schulz-Behrend), Stuttgart 1978, S. 170.

⁵⁰¹ Vgl. dazu das folgende Kapitel.

dichtungen zeigte – problemlos realisieren. Die innere Tendenz der lutherischen Orthodoxie mit ihrer ausgeprägten Verwendung humanistischer Wissensreservoirs arbeitete eindeutig einer wirksamen Verknüpfung von christlicher Religion und althumanistischer Gelehrsamkeit zu, die auch eine umfassende Kenntnis der antiken Dichter umfasste. Insbesondere die von Vertretern der lutherischen Orthodoxie praktizierte exzessive Integration einer verselbständigten *eruditio* in die religiösen Praxen ist im 17. Jahrhundert auf breite Kritik durch reformorientierte Lutheraner gestoßen.⁵⁰² Auch in Magdeburg gab es innerhalb des religiösen Feldes wiederholt kritische Äußerungen im Blick auf die „Thorheit der Gelehrten“, die „da vermeynen etwas sonderlichs erjaget zu haben/ wann sie allerley setzame/ wunderliche/ verworne Fragen und Gedancken/ in Geistlichen und Weltlichen Dingen können vorbringen.“⁵⁰³

Für die Prägung des literarisch-poetischen Feldes in Magdeburg war jedoch nicht die oftmals nur äußerliche und extensiven Anwendung von gelehrtem Wissen im Bereich der Poesie entscheidend. Der Tendenz zur enzyklopädischen und kompulatorischen Aufbereitung von Kenntnissen arbeiteten auf breiter Front die Maximen einer christlichen Ethik entgegen, die als christliche Inspirationslehre zugleich Einfluss auf das produktive Selbstverständnis und Vermögen der literarischen Akteure nahm. Opitz' Inspirationslehre hatte im Rückgriff auf antike Denkfiguren einen divinatorischen Bereich der poetischen Begabung ausgewiesen, der dem zeitgenössischen Menschen grundsätzlich nicht zugänglich war und ihn deshalb innerhalb seiner weltlichen Bezüge freisetzte, um nach eigenmächtigen Möglichkeiten der Rückkehr in den Inspirationsgrund zu suchen. Die Rede Scaligers vom Poeten als einem „alter deus“ ist auf diese Weise nicht nur der Einsicht in die Abhängigkeit vom Schöpfer, sondern vor allem der menschlichen Fähigkeit zur „Nachschöpfung“ göttlicher Vorgaben in eigenen Werken geschuldet, mit denen sich der Poet ideologisch in den Wirkungskreis des Göttlichen beförderte. Im Gegensatz dazu füllte die christliche Inspiratorik diesen subversiv nutzbaren Leerraum nicht nur mit vielfältigen religiösen Anschauungen, sondern auch mit einem Programm religiöser Selbstkontrolle, indem sie die christliche Lebensführung als geregelten Auf- und Rückstieg in den begabenden Bereich definierte. Der Rückweg zum göttlichen Inspirationsgeber wurde christlich gedeutet als

„ein Hingang aus der Mühseeligkeit/ zur Ergetzlichkeit; aus der Hoffnung zu Verehrung/ aus den letzten Todeszügen/ Kampf und Streit/ zu der Krönung und wahren Ehren-Beut; aus dem Tode/ in das Leben; aus dem Glauben/ in das Schauen; aus der Fremdbd und Wanderschaft/ in das Vaterland und Eigenschaft; und endlich aus diesem Jammer-Thal/ zu dem Vater/ in seinen ewigen Freuden-Sahl.“⁵⁰⁴

Die konsequente Rückbindung persönlicher schöpferischer Fähigkeiten und Fertigkeiten in die eschatologische Erlösungsperspektive suspendierte insbesondere das bei Opitz analysierte subversive Programm, mit dem der humanistisch gebildete Poet sich zum „alter deus“ innerhalb eines autonomisierten Sprachfeldes stilisierte. Magdeburger literarische Akteure ersetzten Opitz' „freyheit zu tichten“ und die implizite Stilisierung zum „alter deus“ durch ein pragmatisch-religiöses Selbstverständnis und Vorstellungen einer „geistlichen Ritterschafft“⁵⁰⁵ im Umkreis protestantischer Religiosität. Das lokalgesellschaftliche Dienstleistungsverhältnis von Poeten bei der Produktion von Epicedien war auf diese Weise stets durch ein christliches Ethos abgefedert, das auch die verbindlichen Produktionsprinzipien der Poesie bereitstellte. Auch das topisch verwendete „aut prodesse ... aut delectare“ des Horaz wurde in diesem Zusammenhang mit einer anderen Konnotation versehen: Die weltlich übergreifende Inten-

⁵⁰² Eine konzise und regional gegliederte Übersicht der einzelnen kritischen Positionierungen bietet LEUBE, *Reformideen in der deutschen Lutherischen Kirche* (1924), S. 36-125.

⁵⁰³ Christian SCRIVER, *Gottholds Zufällige Andachten*, 2. Teil, Magdeburg 1671, S. 200.

⁵⁰⁴ Georg SOMMERKORN, *Uranoscopia Beata, Stephano-Seelmanniana, Das ist Seelige Himmlische Betrachtung/ Des ... Herrn Christiani Seelmanns* ..., Magdeburg [1676], Bl. A4v.

⁵⁰⁵ Ebd., Bl. B4r.

tion dieses Topos zog sich im lokalen Kontext – was die Epicedienproduktion anlangte – auf die Funktion von Anteilnahme und christlichem Trost zusammen, die sich den Maßgaben eines christlichen Weltdeutungsprogrammes und einer religiös standardisierten Fiktionalisierung unterstellte.

3.4.3.5 Habituelle Dispositionen und Individualität

Es versteht sich vor diesem Hintergrund von selbst, dass die professionellen Seelsorger als Poeten keine elitäre Stellung innerhalb der gelehrten Oberschicht der Stadt beanspruchten. In der literarischen Produktionssphäre Magdeburgs galten gleichsam christlich-egalitäre Grundsätze, die einer breiten Beteiligung der städtischen *eruditi* an literarischen Produktions-, Rezeptions- und Distributionsprozessen sowie einer weitgehenden Liberalisierung und Homogenisierung des poetisch-literarischen Feldbetriebes Vorschub leisteten. Spezifisch literarische Konfliktpotentiale und Auseinandersetzungen zwischen poetischen Produzenten innerhalb der lokalgesellschaftlichen Verhältnisse Magdeburgs waren im Untersuchungszeitraum nicht zu verzeichnen. Auch potentielle Einflüsse außerstädtischer Diskurse – etwa Diskussionen um Sprachgestaltungsprogramme und poetologische Fragestellungen – führten vor dem Hintergrund einer spezifisch christlichen Ethosfundierung zu keinen öffentlichkeitswirksamen Debatten. Auch deshalb wurden sprachliche Neuerungen – wie die Untersuchung der Epicedienproduktion in Magdeburg gezeigt hat – nur schleppend in die Praxis umgesetzt.⁵⁰⁶ Die Bildungs- und Funktionseleiten Magdeburgs agierten in ihrer poetisch-literarischen Betätigung weitgehend selbstbezüglich, so dass auch eine Modellierung poetischer Arbeiten nach den Maßgaben der altständischen Gesellschaft unproblematisch war.

Die weitgehende Orientierung der literarisch-poetischen Akteure Magdeburgs an christlichen Weltbildern und deren Selbstbezüglichkeit innerhalb eines abgegrenzten urbanen Raumes scheinen auf den ersten Blick keine Freiräume für avancierte poetische Tätigkeitsfelder und einen erweiterten literarischen Binnenmarkt eröffnet zu haben. Der Eintritt des einzelnen Produzenten und dessen Beteiligung am literarisch-poetischen Produktions-, Distributions- und Rezeptionsprozess war vorrangig durch den Erwerb von symbolischem Kapital innerhalb eines urbanen Aufmerksamkeitsmarktes motiviert. Ökonomische Aussichten im Zuge der Ausgestaltung gesellschaftlicher Zeremonien spielten – insbesondere für protestantische Theologen – allenfalls eine marginale Rolle, während Schullehrer und Kantoren in das lokale Vergütungssystem für kulturelle Dienstleistungen eingebunden waren. Zudem erschienen die Anreize für eine Beteiligung am nationalsprachlichen Aufbauwerk durch die institutionellen Bindungen der literarischen Akteure und ihre Einbettung in die Reproduktion der kulturellen Praxen ihres unmittelbaren lokalen Umfeldes gehemmt. Überhaupt scheint das individuelle Vermögen lokaler poetischer Produzenten in Magdeburg im Untersuchungszeitraum überall hinter die institutionell gesteuerten literarische Feldbildungsprozesse zurückgetreten zu sein.

Dennoch ist in diesem Zusammenhang auch der Frage nachzugehen, inwiefern subjektive Faktoren, etwa persönlichkeitswirksame Momente der Magdeburger literarischen Akteure, zu einer Modifizierung und Auffächerung des sanktionierten lokalgesellschaftlichen Gebrauchs von Poesie geführt haben. Einerseits schufen individuelle Fähigkeiten und Fertigkeiten der jeweiligen Akteure graduelle Unterschiede nach Maßstäben der Begabung und des Talentes und unterlegten die homogene lokalgesellschaftliche Produktionssphäre von Poesie mit einer subjektiven Strukturierung. Andererseits bestimmten auch habituelle Dispositionen in nicht unerheblicher Weise die individuellen Entfaltungsspielräume der jeweiligen Akteure in den normgebundenen Kontexten der städtischen Kulturalität. Die jeweilige habituelle Disposition – also das Konglomerat aus anwendbaren intellektuellen Vermögen und den durch

⁵⁰⁶ Vgl. Kap. 3.4.3.2.

Sozialisierung einverleibten mentalen Befindlichkeiten, erweist sich in der Tat als zentrale Steuereinheit der individuellen poetischen Fiktionsleistungen. Denn die habituellen Dispositionen entscheiden darüber, ob die poetischen Tätigkeiten sozialer Akteure mit den objektiven lokalgesellschaftlichen Strukturen übereinstimmen und sich zirkulär und reproduzierend auf diese beziehen, oder ob sie von ihnen signifikant abweichen und selbstbestimmte Fiktionspotentiale als Modifikationen und Alternativen zu den objektiven gesellschaftlichen Strukturen hervorbringen und kommunizieren. Auf diese Weise generiert die jeweilige Sozialisierung einen individuell spezifischen Erwartungshorizont, der als Entfaltungsraum poetisch-literarischer Akteure anzusprechen ist und der sich in der Regel in die poetischen Werke selbst eingeschrieben hat.

Im Folgenden soll deshalb der Versuch gemacht werden, anhand der spezifischen Dispositionen zweier Magdeburger Autoren des 17. Jahrhunderts die gängigen und möglichen Handlungsräume von Poeten innerhalb des lokalen literarischen Feldes auszuloten. Es wird dabei im Besonderen auch darauf ankommen, individuelle poetische Entfaltungsräume mit der Schwerkraft gesellschaftlicher Kontexte und institutioneller Bindungen zu kontrastieren und die spezifische Entfaltungslogik des lokalen literarischen Feldes genauer ins Auge zu fassen. Die Magdeburger Bildungs- und Funktionseelite wurde nach 1631 im Zuge der allmählichen Restitution des kulturellen städtischen Lebens nahezu vollständig aus anderen Orten rekrutiert. Zu den auf diese Weise nach Magdeburg berufenen Personen gehörten auch Balthasar Kindermann und Malachias Siebenhaar, die beide etwa 40 Jahre als evangelische Pfarrgeistliche in der Stadt tätig waren. An ihnen soll nicht nur exemplarisch der Zusammenhang von geistlichem Amt und dichterischer Berufung, sondern auch die diversen Möglichkeiten aufgehellte werden, die den beiden Personen zur Auslegung des Verhältnisses ihrer Tätigkeitsbereiche zur Verfügung standen.

3.4.3.5.1 „Narren um Christus willen“. Der Pastor und Poet Balthasar Kindermann in Magdeburg

Als Balthasar Kindermann 1667 nach Magdeburg kam, hatte er sich bereits berufliche und poetische Meriten erworben. 1636 während des Dreißigjährigen Krieges in Zittau als Sohn eines Bürgers und Schwertfegers geboren, absolvierte er das Zittauer Gymnasium unter Elias Weise, dem Vater Christian Weises, der ihn in Latein und Griechisch sowie in Rhetorik und Philosophie unterrichtete.⁵⁰⁷ Nach Abschluss seiner gymnasialen Ausbildung begann Kindermann 1657 auf Anraten Weises ein Theologiestudium in Wittenberg und immatrikulierte sich an der Philosophischen Fakultät der Universität, wo er sich zunächst dem Studium der Philosophie, Beredsamkeit, Orientalistik und Dichtkunst widmete. 1657 erwarb er mit einer unter dem Orientalisten Andreas Sennert erfolgreich verteidigten Disputation über ein hebräisches Sprachthema die philosophische Magisterwürde. Während dieser Zeit gewann insbesondere sein Lehrer August Buchner besonderen Einfluss auf ihn, der die Wittenberger Professur für Dichtkunst inne hatte und hier auch als universitärer Promotor sprachreformerischer Ideen von Martin Opitz wirkte. Nach Erlangung des Magistertitels betrieb Kindermann vorrangig theologische Studien und belegte die Seminare von Johann Meisner, Johann Scharf, Abraham Calov und Johann Deutschmann, deren lutherisch-orthodoxe Dogmatik sich vor allem in der Abwehr konkurrierender Glaubensbekenntnisse und einer Aufweichung der lutherischen Lehren erschöpfte. Noch vor Abschluss seines theologischen Studiums erhielt Kindermann 1659 einen Ruf als Lehrer und Konrektor an die Saldern-

⁵⁰⁷ Die Angaben folgen dem Lebenslauf Kindermanns in Seth-Heinrich CALVISIUS, *Die Herrlichkeit derer in denen Augen der Welt geringen Lehrer und Prediger/ Die sie haben In diesem und jenem Leben/ ... bey Christlich solenner Leichen-Bestattung Des ... Hrn. M. Balthasar Kindermanns/ Weiland Hochverdienten Pastoris zu S. Ulrich und Levin, des Ministerii der alten Stadt Magdeburg Hochbeliebten Senioris, des Geistlichen Gerichts Hochansehnlichen Assessoris, wie auch treufleißigen Scholarchæ allhie* ..., Magdeburg [1707], Anhang Bl. a1r-b2v. Vgl. auch die Darstellung bei KAWERAU, *Balthasar Kindermann* (1892), S. 135ff. sowie die umfangreichen Literaturhinweise bei NOACK/SPLETT, *Bio-Bibliographien. Brandenburgische Gelehrte der Frühen Neuzeit*, Bd. 1 (2001), S. 272-285.

sche Schule in der Brandenburger Altstadt. 1664 übernahm er das Rektorat dieser Bildungseinrichtung, das er weitere drei Jahre inne hatte.

Bereits seit seiner Studienzeit stand Kindermann in engerer Verbindung mit Magdeburg, weil ein Wittenberger Kommilitone, Freund und poetischer Amtsgenosse, der 1633 geborene Andreas Fabricius, 1658 einen Ruf als Prediger an die Magdeburger St. Johannis-Kirche erhalten hatte. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Kindermanns Berufung an die gleiche Altstadtgemeinde wesentlich auf die Initiative von Andreas Fabricius zurückzuführen ist. 1667 vozierte Kindermann auf die Stelle des 3. Predigers der St. Johannis-Kirche in Magdeburg und machte in der Elbestadt schnell eine geistliche Karriere. 1672 übernahm er als Nachfolger des verstorbenen Seniors Johann Böttiger das Pastorat der angesehenen Kirchengemeinde St. Ulrich und Levin – er erhielt dabei den Vorzug vor dem damaligen Gemeinmediakonus Malachias Siebenhaar –, das er bis zu seinem Tod im Jahr 1706 inne hatte. Im Laufe seiner Amtszeit wurden ihm weitere Ämter, u.a. als Assessor des Kirchen- und Ehegerichts, als städtischer Scholarch und – nach Christian Scrivers Weggang 1690 – auch als Senior des Geistlichen Ministeriums der Altstadt Magdeburg angetragen.

Vor seinem Magdeburger Engagement hatte Kindermann allerdings auch im Blick auf seine poetischen Ambitionen Karriere gemacht. Bereits als Gymnasiast und Student betätigte er sich regelmäßig als Gelegenheitsdichter und erlangte 1657 mit seinem *Lob-Gesang Des Zerbster Biers* (Wittenberg 1658), einem 464 Alexandriner umfassenden, die ältere Trinkliteratur adaptierenden und moralisch überformenden Gedicht,⁵⁰⁸ größere Bekanntheit. Auch seine frühen Kasualcarmina, die er 1663 in einem umfangreichen Sammelband publizierte,⁵⁰⁹ müssen bereits während seiner Studienzeit – möglicherweise durch Vermittlung Buchners – unter poetisch Interessenten kursiert sein und entsprechenden Anklang gefunden haben. Fest steht, dass Kindermann noch im Laufe des Jahres 1657 durch den Wedeler Pastor Johann Rist zum kaiserlich Poeten gekrönt und unter dem Namen „Kurandor“ in dessen Elbschwanen-Orden aufgenommen wurde. Kindermann entfaltete insbesondere in seiner Brandenburger Zeit als Lehrer und Rektor der Saldernschen Schule eine rege literarische und poetische Betriebsamkeit. 1660 publizierte er seinen ersten und einzigen Roman, die *Unglückselige Nisette* (Frankfurt/Oder 1660), den er Johann Rist und den Gesellschaftern des Elbschwanenorden widmete. Kindermann bot den Lesern nicht nur eine Konzession an den Zeitgeschmack, sondern eine religiös-erbauliche Variante des höfisch-historischen Romans an, deren Intentionen möglicherweise von Andreas Heinrich Bucholtz' *Herkules* (1659/60) inspiriert wurden. Wie Bucholtz setzte auch Kindermann auf die rezeptionellen Reize des Genres, versuchte aber zugleich eine Implantierung der „wahren Gottesfurcht“ in die romanhaften Darstellungen, um eine Handlungslenkung im Sinne der christlichen Erbauung zu erzielen. Solche Hybridisierungen stießen bei Zeitgenossen auf wenig Gegenliebe. Gotthard Heidegger nahm auch die Romane von Andreas Heinrich Bucholtz deshalb nicht von der Kritik des gesamten Genres aus, weil sie mit „hüpsche[n] Worte[n] daher kommen und sinnreiche Discours wider theils Laster/ item wol Gebetter und Glaubens-Bekantnussen/ wie in dem Hercule, denn solcher Zeug ist under buhlerischen Fablen von keiner erbauwenden Kraft.“⁵¹⁰ Wie den Widmungsgedichten der zweiten Auflage von Kindermanns *Unglückseliger Nisette* (Frankfurt/Oder 1663) zu entnehmen ist, stieß gerade die Anreicherung „mit Christlichen Aufzügen“⁵¹¹ im Kreis um Rist auf große Gegenliebe und Anerkennung. Insbesondere Rist begrüßte Kindermanns Werk als eine jener zahlreichen Arbeiten, durch die „deß heiligen

⁵⁰⁸ Zum Inhalt vgl. KAWERAU, *Balthasar Kindermann* (1892), S. 180-184.

⁵⁰⁹ Balthasar KINDERMANN, *Das Buch der Redlichen/ In welchem Allerhand Gedichte und Lieder/ auf unterschiedene Fälle und Begebenheiten/ sonderlich auf Hochzeiten/ Kind-Tauffen Begräbnisse/ Empfangungen/ Geburts- und Namens-Feste ... Mit Lehrreichen/ nützlichen und anmuhtigen Gesprächen ... aufgeführt werden*, Küstrin 1663.

⁵¹⁰ Gotthard HEIDEGGER, *Mythoscopia Romantica*, Zürich 1698, S. 183f.

⁵¹¹ Ebd., S. 38.

Göttlichen Nahmens Ehre befördert, wahre Tugend vermehret und Kunst und Geschicklichkeit fortgepflanztet“⁵¹² werde.

In die Brandenburger Zeit fielen weitere literarische Experimente, die zunächst in die Produktion mehrerer satirisch-moralischer Arbeiten nach dem Vorbild Johann Michael Moscheroschs mündeten. In ihnen verarbeitete Kindermann seine studentischen und universitären Erfahrungen (*Der christliche Studente!*, Halle/Saale 1660), deren Negativismen in propädeutischer Absicht vorgetragen werden, um sie mit christlichen Strafpredigten gegen die mannigfaltigen Arten zügellosen Lebens zu kontrastieren. Stilistisch komponierte Kindermann eine prosanovellistische Einkleidung mit poetisch-moralischen Einlagen, die auch in seinen folgenden Werken zur Anwendung kamen. Sein *Schoristen-Teuffel* (2 Teile, Jena 1661) war offenbar durch Moscheroschs *Wunderliche und Warhafftige Gesichte Philanders von Sittewalt* (Straßburg 1642) inspiriert, die seinen eigenen Intentionen und Neigungen offenbar sehr entgegenkamen. Auch in seinen eigenen „Gesichten“ bot Kindermann wie Moscherosch auf alle Bereiche des sozialen Leben ausgedehnte satirische Sittenschilderungen, in denen er wie bei seinem Vorbild in lebensnaher Weise Zeitgeist zur Sprache zu bringen suchte. Die Markierung von Laster und Gebrechen diente hier allerdings bereits der Implementierung einer umständlicheren christlichen Moraldidaxe. Zwar behielt Kindermann die Einkleidung der Schilderungen in die Rahmenhandlung der quevedoschen Höllenvisionen bei. Sein objektiver Mangel an lebendiger Anschauung führte ihn jedoch zur stärkeren Rückgriffen auf textliche Vorlagen, die der Frische der Darstellung deutlichen Abbruch tun.

Im Ganzen erweisen sich Kindermanns literarisch-poetische Arbeiten vor allem als groß angelegte Experimente mit verfügbaren literarischen Formen, die er seinem während der Studentenzeit gefügten christlichen Wissens- und Glaubenskosmos als variantenreiche Ausdrucksmittel anzugliedern suchte. Auch sein 1663 publiziertes *Buch der Redlichen* – eine umfangreiche Sammlung poetischer Texte, die im Wesentlichen seine eigenen poetischen Produktionen bei diversen gesellschaftlichen Gelegenheiten repräsentiert – kündigte sich den potentiellen Lesern „auf Eine gantz Neue und sonderbare Poetische Ahrt“ (Titelblatt) an. Die poetischen „Wälder“ werden bei Kindermann mit „Lehrreichen/ nützlichen und anmuthigen Gesprächen von mancherley seltenen und erbaulichen Sachen“ (ebd.) umrahmt. Kindermann schrieb damit die Formgebung seiner moralisch-satirischen Arbeiten in einen neuen Zusammenhang ein, läßt aber zugleich einen deutlichen Einfluss Harsdörffers erkennen. Der formelle Grenzgang von novellistischen und lyrischen Elementen diente hier nicht so sehr einer didaktischen Absicht, sondern der Stoffgliederung und stofflichen Verknüpfung disparater Teile durch eine einheitgebende Rahmenhandlung. Die ganze Anlage des Buches ist indessen kein ästhetisches Musterbuch, sondern vorrangig auf die gesellschaftliche Kreditierung des Verfassers als Poet zugeschnitten. Die zahlreichen bei Gelegenheit besungenen Personen werden als ideale Gemeinschaft der „Redlichen“ apostrophiert, um sie gesellschaftlich als Liebhaber und Förderer der Poesie zu exponieren. Lediglich formelle Experimente stellen auch die eigenen lyrischen Versuche dar, die eine große Bandbreite Kindermanns in der Verwendung verfügbarer poetischer Formen, im besonderen aber eine Vorliebe für Sonett und Madrigal erkennen lassen.⁵¹³ Inhaltlich diente sich die Kindermannsche Poesie bekannteren Vorbildern an und verstand sich vor allem als gelegenheitsbezogene Fortsetzung sprachpflegerischer Maßnahmen der bedeutenden Vorbilder. Die vornehmlich akademisch geprägte Aneignung der Literatur schlug sich bei Kindermann in einer akademischen Auffassung und Ausdeutung ihrer Spielräume und Leistungsparameter nieder, die in seiner besonderen „Vorliebe für den mythologischen Apparat, die ausgiebigste Verwendung antiker Stoffe und Motive, die fleißigste Inanspruchnahme der Götterwelt der Antike und der typischen Allegorien“⁵¹⁴ zur Ansicht kommt. Aus der Perspektive seines *Buches der Redlichen* stellt

⁵¹² Johann RIST, *Das Aller Edelste Leben*, 1663, S. 66.

⁵¹³ Vgl. auch die inhaltliche und formelle Analyse bei KAWERAU, *Balthasar Kindermann* (1892), S. 186-201.

⁵¹⁴ Ebd., S. 190.

sein ein Jahr später publizierter *Deutscher Poet* (Wittenberg 1664) nurmehr eine formal konservative, aber naheliegende Fortsetzung des eigenen poetischen Grundanliegens dar. In ihr hat Kindermann gleichsam jene Gebrauchsanweisungen in allgemeinerer Fassung zur Anschauung gebracht, die er als Grundlage seiner eigenen poetisch-akademischen Studien und Produktionsverfahren beanspruchte. Sowohl seine poetologischen Ausführungen am Beginn des Bandes – Kindermann handelte hier ausführlich vom „nothwendigen Zugehör der Poesie“ und von der „Vollführung unser Erfindungen“ (cap. II und III) –, als auch seine vornehmlich nach Anlässen geordneten umfangreichen Mustersammlungen „durch und durch fremder/ und aus den vornehmsten und berühmtesten Deutschen Poeten entlehnter Exempel“⁵¹⁵ (cap. IV und V) – Kindermann griff hier vorrangig auf Arbeiten von Opitz, Fleming, Tscherning, Dach, Rist, Sieber u.a. zurück, denen er auch eigene Arbeiten untermischte – weisen ihn vornehmlich als begabten Sammler, Kompilator und findigen Gelehrten aus. Die knappen, auf das zweckmäßige Anfertigen von poetischen Arbeiten gerichteten Produktionsanweisungen, mit denen die einzelnen Abteilungen der Poesie bei unterschiedlichen Gelegenheiten eröffnet werden, stellen keine selbständigen Erfindungen Kindermanns, sondern nurmehr geschickte Derivate dar, die den angezogenen Mustern selbst abgeschaut wurden. Zweifellos war Kindermanns poetisches Lehrbuch für den „Kunst- und Tugendliebenden Leser“ auf praktische Belange des Situativen abgestellt und leistete einen wesentlichen Beitrag zur Durchsetzung einer breitenkompatiblen und handwerksmäßigen poetischen *imitatio*. Der *Deutsche Poet* entlastete vor allem jene, die in der Spanne von abstraktem poetologischen Regelwerk, artifizieller Metrik und kursierenden poetischen Mustern nach einem eigenen produktiven Auskommen innerhalb des sprachpflegenden Feldes der deutschen Dichtung suchten. Seine an spezifischen Produktionsprinzipien ausgerichteten Intentionen warfen das gelehrte Beiwerk der humanistischen Tradition weitgehend über Bord und führten in diesem Sinne über die Rechtfertigungspoetiken und die poetischen Feldvermessungen seiner Dichterkollegen hinaus in praktische Anwendungsbereiche.

Das einflussreichste Werk Kindermanns, das ebenfalls während seiner Brandenburger Zeit entstanden ist, blieb dennoch sein *Deutscher Redner* (Frankfurt/Oder 1660). Auch hier lehnte sich der Verfasser adaptierend an vorhandene Literatur an, um das vornehmlich aus Arbeiten Meyfarts und Harsdörffers entlehnte Material für ein neugefasstes Handbuch der „Wolredenheit“ umzumünzen. Kindermann hatte die Bedeutung der deutschsprachigen Rhetorik als gesellschaftlicher Gestaltungskraft erkannt, der im Horizont eines breit angelegten Sprachreformwerkes nach Opitz eine besondere, weil praktische Bedeutung als „Vberwinderin der Seelen/ und Vbermeisterin der Sinnen“⁵¹⁶ zukommen musste. Rein äußerlich reihte sich der *Deutsche Redner* seiner Grundintention – der Regulierung standesgemäßer Unterhaltungen – nach in die Reihe der zeitgenössischen Komplimentierbücher (Georg Greflinger, Caspar Vierling, Johann Wilhelm von Stubenberg, Hans Adolph von Alewein) ein. Kindermann kombinierte seinen Inhalt gleichermaßen aus Komplimentierbüchern und Briefstellern und orientierte sich in seinen Ausführungen an zwei intellektuellen Maßgaben – zum einen an der „scharffgefassten und zierlich nach Art der Cantzleyen ausgeschmückten Reden“, zum anderen an einer von Romanismen und mundartlichen Einflüssen gereinigten „Land- und Mutter-Sprache.“⁵¹⁷ Die inhaltliche Gliederung folgte den Maßgaben der oratorischen Anlässe, beginnend bei Ehewerbung und Hochzeit als dem „Grund ... Göttlicher Ordnung.“⁵¹⁸ Kindermanns Werk befriedigte in der Tat eine rezeptionellen Bedarf. Sein Werk erlebte bis 1666 vier Auflagen. Spätere Bearbeitungen von Christian Henel (1671) und Caspar Stieler (1680) wurden von Kindermann nicht begleitet und auch nicht autorisiert.⁵¹⁹

⁵¹⁵ Balthasar KINDERMANN, *Der Deutsche Poet*, Wittenberg 1664, Bl. B2v (Vorrede).

⁵¹⁶ Balthasar KINDERMANN, *Der Deutsche Redner*, Frankfurt/Oder 1660, Bl. 4r.

⁵¹⁷ Ebd., Bl. 5v.

⁵¹⁸ Ebd., Bl. 7v.

⁵¹⁹ Zu Genese und Hintergrund von Kindermanns *Deutschem Redner* vgl. HAUPT, *Der Deutsche Redner. Text und Untersuchung* (1981).

Für die gesamte literarische Produktion Kindermanns vor 1666 kann der verpflichtende Einfluss Johann Rists nicht hoch genug veranschlagt werden. Kindermann selbst neigte als angehender Theologe bereits während seines Studiums nicht nur einem „gläubigen Vertrauen“, ⁵²⁰ sondern einer grundsätzlich asketischen Weltsicht zu und fand im Wedeler Pastor einen kongenialen Bruder im religiösen Geiste. Zweifelsohne stand Rist reformtheologischen Ansichten der lutherischen Orthodoxie nahe, die auch Kindermann beeinflussten. Rists popularkritisches Programm richtete sich gegen „vnverständige Neidhämél vnd ruhmsüchtige Bachanten“, gegen „Sprachen-verderber vnd Verse-schinder“, denen er mit einer zu radikalen Ansichten neigenden lutherischen Frömmigkeit und religiöser Selbstverleugnung den „Bachanten-Zahn“ ⁵²¹ zu ziehen gedachte. Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang auch eine gewisse Affinität Kindermanns zum Ideenkosmos des Hamburger Pastors Johann Balthasar Schupp, der Gesellschaft und Klerus in scharfer und polemischer Form einer weitreichenden, auf Rechtgläubigkeit und dem Studium der Bibel fußenden Kritik unterzog. Schupp, der in enger Beziehung zu Johann Valentin Andreae stand, polemisierte in diversen Streitschriften vor allem gegen die Alleinherrschaft der antiken Philosophien des Aristoteles und Platons auf den Universitäten, die er für eine Depravation des gesamten Geisteslebens seiner Zeit verantwortlich machte. Es ist sicher kein Zufall, dass Kindermann sich in diesem Zusammenhang als Übersetzer von kleineren Schriften Schupps profilierte. Kindermann übertrug Schupps Traktat *Orator ineptus* (Marburg 1638), in dem der Autor die alleinige Bindung des humanistischen Bildungsideals an die klassischen Autoren kritisierte, später auch dessen ähnlich gelagerte *De opinione dissertatio* (Marburg 1639). ⁵²² Die Kindermannsche Übersetzung des ersten Traktats erschien separat unter dem Titel *Der ungeschickte Redner* (Frankfurt/Oder 1660) und wurde zudem allen Ausgaben von Kindermanns *Deutschem Redner* beigegeben. Auch Rist griff Schuppsche Intentionen auf und verlängerte sie programmatisch für eine Opitz-Verteidigung gegen jene Kritiker, die ihre Religion „fertig aus dem Heyden Aristotele“ ⁵²³ gelernt haben. Dass Kindermann selbst nicht nur reformtheologischen Ideen, sondern auch einer asketischen Religiosität zuneigte, geht auch aus seiner anonym erschienenen Schrift *Wollüstige und verstandlose Jugend Eines reuigen Studenten* (o.O. 1664) hervor, die als zerknirshtes Sündenbekenntnis bereits in die Richtung frühpietistischer Auffassungen und Äußerungsformen tendiert. Kindermanns enge mentale Bindung durch eine gefestigte Religiosität bildete die Grundlage seiner poetischen Anschauungen und Arbeitsweisen, denen er in verschiedenen literarischen Formen zu entsprechen suchte. Mehr noch: der Rückgriff auf christliche Moralität diente Kindermann durchgängig als Legitimierungsstrategie der eigenen poetischen Tätigkeiten. Die asketische Komponente seiner Religiosität ist in allen seinen Schriften latent vorhanden und bildet zweifellos einen wichtigen Bestandteil seiner eigenen habituellen Disposition.

Als Kindermann 1667 nach Magdeburg kam, um ein kirchliches Amt zu übernehmen, galt er nicht nur als angesehener Autor und Poet, sondern auch als respektabler Schulmann, der bei seinem Examen vor dem Geistlichen Ministerium als „solide eruditum“ ⁵²⁴ befunden wurde. Gerade deshalb erscheint es merkwürdig, dass Kindermann in der Folgezeit keine größeren, mit dem Feld der Poesie in Zusammenhang stehenden Arbeiten mehr in Angriff nahm. Die Amtsübernahme bildete eine deutliche Zäsur in Kindermanns poetischer Tätigkeit. Neben einigen Leichenpredigten sind nur noch mehrere Dutzend Gelegenheitsgedichte überliefert, die sich als Epicedien, Epithalamien oder Widmungsgedichte verstreut in diversen Publikationen zumeist lokaler Provenienz auffinden lassen. Gerade in den Leichenpredigten konnte Kindermann in gewohnter Weise aus seinem umfangreichen gelehrten Wissensreser-

⁵²⁰ KAWERAU, *Balthasar Kindermann* (1892), S. 140.

⁵²¹ Johann RIST, *Baptistae Armati Vatis Thalosi*, Hamburg 1642, Bl. D5r/D5v. Vgl. auch RIST, *Sämtliche Werke*, Bd. VII (ed. Mannack), Berlin 1982, S. 120.

⁵²² Vgl. den entsprechenden Hinweis bei JAUMANN, *Johann Balthasar Schupp* (1991), S. 435.

⁵²³ Johann RIST, *Baptistae Armati Vatis Thalosi*, Hamburg 1642, Bl. D6r. Vgl. auch RIST, *Sämtliche Werke*, Bd. VII (ed. Mannack), Berlin 1982, S. 121.

⁵²⁴ Friedrich Gottlieb KETTNER, *Clerus Johannaues*, Magdeburg 1727, S. 138.

voir schöpfen. So arbeitete er sich in der Leichenpredigt auf den Magdeburger Bürgermeister Stephan Lentke zur Illustration des Leitmotivs „Unruhe des Lebens“ durch ein breites Themenspektrum, das die römischen Imperatoren Augustus, Trajanus und Titus, den dänischen Astronomen und Mathematiker Tycho Brahe, den „sinnreichen Spanier“ Cervantes, Grabinschriften im Mailänder Dom, den „heidnischen“ Philosophen Anaxagoras, Justinian, Augustinus, den Renaissance-Philosophen Pico della Mirandola und den Magdeburger Theologen Christian Scriver umfasste.⁵²⁵ Die souveräne Stoffbeherrschung steht in einem seltsamen Kontrast zur Zurückhaltung, die Kindermann in poetischer Hinsicht an den Tag legte.

Auf der Suche nach den Gründen für diese offenkundige Zäsur ließe sich zunächst darauf aufmerksam machen, dass sich ein solcher Einschnitt in die poetische Produktivität bereits drei Jahre zuvor als formales Bedenken bei der Übernahme seines Amtes als Rektor der Saldernschen Schule angedeutet. Der städtische Rat hatte ihn nur unter der Bedingung im Amt bestätigt, dass er künftig nicht mehr so viele Bücher schreibe und publiziere.⁵²⁶ Offenbar waren die Stadtväter ganz im Sinne von Martin Opitz zu der Ansicht gelangt, dass man „einen Poeten in öffentlichen ämptern wenig oder nichts zu gebrauchen“ wisse, „weil er sich in dieser angenehmen thorheit vnd ruhigen wollust so verteuffe/ das er die andern künste vnd wissenschaftten/ von welchen man rechten nutz vnd ehren schöpfen kann/ gemeiniglich hindan setze.“ (II/1, 346). Auch für die Magdeburger Situation ist darauf hin mit einem erhöhten Konformitätsdruck im Blick auf die lokalgesellschaftlichen Ansprüchen an die geistliche Amtsführung zu rechnen. Dieser Konformitätsdruck, gepaart mit überbordenden Aufgaben im seelsorgerlichen Bereich dürfte ein Grund dafür sein, dass sich Kindermann in Magdeburg poetisch nur noch in gesellschaftlich sanktionierten Bereichen betätigte. Zudem war im Jahr seiner Amtsübernahme in Magdeburg sein poetischer Mentor Johann Rist verstorben, mit dessen Abtritt sich auch das auf ihn zugeschnittene personelle Netzwerk des Elbschwanenordens auflöste und Kindermann die ideelle Rückendeckung für seine poetischen Tätigkeiten entzog. Stimmt diese Deutung, dann hätte Kindermann sich in Magdeburg dem Kontrolldruck der lokalgesellschaftlichen Institutionen gebeugt und durch eine rigide Anpassungsleistung an die beruflichen Erfordernisse und die öffentliche Meinung seine poetische Karriere zugunsten einer existenzsichernden gesellschaftlichen Karriere im geistlichen Amt aufgegeben. Ein Hochzeitsgedicht auf den Lehrer und Gelegenheitsdichter Johann Heinrich Arsten im thüringischen Münden an der Werra – in seiner Art durchaus untypisch – bestätigt indessen den lokalgesellschaftlichen Konformitätsdruck als Motiv für die produktive Zäsur und die gesellschaftskonformen Betätigungen Kindermanns, die er offenbar schon 1670 in eine durchgängig praktizierte Selbstzensur übersetzt hatte. In dem besagten Hochzeitsgedicht, das er dem frisch vermählten Ehepaar zusammen mit Gedichten seiner Magdeburger Amtskollegen Malachias Siebenhaar, Andreas Fabricius und Salomon Lenz übersandte, verweigerte Kindermann nicht nur die zu diesem Anlass gebräuchlichen dichterischen Floskeln und Sprachspiele, sondern klärte den Empfänger auch über die Gründe für seine Weigerung auf:

„Jedoch mein schweres Amt/ das ich nu muß verrichten/
Lässt mir gar schwerlich zu was wichtiges zu dichten.
Ich setze wol zur zeit die Feder sechsmal an/
Und wil doch nirgend fort: Ich spreche; Kinderman!
Du must nur Anderen die Leyer übergeben/
Die frischer sind als du; genug/ dass du dein Leben
Am Havelstrande hast mit Spielen zugebracht/

⁵²⁵ Vgl. Balthasar KINDERMANN, *Ruhe der Kinder Gottes aus dem 25ten und 26ten verß. des 73ten Psalms/ Bey der herrlichen Beerdigung/ Des ... Herrn Stephan Lentkens ...*, Magdeburg 1685.

⁵²⁶ Vgl. dazu TSCHIRCH, *Beiträge zur Geschichte der Saldria* (1889), S. 80.

Mit Spielen ist es doch hinfert nicht ausgemacht/
 Die Cantzel leidets nicht. Drum wird Er mir verzeihen/
 Dass ich/ nach seinem Wunsch/ ihn izt nicht kan erfreuen/
 Mit Liedern/ die Er liebt. [...]
 Und damit tret ich auch/ als Dichter/ was zurücke/
 Als Priester aber auf mit lauter Heil und Glücke/
 Und wünsche/ was ich kan: GOtt segne Hoff und Haus/
 Und jage Haß und Neid und allen Teuffel aus ...⁵²⁷

Das Zurücktreten des Poeten und das Hervortreten des „Priesters“ nehmen hier gleichsam programmatische Züge an. Kindermann zog die Konsequenzen aus der Tatsache, dass in den lokalgesellschaftlichen Kontexten seine beiden sozialen Kreditierungsstrategien als Pfarrgeistlicher und als Poet miteinander in Konflikt gerieten. Blickt man auf den skizzierten Habitus Kindermanns, insbesondere auf seine Neigung zur religiösen Asketik, so scheint die persönliche Lösung des Problem durch eine rigide Selbstzensur bereits in der mentalen Disposition Kindermanns vorgezeichnet zu sein. Die fortgesetzten Akte der poetischen Selbstzensur erscheinen auf der religiösen Ebene nur als besondere Formen asketischer Übungen, die ihre Energie aus einem inneren religiösen Bedürfnis bezogen und in der Praxis zu keinen persönlichen Widersprüchen führten. Trotz der selbstauferlegten produktiven Selbstbeschränkung war es Kindermann ohne weiteres erlaubt, sich im Rahmen der sanktionierten lokalen Kulturpraxen und im Kreis der Bildungs- und Funktionseliten weiterhin als Gelegenheitsdichter auszuweisen.

Dennoch führte die praktizierte Selbstbeschränkung in der Handhabung persönlicher schöpferischer Potentiale für Kindermann in den lokalgesellschaftlichen Zusammenhängen nicht zum gewünschten Erfolg. Denn der Rückzug auf das geistliche Amt löschte die gesellschaftliche „Doppelexistenz“⁵²⁸ Kindermanns als Pfarrgeistlicher und Kaiserlich gekrönter Poet nicht aus, sondern erhielt sie in einer inneren, religiös konnotierten Einheit. Es spricht einiges dafür, dass die „mit Spielen“ zugebrachte Brandenburger Vergangenheit die theologische und seelsorgerliche Glaubwürdigkeit Kindermanns in der Magdeburger Öffentlichkeit, ja sogar innerhalb seiner eigenen Gemeinde dauerhaft diskreditierte und wiederholt Anlässe für versteckte Anfeindungen und üble Nachreden gab. Dabei scheint diese Entwicklung in der mentalen Befindlichkeit Kindermanns prädisponiert. Denn in ähnlicher Weise wie bei Johann Rist trat auch beim Zittauer Dichter eine Wechselwirkung zwischen den miteinander verknüpften religiösen und poetischen Auffassungen zu Tage, die eine religiös inspirierte geistliche Selbstverleugnung von Amts wegen mit einem übersteigerten weltlichen Selbstwertgefühl kompensierten. Insbesondere im Blick auf sein *Buch der Redlichen* war Kindermann eben deshalb bereits in Brandenburg schweren Angriffen ausgesetzt, die darin gipfelten, „dass ich mich nemlich unterstünde/ die studierende Jugend dahin zuverführen/ dass sie ihre Poesie/ allein aus meinen Gedichten und Liedern erlernen/ und demselben/ als einem neuen Abgott/ mit heiliger Ehrerbietung/ begegnen sollte.“⁵²⁹ Mit dem Zurücktreten des „Dichters“ und dem gesellschaftsrelevanten Hervortreten des „Priesters“ ließ Kindermann in Magdeburg offenbar das weltliche Selbstbewusstsein des Poeta Laureatus Caesareus auf das geistliche Amt übergehen – ein Selbstbewusstsein, dass von seinen Zeitgenossen vornehmlich als Hybrid wahrgenommen wurde und zur Dissoziation mit seiner Gemeinde führte. Widerstand und Ablehnung schlug Kindermann vor allem aus der Gemeindebasis, d.h. aus den Reihen der stadtbürgerlichen Mittel-

⁵²⁷ [Sammelwerk], *Erfreuliche Glücks- und Ehrenwünsche/ Als Der Edle ... Herr Johann Heinrich Arstenius/ ... / Mit der ... Jungfer Reginen ... Hüpeden ... sein Hochzeitliches Ehren-Feste hochfeierlich beginge ...*, Kassel [1670], S. 7.

⁵²⁸ KAWERAU, Balthasar Kindermann (1892), S. 148.

⁵²⁹ Balthasar KINDERMANN, *Der Deutsche Poet*, Wittenberg 1664, Bl. B3r (Vorrede).

schichten, in seinen letzten Lebensjahren aber auch von seinen dem Pietismus zuneigenden Amtskollegen entgegen.

Liest man darauf hin die Leichenpredigt auf Kindermann genauer, so enthüllt sich ein bedrückendes Szenario habitueller Befindlichkeiten, das den Magdeburger Seelsorger nicht nur vor unlösbare gesellschaftliche Reputationsprobleme stellte, sondern bei ihm auch in eine veritable Angstneurose mündete. Die Leichenpredigt, die von seinem jungen Amtskollegen Seth-Heinrich Calvisius gehalten wurde, ist durchgängig unter das treffende Motto der „Herrlichkeit derer in denen Augen der Welt geringen Lehrer und Prediger“ gestellt und traktiert nicht nur ausgiebig das Thema der frühchristlichen Märtyrerschaft, sondern vor allem auch die zeitgenössische „Geringhaltung des Predigt-Amts“. Calvisius stilisiert Kindermann denn auch zu einem christlichen Märtyrer, „weil Er als ein Diener und rechter Streiter JESu Christi wieder Fleisch und Blut/ als die ihn täglich bestreitende Feinde/ ritterlich gekämpft/ ja in der Krafft JESu gesieget/ und als ein Exempel des Leidens nach erfahrner viel und grossen Angst die Crone der Ehren auff seinem Sterbe-Bette davon getragen“. ⁵³⁰ Mit solidarischer Geste wird Kindermann im Anhalt an Paulus (Kor. 4, 9-13) als Musterbeispiel christlicher Lebensführung in den Umkreis des hochgreifenden Selbstverständnisses der theologischen Bildungseliten reintegriert, wenn es heißt: „Denn wir sind ein Schauspiel worden der Welt/ und den Engeln und den Menschen. Wir sind Narren um Christus willen/ wir sind stets als ein Fluch der Welt und ein Feg-Opffer aller Leute“. ⁵³¹ Die weiteren Ausführungen der Leichenpredigt lassen jedoch auch jenseits der ideologischen Überformung etwas vom realen Geschehen erahnen. Da ist von der Beschimpfung „treuer Lehrer“ durch „offenbahre Verlästerungen und Verleumdungen“, durch „gar zu grosse Auffdeckung und Vergrösserung der menschl. Fehler/ die sie bißweilen an sich haben“, „durch gar zu freyes judiciren von ihren Predigten“ und durch „Geringhaltung ihrer Person“ ⁵³² die Rede – alles eindeutige Hinweise darauf, dass nicht nur Kindermanns freizügig gelehrte Predigten, sondern auch seine Person selbst in lokalgesellschaftlichen Kreisen anstößig geworden sind. Der Basisdruck aus der Bevölkerung und aus den Reihen der Bildungs- und Funktionseliten war offenbar so groß, dass der in seinem geistlichen Amt hochdekorierte Prediger an Depressionen und Angstneurosen litt, denn Calvisius führte in seiner Leichenpredigt in aller Deutlichkeit aus: „Unserm in GOtt ruhenden Herrn Senior machte der Herr/ der ihn als Diener gesandt hatte/ seinen Dienst oft gar saur/ er ließ ihm erfahren viel und grosse Angst. Er empfand Angst in der Kirchen/ Angst ausser der Kirchen/ Angst ausser demselben. Angst im Hause. Angst von offenbahren Feinden/ Angst von falschen Freunden“. ⁵³³

Alles in allem ist der „Fall“ Balthasar Kindermann ein vorzüglicher Beleg dafür, dass eine habituelle Disposition, die die gesellschaftliche Doppelexistenz von geistlichem und poetischem Amt widerspruchsfrei in sich vereinigte, dennoch zum gesellschaftlichen Stein des Anstoßes werden konnte. Er zeigt auch, dass die evangelische Geistlichkeit Magdeburgs als Teil der städtischen Bildungseliten einem diffizilen und langandauernden Dissoziationsprozess mit stadtbürgerlichen Bevölkerungsschichten unterworfen waren, die sich an einzelnen, auffällig habituierten Personen entladen konnte. Bereits 1679 hatte der Magdeburger Pfarrer Andreas Fabricius indirekt auf solche untergründigen Dissoziationsbewegungen innerhalb der städtischen Gesellschaft aufmerksam gemacht, indem er in einer Leichenpredigt mit Nachdruck feststellte:

„die Welt-Kinder sind keinem Menschen feinder/ als den Schwartz-Mänteln/ denen rechtschaffenen Lehrern und Predigern/ daher kömmts auch/ dass so wenig reiche Leute

⁵³⁰ Seth-Heinrich CALVISIUS, *Die Herrlichkeit derer in denen Augen der Welt geringen Lehrer und Prediger/ Die sie haben In diesem und jenem Leben/ ... bey Christlich solenner Leichen-Bestattung Des ... Hrn. M. Balthasar Kindermanns/ Weiland Hochverdienten Pastoris zu S. Ulrich und Levin, ...*, Magdeburg [1707], Bl. 2r.

⁵³¹ Ebd., S. 14.

⁵³² Ebd., S. 21-24.

⁵³³ Ebd., S. 52f.

ihre Kinder zur Theologi oder Predig-Ampt aufferziehen/ soll ja irgend einer unter denen ein Prediger werden/ so muß es der elendeste und albernst seyn/ die andern müssen zur Welt-Weißheit/ zum Handel und Wandel erzogen werden/ dem Predig-Ampt thuts wohl jener einfältige/ und finden sich auch wohl Leute/ die einen Knaben/ der ein gut Gemüth zur Theologi und Predig-Ampt hat/ gewaltig abrathen/ ja wohl gar erbloß machen wollen

„534
...

Solche Bewegungen innerhalb der lokalgesellschaftlichen Kontexte entfalteten sich offenbar mit der Ausbildung differenzierter kultureller Selbstverständnisse, die auf unterschiedliche ökonomische Basen zurückgreifen konnten. Kindermann versuchte, dem gesellschaftlichen Widerständen zu entgehen, indem er seine individuellen Befindlichkeiten den amtlichen Erfordernissen anpasste, scheiterte dabei jedoch an den Maßgaben seiner eigenen Sozialisierung und habituellen Disposition.

3.4.3.5.2 Das „von Gott mir anvertrawete Talentulum“. Malachias Siebenhaars Tätigkeit in Magdeburg

Als aussagekräftiges strukturelles Merkmal des lokalen literarischen Feldes ist die Tatsache festzuhalten, dass der kleinere Teil der Magdeburger Geistlichen, die ihre universitären Studien in Wittenberg absolvierten und dort auch direkt oder indirekt mit August Buchner in Verbindung gekommen waren, sich später in den Magdeburger Verhältnissen neben ihren Amtsgeschäften auch beständig als Gelegenheitsdichter hervortaten. Dies trifft neben Kindermann, dem mehrfach erwähnten Andreas Fabricius und dem St. Johannis-Pastor Ernst Bake auch für Malachias Siebenhaar zu, der mit einer kurzen Unterbrechung von 1644 bis 1685 in Magdeburg wirkte und zu einem der wichtigsten Förderer lokaler Akkulturationsprozesse avancierte. Er soll im Untersuchungszusammenhang auch deshalb etwas näher betrachtet werden, weil er ähnliche persönliche Dispositionen wie bei Balthasar Kindermann erkennen läßt, die jedoch im lokalgesellschaftlichen Wirkungsfeld zu einer völlig anderen Ausfaltung gesellschaftlicher Befindlichkeiten und zu anderen Regelungen im Umgang mit der eigenen gesellschaftlichen „Doppelexistenz“ führten.

Die frühe Sozialisierung Siebenhaars ist durchaus mit der Kindermanns vergleichbar. Beide stammten aus ärmlichen Verhältnissen und mussten sich ihren Lebensunterhalt und die Mittel für ihre berufliche Ausbildung durch geschicktes Taktieren in den jeweiligen sozialen Zusammenhängen sichern. Auch Siebenhaars Sozialisierung wurde stark durch die Kriegserfahrungen geprägt: 1616 im böhmischen Creibitz (Chřibská) als Sohn eines evangelischen Pfarrers geboren, musste er mit seiner Familie früh vor kriegesischen Auseinandersetzungen nach Bautzen emigrieren. Hier besuchte er zwar die Schule, floh jedoch als Frühwaise vor der Pest und plündenden kaiserlichen Truppen ins sächsische Leipzig und gelangte über Wittenberg nach Zerbst, wo er – durch Gönner unterstützt – das Gymnasium absolvierte. 1637 bis 1641 studierte Siebenhaar evangelische Theologie an der Universität Wittenberg, wo er nicht nur Vorlesungen August Buchners hörte, sondern auch den drei Jahre jüngeren Philipp von Zesen kennen lernte, mit dem ihn eine lebenslange und für seine Persönlichkeitsbildung wichtige Freundschaft verbinden sollte. 1641 erhielt Siebenhaar eine erste Anstellung als Konrektor und Kantor im altmärkischen Tangermünde. Von dort wurde er 1644 als Kantor und Schulkollege an das Altstädtische Gymnasium in Magdeburg berufen. 1651 nahm er eine besser dotierte Stellung als Pfarrer im sächsischen Nischwitz an, von wo er 1656 erneut nach Magdeburg auf die Diakonstelle an der neu eröffneten Kirche

⁵³⁴ Andreas FABRICIUS, *Jesus! Schwartz müheſeliges doch Himmel- und Sternen-glänzendes Priesterliches Ehren-Kleid ...*, Magdeburg [1680], S. 51f.

St. Ulrich und Levin berufen wurde, die er bis zu seinem Tode 1685 inne hatte. Zu seine pastoralen Amtskollegen gehörten während dieser Zeit Johann Böttiger (1656-72) und Balthasar Kindermann (1672-85).

Unter schwierigen institutionellen Bedingungen⁵³⁵ oblag Siebenhaar in Magdeburg neben der Beförderung des Schulunterrichtes die Wiederbelebung des auch stadtdienstlich vernachlässigten Kantorenamtes.⁵³⁶ Siebenhaar trug durch sein Wirken in der Elbestadt wesentlich zur Neubelebung des gesamten städtischen Musikwesens nach 1631 bei, wobei seine Kompositionen sich ganz und gar dem lokalen Gelegenheitsmanagement zuordnen lassen. Unter seinen musikalischen Werken, die er im Rahmen städtischer Aufgaben als Kantor und Pfarrgeistlicher komponierte, ragen vor allem seine mehrstimmigen, doppelchörigen Motettenkompositionen in Hammerschmidtscher Konzertmanier hervor. Sie lassen im Ganzen eine „routinierte, aber ausdrucksarme und schematische Anwendung der alten Chor-technik“⁵³⁷ erkennen, sind aber kompositionstechnisch „mit sicherer Hand entworfen, ohne viel Kunst zwar, doch mit natürlichem Sinn für Klangwirkungen“⁵³⁸ versehen. Ihre kompositorische Ausführung darf deshalb vornehmlich als Produkt lokaler Bedürfnislagen und aufführungstechnischer Möglichkeiten angesehen werden. Zweifellos versuchte Siebenhaar, im Rahmen seines institutionalisierten Wirkens in Magdeburg an ältere Magdeburger Musiktraditionen vor 1631 anzuknüpfen, um deren vormaligen Status quo – gesetzt etwa durch den Kantor Heinrich Grimm – wieder annähernd zu erreichen. Zudem reagierte er auch auf vorhandene Bedürfnislagen der kulturellen Praxis, die sich durch den Gebrauch etablierter stilistischer Mittel besser bewältigen ließen. Schließlich musste die enge Bindung seiner kompositorischen Engagements an die lokale Praxis auch die Verfügbarkeit von qualifizierten Ausführenden berücksichtigen. Aus Siebenhaars früher Magdeburger Zeit (1644-51) sind nur wenige Arbeiten überliefert. Zu ihnen gehört eine Motette zu zwei vierstimmigen Chören, die er 1644 unter dem Titel *Clangor tubae Sionis Magdeburgicae* zur Einweihung einer hölzernen Behelfskirche in der Ruine der Johanniskirche verfasste.⁵³⁹ Aus dem Jahr 1650 ist eine fünfstimmige Vokalkomposition überliefert,⁵⁴⁰ die genuine Bezüge zur religiösen Verwindungspraxis vor Ort aufweist und die mentalen Befindlichkeiten und Bedürfnisse der Magdeburger Bürger nach der Zerstörung 1631 widerspiegelt. Zudem stand Siebenhaar während dieser Zeit in engerer Verbindung mit den Magdeburger Domorganisten, u.a. zu Albert Hekenberg und Georg Weber, die als Restitutoren einer eigenen „Magdeburger Liederschule“⁵⁴¹ apostrophiert werden können.

Seine eigentliche lokalgesellschaftliche Wirksamkeit als Komponist entfaltete Siebenhaar nach seinem Nischwitzer Intermezzo und seiner 1656 erfolgten Rückkehr nach Magdeburg. Durch die Übernahme des Diakonats an St. Ulrich und Levin war er des Kantorenamtes überhoben und konnte auf diese Weise seine musikalischen Neigungen freier in das kulturelle Leben der Stadt einbringen. Seine Kompositionen entstanden in der Regel anlassgebunden zu Hochzeiten, Geburtstagen und Begräbnissen und zeigen die feste Einbindung der musikalischen Tätigkeiten Siebenhaars in die stadtkulturellen Praxen und das örtliche kulturelle Gelegenheitsmanagement. Die überlieferten Kompositionen – für die Jahre 1659 bis 1667 liegen insgesamt sieben Stücke vor – wurden vokalistisch und instrumental deutlich umfangreicher ausgestattet und weisen darin auf eine bereits um 1660 wieder mit erweiterten aufführungstechnischen Möglichkeiten versehene Musikpraxis in Magdeburg hin. So verfügt z.B. Sieben-

⁵³⁵ Vgl. dazu Kap. 3.3.3.

⁵³⁶ Zu den Zuständen um 1645 vgl. HERTEL/ HÜLSSE, *Hoffmann's Geschichte der Stadt Magdeburg*, Bd. 2 (1885), S. 325-327; ENGELKE, *Malachias Siebenhaar* (1913), S. 91f. und RIEMER, *Musik und Musiker in Magdeburg* (1937), S. 35f.

⁵³⁷ RIEMER, *Musik und Musiker in Magdeburg* (1937), S. 36.

⁵³⁸ ENGELKE, *Malachias Siebenhaar* (1913), S. 95.

⁵³⁹ Zum Verbleib des Autographen, der sich bis 1945 in der Magdeburger Stadtbibliothek befand, vgl. REIPSCH, *Magdeburger Kantoren in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges* (1998), S. 108.

⁵⁴⁰ Malachias SIEBENHAAR, *Hertzliche Verwunderung der gläubigen Seelen Über der sonder- und wunderbaren Geburt des wunderbaren Gött- und Jungfrewlichen Sohns Jesu Christi/ unsers allerliebsten/ trewest- und trauesten Erlösers. Der Jungfräwlichen Stadt und Vestung Magdeburg Mit inniglicher Freude und Andacht/ in einem Fünff-Stimmigen Gesängelein/ zubeschawen vorgestellt ...*, Magdeburg 1650.

⁵⁴¹ Erich VALENTIN, *Magdeburg* (1986), S. 1477.

haars *Himmel-Steigendes Danck-Opffer* (Magdeburg 1665) – eine zehnstimmige doppelchörige Motettenkomposition – über einen dreistimmigen Favoritchor aus Vokalsolisten und einen siebenstimmigen Kapellchor, der durch Basso continuo, Trompeten und Heerpauken verstärkt wurde und im Ganzen durch den variablen Wechsel der unterschiedlich besetzten Vokalparts, flächige und verwobene Satzstrukturen, groß- und kleinbesetzte Passagen, Streicher und Trompeten einen mannigfaltigen musikalischen Ausdruck ermöglichten.⁵⁴² Die deutlich erhöhten Anforderungen an die musikalische Aufführungspraxis in Magdeburg wurden wahrscheinlich durch die in den 1660er Jahren restituierte Stadtmusik abgedeckt.

In Siebenhaars musikalischem Engagement in Magdeburg kündigte sich jedoch nicht erst nach 1656 eine – durch seinen beruflichen Aufstieg geförderte – differenzierte musikkünstlerische Praxis an, die in signifikanter Weise über den lokalgesellschaftlichen Zusammenhang hinausreichte. Angeregt durch seine Beziehung zu Philipp von Zesen betätigte sich Siebenhaar bereits um 1650 auch als Komponist weltlicher Lieder und leistete hierin Bedeutendes. Zweifellos war Siebenhaar seinen persönlichen musikalischen Interessenlagen nach weniger ein Kantor alten Zuschnittes, als ein Liederdichter, der seine freien musikalischen Potenzen in aktuelleren zeitgenössischen Bezügen gewinnbringender, weil ungebundener zum Einsatz bringen konnte. Zesen regte Siebenhaar wiederholt zu Liedkompositionen an, von denen erste Kostproben in Zesens frühe Lyriksammlung *Dichterische Jugend-Flammen/ in etlichen Lob- Lust- und Liebes-Liedern zu lichte gebracht* (Hamburg 1651) Eingang fanden.⁵⁴³ Die Beschäftigung mit Lob-, Lust- und Liebesliedern zeigt dabei nicht einen gänzlich anderen thematischen Schwerpunkt im Schaffen Siebenhaars an. Seine weltlichen, vornehmlich in den häuslich-geselligen Bereich gehörenden Generalbasslieder, setzten vor allem die Forderung nach musikalischer Schlichtheit um, die sie in die Nähe der Monodisten der „Hamburger Liederschule“ rückten. Zesens frühe Sammlung vereinigte denn auch die Siebenhaarschen Kompositionen mit denen Johann Schops d. Ä., Peter Meiers, Johann Langes und Heinrich Alberts.

Siebenhaars Zusammenarbeit mit Zesen folgten den Konjunktionen der Anwesenheit des Priorauer Dichters in Nord- und Mitteldeutschland. Nach einer längeren Pause von knapp fünfzehn Jahren erneuerte sich der musikalische Arbeitskontakt zwischen Siebenhaar und Zesen erst wieder, nachdem dieser 1667 nach längerer Abwesenheit von Amsterdam nach Hamburg zurückgekehrt war. Liedvertonungen Siebenhaars gingen sowohl in Zesens *Die schöne Hamburgerin* (Hamburg 1668) als auch in *Die Reinweisse Hertzogin* (Hamburg 1668) ein,⁵⁴⁴ an denen auch Matthias Weckmann beteiligt war. Für Zesens umfangreiche Liedersammlung *Dichterisches Rosen- und Liljen-Thal* (Hamburg 1670) steuerte Siebenhaar neben Peter Meier, Matthias Weckmann und dem Hamburger Ratsmusiker Dietrich Becker im Ganzen 26 eigene Kompositionen bei – knapp ein Fünftel aller Liedvertonungen des Bandes.⁵⁴⁵ Auch diese Arbeiten Siebenhaars waren einem einfachen und schnörkellosen Kompositionsstil verpflichtet, boten aber in ihrer Ausführung als „leichter Stimmensatz“⁵⁴⁶ dennoch zahlreiche individuelle Melodisierungen, die sich den metrischen und rhythmischen Herausforderungen der Zesensschen Texte zu stellen und diese adäquat zu begleiten suchten.⁵⁴⁷ Trotz der formalen Kompliziertheit der Zesenschen Lyrik durch die praktizierte freie Mischung der Versmaße und das Aufgreifen holländischer Anregungen sind vielen Liedern Melodien mit Generalbass beigegeben. Zweifelfrei suchten Siebenhaars Kompositionen den poetologischen Grundanliegen Zesens nachzuspüren und ihnen im Dienst einer modernen deutschen Literatursprache illustrierend und unterstützend zuzuarbeiten. Die starke Affizierung Siebenhaars durch das evangelische Kirchenlied und die Neigung des Magdeburger Komponisten zu

⁵⁴² Vgl. dazu REIPSCH, *Magdeburger Kantoren in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges* (1998), S. 108.

⁵⁴³ Neudruck in Philipp von ZESEN, *Sämtliche Werke*, Bd. 1/1 (ed. Van Ingen), Berlin, New York 1980, S. 259-389.

⁵⁴⁴ Neudrucke in Philipp von ZESEN, *Sämtliche Werke*, Bd. 1/2 (ed. Van Ingen), Berlin, New York 1993, S. 223-281.

⁵⁴⁵ Neudruck in Philipp von ZESEN, *Sämtliche Werke*, Bd. 2 (ed. Van Ingen), Berlin, New York 1984.

⁵⁴⁶ Ebd., S. 16.

⁵⁴⁷ Vgl. dazu VETTER, *Das frühdeutsche Lied* (1928), S. 269-284.

Entkomplizierung und Symmetrie der Melodieführung⁵⁴⁸ kam dieser Absicht jedoch nur mit verhaltenen Innovationspotentialen nach. Von der radikalen Schlichtheit des Stimmensatzes der Hamburger Liederschule wich Siebenhaar erst später ab, als er bei den Liedvertonungen von Zesens *Lehr-Gesängen von Kristus Nachfolge und Verachtung aller eitelkeiten der Welt* (Nürnberg 1675) die Bass- und Melodiestimme um eine dritte, instrumentale Stimme (Sologeige) erweiterte.⁵⁴⁹ Es darf in diesem Zusammenhang sicher angenommen werden, dass Siebenhaar im Auftrag oder mit Billigung Zesens auch die Drucklegung des Werkes durch die Magdeburger Offizin von Johann Daniel Müller für den Nürnberger Verleger Johann Hofmann vermittelt hat.

Dass die langjährige Verbindung zwischen Zesen und Siebenhaar von wechselseitiger Wertschätzung begleitet war, geht aus der Vorrede Zesens zum *Dichterischen Rosen- und Liljen-Thal* sowie aus einem neunstrophigen Gedicht hervor, das Siebenhaar dieser Sammlung beigegeben hat. Darin widmet dieser sein Verse dem „alten/ und einiggeliebtem Hertzens freunde/ dem HochEdlen Herrn von Zesen“.⁵⁵⁰ Zesen selbst äußerte sich über Siebenhaar in überschwenglicher Weise: „Diese liebe Man ist nicht allein ein getreuer Aaron / und Seelsorger seiner anvertrauten Gemeine zu Magdeburg; sondern auch ein fürtreflicher Assaf / und Meistersänger: dessen geschikligkeit der kunstliebenden Welt sich schon förlängst beliebt gemacht“.⁵⁵¹ In der Rede von „Seelsorger“ und „Meistersänger“ findet sich wiederum jene spannungsreiche Doppelexistenz angedeutet, die im 17. Jahrhundert ein grundsätzliches Problemfeld poetischer Befindlichkeiten innerhalb lokalgesellschaftlicher Kontexte darstellte und die auch Siebenhaar in Magdeburg Zeit seines Lebens begleitet hat. Anders als bei Balthasar Kindermann führte die Doppelexistenz Siebenhaars jedoch nicht zur gesellschaftlichen Konflikten. Siebenhaar, der wie Kindermann in lokalgesellschaftlichen Zusammenhängen spätestens seit 1649 auch regelmäßig als Gelegenheitsdichter in Erscheinung trat, nutzte vielmehr das gesellschaftlich unverfängliche musikalische Aktionsfeld und die beruflichen Freiräume seiner Magdeburger Subsistenz, um sich neue und eigenwillige Handlungsräume für das „von Gott mir anvertrawete Talentum“⁵⁵² zu erschließen. Dass es sich dabei auch in Siebenhaars Auffassung durchaus um potentielle lokalgesellschaftlich Subversionen handelte, geht aus dessen strikter Trennung von geistlichem Amt und weltlichem Kulturengagement, von lokalgesellschaftlicher Verpflichtung und freier musikalischer und poetischer Betätigung hervor. Soweit die aktuelle Überlieferungslage ein Urteil zulässt, hat Siebenhaar keine seiner weltlichen Liedkompositionen, die er für Zesen und andere Personen seiner näheren Umgebung anfertigte, in Magdeburg publiziert oder in die lokalgesellschaftliche Öffentlichkeit eingebracht. Diese genau beobachtete Trennung zwischen dem „Seelsorger“ und dem „Meistersänger“ scheint ein Garant dafür gewesen zu sein, dass Siebenhaar noch einen Schritt weiter gehen und nicht nur musikalische, sondern auch poetische Ambitionen entwickeln konnte, die weit über Magdeburg hinausführten.

3.4.3.6 Überregionale Netzwerke als intelligible Entfaltungsräume

Siebenhaar erneuerte 1667 nicht nur seine freundschaftlichen Beziehungen zu Philipp von Zesen, um sie in eine fruchtbare musikalisch-poetische Zusammenarbeit einmünden zu lassen. Zesen selbst war bestrebt, den Magdeburger Prediger und Komponisten enger in seinen Wirkungskreis einzubinden. Unter dem Namen „Der Siebenfältige“ wurde Siebenhaar am 1. Mai 1667 als 64. Mitglied in Zesens

⁵⁴⁸ Ebd., S. 281f.

⁵⁴⁹ Vgl. den Neudruck in Philipp von ZESEN, *Sämtliche Werke*, Bd. 1/2 (ed. Van Ingen), Berlin, New York 1993, S. 283-368.

⁵⁵⁰ Ebd., S. 17.

⁵⁵¹ Ebd., S. 9f.

⁵⁵² Brief Siebenhaars an den Magdeburger Bürgermeister Georg Kühlewein vom 15. März 1651, zitiert nach ENGELKE, *Malachias Siebenhaar* (1913), S. 98.

Deutschgesinnte Genossenschaft aufgenommen.⁵⁵³ Gleichzeitig machte Zesen von seinem frisch erworbenen Recht eines kaiserlichen Hofpfalzgrafen⁵⁵⁴ Gebrauch und ernannte Siebenhaar bei dieser Gelegenheit zum kaiserlich gekrönten Poeten.⁵⁵⁵ Es muss als Zeichen der Wertschätzung angesehen werden, dass Zesen seinem Magdeburger Freund auch innerhalb der Sprachgesellschaft besondere Aufgaben zugedacht hatte. Siebenhaar fungierte als Zunftmeister und Vorsitzender des „Achten Zunftsitzes“ der Rosenzunft und als „Schreinhalter durch den Magdeburg- Lüneburg- und Brunschweigischen Kreis“.⁵⁵⁶ In diesem Sinne unterzeichnete Siebenhaar auch sein oben erwähntes Widmungsgedicht an Zesen im *Dichterischen Rosen- und Liljen-Thal* (Hamburg 1670).

Es ist sicher anzunehmen, dass Malachias Siebenhaar nach 1667 als „Schreinhalter“ der *Deutschgesinnten Genossenschaft* im Sinne Zesens gewirkt, gemäß den niedergelegten Zunftsatzungen⁵⁵⁷ aktiv zur Vermehrung der Sozietät beigetragen und das vornehmliche Ziel der Sozietät, die „erhaltung/ fortpflanzung/ und volkommene auswürkung der reinigkeit unserer edlen Hochdeutschen Sprache“⁵⁵⁸ mit seinen eigenen Mitteln befördert hat. In der Tat kommt Siebenhaar ein erheblicher Anteil an der Bildung von regionalen Netzwerken auf der Basis gemeinsamer poetischer Interessen zu, die ganz der dezentralen personellen Strukturierung der Gesellschaft entsprachen.⁵⁵⁹ Hinweise auf das regionale organisatorische Wirken Siebenhaars lassen sich den Mitgliederlisten der Sozietät entnehmen. Dabei fällt zunächst auf, dass nachweislich in Magdeburg ansässige Mitglieder zwischen 1668 und 1677 in die *Deutschgesinnte Genossenschaft* aufgenommen wurden. Dies trifft auf folgende Personen zu: Pascha Thomas (Der Kühle), Ratmann der Altstadt Magdeburg, aufgenommen 1668; Nicolaus Krause (Der Scheidende), aufgenommen 1668; Heinrich Böhmer (Der Leitende), Prediger in Magdeburg, aufgenommen 1670; Valentin Caspar Rupitz (Der Labende), Stadtphysikus in Magdeburg, aufgenommen nach 1670; Georg von Schöbel und Rosenfeld (Der Fröhliche), Domstiftsherr zu Magdeburg, aufgenommen um 1674 und Andreas Fabricius (Der Duldende), Pfarrer an St. Johannis Magdeburg, aufgenommen 1677. Für die Aufnahmeregularien kam nur Siebenhaar in Frage, der sicher als Werber und erster Ansprechpartner für Interessenten fungierte. Von den Genannten traten nur Thomas und Fabricius als Gelegenheitsdichter in Erscheinung. Es ist anzunehmen, dass die übrigen Personen sich der Deutschgesinnten Genossenschaft in idealistischer Hinsicht verbunden fühlten und eher auf eine korporative Wiederherstellung altdeutscher Tugenden als auf ein eigenes sprachpflegendes Engagement setzten. Einerseits kam einem solchen Anliegen auch die soziale Strukturierung der *Deutschgesinnten Genossenschaft* als einer Vereinigung von Bildungs- und Funktionseliten mit nur geringem Anteil von Adeligen (13,5 %) entgegen.⁵⁶⁰ Andererseits bildeten die liberalen Satzungen der Sozietät mit ihrem Augenmerk auf „brüderliche unzerbrüchliche Freundschaft“⁵⁶¹ und den wechselseitigen Beistand bei Auseinandersetzungen in der literarischen Öffentlichkeit eine brauchbare Projektionsplattform für gebildete lokalgesellschaftliche Bedürfnislagen. Siebenhaar hat in Magdeburg entsprechende Interessen gefördert, mobilisiert und in einem Netzwerk verknüpft, das eindeutig außerhalb der stadtgese-

⁵⁵³ Zu Zwecken und Zielen der Deutschgesinnten Genossenschaft vgl. SCHULTZ, *Bestrebungen der Sprachgesellschaften* (1888), S. 95-104; DISSEL, *Philipp von Zesen und die Deutschgesinnte Genossenschaft* (1890); OTTO, *Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts* (1972), S. 33-42.

⁵⁵⁴ Zu den rechtlich-formalen Implikationen der kaiserlichen Dichterkrönung vgl. VERWEYEN, *Dichterkrönung* (1979).

⁵⁵⁵ Vgl. dazu die Gratulationsschrift *Frohlokkende Glückwünsche/ dem Edlen/ [...] Herrn Malachias Siebenhaaren/ beider Kirche des h. Ulrichs und Levis zu Magdeburg hochverdientem treueiferigem Seelsorgern/ u.a.m. als Derselbe vom ... Herrn Filip von Zesen/ ... Deutschgesinnten Genossenschaft/ und Edeler Neunständigen Hänseschaft/ unter dem Nahmen des Wohlsetzenden/ Färtigen/ und Deutschholdes/ Mitglieder ... im 1667 jahre/ am ersten tage des Mei- oder Rosenmohndes/ mir der Dichterischen Lorbeerkrone/ Zusamt dem Zünftlichen Rosenkrantze/ und dem Nahmen des Siebenfältigen/ in der Deutschgesinnten Genossenschaft Rosen-zunft ... verordnet ward [...]*, Hamburg 1667. Die Angaben bei OTTO, *Soziologisches zu den Sprachgesellschaften* (1978), S. 156 sind nicht korrekt.

⁵⁵⁶ Philipp von ZESEN, *Sämtliche Werke*, Bd. 12 (ed. Otto), Berlin, New York 1985, S. 323.

⁵⁵⁷ Die Zunftsatzungen sind abgedruckt in Philipp von ZESEN, *Sämtliche Werke*, Bd. 12 (ed. Otto), Berlin, New York 1985, S. 206-210.

⁵⁵⁸ Ebd., S. 210.

⁵⁵⁹ Vgl. OTTO, *Soziologisches zu den Sprachgesellschaften* (1978), S. 156.

⁵⁶⁰ Ebd., S. 151f.

⁵⁶¹ Philipp von ZESEN, *Sämtliche Werke*, Bd. 12 (ed. Otto), Berlin, New York 1985, S. 209.

chen Strukturen angesiedelt war. Die Mobilisierung von Magdeburger Bildungs- und Funktionselitären für ein sprachgesellschaftliches Engagement umfasste in erster Linie eine Entgrenzung der lokalen Kommunikation in Richtung auf eine *Societas litteraria* und musste in diesem Sinne aus unterschiedlichsten Gründen nicht mit Anreizen zur eigenen poetischen Produktivität verbunden werden.

Dennoch lassen sich auch Rückwirkungen aus der sprachsoziären Sphäre in den lokalgesellschaftlichen Kontexten registrieren. Andreas Fabricius, der zuvor bereits Mitglied des *Elbschwanenordens* (Theander) und des *Pegnesischen Blumenordens* (Ferrando III) geworden war, erhielt mit dem Beitritt zur *Deutschgesinnten Genossenschaft* 1677 auch die Zesensche Ernennung zum Kaiserlich Gekrönten Poeten.⁵⁶² Der Magdeburger Pfarrer verband die reputativen Potenzen dieses Titels ganz offensiv mit seinen beruflichen Ambitionen und unterzeichnete selbst Leichenpredigten mit „M. Andrea Fabricio, P. L. C. Archi-Diacono und ältisten Johanniter-Prediger“.⁵⁶³ Darüber hinaus läßt sich bei Fabricius eine offensive Transferierung poetischer Mittel in den Bereich der Leichenpredigten nachweisen. Seine 1677 gehaltene Predigt auf Anna Sophia Reine, die Ehefrau des Magdeburger Arztes Johann Moritz Reine,⁵⁶⁴ bedient sich nicht nur des Vornamens der Verstorbenen als eines Akrostichons, um die Predigt im Ganzen zu gliedern, sondern integriert zudem eigene anlassgebundene Gedichte in das Predigtkorpus. Fabricius nutzt die poetischen Produktionen „dieser meiner geringen Wundsch-Arth“,⁵⁶⁵ um sie als „verbum aptum & emphaticum“⁵⁶⁶ in den Predigtzusammenhang einzuführen und dort als zusätzliche Instrumente der christlichen Überwindungsethik in Erinnerung an die permanente „Creutz-Schule“⁵⁶⁷ einzusetzen.

Die produktive Netzwerkbildung Siebenhaars griff jedoch auch über den städtischen Wirkungskreis hinaus. Insbesondere für drei Personen aus der näheren Umgebung Magdeburgs läßt sich erhärten, dass sie durch Siebenhaar für die *Deutschgesinnte Genossenschaft* gewonnen wurden. Auch hier ergibt sich ein Aufnahmekorridor zwischen 1668 und 1680, aus dem hervorgeht, dass nach Siebenhaars Tod 1685 keine Personen aus der näheren oder weiteren Region um Magdeburg in die „Rauten-Zunft“ der Zesenschen Sozietät aufgenommen wurden.⁵⁶⁸ Hier kommen vor allem Conrad Heinrich Viebing (Der Hurtige), Pfarrer in Nauendorf und Ummendorf bei Magdeburg, aufgenommen 1668; Georg Hunold (Der Neunfältige), Pfarrer in Tangermünde, aufgenommen 1670 und Balthasar Hartranfft (Der Löbliche), Pfarrer in Barby bei Schönebeck, aufgenommen um 1673, in den Blick. Viebing wurde 1677, neun Jahre nach seinem Beitritt zur Sozietät, durch Zesen auch zum Kaiserlich Gekrönten Poeten ernannt. Sowohl die Sammlung mit Gratulationsgedichten⁵⁶⁹ (u.a. mit Beiträgen von Zesen und Siebenhaar) zur Aufnahme Viebings in die *Deutschgesinnte Genossenschaft* als auch das Carmen Gratulatorium Zesens⁵⁷⁰ zu dessen Dichterkrönung wurden in Magdeburg gedruckt und legen eine entsprechende Ver-

⁵⁶² Vgl. Malachias SIEBENHAAR, *Erfreuliches Glück zu! Alß/ auß Röm. Käyserl. Majestät Allernädigst ertheilten Freyheit ... Herr M. Andreas Fabricius Der Johanniter Kirchen in Magdeburg hochverdienter Archi-Diaconus und ältester Prediger/ wie auch hochansehnliches Mitglied des hochlöblichen SchwanenOrdens Theander benahmet/ zum Edlen Poeten gekröhnet und mit einem sonderlichen schriftmäßigen Wapen beehret ward ...*, Wittenberg 1677.

⁵⁶³ Andreas FABRICIUS, *Jesus! Schwartz müheeliges doch Himmel- und Sternen-glänzendes Priesterliches Ehren-Kleid ...*, Magdeburg [1680], Titelblatt.

⁵⁶⁴ Andreas FABRICIUS, *Jesus Auffrichtiger/ Nützlicher/ Nachdenkender/ Auffmerckender/ Sanftmütiger/ Ober/ Preißwehrter/ Hertzhafter/ Jnnig-schreiender und Allzeit weiß bleibender Hirsch ...*, Magdeburg [1677].

⁵⁶⁵ Ebd., Bl. A2r.

⁵⁶⁶ Ebd., Bl. C3v.

⁵⁶⁷ Ebd., Bl. D4v.

⁵⁶⁸ Vgl. OTTO, *Zu Zesens Zünften* (1972).

⁵⁶⁹ [Sammelwerk] *Lobschallendes Ehrengedöhne/ aus dem Helikonischen Rosengefilde/ als von Dem [...] Herrn Filip von Zesen/ Röm. Kais. Maj. HofGrafen/ Rittern/ u.a.m. der Hochpreiswürdigsten Deutschgesinten Genossenschaft Hochfürstlichem Oberhaupte/ Dem Färtig-Wohlsetzenden/ Der Wohlehrwürdige/ Grosachtbare/ Wohlgelehrte und Sinreiche Herr/ Herr Konrad Heinrich Viebing/ [...] zu Ummendorf/ u.a.m. zum immerwährenden Tugendlohne/ unter dem wohlverdienten Ehrennahmen Des Hurtigen/ Der Hochgemelten Deutschgesinten Genossenschaft Erster/ oder Rosenzunft/ am 25 des Heiligmochn. im 1668sten jahre nach der Heilgebuhrt/ einverleibet ward/ ...*, Magdeburg 1669.

⁵⁷⁰ Philipp von ZESEN: *Die Hurtige DichtKunst kröhnete und und belehnete mit dem Rechte so wohl/ als Krantzte der Dicht-Meister ... im Hurtigen/ der Edlen Deutschgesinten Mitglieder ... Herrn Konraht Heinrich Viebingen/ der freien Künste Meistern/ treueiferigen Seelsorgern der Gemeine Gottes zu Ummendorf/ u.a.m. durch folgenden Reimzeilen Der Färtig-Wohlsetzende*, [Magdeburg, 1677].

mittlung sowie ein finanzielles Engagement Siebenhaars als „Schreinhalter“ nahe. Auch für Georg Hunold liegen Drucke vor, die eine engere Verbindung des Tangermünder Pastors mit Siebenhaar in Magdeburg bestätigen. Es handelt sich zum einen um ein an Siebenhaar in Magdeburg gerichtetes Glückwunschgedicht Hunolds „pro felicissimô novi Anni auspiciô“ aus dem Jahr 1671,⁵⁷¹ das kurz nach Aufnahme Hunolds in die Sozietät entstanden ist. Zum anderen fällt eine kleinere Dichtung Hunolds aus dem gleichen Jahr ins Auge, zu der Siebenhaar eine eigene Liedkomposition beisteuerte.⁵⁷² In den auswärtigen Verbindungen Siebenhaars überwog offenkundig das literarische Produktionsprinzip, denn sowohl Hunold⁵⁷³ als auch Hartranfft⁵⁷⁴ waren zuvor mit kleineren poetischen Arbeiten ans Licht getreten, die aus ihrer seelsorgerlichen Praxis erwachsen waren. Solche Arbeiten wurden nicht nur als poetische Fingerübungen, sondern als zusätzliche Erweckungsmittel in der religiösen Praxis betrachtet. Friedrich Günther Reineck – ein Pfarramtskollege Hartranffts in Barby bei Schönebeck – verdeutlicht darauf hin in der Vorrede zu seiner *Kurtzen Sonn- und Fest-Täglichen Andacht*, er habe – angeregt durch das Vorbild Hartranffts – „ursach genommen/ nicht allein mich in der lobwürdigen Deutschen Poësi zu üben und zu erlustigen/ sondern zugleich mir/ und meinen domahligen Zuhörern ... so wol auch andern/ die es belieben möchten/ kurtze Sonn- und Festtags-Andacht auß den verordneten Evangeliiis/ zu erwecken“.⁵⁷⁵ Viebing wiederum suchte nach seiner Dichterkrönung als einer der Wenigen auch das sprachreformerische Werk Zesens aufzunehmen. Seine in Ummendorf bei Magdeburg entstandenen größeren Arbeiten – einerseits die *Geistliche Schäferei*⁵⁷⁶, andererseits der *Geistliche Zeitvertreiber*⁵⁷⁷ – bieten dem Rezipienten in einer Mischung aus Prosa und Poesie christlich durchsinterter und endbereinigte Variationen auf die zeitgenössische Schäferliteratur, die trotz des transzendierenden Sujets auch regionale Anklänge nicht vermissen lassen. Im Ganzen zeichnen sich hier allenfalls vage Fluchtorte einer in gesellschaftlichen Definitionsmustern gebundenen Einbildungskraft ab, bei der die religiös-sittliche Bändigung der Affekte und Leidenschaften einen zentralen Punkt auktorieller Selbstbefindlichkeit bildet.

Auch Siebenhaar nutzte das sprachgesellschaftliche Kommunikationsnetzwerk konsequent als Entäußerungsmöglichkeit für jene poetischen und musikalischen Tonalitäten, die im stadtgesellschaftlichen Zusammenhängen keine Realisierungs- und Anwendungschancen fanden. So sind einzelne Liedkompositionen Siebenhaars auch in poetischen Gratulationskuren an Gesellschaftsmitglieder zu entdecken, z.B. für Conrad Heinrich Viebing⁵⁷⁸ und Johann Friedrich Scharf.⁵⁷⁹ Das Beschenken verschiede-

⁵⁷¹ Georg HUNOLD, *Viro Plurimum Reverendo, eiq; edecumata Pietatis juxtim ac Eruditionis laude Clarissimo Dn. Malachiae Siebenhaaren/ Ecclesiastæ ad Div. Ulrici & Levini apud Magdeburgenses insigniter merito ...*, Magdeburg 1671.

⁵⁷² Georg HUNOLD, *Ein Christlicher Gesang/ Den eine gläubige Seele nützlich gebrauchen kan/ wenn Sie unter der Creutz-Last von ihren Feinden verhönet wird*, Magdeburg 1671.

⁵⁷³ Georg HUNOLD, *Der Apostolische Glaube/ In kurtze Reime abgefasst/ und nebenst einer Melodey sampt etlichen Lateinischen Anmerkungen zum Druck befodert ...*, Magdeburg 1667.

⁵⁷⁴ Balthasar HARTRANFFT, *Summarischer Beschluß Derer vorm Jahr Über die Fest- und Sontags Epistel gehaltenen Predigten. Da der inhalt einer jeden Epistels/Lection/ nebenst einem Andächtigen Seufftzer in Acht Dactylische Verse kurtz zusammen gezogen ...*, Zerbst 1645 und: *SchlußGlocklein/ Andenen über den Catechismus Lutheri biß anhero gehaltenen Predigten. Da der inhalt eines jeglichen erklärten Textes/ nebenst einem Andächtigen Gebetlein/ in vier Alexandrinische Verse verfasset/ und gleichsam ins hertze hinein geklungen wird*, [Zerbst] 1645.

⁵⁷⁵ Friedrich Günther REINECK, *Kurtze Sonn- und Fest-Tägliche Andacht über die gewöhnlichen Evangelia ...*, Magdeburg 1662.

⁵⁷⁶ Conrad Heinrich VIEBING, *Der Unvergleichlichen/ Wunderschönen aller Tugend Vollenkommensten Weisemunden Lebens- und Leidens-Geschicht. In einer Geistlichen Schäferei Voller Geist- und Geheimnis-Reichen Lieder und Anmerkungen Unter dem Preißwürdigen Hochdeutschen Helikon Im Rosen- Liljen- und Negelchen Tahle Andächtig betrachtet/ und einfältig besungen*, Helmstädt 1680.

⁵⁷⁷ Conrad Heinrich VIEBING, *Geistlicher Zeitvertreiber In zwei hundert und fünfzig Heiligen Gedanken. In dem Saronischen Rosen-Garten Wo unser getreuester Seelen-Freund weidet gesamlet und Zum nützlichem Gebrauche Nebst einem nützlichen Register An die Sonne gestellt*, Frankfurt/Main, Leipzig, Helmstädt 1688.

⁵⁷⁸ [Sammelwerk] *Lobschallendes Ehrengetöhr/ aus dem Helikonischen Rosengefilde/ als von Dem [...] Herrn Filip von Zesen[...] Der Wohlehrwürdige/ Grosachtbare/ Wohlgelehrte und Sinreiche Herr/ Herr Konrad Heinrich Viebing/ [...] zu Ummendorf/ [...] Der Hochgemelten Deutschgesinten Genossenschaft Erster/ oder Rosenzunft/ am 25 des Heiligmohn. im 1668sten jahre nach der Heilgebuhrt/ einverleibet ward/ ...*, Magdeburg 1669, Bl. A1v.

⁵⁷⁹ Malachias SIEBENHAAR, *Scharffer Nägeleins-Geruch/ Welchen im Helikonischen Gefilde empfunden Der ... Herr Johann Friedrich Scharf/ [...] Alß derselbe am 20. des Heumohns/ im 1677. Jahre ... Von dem ... Herrn Filip von Zesen/ [...] der Hochpreißwürdigsten Deutschgesinten Genossenschaft Ruhmwürdigsten Uhrheber und Oberhaupt/ In hochgemeldte Genossenschaft eingenommen ...*, Wittenberg 1677, Bl. A1v.

ner Realitäten erlaubte gerade im Blick auf die Musik ein konstruktives Abwägen der Ausdrucksmittel und Formfindungen, die dem individuellen künstlerischen Vermögen größere Spielräume eröffnete und Nischenbildungen innerhalb des städtischen Sozialgefüges beförderten. Aber auch die freieren Gelegenheitsgedichte lokaler Provenienz verlassen nirgends den Rahmen christlicher Sittlichkeit, so dass die kreativen Zentrifugalkräfte, auch wenn sie den sanktionierten lokalgesellschaftlichen Horizont und die operative Grauzone der kontextgebundenen „Poeterey“ übersteigen, das städtische Sozialgefüge und seine Maßgaben nicht außer Kraft setzen. Dies zeigt sich besonders deutlich im Blick auf die lokale Produktion von Hochzeitsgedichten, die stets tendenzielle Subversionspotentiale aufwiesen und oftmals in gewollter moralischer Anstößigkeit verfahren. Auch hier funktionierten das lokale institutionalisierte Kontrollsystem und die Eigenzensur in effektiver Weise und erlaubten nur geringe Toleranzmargen. 1677 wurde der Magdeburger Drucker Johann Daniel Müller auf Veranlassung des Pastors der Kirche St. Johannis Ernst Bake vom Magdeburger Rat wegen der Verbreitung eines obszönen Hochzeitsgedichtes verklagt und zu 20 Reichstaler Strafe verurteilt.⁵⁸⁰ Die wenigen überlieferten Hochzeitsgedichte, die tatsächlich in Magdeburg gedruckt wurden – nachweisbar sind etwa ein Dutzend –, fallen in ihren Thematisierungen denn auch eher harmlos aus und bewegen sich im Rahmen einer „Erweckung Ehrlicher Ergetzlichkeit“,⁵⁸¹ die ein Übermaß der Frivolität von sich aus distanziert – ein Befund, der auch durch jene Hochzeitsgedichte bestätigt wird, die Magdeburger Protagonisten in auswärtigen Zusammenhängen publizierten.

⁵⁸⁰ HASSE, *Magdeburger Buchdruckerkunst* (1940), S. 113.

⁵⁸¹ Georg WENDE, *Ihr Hoch-werthen Hochzeit Gäste/ Dafern Euch ein ehrlicher Schertz keinen Verdruß erwecket/ Bewundert nebst mir diß Ungewöhnliche/ Dass heute ein Rephun in einem Rosenfelde aufgefangen worden ...*, Magdeburg 1674, Titelblatt.

4. Magdeburg, der Siebenjährige Krieg und die Literatur

4.1 Poetische Kontrastprogramme: Zwischen Subversion und Institutionalisierung

Die literarischen Verhältnisse Magdeburgs im 17. Jahrhundert zeigten im Ganzen – sieht man von den bezeichneten Ausnahmen ab – die eminente Tendenz zur lokalen Be- und Eingrenzung ihrer diskursiven Reichweiten, die als unmittelbare Folge der starken Umfassung der lokalen literarischen Produktions-, Rezeptions- und Distributionshorizonte durch institutionelle Kräfte anzusehen ist. Gravierende Änderungen traten diesbezüglich auch in der Zeit zwischen 1690 und 1750 nicht ein – schon deshalb nicht, weil die innerstädtische Verteilung der Kompetenzen gesellschaftlicher Kulturträger unverändert blieb. Das Abflauen lutherisch-orthodoxer Kräfte wurde durch das Erstarken pietistischer Einflüsse in Magdeburg kompensiert, die das religiös-moralische Reglement im Umgang mit den literarischen Produktionssphären und Fiktionspotentialen aufrecht erhielten.

Auch in und um Magdeburg betrieben pietistische Glaubensbrüder beträchtlichen Aufwand, um durch umfassende Kontrolle der „Gemüths-Neigungen“ auch den rechten Gebrauch der Dichtkunst „zur Ehre GÖttes, zur Besserung des Nächsten, und zur eigenen Gemüths-Ermunterung“ gegen ihren verderblichen weltlichen Einsatz als „einem Werckzeuge der drey Haupt-Laster der Wohllust, des Hochmuths und Geld-Geitzes“⁵⁸² zu schützen. Während die geradezu topische Diffamierung der antiken Dichtungstradition – insbesondere Catull, Tibull, Properz, Ovid und Anakreon gerieten hier als antike Wollüstlinge in das Visier der religiösen Zielfahnder – sich unter dem obligatorischen Verweis auf deren „Heydenthum“ noch einfach gestalten ließ, musste im Blick auf die Gegenwart schwereres Geschütz aufgeföhren werden. Johann Jakob Rambach, Nachfolger August Hermann Franckes in Halle, gerät sichtlich in emotionale Fahrt, wenn er über jene raisonniert, die „ihre Geschicklichkeit dazu anwenden, dass sie die Bewegungen und Ausbrüche der unreinen Lust aufs natürlichste ausdrücken, und bey ihren Lesern gleiche Regungen erwecken“, indem sie ganz offen „ihre poetische Feder so tief in die unreinen Pfützen der Geilheit eintuncken, dass sie das Papier mit den unflätigsten Zoten beflecken“ oder aber in verschlagener Verborgenheit „durch schlüpfrige und zweydeutige Worte, durch verdeckte allusiones und andre Wirckungen einer in unreinen Vorstellungen geübten Phantasie das Gemüth ihrer Leser verderben“.⁵⁸³ Das Kloster Berge vor den Toren Magdeburgs avancierte mit seinem angegliederten Pädagogium in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter den Äbten Breithaupt und Steinmetz zwar zum renommierten Hort pietistischer Frömmigkeit in der Region.⁵⁸⁴ Jedoch fand die pietistische Orientierung allenfalls unter Abt Breithaupt bis Anfang der 1730er Jahre radikalisierte Ausdrucksformen. Nach zeitgenössischen, das Klosterleben betreffenden Berichten fand bereits unter Abt Johann Adam Steinmetz jenseits der teilnahmepflichtigen sonntäglichen Betstunden kein ostentativer Gewissenszwang und keine planmäßige Infiltration mit Glaubensgrundsätzen statt. Im Gegenteil: ausgehend von einem modernen Sprachunterricht – gelehrt wurden u.a. Französisch, Englisch und Italienisch – bildete sich gerade am Kloster Berge ab etwa 1740 eine dezidiert poetische Subkultur heraus, die sowohl die fremdsprachige Lektüre moderner Literatur als auch die eigenständige Bearbeitung moderner literarischer Stoffe umfasste. Wieland erhielt während seines anderthalbjährigen Aufenthalts am Kloster Berge 1747-1749 nicht nur eine gründliche Ausbildung in klassischer Literatur und erlernte Französisch, Latein und Hebräisch, sondern las hier auch nebenher französische Schriften, u.a. Bayle, Fontenelle, d'Argens und Voltaire.⁵⁸⁵ Auch der Magdeburger Jurist und Literat Friedrich von Köpken, der 1752-1756 Schüler am Pädagogium des Klosters Berge war, berichtet in seiner *Lebensgeschichte*, dass

⁵⁸² Johann Jacob RAMBACH, *Poetische Fest-Gedancken Darinnen die Höchsten Wohlthaten Gottes, Die Er der Welt In der Geburt, Leyden, Sterben, Auferstehung, Himmelfahrt Jesu Christi, und in der Ausgiessung des heiligen Geistes erzeiget hat ...*, Jena 1723, Bl. a2r.

⁵⁸³ Ebd., Bl. a3v.

⁵⁸⁴ HOLSTEIN, *Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Berge* (1886), S. 11-29.

⁵⁸⁵ Vgl. SENGLE, *Wieland* (1949), S. 20-22; STARNES, *Christoph Martin Wieland. Leben und Werk*, Bd. 1 (1987), S. 4-6 und HOLSTEIN, *Christoph Martin Wielands Schülerjahre in Kloster Berge* (1882), S. 337.

der am Kloster herrschende „frömmelnde Ton“ keinerlei negative Auswirkungen auf den Unterricht und die Stoffvermittlung zeitigte.⁵⁸⁶ Interessant ist dabei die von Köpken erwähnte heimliche Lektüre der Schauspiele Voltaires⁵⁸⁷ – eine Tatsache, die sich auch bei einem seiner damaligen Mitschüler, dem späteren Popularphilosophen Gotthilf Samuel Steinbart bestätigt findet.⁵⁸⁸ Dramatische Schulaufführungen waren am Pädagogium des Klosters Berge offiziell nicht zugelassen. Ausgewählte Schüler der Prima wurden jedoch auch in diesem Zusammenhang von poetisch ambitionierten Lehrern unter dem Siegel der „Verschwiegenheit“⁵⁸⁹ mit der neueren deutschen Dramatik – u.a. mit den Trauerspielen Elias Schlegels – bekannt gemacht. Insbesondere der Klosterbergische Lehrer Just Friedrich Erdmann Fabricius trat hier als Vermittler subversiver poetischer Informationen in Erscheinung, auf den auch die ostentative Förderung der sonst an der Schule nicht zum offiziellen Lehrstoff gehörenden Horaz-Lektüre⁵⁹⁰ zurückzuführen sein dürfte. Fabricius publizierte zudem eigene poetische Arbeiten,⁵⁹¹ die ihn vor allem als Anhänger der frühaufklärerischen Lehrdichtung in der Nachfolge Albrecht von Hallers und Friedrich Hagedorns ausweisen.⁵⁹²

Bemerkenswert bleibt in diesem Zusammenhang auch die in Kloster Berge gepflegte dreistufige Praxis der Redeübungen, die als institutsimmanenter Katalysator der „Poetisierung“ von Lehrern und Schülern fungierte und den „Geschmack an den schönen Wissenschaften“ als pädagogisches Ziel in einen weiten Interpretations- und Handlungsrahmen stellte. Nach dem Bericht Köpkens erwarben die Schüler des Pädagogiums in den „oratorischen Lehrstunden“ – also innerhalb des offiziellen Unterrichtsprogramms – nicht nur rhetorische Fähigkeiten und Fertigkeiten, sondern wurden dort auch mit der neueren deutschen und europäischen Literatur bekannt gemacht. Köpken selbst lernte in diesem Zusammenhang erstmals Dichtungen von Johann Jacob Dusch, Johann Andreas Cramer und Elias Schlegel, Edward Youngs *Night Thoughts* in der deutschen Übersetzung von Johann Arnold Ebert, Schriften Gellerts, die *Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und des Witzes* (1744-1750) und über diese auch Klopstock kennen.⁵⁹³ Der philosophisch interessierte Wieland gelangte in Kloster Berge an die Lektüre von Demokrit, Leibniz und Wolff, an Schriften Breitingers und Bodmers.⁵⁹⁴ Eine mentale Verdichtung der Beschäftigungen mit poetischen Stoffen ergab sich dabei auch durch den Gebrauch natürlich-ländlicher Ambiente in der Nähe des Klosters, die als reale *loci amoeni* für poetische Performationen dienten und den theoretischen Unterricht eindrucksvoll mit „Anschauen und Leben“ verbanden. Darüber hinaus fanden innerhalb des Klosters wöchentliche Redeübungen statt, die von Lehrern und qualifizierten Schülern jeweils mittwochs in Anwesenheit des Abt Steinmetz durchgeführt wurden und bei denen „Stücke aus Dichtern und Prosaisten aller Sprachen“⁵⁹⁵ sowie eigene poetische Präparationen der Lehrer deklamiert wurden. Die Schüler setzten diese Redeübungen auch außerhalb des Unterrichts aus eigenem Antrieb fort und schrieben „kleine lateinische Dissertationen über einen philosophischen und moralischen Satz“,⁵⁹⁶ die man wechselseitig redigierte und bewertete. Erst aus dem Verbund dieser institutsinternen Übungseinrichtungen entstand – so Köpken – „der Vorzug der Klosterbergischen öffentlichen Actus, wo die geübtesten Redner auftraten“.⁵⁹⁷ Auch die autopoetischen Versuche des Lehrers Fabricius zeigten sich hier noch weitgehend anlassgebunden. Auch wenn man unters-

⁵⁸⁶ Friedrich von KÖPKEN, *Meine Lebensgeschichte* (1916), S. 10f.

⁵⁸⁷ Ebd., S. 9.

⁵⁸⁸ Vgl. HILDENBRAND, *Gotthilf Samuel Steinbart* (1906), S. 14.

⁵⁸⁹ Friedrich von KÖPKEN, *Meine Lebensgeschichte* (1916), S. 14.

⁵⁹⁰ Vgl. etwa die Horaz-Übersetzungen, die Wieland in Kloster Berge angefertigt hat. Das Manuskript wurde ediert von HOCHÉ, *Ein Schülerheft Christoph Martin Wieland's* (1865).

⁵⁹¹ Just Friedrich Erdmann FABRICIUS, *Vermischte Gedichte*, Halle/Saale 1754 und *Vermischte Gedichte. Zweyter Theil*, Magdeburg 1763.

⁵⁹² Vgl. dazu SIEGRIST, *Das Lehrgedicht der Aufklärung* (1974).

⁵⁹³ Friedrich von KÖPKEN, *Meine Lebensgeschichte* (1916), S. 14.

⁵⁹⁴ Vgl. SENGLE, *Wieland* (1949), S. 21.

⁵⁹⁵ Ebd., S. 13.

⁵⁹⁶ Ebd., S. 15. Vgl. dazu auch das überlieferte klosterbergische Schülerheft von Christoph Martin Wieland

⁵⁹⁷ Ebd.

tellt, dass Friedrich von Köpken in der Rückschau auf seine Ausbildung am Kloster Berge mit vierzigjährigem Abstand nicht frei von verklärenden Tendenzen verfährt, so bleiben doch die beschriebenen poetischen Praxen am pietistisch geprägten Pädagogium auch in ihrer Vielschichtigkeit eindrucksvoll. Interessant sind sie vor allem deshalb, weil sie zeigen, dass und wie die zeitgenössische Literatur allmählichen Eingang in den offiziellen Betrieb lokalgesellschaftlicher Institutionen fand und dort eigene Praxisformen und Wirkungshorizonte mit einer Tendenz zur Autonomisierung ausbildeten. Kloster Berge darf in dieser Hinsicht als exponierter Ort angesehen werden, an dem lokalgesellschaftliche Differenzierungs- und Umbruchsprozesse sich zwar auf untergründige Weise, aber deutlicher als anderswo abzeichneten.

Solche untergründige Beweglichkeit lokalgesellschaftlicher Formationen, die auf sich anbahnende Umbrüche und Ablösungsprozesse hindeuten, lassen sich um 1740 auch in den Magdeburger zivilgesellschaftlichen Verhältnissen lokalisieren. Insbesondere die Ende des 17. Jahrhunderts eingewanderten französischen und deutschstämmigen Glaubensflüchtlinge kalvinistischer Konfession, die in Magdeburg eigene, gegen die eingesessene deutsche Bevölkerung separierte Kolonien mit selbständiger Verwaltung und Rechtsprechung sowie mit eigenen kirchlichen und schulischen Einrichtungen gegründet hatten, zeigten sich offen für zeitgenössische Kunst und Kultur. Viele Familien der Französischen und der Pfälzer Kolonie waren untereinander, später auch kolonieübergreifend verwandtschaftlich verbunden und bildeten nicht nur ökonomische, sondern auch einflussreiche kommunikative Netzwerke, über die neuere Anschauungen transportiert wurden. Zu ihren führenden Vertretern gehörten die Familien Schwartz und Bachmann, die in engem freundschaftlichen Kontakt standen. Die Schwartz waren in Magdeburg im Tabakgeschäft tätig und betrieben ab 1755 auch eine Fabrik für gewebte leinene und baumwollene Bänder, Strümpfe und Mützen.⁵⁹⁸ Die Familie Bachmann führte bis zum frühen Tod des Firmengründers Heinrich Wilhelm Bachmann (sen.) 1753 ein Manufakturgeschäft.⁵⁹⁹ Abraham Isaac Schwartz trat danach als der Mentor und Geschäftsberater des minderjährigen Heinrich Wilhelm Bachmann (jun.) auf und half der Familie 1755 bei der Fortführung ihrer Fabrik für seidene Bänder, Samtborten und andere Produkte. Die Familien Schwartz und Bachmann waren ab 1755 nicht nur im selben Metier tätig, sondern besaßen auf dem Magdeburger Werder auch benachbarte Gartengrundstücke und pflegten gemeinsame literarische und künstlerische Interessen. Vor diesem Hintergrund bildete sich in Magdeburg um 1740 im Hause Bachmanns die Keimzelle eines lokalen sozialen Netzwerkes mit ausgesprochen künstlerischen Neigungen, dem auch – über verwandtschaftliche Beziehungen – der Prediger der Deutsch-Reformierten Gemeinde und spätere Berliner Oberhofprediger August Friedrich Wilhelm Sack⁶⁰⁰ und die Familie Garrigues angehörten, deren Mitglieder sich in Magdeburg als Juweliere, Goldschmiede und Edelsteinhändler etabliert hatten.⁶⁰¹

Dieser Freundeskreis pflegte eine Form von offener Geselligkeit, die insbesondere das Haus Bachmanns zum kulturellen Mittelpunkt einer an poetischen und naturkundlichen Interessen ausgerichteten Gemeinschaft werden ließen, der auch die Frauen der Magdeburger Familien in weitgehender Gleichberechtigung angehörten. Dass die Magdeburger Verhältnisse deutlicher konturiert und aus dem Umkreis der Verborgenheit des Gewöhnlichen herausgehoben wurden, war allerdings einem besonderen Umstand zu verdanken. Denn Heinrich Wilhelm Bachmann (sen.) zog auf Empfehlung eines Züricher Freundes den jungen Johann Georg Sulzer als Hauslehrer seiner Söhne nach Magdeburg. Sulzer trat seine Stelle 1744 an und blieb bis 1747 in Magdeburg, knüpfte aber während dieser Zeit als literarisch Ambitionierter zahlreiche Kontakte – u.a. nach Berlin und Halle –, die auch auf die Befindlichkeiten des Magdeburger Freundeskreises eine überaus belebende und horizontenerweiternde Wirkung ausübten.

⁵⁹⁸ Vgl. FISCHER, *Die Pfälzer Kolonie zu Magdeburg* (1939), S. 137-139.

⁵⁹⁹ Vgl. ebd., S. 58f.

⁶⁰⁰ Zu den Magdeburger Kontakten Sacks vor und nach 1740 vgl. POCKRANDT, *Biblische Aufklärung* (2003), S. 23-49.

⁶⁰¹ Vgl. FISCHER, *Die Französische Kolonie zu Magdeburg* (1942), S. 146-155.

Seit 1744 stand Sulzer in engerem Kontakt mit Johann Wilhelm Ludwig Gleim, den er durch Vermittlung Sacks in Berlin kennen gelernt hatte und der in dieser Zeit mit seinem *Versuch in Schertzhafte Liedern* (2 Teile, Berlin 1744/45) für literarische Furore sorgte. Durch Gleim kam Sulzer auch mit Samuel Gotthold Lange in Laublingen bei Halle und dessen Frau Anna Dorothea in nähere Verbindung, die in der Folgezeit durch Korrespondenzen enger an den Magdeburger Kreis gebunden wurden.⁶⁰² Zu den Personen, die auch längere Zeit in Magdeburg lebten, gehörte der durch Gleim eingeführte Berliner Porträtmaler Gottfried Hempel, der in Magdeburg mehrere Bildnisse von Personen des Freundeskreises fertigte.⁶⁰³

Sulzer wirkte jedoch nicht nur als personelle Schnittstelle für die Anknüpfung von kommunikativen Außenbindungen des Magdeburger Kreises. Er trat zugleich als Vermittler der Anschauungen seines Schweizer Mentors Johann Jacob Bodmer in der Auseinandersetzung mit der Gottschedschen Regelpoetik auf und prägte in dieser Beziehung auch die Interessenlagen der Magdeburger Literaturrezipienten. Die 1746 publizierten *Freundschaftlichen Briefe* (Halle/Saale 1746) Gleims, Langes und Sulzers waren Indiz und zugleich weiterführende Inspirationsquelle für die Ausbildung eines empfindsamen und intimen Freundschaftskultus im Magdeburger Freundeskreis. Die hier gepflegte literarische Rezeption, die persönlichen Korrespondenzen und geselligen Treffen kreisten als avancierte Kulturtechniken um die zentralen Themen der Freundschaft, Tugend und Liebe, die zudem eng mit religiösen Fragestellungen verknüpft waren. „Freundschaft“ intendierte hier vor allem eine von allen konventionellen Äußerlichkeiten gereinigte, im eigentlichen Sinne sympathische Verbindung zwischen Personen gleichen oder differenten Geschlechtes unterschiedlicher Herkunft, die – basierend auf Maximen des menschlichen Verstandes, der Vorstellungen menschlicher Tugend und religiöser Empfindungen – emotionale und rationale Komponenten zusammenführte und eine seelische Verbindungen von spezifischer Qualität erzeugte.⁶⁰⁴

Auch der Magdeburger Freundeskreis um die Familie Bachmann zeigt in der historischen Aufsicht das prototypische Abbild einer modernen zeitgenössischen Orientierung von privatbürgerlichen Gruppen in der Mitte des 18. Jahrhunderts, die in ihren Prinzipien jenseits der verpflichtenden zweckrationalistischen Ausrichtung der stadtbürgerlichen Gesellschaftsformationen angesiedelt war. Auf Freundschaft basierende Geselligkeit erschien in diesem Zusammenhang nicht nur als eine avancierte Form der kulturellen Zerstreuung, sondern als tendenziell privatives, aber gemeinschaftsorientiertes Gegenprogramm zum institutionell sanktionierten Lebensvollzug innerhalb einer lokalgesellschaftlichen Formation. Geselligkeit stiftete eine alternative Lebenssphäre, die durch Entwicklung und Entfaltung gemeinsamer Vorstellungs- und Wertehorizonte an Kontur gewann und durch gemeinsame Lektüre sowie durch schriftliche und mündliche Kommunikation zusammengehalten wurde. Zweifellos fungierte dabei die Teilnahme an der literarischen Kommunikation als Zugangscode und zugleich als Verhaltensnorm innerhalb des geselligen Kreises. Sie mündete in eine immanente „Literarisierung“ der Beteiligten, die – wie etwa im Blick auf die kursierenden Privatbriefe deutlich wird – nicht nur eine literarische Rezeption, sondern auch die literarische Produktion und Distribution umfasste. Dass es sich bei den Formen literarisch inspirierter Geselligkeit tatsächlich um ein individualitätsextendierendes Alternativprogramm zum sanktionierten lokalgesellschaftlichen Lebensvollzug handelte, wird auch durch die Tatsache gestützt, dass der gesellige Umgang bewusst einer inszenatorischen Absicht unterworfen wurde, die auf die Kultivierung der unmittelbaren Lebensvollzüge gerichtet war. Der aufs Seelische bezogenen Verinnerlichungsleistung der Beteiligten und der tendenziellen Emotionalisierung der Kommuni-

⁶⁰² Zum Umkreis vgl. HOLSTEIN, *Magdeburgs literarische und gesellschaftliche Zustände im achtzehnten Jahrhundert* (1877), S. 249ff.

⁶⁰³ Vgl. THIEME/BECKER, Bd. 16 (1923), S. 370. Nachweislich entstand ein frühes, heute verschollenes Bildnis Klopstocks am 4. Juli 1750 in Magdeburg, vgl. KLOPSTOCK, *Werke und Briefe*, Abt. Briefe, Bd. 1 (ed. Gronemeyer), Berlin, New York 1979, S. 105 und 352f.

⁶⁰⁴ Zum Bedeutungshorizont der Komplementärbegriffe Freundschaft und Geselligkeit im 18. Jahrhundert vgl. ADAM, *Freundschaft und Geselligkeit im 18. Jahrhundert* (2000).

kationsformen wurde äußerlich eine markante Materialisierung gelebter Freundschaft und Geselligkeit an die Seite gestellt. Sie manifestierte sich im Austausch von besonders bedeutungsgeladenen Erinnerungsstücken (Bücher, Porträts, Gemälde, Tassen u.a.), die der imaginativen Vergegenwärtigung der Person des Gebers, der virtuellen Erneuerung bestehender freundschaftlicher Beziehungen und der Wiederholung intimer geselliger Praktiken dienten. Innerhalb der lokalen geselligen Kreise setzte sich damit die Pflege einer besonderen Form der Erinnerungskultur durch, die neben einer eigenen, selbststrukturierten Lebenswelt auch die Konturen realgesellschaftsunabhängiger Zeithorizonte schärfte und damit die wesentlichsten Rahmenbedingungen für die lokalgesellschaftliche Etablierung einer dauerhaften subkulturellen Gemeinschaft bereitstellte.

Bemerkenswert erscheint in diesem Zusammenhang, dass – wie schon am Kloster Berge – nicht nur der häusliche Innenraum als Ort einer intimen Gemeinschaftspflege genutzt, sondern auch die Natur in den Prozess der Ausbildung alternativer Gesellschaftsformen einbezogen wurde. So verwundert nicht, dass auch hier das stadtnahe Ambiente der Gartengrundstücke auf dem Magdeburger Werder – einer natürlichen Insel in der Elbe – von besonderer Bedeutung für die Kultivierung der intimen Geselligkeit war. Die „schöne Gegend“ diene als mentales Vehikel und als intellektuelle Projektionsfläche, mit deren Hilfe Natur und Literatur zu konvergierenden Parallelwelten entwickelt werden konnten, die der Geselligkeit neue Reflexionsformen und inventorische Entfaltungsspielräume zur Verfügung stellten. Sulzer, dem es in besonderer Weise gelungen war, die Ehefrau des Magdeburger Tabakfabrikanten Schwartz für die neuere Poesie zu begeistern, schrieb darauf hin an Lange in Laublingen: „Ich habe ihr diese Woche, da wir von früh Morgen vier Uhr bis Mittag in einem Garten waren, des Virgilii Bucolica und ein Stück seiner Georgicorum vorgelesen, woran sie sich ungemein ergötzt hat. Sie konnte anfangs nicht begreifen, wie man vor so viel hundert Jahren so vortrefflich hat schreiben können, bis ich ihr gezeigt, dass die Natur, welche immer dieselbe ist, allein im Virgil geschrieben.“⁶⁰⁵ Auffällig ist indes nicht nur die Parallelisierung von Natur und Sprache. Die freundschaftlich gestimmte Befindlichkeit stadtbürgerlicher Subjekte instrumentalisierte darüber hinaus den natürlichen Außenraum als adäquate Entfaltungs- und Projektionsfläche alternativer gesellschaftlicher Bedürfnisse. Gerade diese intellektuelle Okkupation alternativer Räume verdeutlicht eindrucksvoll die sich ankündigende Tendenz, private Geselligkeitsformen in den Horizont der bestehenden Lokalgesellschaft und deren repräsentativer Öffentlichkeit zu überführen.

Auch der Aufenthalt Friedrich Gottlieb Klopstocks in Magdeburg im Sommer 1750, bei dem er das Gartenhaus Bachmanns auf dem Magdeburger Werder bewohnte, stellt nicht nur einen Höhepunkt der literarisch inspirierten Aktivitäten in Magdeburg dar, sondern gibt zugleich ein eindrucksvolles Zeugnis ihrer öffentlichkeitswirksamen Tendenzen. In Klopstocks Reflexion auf seine Magdeburger Zeit verbinden sich freundschaftlich verbundene Gemeinschaft und stadtnahes natürliches Ambiente in einer übergreifenden, durch Vorstellungen von Freundschaft und Liebe inspirierten Befindlichkeit, die Innen- und Außenräume gleichermaßen als Entfaltungszonen und Behälter seelischer Stimmungen wahrnehmen konnte. Die Übergänge zwischen unbelebten Ambienten und der freundschaftlich verbundenen Stadtgesellschaft – Klopstock konnte gleichermaßen auf „Frauenzimmer, das wir mitnahmen, u das wir draußen antrafen bezauberte u unbezauberte Gärten auf der Insul, Gartenhäuser Gemälde, Spaziergänge“⁶⁰⁶ reflektieren – wurden durch gemeinschaftlich zelebrierte Kulturtechniken (Lektüre, Gespräch, Spaziergang) verflüssigt und in ihrer Durchlässigkeit für empfindsame Stimmungslagen als korrespondierende Ortschaften seelischer Befindlichkeiten in Besitz genommen.

⁶⁰⁵ Samuel Gotthold LANGE, *Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe*, Bd. 1, Halle/Saale 1769, S. 297.

⁶⁰⁶ Friedrich Gottlieb KLOPSTOCK, *Werke und Briefe*, Abt. Briefe, Bd. 1 (ed. Gronemeyer), Berlin, New York 1979, S. 103f.

Trotz dieser Aktivitäten blieben die literarisch-poetischen Ambitionen des Magdeburger Freundeskreises um Heinrich Wilhelm Bachmann (sen.) und Abraham Isaac Schwartz weitgehend in den Nischen des Privaten verborgen. Ein signifikanter Einfluss literarischer Aktivitäten auf die lokalen Foren der repräsentativen Öffentlichkeit ist nicht festzustellen, auch die lokalgesellschaftliche Hierarchie innerhalb der kulturellen Produktionssphäre Magdeburgs wurde durch sie nirgends in Frage gestellt – schon deshalb nicht, weil die gesellige Form literarischer Produktion, Rezeption und Distribution vollkommen auf die inkludierende Sphäre des Privaten beschränkt blieb und in keinerlei Hinsicht auf eine öffentliche Wirkung angelegt war. Eine Überprüfung der Magdeburger Situation zeigt jedoch bereits wenig später einen völlig anderes Bild. Ab 1756 werden die Konturen einer fundamentalen Um- und Neuprägung der urbanen Kultur sichtbar, die im Wesentlichen auf eine „literarische Wende Magdeburgs“⁶⁰⁷ zurückzuführen ist. Sie vollzog sich in den lokalen Kontexten innerhalb eines klar umgrenzten Zeitraumes zwischen 1756 und 1763 und läßt einen signifikanten Zusammenhang mit dem Ereignishorizont des Siebenjährigen Krieges erkennen. Die „literarische Wende“ bezeichnet einen signifikanten Umschwung des lokalgesellschaftlichen Gebrauchs von literarisch-poetischen Produkten, der seinen sichtbarsten Ausdruck in einer umfassenden Institutionalisierung der lokalen literarischen Verhältnisse gefunden hat und eine deutliche Tendenz zur Okkupation der Foren der lokalen repräsentativen Öffentlichkeit erkennen läßt. Eine entsprechende literarische Phänomenologie ergibt darauf hin für Magdeburg folgenden Befund:

1. Im Jahre 1761 wurde mit der *Literarischen Gesellschaft* die erste literaturzentrierte Institution in Magdeburg ins Leben gerufen. Sie ging aus einem locker gefügten Freundeskreis und einer ein Jahr zuvor unternommenen sommerlichen Harzreise hervor, an der auch der Halberstädter Domsekretär Gleim teilnahm. Die literarische Interessengemeinschaft, die auch unter dem Namen *Gelehrter Club*, *Mittwochsgesellschaft* oder *Die Lade* firmierte, führte bei ihrer Gründung standesübergreifend Vertreter der ortsansässigen Bildungseliten und Mitglieder der exilierten Hofgesellschaft zu regelmäßigen Treffen im Zeichen der „Freundschaft“ zusammen.⁶⁰⁸ Die *Literarische Gesellschaft* blieb über Jahrzehnte fester Bestandteil der Magdeburger Stadtkultur und bildete nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges ein schmales, weil exklusives Sammelbecken für ortsansässige und auswärtige Enthusiasten der „schönen Wissenschaften“. Exklusivität bildete die unabdingbare Voraussetzung sowohl für die innere Stabilität dieses Forums als auch für die kontinuierliche Fortführung des literarisch inspirierten Gesprächs, das sich in weitgehender Unabhängigkeit von konkurrierenden gesellschaftlichen Kontexten (Kirche, Schule) in selbstgeschaffenen und selbstbestimmten Handlungsräumen zu entfalten suchte. Aus diesem Grund traten auch persönliche literarische Ambitionen der assoziierten Mitglieder zugunsten eines bereinigten freundschaftlichen Verkehrs zurück. In den Memoiren eines Gründungsmitgliedes der *Literarischen Gesellschaft*, des Magdeburger Juristen Friedrich von Köpken, heißt es dazu: „es ward vorgelesen, beurtheilt, freundschaftlich gestritten, gescherzt“.⁶⁰⁹

2. Als wichtiges Indiz für eine schnell fortschreitende institutionelle Verfestigung literarischer Verhältnisse in Magdeburg ist auch die Einführung eines literaturkritischen Forums und dessen Koppelung an die lokale Presse zu werten. Die Samstagsbeilage der *Magdeburgischen Zeitung (MZ)* – eines etablierten und privilegierten Publikationsorgans mit flächendeckendem Verbreitungsgrad – wartete ab Mitte 1758 nicht mehr nur mit politischen und historischen, sondern erstmals auch mit „gelehrten“ Nachrichten, d.h. mit im weitesten Sinne literaturkritischen Beiträgen auf. Deren Ausführung läßt von Anfang an die Neigung der Autoren erkennen, ihre Bedürfnisse nach intellektueller Entäußerung mit den imaginierten Bedürfnissen einer literarisch interessierten Öffentlichkeit zu verkoppeln. Die Gestal-

⁶⁰⁷ Vgl. Vf., *Magdeburgs literarische Wende im Siebenjährigen Krieg* (2006).

⁶⁰⁸ Vgl. BORCHARDT, *Literatur in Magdeburg um 1800* (2005), S. 83 ff.

⁶⁰⁹ Friedrich von KÖPKEN, *Meine Lebensgeschichte* (1916), S. 28.

tung der Beilage oblag zunächst über zwei Jahre hinweg der wechselnden Federführung von Einzelauf-toren, deren persönliche Vorlieben den potentiellen Leser nach einigen skurilen Umwegen schließlich in das Gestrüpp ermüdender philologischer Feldarbeiten führten. Ab Mitte 1760 gewannen die „gelehrten“ Nachrichten jedoch durch Beteiligung von Autorenkollektiven nicht nur an meinungsvielfältigem Gewicht, sondern auch an thematischer Breite. Neben Nachrichten aus dem theologischen, historischen und naturwissenschaftlichen Gebiet wurden nun auch solche aus dem Bereich der neueren Dichtung lanciert (Klopstock, Ramler, Gellert, Lichtwer). Anfang 1762 erfuhr die Samstagsbeilage der *MZ* eine Umgestaltung in ein rein literaturkritisches Organ und firmierte bis zu ihrer Einstellung Ende 1763 unter dem programmatischen Titel *Nachrichten zur Litteratur*. Als Autoren zeichneten die bekennenden Mitglieder der *Literarischen Gesellschaft* verantwortlich, die mit der redaktionellen Übernahme der Beilage der *MZ* erstmals in der Geschichte Magdeburgs eine effektive, mediengestützte Plattform für die gezielte Propagierung ihrer aufklärungsinspirierten, kultur- und bildungspolitischen Absichten schufen.

3. Die Gründung der *Literarischen Gesellschaft* und die rasante „Literarisierung“ der Beilage der *MZ* verdeutlichen, dass ein forciertes Interesse an „gelehrter“ Literatur – und das schloss im Selbstverständnis der Zeit ausdrücklich die „schöne“ Literatur ein – deshalb zur Bildung eigener Institutionen tendierte, weil dieses Literaturinteresse in wirkungsästhetischer Perspektive eng mit der Aussicht auf einen zu erzielenden Gewinn auf den öffentlichen Informationsmärkten in Form eines literaturkritischen Mehrwerts verbunden war. Dass mit dem Interesse an „schöner“ Literatur in Magdeburg auch das missionarische Aufklärungsgeschäft zur Herstellung adäquater Öffentlichkeiten in sichtbaren Gang kam, wird durch die Tatsache belegt, dass 1762 und 1763 mit dem *Der Kenner* und *Der Greis* die ersten Moralischen Wochenschriften Magdeburgs das Licht der literarischen Welt erblickten. Ihre federführenden Protagonisten – der Schulrektor Elias Caspar Reichard und der Pastor Johann Samuel Patzke – unterstellten ihre eigenen Ambitionen durchgängig den gesellschaftlichen Nützlichkeitsgeboten ihrer deutschsprachigen Vorbilder, um ihren lokalen Beitrag „zur Beförderung der Moral, zur Ausbreitung der Tugend und zur Erweiterung einer fruchtbaren Erkenntnis der Natur und des Herzens“⁶¹⁰ zu leisten. Reichard und Patzke aktivierten flexible Foren für einen interaktiven Gedankenaustausch mit den Lesern, die die virtuellen Aufklärungsräume des Guten, Wahren und Schönen als die eigenen erkennen und in Besitz nehmen sollten. Es überrascht in diesem Zusammenhang nicht, dass die ästhetisierten Intentionen der moralischen Wochenschriftler durchgängig mit den kodifizierten Normen und Maximen ihrer professionellen pädagogischen und theologischen Arbeitsfelder zusammenstimmten.

4. Die vorgenannten Initiativen fielen zudem mit einer signifikanten Umstrukturierung der Herstellungs- und Distributionspraxis von literarischen Erzeugnissen zusammen, die in eine Liberalisierung des innerstädtischen Buchmarktes mündete. 1762 erhielt der Verlagsbuchhändler Daniel Christian Hechtel – trotz des in solchen Fällen üblichen starken Widerstands des Magdeburger Rates und des privilegierten Monopolisten, der Firma *Seidel & Scheidhauer* – als erster Buchhändler nach 1631 ein königliches Privilegium zur Etablierung einer zweiten Verlagsbuchhandlung in Magdeburg. Hechtel veranlasste und vertrieb nicht nur die erwähnten Moralischen Wochenschriften Reichards und Patzkes, sondern profilierte sich mit einem breiten Verlagsprogramm von Periodika, Lyriksammlungen, Dramen und Übersetzungen (Hagedorn, Gleim, Klopstock, Johann Gottwerth Müller, Voltaire u. a.) schnell als vielseitiger und stringent marktorientierter „Literaturverlag“. Mit Nach- und Raubdrucken gängiger Erfolgstitel aus allen Genres und Niedrigpreisoffensiven heizte Hechtel zudem den Kampf um Anteile am innerstädtischen und regionalen Buchmarkt an und schuf auf diese Weise auch neue Anreize für das lesende Publikum. Als sichtbares Indiz dafür mag die Anzeigenschlacht in der *MZ* gelten, die im Mai 1762 unmittelbar nach der Etablierung des Hechtelschen Unternehmens in Magdeburg entbrannte.

⁶¹⁰ [Elias Caspar REICHARD], *Der Kenner. Eine moralische und physicalische Wochenschrift*, 1. Stück, Magdeburg und Leipzig 1762, S. 5.

Den komplexen literaturgeschichtlichen Neuformierungen korrespondierten während des Siebenjährigen Krieges eine ganze Reihe bemerkenswerter Innovationen aus anderen kulturellen Bereichen: Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die 1761 erfolgte Gründung der Freimaurer-Loge *Ferdinand zur Glückseligkeit*, die in gleicher Weise wie die *Literarische Gesellschaft* Ideale bürgerlicher Emanzipation in einem autarken Binnenraum mit einer praktischen Geselligkeit verknüpfte,⁶¹¹ sowie an die Etablierung von musikalischen Konzertsreihen unter der Leitung des Magdeburger Musikdirektors Johann Heinrich Rolle, für die bereits ab 1757 gleichgerichtete Vorläufer nachweisbar sind.⁶¹² Alle kulturellen Aktivitäten im urbanen Raum Magdeburgs während des Siebenjährigen Krieges, die mit alternativen Institutionsbildungen verknüpft waren, bewegten sich in einer gemeinsamen Sphäre kultureller Produktivität. Ihre zeitliche Häufung läßt zugleich einen rapiden Einflussverlust der kulturtragenden städtischen Institutionen – des städtischen Rates, der städtischen Schule und der städtischen Kirchen – erkennen, deren privilegierte stadtesellschaftliche Kontrollimpulse massiv zurückgedrängt wurden.

Im Gegensatz zu zahlreichen anderen Städten des mitteldeutschen Region, die durch die direkten und indirekten Folgen des Krieges in Mitleidenschaft gezogen wurden, führte der Einfluss des Siebenjährigen Krieges in Magdeburg nicht nur in ökonomischer, sondern auch in literarisch-kultureller Hinsicht zu einer überaus fruchtbaren Blütezeit. Auch für den hier avisierten Untersuchungszeitraum von 1756 bis 1763 ergibt sich in der Aufsicht ein zeitgeschichtlich paradoxer, die stadtesellschaftlichen Verhältnisse singulierender Befund. Der Krieg und die Kriegseignisse stehen in Magdeburg in direktem Zusammenhang mit der schubhaften Entfaltung neuer kultureller Potentialien und forcierter literarischer Feldbildungsprozesse. Während die Warenströme anhand von Magdeburger Kassen- und Zollbüchern gut nachzuvollziehen sind, fällt jedoch die Antwort auf die Frage nach den beeinflussenden Faktoren des kulturellen Lebens in Magdeburg während des Siebenjährigen Krieges deutlich schwerer. Die folgenden Untersuchungsgänge fokussieren deshalb vor allem das Phänomen des schnellen Überganges von einer privativen Geselligkeit im Zeichen der Freundschaft zu einer breitenwirksamen literarischen Institutionenbildung unter Kriegsbedingungen. Dabei soll es vorrangig nicht um die Feststellung von Zuständen oder um die Untersuchung der Institutionen selbst, sondern um die Rekonstruktion und Analyse jener Prozesse und Faktoren gehen, die in kurzer Zeit zu einer grundsätzlichen Veränderung des literarischen Feldes Magdeburgs geführt haben. Gerade das klar umgrenzbare lokale Untersuchungsfeld bietet die herausragende Möglichkeit, das Erzeugen und das Überspringen eines kulturellen Impulses zu beobachten, Katalysatoren einer lokalen Kulturdynamik zu identifizieren und kulturelle Transferleistungen näher zu beschreiben, die von sich aus literarische Makro- und Mikrostrukturen zusammenführen.

4.2. Magdeburg und der Siebenjährige Krieg

Magdeburg befand sich während der gesamten Zeit des Siebenjährigen Krieges im Auge jenes gewalttätigen Sturmes, der zwischen 1756 und 1763 die preußischen, kursächsischen, westfälischen und böhmischen Gebiete verwüstete. Hier herrschte, gemessen an den verheerenden Ereignissen etwa in Schlesien und der Neumark, kriegerische Windstille, war von den langanhaltenden „Kriegstrouben“ direkt wenig zu spüren. Nach dem 1680 erfolgten endgültigen Übergang des Erzstiftes Magdeburg an Kurbrandenburg wurde die Alte Stadt Magdeburg unter dem 45 Jahre amtierenden Gouverneur Leopold zu Anhalt-Dessau in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts systematisch zur stärksten Festung Preußens

⁶¹¹ Vgl. KRIEWALD, *Ferdinand zur Glückseligkeit* (1992).

⁶¹² Vgl. die Rekonstruktion der frühen Konzertsreihen bei BUCHMANN, *Die „Magdeburgische privilegierte Zeitung“ als musikgeschichtliche Quelle* (1986), S. 42-56.

ausgebaut,⁶¹³ und folgerichtig schon früh nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges – Anfang Januar 1757 – durch eine geheime Instruktion Friedrichs II. als geeigneter Ort für eine mögliche kriegsbedingte Überführung des Staatsschatzes und der königlichen Familie bestimmt.⁶¹⁴ Beeinflusst durch den für Friedrich II. ungünstigen Kriegsverlauf, erhielt Magdeburg Ende September 1757 aus strategischen und organisatorischen Gründen den endgültigen Vorzug vor Küstrin.⁶¹⁵ Gedeckt durch eine mehrere tausend Mann starke Garnison und gleich weit entfernt von den umliegenden Kriegsschauplätzen im Osten, Süden und Westen, war Magdeburg in der Tat die einzige preußische Stadt, die als Zufluchtsort während der gesamten Zeit des Siebenjährigen Krieges vergleichsweise leicht erreichbar blieb. Zwar drangen französische Truppenverbände vom Süden her immer wieder Richtung Magdeburg vor, belagerten und besetzten kurzzeitig die Städte des nördlichen Harzvorlandes, der Grafschaft Mansfeld und der Region um Halle, kamen hier und da auch bis vor die Tore Magdeburgs, konnten der Stadt jedoch zu keinem Zeitpunkt gefährlich werden.

Die Ruhe innerhalb der eigenen Mauern bei äußerlichen Kriegswirren blieb für die Entwicklung der Stadt nicht ohne Folgen. Magdeburg erlebte im Schutz der starken Festung durch seine Insellage einen bedeutend zu nennenden wirtschaftlichen Aufschwung in Handel, Gewerbe und Industrie, der im krassen Gegensatz zur zunehmend desaströsen Lage in den übrigen, vor allem den östlichen preußischen Landesteilen – insbesondere in Pommern oder der Neumark – stand. Nach dem Ende des Krieges waren rund 140 Handelsgeschäfte in der Stadt ansässig – unter ihnen 23 Großhandlungen –, von denen mehr als 50 nach 1755 neu gegründet worden waren. Insbesondere der Handel mit Materialwaren, Eisen, Seide, Wolle, Leinenwaren, Getreide und Lebensmitteln aller Art verzeichnete steigende Umsätze. Neben den ca. 24.700 Einwohnern Magdeburgs inklusive der vorgelagerten Orte Neustadt und Sudenburg mussten Handel und Wirtschaft der Stadt und des Umlandes den längere Zeit anwesenden preußischen Hof, die ca. 4.000 Mann starke Garnison der Festung und zeitweise mehr als 8.000 in der Stadt befindliche Kriegsgefangene und zivile Geiseln versorgen, die im urbanen Zusammenhang vornehmlich als Konsumenten auftraten. Durch den erschwerten Handel auf dem Landweg kam zudem die Elbschifffahrt in Schwung, die für die Magdeburger Wirtschaft von alters her eine große Bedeutung spielte. Die Steuereinnahmen der altstädtischen Kämmererei stiegen folgerichtig von 1756 bis 1761 um mehr als 30 Prozent.⁶¹⁶ Die großen Handelsmessen konnten in Magdeburg⁶¹⁷ wie auch in Braunschweig – durch königliche Edikte geschützt – regelmäßig weitergeführt werden. Im Laufe des Siebenjährigen Krieges gab es auch in der Elbestadt wie in der umliegenden Gegend – analog zur Entwicklung in anderen preußischen Städten und Regionen und bedingt durch fortschreitende Geldentwertung⁶¹⁸ – eine bedeutende Teuerung, die im Falle Magdeburgs durch die erhöhte Binnennachfrage und den zeitweise eingeschränkten Handel auf dem Landwege noch weiter angeheizt wurde. Obgleich die Teuerung hin und wieder zu Einschränkungen und Engpässen in der Versorgung der Einwohner führte, waren jedoch – so scheint es – zu keiner Zeit gravierende Versorgungsnotlagen zu verzeichnen. Im Gegenteil: Glaubt man überlie-

⁶¹³ Vgl. WOLFROM, *Die Baugeschichte der Stadt und Festung Magdeburg* (1936); MERTENS, *Baugeschichte der Festung Magdeburg* (1989); MAI, *Magdeburg* (2000).

⁶¹⁴ Vgl. FRIEDRICH der Große, *Politische Correspondenz*, Band 14, Berlin 1886, S. 197.

⁶¹⁵ Zu den politischen und diplomatischen Umständen, die zur Bevorzugung Magdeburgs als Aufenthaltsort der königlichen Familie während des Siebenjährigen Krieges führten vgl. HOLZAPFEL, *Magdeburg als Zufluchtsstätte für die königliche Familie während des siebenjährigen Krieges* (1891).

⁶¹⁶ Zu den in diesem Abschnitt genannten Zahlen und Angaben vgl. MAENSS, *Magdeburgs wirtschaftliche Verhältnisse zur Zeit des siebenjährigen Krieges* (1906).

⁶¹⁷ Für die Magdeburger Herbstmesse 1760 berichtet ein Augenzeuge: „Der ganze große Domplatz ist mit Buden bedeckt und von einer unendlichen Menge von Käufern und Verkäufern belebt. [...] Obwohl alles über die teureren Preise klagt, die ihren Grund in dem schlechten Gelde haben, so kauft doch jedermann ...“ Ernst Ahasverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge Bd. 1, Gotha 1910, S. 264f.

⁶¹⁸ In Magdeburg befand sich seit 1751 wieder eine preußische Münze, die während des Siebenjährigen Krieges unter der Leitung des Berliner Münzdirektors Knösselt zur Einschmelzung von Silbergeräten und der Prägung neuen Geldes genutzt wurde. Vgl. dazu HOLZAPFEL, *Magdeburg als Zufluchtsstätte für die königliche Familie während des siebenjährigen Krieges* (1891), S. 23f. und ASMUS, *1200 Jahre Magdeburg*, Bd. 2 (2002), S. 96f.

ferten Augenzeugenberichten, so war die Stadt mit Nahrungsmitteln im Überfluss versorgt und bereitete etwa den in der Stadt festgesetzten Geiseln – abhängig vom jeweiligen Geldbeutel – dauerhaft kulinarische Gaumenfreuden.⁶¹⁹ Direktiven des Magdeburger Magistrats sicherten insbesondere während des Aufenthaltes der königlichen Familie und des Berliner Hofes in der Festungsstadt eine ausreichende Grundversorgung.⁶²⁰ Die besser situierte Klientel sorgte darüber hinaus selbst für die bedarfsgerechte Aufrechterhaltung ihres Lebensstandards.⁶²¹ Die mit dem Handel befasste Einwohner der Stadt und der umliegenden Gegend erzielten überdurchschnittliche Verdienste und verfügten trotz der angespannten Situation bis zum Ende des Krieges über eine außerordentliche Kaufkraft. Dass die Bürgerschaft Magdeburgs, die im übrigen von Kontributionen für das preußische Heer befreit war, auch in schwierigen Situationen immer wieder finanzielle Mittel freimachen konnte, zeigen die wiederholt und mit Erfolg durchgeführten „Armencollecten“ durch Magdeburger Geistliche – etwa für die notleidenden und vertriebenen Protestanten in den neu- und mittelmärkischen Gebieten.⁶²²

Maßgebend für diesen wirtschaftlichen Aufschwung Magdeburgs war neben der Sicherheit vor feindlichen Übergriffen auch der Aufenthalt der königlichen Familie und des Berliner Hofes in der Stadt. Am 28. Oktober 1757 traf die königliche Familie sowie Begleitung und Bedeckung mit 120 Wagen und Kutschen und einem Vorspann von 900 Pferden auf der Flucht vor den auf Berlin anrückenden österreichischen Truppen⁶²³ zum ersten Mal in Magdeburg ein. Mit der Hofgesellschaft langten auch einige Minister des Berliner General-Direktoriums, der Staatsschatz sowie ca. 60 Kähne mit königlichen Effekten, dem Archiv, dem Tafelgeschirr und diversen anderen Wertsachen in Magdeburg an.⁶²⁴ Dieser erste Aufenthalt dauerte nur etwas über zwei Monate, bis zum 4. Januar 1758, musste jedoch im darauffolgenden Jahr wiederholt werden (15. August bis 24. November 1759), als nach der am 12. August verlorenen Schlacht von Kunersdorf russisch-österreichische Truppen erneut frei auf Berlin marschierten und zur schnellen Evakuierung des Hofes und von Teilen des Ministeriums nach Magdeburg zwangen. Schließlich wurde der preußische Hof nach dem Scheitern der im Winter 1759/60 unter der Hand betriebenen Friedensbemühungen Friedrich II. ab Mitte März 1760 vorsorglich wiederum nach Magdeburg verlegt und verblieb hier nahezu drei volle Jahre bis zum Abschluss der Friedensverhandlungen am 15. Februar 1763. Die sich stetig verlängernden Phasen der Magdeburger Aufenthalte spiegeln auf indirekte Weise auch den zunehmend ungünstigeren Verlauf des Krieges sowie die sich steigernde Notlage des preußischen Staates und seiner Landeskinder wieder. Magdeburg wurde durch den Aufenthalt der königlichen Familie und des preußischen Hofes in der Stadt auch zum Anziehungspunkt von Teilen der Berliner Gesellschaft, die sich dem Hof anschlossen und sich nach Magdeburg in Sicherheit brachten.⁶²⁵ Folgerichtig avancierte die Elbestadt spätestens seit März 1760 zur heimlichen Hauptstadt Preußens.

⁶¹⁹ VOLBEHR, *Magdeburger Tafelfreuden inmitten des Siebenjährigen Krieges* (1928), S. 348-350.

⁶²⁰ So lautet ein vom Magdeburger Magistrat veranlasstes „Avertissement“ in der *Magdeburgischen privilegierten Zeitung* vom 23.08.1759: „Demnach die Nothwendigkeit erfordert, das bey der ietzigen Anwesenheit derer Königl. Hof-Staate, und so viel auswärtiger Fremde, und Kriegsgefangenen dafür gesorget werde, dass in hiesiger Stadt an allerley Arten von Consumtibilien, als Federvieh, Gartengewächse, Butter und übrigen Victualien, wie sie nur Namen haben mögen, kein Mangel entstehe; Als wird das Publicum Namens der Raths der Stadt Magdeburg hierdurch ersuchet, von obbemeldeten Sachen an Consumtibilien und Victualien, so viel als möglich anhero zum Verkauf zur Stadt zu schicken, wie denn die hiesigen Kaufleute, Materialisten, Fleischer, Becker und Brauer dahin zu sehen haben, dass es in der Stadt an nichts fehle, vielmehr alles, was ein ieder verlanget, zu haben seyn möge.“ Vgl. dazu auch die *Magdeburgische privilegierte Zeitung* vom 22.03.1760.

⁶²¹ So notierte die zum Hofstaat der Königin gehörige Gräfin von Voß in ihr Tagebuch: „Nachmittags kam ein großer Wirthschaftswagen von unseren Gütern in Mecklenburg an, der Vorräthe, Wild und Küchenbedürfnisse aller Art brachte“. Vgl. VOSS, *Neunundsechzig Jahre am Preussischen Hof* (1876), S. 67f.

⁶²² Vgl. exemplarisch die Anzeigen in der *Magdeburgischen privilegierten Zeitung* vom 31.01.1761 und vom 24.02.1761 sowie in den *Historischen und Gelehrten Merckwürdigkeiten*, XI. Blatt vom 14.03.1761, S. 41f.

⁶²³ Vgl. [ANONYM], *Zur Geschichte der Einnahme von Berlin durch das Streikorps des ... Grafen Hadik im Oktober 1757* (1902).

⁶²⁴ HOFFMANN, *Geschichte der Stadt Magdeburg*, Bd. 3 (1850), S. 396 und KIRCHNER, *Parthenopolis. Aussagen über Magdeburg* (1931), S. 197f.

⁶²⁵ Vgl. dazu VOSS, *Neunundsechzig Jahre am Preussischen Hof* (1876), S. 48.

4.3 Das Unbehagen an der Unkultur – Die Berliner Hofgesellschaft in Magdeburg

4.3.1 Graf Lehdorff und Literatur

„Hier in Magdeburg spielen eine Hauptrolle die langen Mahlzeiten, die Toaste und die alten Rheinweine. Ich mache Gastmähler mit, welche die Heiterkeit selbst langweilen. Die ersten Tage unseres Hierseins fühlen wir uns nicht ganz behaglich, da französische Streifscharen bis an die Tore der Festung kommen, und alle Morgen hört man vom Raube von Lebensmitteln und Vieh.“⁶²⁶

Diese Passage – ein Gemisch aus selbstbewusster und zugleich beunruhigter Außenwahrnehmung – notierte der Kammerherr der preußischen Königin, der Reichsgraf Ernst Ahasverus Heinrich von Lehdorff,⁶²⁷ Anfang November 1757 während des ersten Aufenthaltes der königlichen Familie in Magdeburg in sein Tagebuch. Abgesehen von der Koordinierung des ohnehin eingeschränkten gesellschaftlichen Verkehrs der Königin von Preußen, hatte Lehdorff in der preußischen Festungsstadt keine wirklich bindenden Aufgaben zu erfüllen und verfügte deshalb über genügend freie Zeit, um zu beobachten und zu beschreiben. Seine Aufzeichnungen stellen ein seltenes und durchaus erstklassiges Zeugnis persönlicher Befindlichkeiten der Berliner Hofgesellschaft in Magdeburg während des Siebenjährigen Krieges dar. Lehdorff selbst – aus schlesischem Landadel stammend – hatte am Berliner Hof Karriere gemacht. Er wurde nach seiner Schulzeit am renommierten Pädagogium des Klosters Berge vor den Toren Magdeburgs (1743-1745) an mehreren deutschen Fürstenhöfen ausgebildet und war nicht nur bestens mit den Sitten und Wertvorstellungen der adeligen Gesellschaft und der deutschen Höfe vertraut, sondern zählte selbst zu deren Repräsentanten. Durch eine körperliche Behinderung für eine militärische Laufbahn untauglich, trat er 1748 in den Dienst des preußischen Hofes in Berlin, wo er im engeren Umkreis der königlichen Familie Verwendung fand und bereits wenig später – im April 1750 – mit seinen Tagebuch-Aufzeichnungen begann. In seinen Tagebüchern präsentiert sich Lehdorff selbst als nüchterner Beobachter unter den selbstgewählten Maßgaben einer intellektuellen Selbstkontrolle, der Wissen nur aus eigenem Erleben und in verbürgbarer Form aufzuzeichnen und zu überliefern suchte. Den zeitgenössischen Konventionen entsprechend, legte Lehdorff besonderen Wert auf eine qualifizierte, d.h. erkenntnistheoretisch und gesellschaftspraktisch gestützte Menschenkenntnis, um möglichst treffende Charakteristiken von Personen und Sachverhalten niederlegen zu können. Im Ganzen bemühte sich der schlesische Adlige augenfällig um Objektivität – manifestiert etwa in seiner ostentativen Zurückhaltung gegenüber dem allgegenwärtigen Hofklatsch –, um für sich nicht nur zeichnerische Aufgaben in Anspruch nehmen, sondern auch erfüllen zu können. Das Führen einer persönlichen Zeitchronik darf dabei durchaus als Teil eines adeligen Bildungsprogramms angesehen werden – ganz im Sinne eines produktiven Selbstgesprächs, wie es Anfang des 18. Jahrhunderts etwa Shaftesbury in seinem *Soliloquy* als Basis einer fortschrittlichen, kulturorientierten, von einem elitären Selbstverständnis geprägten „culture of politeness“ vorgeschlagen hatte.⁶²⁸ In seinen Tagebüchern tritt Lehdorff als desillusioniertes Mitglied einer regionalen Adelsschicht auf, die im Zuge großstaatlicher Entwicklungen ihre politische Eigenständigkeit und ihren Einfluss verloren hat und sich im höfischen Einflussbereich Berlins neue Reputationen als königliche Vasallen zu verschaffen suchte. Lehdorffs Programm der zeichnerischen Selbstbildung zielte konsequent darauf ab, innerhalb der aristokratischen Welt, der

⁶²⁶ Ernst Ahasverus Heinrich von LEHDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Gotha 1907, S. 365.

⁶²⁷ Zur Vita des Grafen Ernst Ahasverus Heinrich von Lehdorff (1727-1811) vgl. dessen kurze autobiographische Aufzeichnungen, ebd., S. 1-3.

⁶²⁸ Lehdorff äußert in seinen Aufzeichnungen wiederholt große Freude, wenn er „außerhalb des Trubels der Gesellschaft“ Stunden des Alleinseins und der Muße zur Lektüre und zum Selbststudium verwenden kann, vgl. Ernst Ahasverus Heinrich von LEHDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge Bd. 1, Gotha 1910, S. 219. Siehe auch ebd., S. 242: „Ich selbst führe ein ruhiges Leben; ich gehe spazieren, lese, male [...], kurz, ich lebe so apathisch dahin ohne Zweck und Ziel.“

er angehörte, einen ausgleichenden Weg zwischen gesellschaftlich isolierender Selbstbehauptung und dem drohenden Identitätsverlust durch persönliche Abhängigkeit von der Hofgesellschaft zu finden. Lehnendorffs Aufzeichnungen eignen in ihrer Intimität eine eindeutig kompensatorische Funktion: Sie geben ein deutliches Bild der Befindlichkeit ihres Autors, der sich offensichtlich in der permanenten Gefahr eines latenten Identitäts- bzw. Integritätsverlustes befand und deshalb in seinen Äußerungen stets zwischen Selbstbehauptung und Anpassung changierte. Der bekennende Royalist tritt jedoch keineswegs als moralischer Kritiker der eigenen gesellschaftlichen Schicht auf. Er präsentiert sich vielmehr als ihr idealer Vertreter, insofern er seine kritischen Beobachtungen stets in Selbstmotivationen umdeutete und sie als Leistungsanreize in das Programm der fortschreitenden Vervollkommenheit der eigenen gesellschaftlichen Fertigkeiten integrierte.

Insbesondere die Magdeburger Aufzeichnungen Lehnendorffs lassen starke emotionale Spannungszustände erkennen, denen er in der Kriegs- und Exilsituation ausgesetzt war. Existentielle Bedrohungen – die väterlichen Landgüter im Osten waren von russischen Truppen eingenommen und geplündert worden – verschärften offenbar die Unsicherheit seiner gesellschaftlichen Situation. So ist zu konstatieren, dass sich einerseits gerade in Magdeburg die subjektiv eingefärbten Schilderungen häufen – verursacht durch die mit der eigenen misslichen Situation und familiären Schwierigkeiten verbundenen „beständigen Widerwärtigkeiten und Unannehmlichkeiten“⁶²⁹ des Alltags, die ihm „den Aufenthalt in Magdeburg zum Greuel“⁶³⁰ machten und zunehmend den nüchternen Blick des objektiven Beobachters zu verstellen drohten. Andererseits stand Lehnendorff gerade in Magdeburg seinem „unerquicklichen Dienst“⁶³¹ am Hof, den „nichtigen und langweiligen Geschäfte[n]“⁶³² ungewöhnlich distanziert gegenüber. Bereits im April 1760, am Beginn des dritten und längsten Aufenthaltes der königlichen Familie in der Festungsstadt an der Elbe, erschien ihm der Hof „so reizlos wie möglich“⁶³³ – eine Sicht, die er beibehielt und die ihn zunehmend gegen eine vordergründige und eitle Selbstbespiegelung immunisierte.

Lose eingestreute Hinweise Lehnendorffs geben indessen zu erkennen, dass dieser durchaus kunst-, theater- und musikinteressiert war, über eine entsprechende Bildung verfügte und in seinen Mußestunden abseits der höflichen Verpflichtungen eine breiter angelegte Lektüre zeitgenössischer und klassischer Literatur pflegte. Er las eine Vielzahl wissenschaftlicher, insbesondere historischer Werke der französischen Literatur und goutierte auch die Produkte der zeitgenössischen französischen Modeschriftsteller. Auch in Magdeburg nutzte Lehnendorff die sich häufenden freien Tage zu ausgedehnter Lektüre.⁶³⁴ Über Umfang und Auswahl der gelesenen Bücher während seines Magdeburger Aufenthalts läßt sich bei Lehnendorff selbst fast nichts in Erfahrung bringen, da er den Lesestoff nicht näher benennt.⁶³⁵ Seine Lektüre scheint ihn dennoch in seinem gesellschaftlichen Umgang in Magdeburg auch der lokalen Bildungselite vornehmlich als ‚Freund der Musen‘ und kultivierter Literaturkenner empfohlen zu haben. Eine Notiz mit Seltenheitswert in der Beilage der *Magdeburgischen privilegierten Zeitung* vom Februar 1759 anlässlich der Vermählung Lehnendorffs mit der Tochter eines renommierten Magdeburger Regierungsrates⁶³⁶ gibt hierüber nähere Auskunft. Der Redakteur der Beilage gedenkt ausdrücklich des adeligen Bräutigams, „der durch den Umgang mit den Musen die reichen Vermögen seiner

⁶²⁹ Ebd., S. 231.

⁶³⁰ Ebd., S. 254.

⁶³¹ Vgl. Ernst Ahasverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Gotha 1907, S. 445.

⁶³² Ernst Ahasverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge, Bd. 1, Gotha 1910, S. 237.

⁶³³ Ebd., S. 238; vgl. auch ebd., S. 272: „Müßiges Gerede ohne Ende und Aufregungen zum Erbarmen!“ Diese auf die Gemahlin Friedrich II. gemünzte, sich aber des öfteren wiederholende Aussage Lehnendorffs darf als durchaus authentische Beschreibung der Stimmungslagen der preußischen Hofgesellschaft in Magdeburg aufgefasst werden.

⁶³⁴ Notiz vom 27. November 1758: „Ich bringe den ganzen Tag einsam zu und lese Polybios“ (Ernst Ahasverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Gotha 1907, S. 431).

⁶³⁵ Die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß notierte dagegen in ihrem Tagebuch ihre Magdeburger Lektüre etwas genauer: neben dem Evangelium und diversen Andachtsbüchern las sie u.a. Jean F. de Bastides *Le nouveau Spectateur*, Voltaires *Zaire*, die Briefe der Königin Christine von Schweden und Rousseaus *Nouvelle Heloise*. Vgl. VOSS, *Neunundsechzig Jahre am Preussischen Hof* (1876), S. 81, 82, 92.

⁶³⁶ Lehnendorff heiratete am 6. Februar 1759 in der Heilig-Geist-Kirche in Magdeburg die Tochter des Magdeburger Geheimen Regierungsrats Gottlieb von Häsel.

Seele entwickelt, geschärft, und fähig gemacht hat, das Schöne im Voltaire zu empfinden, und sich bis zu der Erhabenheit eines Klopstocks aufzuschwingen“.⁶³⁷ Schon die öffentliche Erwähnung Voltaires ist ungewöhnlich genug, wenn man bedenkt, dass insbesondere der in höfischen Kreisen über alle Maßen beliebte Voltaire der *Pucelle d'Orléans* und seiner übrigen religionskritischen Schriften als Lesestoff etwa am pietistisch geprägten Pädagogium des Klosters Berge offiziell nicht erwünscht war.⁶³⁸ Die intellektuelle Differenz zwischen dem kulturell freizügigen Berlin und der von kirchlichen Moralvorstellungen geprägten Magdeburg war noch Jahrzehnte später virulent. So nutzte der französisch-reformierte Magdeburger Prediger Carl Daniel Küster die Gelegenheit, anlässlich einer umfassenden Würdigung des Magdeburger Gouverneurs von Saldern, der während seiner Berliner Zeit in näheren Kontakt mit Voltaire gekommen war, seinen Landsleuten einen gewichtigen Unterschied ins Stammbuch zu schreiben – den Unterschied nämlich, dass „Voltaire da, wo er das Wesentliche des christlichen Lehrsystems höhnete, ein wirklich höchst unwissender Christ, ein Geschichtsverfälscher oder muthwilliger Verläumder und Flachdenker sey“, andererseits aber „Voltaire's Dichtertalent fast unnachahmlich, seine politischen Einsichten vielumfassend, und sein Muth, das Ungeheuer der französischen Despotie und Hierarchie anzugreifen, eben so ruhmwürdig, als seine Fehden gegen die reine Christusreligion höchst tadelhaft sind.“⁶³⁹ Die differenzierte Bewertung Voltaires war offenbar um 1760 in Magdeburg bereits in den öffentlichen Diskussionsforen mit dem Hinweis auf „das Schöne im Voltaire“ artikulierbar geworden – allerdings mit einer entscheidenden Nuance. Denn nicht nur der selektive Verweis auf Voltaire, sondern auch dessen komparative Zusammenstellung mit der „Erhabenheit eines Klopstocks“ dienten offenbar dem Zweck, die Aufmerksamkeit verschiedener kulturinteressierter Gruppen in der Stadt über alle diskursiven Differenzen hinweg auf eine allgemeine, gleichermaßen ästhetisch verbindliche wie verbindende Ebene zu lenken. Zugleich gibt dieses Verfahren die pragmatischen Intention der literaturinteressierten städtischen Bildungseliten wieder, Lehnendorff zwar als Vertreter des Berliner Hofes in seinen frankophilen Interessen und Neigungen anzusprechen, mit dem Verweis auf Klopstock aber auch gegen den „in Potsdam herrschenden Modeton“⁶⁴⁰ zu opponieren und einen literarischen Freiraum zu eröffnen, um auch städtische Literaturinteressen ins Spiel zu bringen. Statt einer kulturellen Abgrenzung entlang der Lektürefrage „Voltaire oder Klopstock“ wurde die öffentlichkeitswirksame Vermählung eines höfisch integrierten Adligen mit der Tochter eines großbürgerlichen Magdeburgers genutzt, um Konvergenzen unterschiedlicher kultureller Prioritäten und Setzungen anzustreben. Lehnendorff scheint seinerseits indirekt auf die bildungselitären Avancen der Magdeburger zu antworten, als er Ende Januar 1762 einen Aufenthalt in Leipzig auch dazu nutzte, um „die beiden berühmten deutschen Dichter ..., Herrn Gellert und Herrn Gottsched“⁶⁴¹ zu besuchen. Wie der preußische König so gab auch Lehnendorff „dem ersteren den Vorzug“, enthielt sich sonst aber jeder wertenden Stellungnahme. Bei genauerem Zusehen legt sich der Eindruck nahe, dass die Dichterbesuche in Leipzig allenfalls Bestandteile eines „curieusen“ Interesses waren, mit dem Lehnendorff die örtlichen Sehenswürdigkeiten und Hauptpersonen absolvierte. Dass Lehnendorff tatsächlich mit den Schriften Klopstocks vertraut war und in Magdeburg als Klopstock-Kenner zu Ansehen gelangen konnte, ist vor diesem Hintergrund zwar nicht ausgeschlossen, muss aber aufgrund seiner sonstigen literarischen Neigungen dennoch bezweifelt werden.

⁶³⁷ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* Nr. VI vom 10. Februar 1759, S. 24.

⁶³⁸ Vgl. etwa Köpkins Bemerkungen zu seiner Schulzeit am pietistisch geprägten Pädagogium des Klosters Berge südlich von Magdeburg (1752-56) unter Abt Johann Adam Steinmetz: „Ich las für mich den Fenelonschen Telemach ganz, und keine größere Wonne kannt' ich, als wenn ich des Sonnabends Nachmittags, da Lehrer und meine Mitschüler auf dem Spaziergange waren, auf der Stube allein bleiben und dort auf dem Fenstersitze – die Aussicht ging über den Garteneingang in den Klostergarten nach der Elbe zu – ungestört Voltaires Schauspiele lesen konnte, welche ich oft laut deklamirte. Öffentlich sie zu lesen möchte man bei dem damaligen pietistischen Tone des Klosters mir wohl schwerlich gestattet haben.“ Vgl. Friedrich von KÖPKEN, *Meine Lebensgeschichte*, Halle/Saale 1916, S. 9.

⁶³⁹ Carl Daniel KÜSTER, *Characterzüge des Preußischen General-Lieutenants von Saldern*, Berlin 1793, S. 78f.

⁶⁴⁰ Ebd., S. 80.

⁶⁴¹ Ernst Ahaverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge, Bd. 1, Gotha 1910, S. 332.

Dennoch ist es aufschlussreich, dass Vertreter der städtischen Bildungseliten einen Angehörigen des preußischen Hofes im Zusammenhang mit seiner medial propagierten Hochzeit ausschließlich durch seine literarischen Neigungen charakterisierten. Dieses Unterfangen wäre wohl nicht im Druck dokumentiert worden, wenn ein solches Vorgehen dem Redakteur der Beilage nicht lediglich als Rechtfertigung dafür gedient hätte, den in Magdeburg rege gewordenen „Geist der Dichtkunst“ anhand eines kurzen Lobgedichts der Pfarrerschaft der Heilige-Geist-Kirche auf das Ehepaar unter Beweis zu stellen. Ebenso wie die einleitende Charakterisierung des Redakteurs dürften auch die auf Lehndorff gemünzten Verse der Magdeburger Gelegenheitsdichter⁶⁴² in dessen Ohren eher befremdlich geklungen haben. In ihnen wurde vor allem der erzieherisch prägenden Mütter der beiden vermählten Halbweisen folgendermaßen gedacht:

„Es seegen Euch beyde Mütter, die wie Väter gesorget,
Und wie Mütter geliebt und Euch wie Lehrer geführt.
Seht, wie von beyden noch ietzt die Thräne der Zärtlichkeit fließet,
Die ihre betende Brust lieblich wie Hermon bethaut.
Pflanzt nun Ihre und Eure Tugenden fort auf die Nachwelt.“⁶⁴³

Lehndorffs Tagebuch gibt jedoch wiederholt darüber Auskunft, dass gerade seine Schwiegermutter ihm in Magdeburg eine Quelle fortwährenden Verdrusses war.⁶⁴⁴

Der Kammerherr der preußischen Königin erscheint in seinen Tagebuchnotizen als gesellschaftlich unsichere Übergangsfigur, die sich über ihre unterschiedlichen sozialen Bindungen durchaus eines breitgefächerten intellektuellen Wahrnehmungs- und Interessenhorizonts versichern konnte. Die diesbezüglich berechnete Erwartung, in Lehndorff während seines Magdeburger Aufenthaltes einen Vermittler differenter kultureller Leitvorstellungen oder einen wachen Beobachter des lokalen Kulturkolorits zu finden, wird jedoch schnell gedämpft. Während die Berichte über allerlei Lustbarkeiten und Zerstreuungen der Hofgesellschaft *en detail* wiedergegeben werden, kommen lokale Musik- und Theateraufführungen nur beiläufig, die literarischen Verhältnisse aber gar nicht zur Sprache. Eine Bemerkung wie: „Die Bürgerschaft [...] rückte in corpore an und brachte Ihrer Majestät eine hübsche Serenade dar. Die Musik war sehr schön, Herr Rolle, der hiesige Lully, hat sie komponiert“⁶⁴⁵, kennzeichnet bereits das Maximum in der Lehndorffschen Werteskala seiner Urteile. Während ein durch Mitglieder des Hofes und hochrangige Offiziere improvisiertes musikalisches Ständchen auf den Festungswällen ob des dabei empfundenen *amusements* breiten textlichen Niederschlag findet, geben die Notizen über öffentliche städtische Veranstaltungen zumeist nichts als den bloßen Fakt wieder. Lehndorff hält seine kulturellen Reflexionen streng in dem abgesteckten Rahmen der hofgesellschaftlichen Wahrnehmung und der ihr gemäßen kulturellen Unterhaltungen. Lehndorffs Tagebuch fungierte – trotz aller distanzierter Aufmerksamkeit – als Fahrtenschreiber adeliger Zerstreuungstechniken, die neben Lese- und Tee-nachmittagen auch Maskenbälle, Tanz- und Spielabende, Konzert- und Theaterbesuche, Gastmahle und Trinkgelage, Spaziergänge in der Stadt, Fahrten in die umliegende Gegend, Picknicks, Bootstouren auf der Elbe und ein ganzes Arsenal des Müßiggangs und spontaner Belustigungen wie Serenaden oder Besuche von stadtbürgerlichen Hochzeiten und Beerdigungen umfassten. Ja sogar Kuriosum wird der

⁶⁴² Die Verfasser des Gedichts waren Erdmann Andreas Hofmann (1755-1761 Hauptpastor an der Heilig Geist-Kirche) und Johann Esaias Silberschlag (1756-61 zweiter Prediger an der Heilig Geist-Kirche).

⁶⁴³ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* Nr. VI vom 10. Februar 1759, 24.

⁶⁴⁴ Ernst Ahasverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge, Bd. 1, Gotha 1910, S. 230: „Ich für meinen Teil bin in Verzweiflung darüber, dass ich mein hübsches Haus und meine achtungswerte Mutter in Berlin verlassen soll, um nach diesem elenden Magdeburg zu ziehen, und mit der widerwärtigsten Schwiegermutter, die die Erde je hervorgebracht hat, zusammen zu wohnen.“

⁶⁴⁵ Ebd., S. 280.

Vorzug gegenüber lokalem Kolorit gegeben, wie etwa dem Besuch einer Marionettenbude und der Lotterie während der Herbstmesse auf dem Magdeburger Domplatz. Sie tragen in Lehdorffs Sicht vorzüglich die Signatur des Sensationellen. Der urbane Kontext wird als Behälter des Gewöhnlichen weitgehend ignoriert.

Dass genauere Beobachtungen und Notizen Lehdorffs durchaus relevant für die Einschätzung der Entfaltung der Magdeburger Kulturlandschaft während des Siebenjährigen Krieges hätten sein können, zeigt ein andere, zunächst unscheinbare Bemerkung zur musikalischen Unterhaltung. So notierte Lehdorff im Mai 1760: „jeden Sonnabend ist Konzert und jeden Mittwoch Gesellschaft beim Kommandanten, wozu auch die gefangenen Offiziere eingeladen werden, weshalb sich unsere Damen immer zahlreich einfinden“.⁶⁴⁶ Abgesehen von der Mitteilung informativer Interna aus der Sphäre des königlichen Hofes, ist die lapidare Feststellung, dass „jeden Samstag Konzert“ sei, insofern von nachhaltigem Interesse für das Magdeburger Musikleben in der Mitte des 18. Jahrhunderts, als sie eine auf spärlichen Quellen basierende Annahme der Musikwissenschaftler bestätigt. Es darf als gesichert angenommen werden, dass bereits vor 1764 – als dem bislang angenommenen frühesten gesicherten Zeitpunkt⁶⁴⁷ – in Magdeburg regelmäßig öffentliche Konzertreihen veranstaltet wurden, auf die man bereits halbjährlich pränummerieren konnte. Diese öffentlichen Konzertreihen, an denen während der Zeit des Siebenjährigen Krieges neben der königlichen Familie und der Hofgesellschaft nach Lehdorffs Zeugnis auch „die vielen anwesenden Fremden“⁶⁴⁸ regelmäßig teilnahmen, fanden in Magdeburg nachweislich seit Ende 1757 unter der Leitung des Redoutenmeisters Friedrich Rudolph Ilgenstein statt.⁶⁴⁹ Ab März 1760 verlagerte sich das Geschehen in das Haus des Magdeburger Weinhändlers Stephan Rumpff,⁶⁵⁰ der in gleicher Weise zu regelmäßig stattfindenden Konzertreihen einlud, in dieser Zeit aber auch als Veranstalter von wöchentlich abgehaltenen Spiel-Assembleen und Redouten „en Masque“ in Erscheinung trat. Magdeburg gehörte damit nach Hamburg zu jenen mitteldeutschen Städten, in denen sich die für das 19. Jahrhundert typischen Formen des öffentlichen Konzertwesens bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt ausgeprägt haben.⁶⁵¹ Ein direkter Zusammenhang der Intensivierung dieser öffentlichen Konzertaufführungen mit dem Aufenthalt der königlichen Familie und des Hofes in Magdeburg lässt sich jedoch nur auf Indizien gründen und kann auch durch die spärlichen Aussagen Lehdorffs nicht weiter erhärtet werden.

Mit Blick auf Lehdorffs ausgeprägte literarische Interessen überrascht vor allem, dass die lokale Literaturproduktion und –rezeption samt ihren Protagonisten für ihn nirgends in Betracht kommen. In seinen Tagebuchaufzeichnungen findet sich in literarischer Hinsicht keine Notiz, kein Anklang oder indirekter Hinweis, keine Erwähnung lokaler Schriftsteller oder Ereignisse, die entsprechende Rückschlüsse erlaubten. Vor dem Hintergrund der erwähnten literarischen Institutionenbildung in Magdeburg mag Lehdorffs sprödes Verhalten überraschen, ist jedoch auf tieferliegende Ursachen zurückzuführen. Der unfreiwillige Ausflug in die Festungsstadt an der Elbe geriet dem preußischen Kammerherrn von Anfang an zur kulturellen Geduldsprobe und kompensatorischen Herausforderung. Das „schreckliche Magdeburg“⁶⁵², und seine „merkwürdige[n] Gestalten“ – a priori ausgestattet mit der

⁶⁴⁶ Ebd., S. 239.

⁶⁴⁷ Vgl. VALENTIN, *Die Gründung des „Magdeburgischen Concerts“ 1764* (1932).

⁶⁴⁸ Ernst Ahasverus Heinrich von LEHDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge, Bd. 1, Gotha 1910, S. 260.

⁶⁴⁹ Die entsprechende Anzeige in der *Magdeburgischen Zeitung* lautete: „Denen respective Herren Interessenten und Liebhabern der Music, wird hierdurch dienstergebenst bekannt gemacht, das in der Schulgasse, auf der Altstädter-Schule vorhandenen grossen Saale, heute als den 19ten Nov. das erste mahl ein musicalisches Concert gehalten werden solle, wozu alle respective Liebhaber eingeladen werden, wobey denjenigen, welche nicht pränumeriret haben, die Entree vor 6 Gr. zugelassen wird, auch können selbige vor schon erwehnten Preis Bilietter, in der Thurm-Schantze bey dem Redouten-Meister Ilgenstein bekommen.“ (*Magdeburgische Zeitung* Nr. 139 vom 19. November 1757, S. 4). Vgl. dazu BUCHMANN, *Die „Magdeburgische privilegierte Zeitung“ als musikgeschichtliche Quelle* (1986), S. 50ff.

⁶⁵⁰ Zur Familie Rumpff vgl. FISCHER, *Die Pfälzer Kolonie zu Magdeburg* (1939), S. 139f. und IRRGANG, *Das neue Lied im Musikleben Magdeburgs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts* (1954), S. 23f.

⁶⁵¹ Vgl. dazu HOBOM, *Die Organisation und Bedeutung des Magdeburger Musiklebens im 18. Jahrhundert* (1986).

⁶⁵² Ernst Ahasverus Heinrich von LEHDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Gotha 1907, S. 445.

„Erlaubnis, lächerlich zu sein“⁶⁵³ – stellten für ihn vordergründig nur die subjektive Folie und unerfreuliche Illustration eines noch unerfreulicheren Ereignisses dar, dessen Verlauf und schicksalhaften Wendungen er sich ohnmächtig ausgeliefert fühlte. Der Aufenthalt in Magdeburg wurde lediglich als beschwerliches und vorübergehendes Übel empfunden, dessen Ursachen von Lehdorff zunehmend in grundlegenden, nämlich mentalen Differenzen gesucht wurde: „Ich zähle die Tage und Stunden, bis ich wieder nach Berlin zurückkehren kann. Die Lebensweise, das Essen, das Wasser und die Luft dieses Landes sagen mir nicht zu. Ich fühle mich abgespannt und muß wieder Berliner Luft atmen, um mich zu erholen“.⁶⁵⁴ Das längere Verweilen in der Stadt – wie Lehdorff des öfteren in Übereinstimmung mit einigen seiner höfischen Gesprächspartner feststellte – an sich jedem „unzutraglich und widerwärtig ...“, der an gute Gesellschaft gewöhnt ist“⁶⁵⁵ – legt im Umkehrschluss mehr und mehr die Wurzeln des eigenen Selbstverständnisses bloß. Lehdorffs häufigen Klagen über anhaltende Langeweile⁶⁵⁶, provinzielle Sitten und abgeschmackte Gesellschaften⁶⁵⁷ durchziehen nicht nur die gesamte Magdeburger Zeit, sondern zeichnen, über die Beschreibung persönlicher Befindlichkeiten hinaus, ein weitgehend realistisches Bild der Ansichten und Stimmungen am gesamten preußischen Hof.

Die Gültigkeit der Aussagen Lehdorffs als zeitbezogene Dokumente ist vor der Hand nicht zu bezweifeln. Ihr wiederholter Rekurs auf die mentale Verfassung der Magdeburger Bevölkerung hat kompensatorische Bedeutung und läßt ein untergründiges, aber stets deutlich wahrnehmbares höfisches Unbehagen an der Unkultur der eigenen Landsleute aufscheinen. Das negative Urteil über die Magdeburger Mentalität besitzt für Lehdorff eine grundsätzliche Steuerfunktion für alle seine Aussagen zu den städtischen Verhältnissen und erübrigte detaillierte Reflexionen und Rückschlüsse auf die kulturellen Einzelercheinungen. Um die Bedeutung der lehdorffschen Aufzeichnungen für die Magdeburger Verhältnisse richtig einschätzen zu können, müssen an dieser Stelle die Motivationen Lehdorffs genauer hinterfragt werden.

4.3.2. Höfische Gesellschaft und ideale höfische Geselligkeit

Das Ideal höfischer Gesellschaft und der von ihr gepflegten Geselligkeit im 17. und 18. Jahrhundert kann im Licht der im 18. Jahrhundert vollzogenen Umwertung höfischer Verhaltensnormen durch das bürgerliche Emanzipationsdenken mit gutem Grund als „Interaktion gebildeter theatralischer Persönlichkeiten“⁶⁵⁸ inmitten einer inhomogenen und in sich zerfallenden Welt begriffen werden. Dennoch geht es nicht an – wie das Beispiel des Reichsgrafen Lehdorff zeigt –, ein solches Verhältnis radikal auf „Spieler und Gegenspieler“ bzw. auf eine fortwährende spielerische Auseinandersetzung von Privatabsichten und Eigeninteressen zu reduzieren, „welche weder ein zu erreichendes Gemeinwohl berücksichtigen, noch den selbstlosen Mitvollzug der Interessen der anderen sich zum Ziel setzen“.⁶⁵⁹ Interpretatorische Vorsicht ist auch da geboten, wo es überaus plausibel erscheint, die Entwicklung und Verfeinerung höfische Etikette und eines zugehörigen gesellschaftlichen Regelwerks als Entlastungs- und Ersatzfunktion für den seiner vormaligen Bedeutung und Autarkie beraubten Hofadel bzw. als „wirksames Instrument des Disziplinierung eines ganzen Standes“ zu interpretieren, „dem sie die An-

⁶⁵³ Ebd., S. 425.

⁶⁵⁴ Ernst Ahasverus Heinrich von LEHDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge, Bd. 1, Gotha 1910, S. 226. Vgl. auch die Notiz vom 8. September 1758, in der Lehdorff die Gesamtsituation trefflich umreißt: „Wir sehnen uns immer nach Berlin zurück, der Aufenthalt hier ist zu langweilig. Die Bewohner Magdeburgs sind mir zuwider.“ (Ernst Ahasverus Heinrich von LEHDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Gotha 1907, S. 413).

⁶⁵⁵ Ernst Ahasverus Heinrich von LEHDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge, Bd. 1, Gotha 1910, S. 228.

⁶⁵⁶ Vgl. Ernst Ahasverus Heinrich von LEHDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Gotha 1907, S. 413, S. 418.

⁶⁵⁷ Vgl. ebd., S. 367, S. 413 u.ö.

⁶⁵⁸ FINSSEN, *Die Rhetorik der Nation* (2001), S. 79.

⁶⁵⁹ GEITNER, *Die Sprache der Verstellung* (1992), S. 19.

passung an das höfische Abhängigkeitsgeflecht erleichterte“.⁶⁶⁰ Die höfische Gesellschaft scheint in dieser Perspektive lediglich einseitig dem von Hobbes analysierten *bellum omnium contra omnes* oder der von Machiavelli entworfenen herrschaftlichen Welt Rechnung zu tragen – und zwar durch das Surrogat einer auf Klugheit und Eigennützlichkeits orientierten Kultivierung der Umgangsformen. Festzuhalten bleibt jedoch, dass eine solche ‚Interaktion gebildeter theatralischer Persönlichkeiten‘ im Rahmen der höfischen Kultur auch auf das gemeinschaftliche Ziel fixiert war, aus dem geselligen Spiel nicht nur mannigfaltige Vorteile der Selbstrepräsentation, sondern ebenso geselliges Vergnügen zu ziehen. Dieses Vergnügen ist ein künstlich erzeugtes, insofern sich alle Teilnehmer des geselligen Spiels unter die Herrschaft von Regeln begeben, die es eindeutig determinieren. Die Anerkennung der Regeln der „Höflichkeit“ ist Voraussetzung der performativen Herstellung von Geselligkeit, insofern die Regeln alle jene disparaten Umgangsformen aus dem Kontext der idealen Geselligkeit ausschließen, die sie stören könnten.

Der an der höfisch-aristokratischen Geselligkeit Teilhabende verfolgte das Ziel, die der Interaktion vorgeschalteten Regeln geselligen Umgangs vollkommen zu beherrschen, um damit den eigenen gesellschaftlichen Auftritt zu perfektionieren, d.h. sich selbst für die anderen darzustellen und in dieser gesellschaftlichen Codierung⁶⁶¹ wahrnehm- und beurteilbar zu machen. Durch fortschreitende Beherrschung des gesellschaftlichen Regelwerks – im Ganzen verstanden als Lebens-Kunst (ars) – qualifizierte er sich im Urteil der anderen als Mitglied der Gesellschaft, der er anzugehören begehrte und in die er durch Ausbildung und Übernahme des gesellschaftlichen Codes eintrat.⁶⁶² Eben deshalb gehörten die Ausbildung adeliger Zöglinge an verschiedenen deutschen Höfen und damit verbundene ausführliche Bildungsreisen zum Standardrepertoire höfischer Erziehung,⁶⁶³ deren praktische Durchführung zur Erreichung des Bildungszweckes selbst wieder streng codiert wurde. Die gesellschaftlich qualifizierende Bildung betraf in erster Linie die Etikette gesellschaftlichen Verkehrs, die Art und Weise, „wie man sich in der Welt galant aufführen sollte“,⁶⁶⁴ durch die der Grad eigener Kultiviertheit (und damit der Grad des Einverständnisses mit den Regeln der verbindlichen Kultur überhaupt) im Äußeren zur Darstellung gebracht wurde. Mit dem Eintritt in die höfische Gesellschaft aber unterstand der Gesellige nicht nur dem Urteil der Anderen, sondern wurde – insofern er durch seine vervollkommenen Umgangsformen ein günstiges Urteil über seine Person zu erzielen vermochte – zugleich selbst akzeptiertes Mitglied der begehrten gesellschaftlichen Formation. Er konnte nun seinerseits in gleicher Weise andere Teilnehmer dem eigenen, in der Aneignung der gesellschaftlichen Regeln gebildetem Urteil unterwerfen und mit ihnen in ein gesellschaftliches Wechselverhältnis treten. Festzuhalten bleibt: Im bildungstechnisch erworbenen gesellschaftlichen Habitus und im Befolgen der Regeln der „Höflichkeit“ im Einklang mit den kollektiv formulierten Anforderungen wurde nicht nur ein äußerlich verbindendes gesellschaftliches Element aufgesucht: „Wer den kollektiven Erwartungen des Kulturkreises, dem *decorum* also, durch sein ganzes Auftreten zu entsprechen vermag, imitiert mehr als eine leere Form, mehr als eine Zeremonie, er demonstriert, wie es möglich ist, über die öffentliche Darstellung des sozialen Charakters eine moralische Geselligkeit zu gestalten, und zwar als Artefakt, als ästhetisches Spiel“.⁶⁶⁵ Eben dieses ästhetische Spiel war aber bereits in der kritischen Frühaufklärung ruchbar geworden, weil sich unter seinem Deckmantel die bürgerlichen Tugenden nicht realisieren ließen.

⁶⁶⁰ SCHEFFERS, *Höfische Konvention und die Aufklärung* (1980), S. 27ff. bezüglich des französischen Hofadels.

⁶⁶¹ Die Rede von Codierung folgt den Ausführungen von STAROBINSKI, *Das Rettende in der Gefahr* (1992).

⁶⁶² Den umfassendsten Katalog von gesellschaftlichen Regeln und Verhaltensstrategien hat Julius Bernhard von ROHR hauptsächlich in folgenden Werken niedergelegt: *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der Privat-Personen*, Berlin 1728, ²1730; *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der großen Herrn*, Berlin 1729, ²1733. Zur Auffassung des gesellschaftlich Gebildeten als Kunst-Werk vgl. STANTON, *The Aristocrat as Art* (1980).

⁶⁶³ Zur höfischen Bildungsreise vgl. exemplarisch STANNEK, *Die höfische Bildungsreise des 17. Jahrhunderts* (2001). Die höfische Kavalierstour unterlag erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einem intensiven Funktionswandel, vgl. SIEBERS, *Von der repräsentativen zur aufgeklärten Kavalierstour* (2002).

⁶⁶⁴ Julius Bernhard von ROHR, *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der Privat-Personen*, Berlin 1728, S. 4.

⁶⁶⁵ FINSEN, *Die Rhetorik der Nation* (2001), S. 111.

Das sich in der Kommunikation der höfischen Gesellschaft ausbildende ästhetische Spiel bereicherte den an ihm Teilnehmenden, indem er ihn Vergnügen an der Fähigkeit finden ließ, die geselligen Interaktionen als Spiel zu codieren, d.h. die eigene Person durch eine an fixen Regeln orientierte Selbstcodierung (Bildung) in einen gesellschaftlichen Zusammenhang zu stellen, zugleich aber auf der Basis dieser Fähigkeit die vorhandenen Codierungen bei sich und anderen zu dechiffrieren. Das ästhetische Spiel besteht in der Fähigkeit, im Einklang mit den Regeln der Geselligkeit den geselligen Schein herzustellen, zu wahren und zugleich als Schein zu identifizieren. Höfische Geselligkeit entfaltete sich dem entsprechend nicht aus einem einheitgebenden Prinzip der Persönlichkeit, sondern aus einer changierenden Fülle geistreicher Kommunikationen, die alle Facetten der Selbstinszenierung bedient und transportiert. Ihr entsprach in der gesellschaftlichen Praxis jenseits der kommerziellen Tätigkeiten ein abwechslungsreiches Handeln, das nicht auf die prinzipielle geistige Sammlung, sondern auf die unterhaltende Praktizierung vielfältiger, kulturvoller Vergnügen fixiert war. In einer auf diese Weise durch Vorstellungen von „Höflichkeit“ (*honneteté*) regulierten Geselligkeit findet sich Wahrheit allein in der bewussten Praktizierung der Kultur des schönen Scheins und im Ausnutzen ihrer vielfältigen Möglichkeiten.

Die ‚Identität‘ des adeligen Höflings stellt sich hierbei aus dem Gebrauch der Kulturtechniken in der Sphäre der repräsentativen Öffentlichkeit, d.h. aus dem wechselseitigen Wahrnehmen und Wahrgekommenwerden, dem Urteilen und Beurteiltwerden her und wird allein im gesellschaftlich relevanten Handeln fundiert, aus dem der Beurteilte seine Verdienste und seine Anerkennung bezieht. Unabhängig davon, ob das skizzierte höfische Ideal der Geselligkeit der realen gesellschaftlichen Praxis entsprach oder die Mehrzahl der höfischen Gesellschafter nicht über die bloß äußerliche Anhänglichkeit ans *decorum* hinausgelangte: Die in diesem Zusammenhang gebrauchte Rede von der allgegenwärtigen „Maske der Höflichkeit und Bescheidenheit“⁶⁶⁶ verbirgt im Blick auf den Kern des solchermaßen höfisch gebildeten Menschen des 18. Jahrhunderts selbst eine wichtige Tatsache. Weil der höfisch Gebildete gelernt hat, über alle Verstellung hinaus das Kunstwerk seiner auf Vervollkommenung angelegten gesellschaftlichen Codierung als seine eigentliche Natur zu begreifen, „wird er selbst Form, Regel und Ratio“ und bildet ein nur ihm eigenes *air naturel* aus, das ihn individuiert.⁶⁶⁷ Das wichtigste Merkmal des solcherart Individuierten liegt in dem Umstand, dass er der Auffassung seiner selbst gerade keine Vorstellung eines natürlich gebildeten Menschen entgegenstellt, wie sie noch vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges durch die gesellschaftskritischen Schriften Jean-Jacques Rousseaus auch die literarischen Kommunikationen okkupierte. Im Gegenteil: Das Selbstverständnis der performativen Geselligkeit wurzelte in einer adelig-höfischen Gesellschaftsformation, die ihre kulturellen Orientierungen auch in der Mitte des 18. Jahrhunderts in einem gesamteuropäischen Breitenkontext generierte. Der preußische Hof war – wie zuvor das Renaissance-Italien oder das klassizistische Frankreich – grundsätzlich einer *imitatio* antiker Vorbilder und Praktiken verpflichtet, mit der ein säkularisiertes Vervollkommnungs-Projekt mit dem Fernziel der Herausbildung einer kulturellen nationalen Eigenständigkeit in einer unbestimmten Zukunft angetrieben wurde.

Im Blick auf die Tagebuchaufzeichnungen Lehdorffs in Magdeburg wird somit auch verständlich, dass und warum der Kammerherr der preußischen Königin den eigenen Vorstellungshorizont der höfischen Geselligkeit nicht verlassen musste, um Anspruch auf die Wahrheit des Urteils und des schriftlich Dargestellten erheben zu können. Lehdorff fasste sich selbst als eine maßgebende „Form, Regel und Ratio“ vollendeter höfischer Bildung auf, die aus der Perspektive eines gesellschaftlich relativierten Wesens alle beobachtbaren Dingen und Verhältnissen einer durchgehenden Beurteilung unterwerfen konnte. Im wahrheitlichen Sinne zählten allein jene vielfältigen, höfisch konnotierten Geselligkeits-

⁶⁶⁶ SCHEFFERS, *Höfische Konvention und die Aufklärung* (1980), S. 30.

⁶⁶⁷ Ebd., S. 31.

techniken zu beurteilbaren Tatbeständen, die in den Horizont der repräsentativen Öffentlichkeit höfischer Kultur hineinragten und auf diese Weise auch den adäquaten Korrespondenzbereich eigener Fähigkeiten und Fertigkeiten bereitstellten. Die literarische Kultur Magdeburgs, deren alternative Institutionen sich während des Siebenjährigen Krieges erst allmählich jenseits der Maßgaben der städtischen Politik, Religion und Pädagogik entfalteten, konnte für Lehnendorff in diesem Zusammenhang prinzipiell nicht in den Blick kommen. Vielmehr zeigt sich, dass seine Tagebuchaufzeichnungen durchgängig einem selektiven Prinzip unterliegen, das vor der schriftlichen Fixierung bereits die Modi der kulturellen Wahrnehmungen steuert und konsequent alles das aus dem festliegenden Urteilsrahmen eliminiert, was mit dem zugrundeliegenden kulturellen Wertesystem nicht vereinbar erscheint.

4.3.3. Simulation von Normalität als gesellschaftlicher Stabilisierungsfaktor

Was das Verhältnis der Berliner höfischen Gesellschaft zur den lokalen Eliten anlangt, so blieben die Möglichkeiten geselliger Interaktion nicht nur durch die vorausliegende Codierung gesellschaftlichen Verhaltens, durch die Rücksicht auf verbindliche Regeln der „Höflichkeit“ und ihres qualifizierenden Kontextes, sondern auch durch unterschiedliche Bildungs- und Wertehorizonte reglementiert. Dies führte zwangsläufig dazu, die Bildungs- und Funktionseliten Magdeburgs distanziert zu behandeln und vom Zugang zur inneren Sphäre des Hofes weitgehend auszuschließen. Die Mitglieder der königlichen Familie lebten in der Festungsstadt bestens geschützt und weitgehend abgeschottet von deren Einwohnern. Sie bildeten gemeinsam mit dem Hofstaat einen nahezu hermetischen Kreis, zu dem nur höchste Zivil- und Militärbeamte ungehinderten Zutritt hatten. Die Ausnahmesituation des Exils war für die Hofgesellschaft und die königliche Familie mit einschneidenden Änderungen verbunden. Ohnehin abgeschnitten von den „Ereignissen der großen Welt“,⁶⁶⁸ waren bei Kriegseintritt auch die Kontakte innerhalb des europäischen Breitenstratus des Adels und der höfischen Gesellschaft durch die kärglichen Kriegsallianzen Friedrichs II. zusammengeschrumpft. Darüber hinaus wurde die kommunikative Isolation durch die spärlichen und zuweilen mit größerer Verzögerung eintreffenden, oft widersprüchlichen Neuigkeiten von den Kriegsschauplätzen verschärft und führte wiederholt zu Irritationen über die eigene gesellschaftliche Situation.

Lehnendorffs Aufzeichnungen lassen in vielen Passagen erkennen, dass die festgefügt kulturellen Ansprüche der Berliner höfischen Gesellschaft in Magdeburg auf keinen adäquaten Resonanzkörper trafen, der es ihr ermöglicht hätte, sich durch standesgemäße Performance in die geselligen Strukturen der Stadt einzubringen. Man blieb unter sich, bildete kleine Zirkel mit ausgewählten Gästen und besuchte, sofern es die Kriegssituation gefahrlos zuließ, andere Höfe (Braunschweig, Dessau) oder die umliegenden Landgüter der alteingesessenen adligen „Provinzherrlichkeit“.⁶⁶⁹ Das von Finsen konstatierte, die jeweiligen Landesterritorien übergreifende europäische Stratum der Adels- bzw. höfischen Kultur blieb auch und gerade in den eingeschränkten Rahmenbedingungen des Magdeburger Exils intakt und bewährte sich als sozial schützende Strategie.

Über die Aktivierung geselliger Strukturen hinaus setzte die Hofgesellschaft auch eigene Prioritäten und schuf sich ihr sozial angemessenes Umfeld aus den verfügbaren personellen Ressourcen. Zur performativen Simulation von Normalität unter Kriegsbedingungen gehörte vor allem der bevorzugte Umgang auch der Mitglieder der königlichen Familie mit kriegsgefangenen französischen, österreichischen und russischen Offizieren.⁶⁷⁰ Es handelte sich dabei – wie die Gräfin Voß in ihrem Tagebuch anmerkt –

⁶⁶⁸ Ernst Ahasverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge, Bd. 1, Gotha 1910, S. 220.

⁶⁶⁹ Ebd., S. 243, 247f., 254.

⁶⁷⁰ Ernst Ahasverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Gotha 1907, S. 414.

um eben jene „Menge Kriegsgefangener, deren vornehmste der König aus besonderer Rücksichtnahme immer nach Magdeburg zu schicken pflegte, wo sie, durch ihr Ehrenwort gebunden, sich im Uebrigen vollkommen frei bewegten und von den Höfen mit Wohlwollen und Höflichkeit behandelt wurden“.⁶⁷¹ Im Offizierskorps fand Lehnendorff sein eigenes Freundschafts-Ideal weitgehend bestätigt, dass standesgemäße Erziehung, umfassende aristokratische Bildung, eine sittlich-moralische Festigkeit und die Fähigkeit weltläufiger Konversation sowie die Vertrautheit mit den höfischen Sitten und Gepflogenheiten umfasste. Dies galt vorzüglich von den Franzosen: „Je mehr ich diese Nation kennen gelernt habe, um so mehr habe ich bei Ihnen im Grunde ein offenes und entgegenkommendes Wesen gefunden, das sie zu einer dauerhaften Freundschaft befähigt.“⁶⁷² Ihr Ruf als „die besten Gesellschafter“⁶⁷³ weckt in Lehnendorff sympathetische Gefühle: „Ich liebe die Fremden und glaube sagen zu dürfen, dass diese auch mich gern haben“.⁶⁷⁴ Nicht nur die russischen Militärs⁶⁷⁵ machen besonderen Eindruck auf Lehnendorff, auch an den österreichischen Generälen lobte er „jenes offene Wesen der Leute aus dem Reich ..., das mir so sympathisch ist“.⁶⁷⁶

Solche und ähnliche Äußerungen geben vor allem Auskunft darüber, dass die in Magdeburg weitgehend müßig verbrachte Zeit dem Gros der Angehörigen des Hofes und der exilierten Berliner Gesellschaft zur drückenden Last, oder anders gesagt: zur besonderen kompensatorischen Herausforderung wurde. Der gesellschaftliche Brennpunkt hatte sich aus dem zivilgesellschaftlichen Bereich auf das militärische Feld verlagert und diejenigen, die nicht in militärische Aktionen involviert waren, blieben von der Aktualität des Zeitgeschehens abgeschnitten. Auf der Suche nach dem *status quo ante* lenkte man die Aufmerksamkeit verstärkt auf die ausgedehnten abendlichen Gesellschaften, Empfänge, nachmittäglichen Assembleen und zahlreichen Feierlichkeiten, auf beliebigen Zerstreuungen aller Art, improvisierte kulturelle Unterhaltung (Theater, Musik), Ausflüge in die nähere Umgebung, kleineren Reisen und das tägliche exzessive Kartenspiel⁶⁷⁷. Die beunruhigende Weltwahrnehmung und -situierung sollte und musste durch die Kunstform höfischer Kultur, durch das *raffinement* ausgesuchter Konversation und die investigative Kraft der Verhaltens-Regeln weniger überspielt als vielmehr gebändigt werden. Der Glaube an die eigenen kulturellen Werte von europäischer Verbindlichkeit sollte auch die Berge des Krieges und seiner unerwarteten nachteiligen Folgen versetzen. Was jedoch noch im Mai 1760 – von Lehnendorff bei einem Besuch Berlins beobachtet – durch ausschweifende Verschwendung mühelos gelingt – „es ist, als ob man um jeden Preis die Gefahren vergessen wollte, die wir durchgemacht haben und die uns zweifellos noch bevorstehen“⁶⁷⁸ – ließ sich in Magdeburg nicht ohne Weiteres realisieren. Die forcierte Simulation von Normalität⁶⁷⁹ stieß schnell und wiederholt an die engen Grenzen und eingeschränkten Möglichkeiten der Festungsstadt und ließ die grundlegende Kluft zwischen Realität und eigenem normativen Anspruch immer dort besonders deutlich hervortreten, wo sie sie eigens zu verdecken suchte.⁶⁸⁰ Die simulative Kraft höfischer Kultur drohte in Magdeburg auch und gerade deshalb zum Erliegen zu kommen, weil ihr hier der Brennstoff zur Erhaltung des gewohnten Kulturbetriebes

⁶⁷¹ VOSS, *Neunundsechzig Jahre am Preussischen Hof* (1876), S. 55.

⁶⁷² Ernst Ahasverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Gotha 1907, S. 417.

⁶⁷³ Ernst Ahasverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge, Bd. 1, Gotha 1910, S. 311.

⁶⁷⁴ Ebd., S. 224.

⁶⁷⁵ „Die Abreise der Russen steht nahe bevor. Diese Nation, d.h. der Adel dieser Nation, hat sich durch seine vornehme Handlungsweise die allgemeine Achtung erworben. Sie haben hier einen großartigen Aufwand gemacht und sich stets höflich benommen“ (Ernst Ahasverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Gotha 1907, S. 420f.).

⁶⁷⁶ Ernst Ahasverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge, Bd. 1, Gotha 1910, S. 225.

⁶⁷⁷ Vgl. HOLZAPFEL, *Magdeburg als Zufluchtsstätte für die königliche Familie während des siebenjährigen Krieges* (1891), S. 29.

⁶⁷⁸ Ernst Ahasverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge, Bd. 1, Gotha 1910, S. 234.

⁶⁷⁹ Ernst Ahasverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Gotha 1907, S. 413: „Die Prinzessinnen leben hier wie in Berlin.“

⁶⁸⁰ Wenn sowohl der Herausgeber der Aufzeichnungen Lehnendorffs als auch der Herausgeber der Notizen der Gräfin von Voß unisono erklären, dass der Hang des Hofes, sich während der Kriegszeit verstärkt in Vergnügungen zu stürzen, als zeitlich bedingte Geschmacklosigkeit anzusehen sei, so geschieht dies aus einer patriotisch motivierten Perspektive, die den performativen Charakter höfischer Geselligkeit außer Acht läßt.

und der hauptstädtisch kultivierten Weltsicht fehlte. Die in Lehdorffs Aufzeichnungen immer wiederkehrende, direkt oder indirekt konstatierte Abwesenheit von höfischer Kultur in der Festungsstadt sagt deshalb nichts Substantielles über die kulturellen Verhältnisse in Magdeburg, wohl aber über die Befindlichkeit eines adeligen Gemüts bei fortgesetzter Abwesenheit von seinem kulturellen Nährboden Berlin aus.

Die Brüche in der forcierten Simulation von Normalität werden von Lehdorff seismologisch als performative gesellschaftliche Differenz registriert. Die kulturellen Möglichkeiten vor Ort dienten der höfischen Gesellschaft einerseits als nützliches Mittel zum Zweck der eigenen Unterhaltung, wurden andererseits aber zugleich in dem Bewusstsein des mit dem Gebrauch verbundenen radikalen Abstiegs in der eigenen kulturellen Wertigkeit beurteilt:

„Der Markgraf Heinrich, der ganz in der Nähe wohnt, läßt abends gewöhnlich Musik machen, und so ist das Zusammensein recht heiter. Prinzessin Amalie läßt manchmal auch die Chorschüler singen, so dass es auch an Lärm nicht fehlt. Wir müssen oft über diese Art Vergnügen lachen, auf die die schlimmen Kriegszeiten uns gebracht haben, statt in einem Garten auf dem schlechtesten Pflaster der Welt spazieren zu gehen und mit Gesängen von Schülern fürlieb zu nehmen, während wir früher einer Astrua und einem Porporino lauschten.“⁶⁸¹

In Lehdorffs Magdeburger Aufzeichnungen bleibt die identitätstiftende „Kohärenzfiktion“ der höfischen Gesellschaft zwar hinter der situativen Beobachtung der Einzelercheinungen verborgen, entdeckt sich jedoch allenthalben in der Summe der angeführten Urteile. Durch die selektierende, an fixen kulturellen Leitvorstellungen der höfischen Gesellschaft orientierte Wahrnehmung brachte Lehdorff zugleich eine produktive gesellschaftliche Differenzierungstechnik zur Anwendung, deren Spuren sich überall in seinen Aufzeichnungen auffinden lassen. Die entsprechenden Differenzen werden im Text nicht nur benannt, sondern als Teil des höfischen dialektischen Wechselspiels der Repräsentation von Kultur begriffen, somit aber auch als Bestimmungsgrund dem eigenen Wertekanons einverleibt und fortwährend performativ befestigt. Mit Blick auf die Sicherung der Konsistenz adeliger Wertvorstellungen unter den Ausnahmebedingungen der Exilierung in Magdeburg diente die permanente kulturelle Differenzierung – Wertung und Entwertung, Abgrenzung und Ausgrenzung umfassend – als programmatischer Stabilisierungsfaktor höfischer Befindlichkeiten.

Dennoch musste gerade an den theoretischen Bruchstellen der auf Performance angelegten adeligen Geselligkeit, von denen her sich ex negativo der adelige Wertekanon Lehdorffscher Prägung auch in Magdeburg reproduzieren konnte, die höfischen Gesellschaft zugleich auch in besonderem Maße empfänglich für übergreifende gesellige Interaktionen und sporadische Kontakte mit der städtischen Gesellschaft werden. Der wunde Punkt des fehlenden, des nicht reproduzierbaren gesellschaftlichen Kontextes (Berlin als repräsentativer Ort höfischer Kultur) zum Text der höfischen Geselligkeit erforderte neben der rhetorischen Selbstverständigung auch ein stabilisierendes, nach außen gerichtetes Agieren. Denn das fehlende Umfeld für eine wirksame Einbettung der Repräsentationsformen höfischer Kultur in Magdeburg wirkte auf die Dauer als kontraproduktives und destabilisierendes Element, dessen zersetzende Einflüsse in der gesellschaftlichen Praxis den Erhalt des höfischen Wertekanons selbst gefährdeten. Die höfische Gesellschaft stand deshalb in Magdeburg unter erheblichem Zugzwang und musste sich in Richtung auf die lokalen Gegebenheiten öffnen und kulturelle Kompromisse suchen, um performativ zu überleben.

⁶⁸¹ Ernst Ahasverus Heinrich von LEHDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge, Bd. 1, Gotha 1910, S. 257.

4.3.4 Performative Differenz als Grenze und kultureller Stimulus

Unzweifelhaft kamen die Mitglieder der Hofes nicht nur gelegentlich und punktuell, sondern regelmäßig und bei unterschiedlichsten Gelegenheiten mit den lokalen Kultureliten in Berührung. Dies betraf weniger die offiziellen Anlässe, bei denen Honoratioren der Magdeburger Bürgerschaft an Feier- und Geburtstagen in festgelegten Zeremonien am Hofe empfangen wurden, und bei denen sich Lehnendorff meist mit der Feststellung mangelnden „Schliffs“ der Magdeburger in der routinierten Beachtung der Etikette begnügte. Gemeint sind vielmehr die zahlreichen privaten Gesellschaften jenseits der offiziellen Ebene, die große Teile der Hofgesellschaft regelmäßig besuchten. Insbesondere die Gesellschaften der reichen Kaufleute der Stadt wurden goutiert, die es sich leisten konnten, „großen Aufwand“ zu machen und die Berliner Gäste standesgemäß zu bewirten und zu unterhalten.⁶⁸² Lehnendorffs Hinweise auf Beteiligungen an privaten Asembleen in den Häusern der besseren Bürgerschaft weisen eine gewisse Regelmäßigkeit solcher Treffen nach, bleiben jedoch meist unspezifisch und erlauben keine tieferen Einblicke in das gesellige Treiben. Auffällig bleibt indessen eine gewisse Nähe der Hofgesellschaft zu Mitgliedern der Französischen und der Pfälzer Kolonie in Magdeburg. So erwähnt Lehnendorff beispielsweise eine von ihm gegebene nachmittägliche Gesellschaft im Gartenhaus von Heinrich Wilhelm Bachmann jun. auf dem Magdeburger Werder, bei der man sich offenbar köstlich amüsierte.⁶⁸³ Der literatur- und kunstinteressierte Kreis um Bachmann gehörte während des Siebenjährigen Krieges zu den ersten gesellschaftlichen Adressen der Stadt. Hier kamen regelmäßig die lokalen Kultureliten mit auswärtigen Literaten, Malern und Buchhändlern in Kontakt. Bachmann selbst gehörte zur Pfälzer Kolonie in Magdeburg und repräsentierte durch seine weitläufige Bildung und eine umfangreiche Bibliothek gleichsam das europäisch orientierte Element der Magdeburger Kultur – ein Umstand, der Lehnendorff sympathisch war.

Trotz der scheinbar gelösten Atmosphäre im geselligen Umgang durchdrangen sich die Sphären der höfischen Gesellschaft und der lokalen Bildungselite bei diesen Gelegenheiten nicht auf eine Weise, die ein produktives Miteinander ermöglicht hätte. Die unterschiedlichen Fundierungen der jeweiligen kulturellen Leitvorstellungen traten zueinander in ein ausschließendes Verhältnis und mussten – wie gezeigt – gerade im engeren städtischen Kontakt den Grad geselliger Interaktion deutlicher limitieren. Gemeinsame Vorstellungen von Geselligkeit und Freundschaft fungierten in der Praxis lediglich als äußeres Band, das Interaktionen und Kommunikation überhaupt ermöglichte. Das Fortbestehen der performativen Differenz zeigte sich etwa im wiederholten Geltendmachen von sich wechselseitig verfehlenden gesellschaftlichen Ansprüchen. Lehnendorffs Aufzeichnungen machen einerseits deutlich, dass die höfische Gesellschaft in Magdeburg bei jeder Gelegenheit ihren Anspruch auf die kulturelle Leitfunktion wahrzunehmen suchte und diese auch innerhalb der lokalgesellschaftlichen Formationen durchzusetzen suchte, ohne jedoch den realgesellschaftlichen Kontext entscheidend beeinflussen zu können. Andererseits markiert etwa die Okkupation des Adelligen Lehnendorff als bürgerlichen *homme de lettres* und seine – letztlich verfehlte – Einbindung in den städtischen Bildungskanon jene unüberschreitbare Grenze, die den lokalen Eliten durch ihren eigenen Bildungshorizont vorgezeichnet war. Anders gesagt: beiden Seiten fehlte der gemeinsame *kulturelle* Fix- und Vermittlungspunkt, der sie zueinander in ein produktives Verhältnis hätte treten lassen.

Dennoch erweist sich die Ausgangsfrage nach der möglichen Beobachtung eines signifikanten kulturellen Impulses, einer kulturellen Transferleistung, in diesem Zusammenhang als produktiv. Zwar läßt sich nicht nachweisen, dass von der die kulturelle Leitfunktion beanspruchenden höfischen Gesellschaft direkte Impulse für das kulturelle Leben in Magdeburg während des Siebenjährigen Krieges ausgingen.

⁶⁸² Ebd., S. 306.

⁶⁸³ Ebd., S. 267.

Ein wie auch immer gearteter direkter Transfer von Ideen oder Wertvorstellungen fand nicht statt. Das Fehlen eines unmittelbaren Zusammenhanges zwischen der Anwesenheit des preußischen Hofes in Magdeburg und der Belebung der literarischen Verhältnisse in der Stadt gibt aber den Blick auf einen indirekten Zusammenhang frei. Statt verbindender und verbindlicher kultureller Werte fungierte der Krieg als gemeinsamer gesellschaftlicher Konvergenzpunkt und produzierte eine lokale Sondersituation, die in Magdeburg zur Entstehung eines gesellschaftlichen Spannungsverhältnisses führte. Im wechselseitigen Anziehen und Abstoßen, in der gesellschaftlichen Kohäsion und Adhäsion höfischer und lokalgesellschaftlicher Eliten, entstand ein gesellschaftlicher Handlungsraum, in dem die entgegengesetzten kulturellen Fundierungen zwar nicht aufgehoben wurden, aber in signifikante Bewegung kamen. Die beanspruchte kulturelle Leitfunktion der höfischen Gesellschaft erwies sich in diesem Verhältnis zwar als starres, konservatives und im eigentlichen Sinne konservierendes Element, setzte aber aufgrund ihres normierenden Charakters die lokale Bildungselite unter Anpassungsdruck. Die fixen kulturellen Leitvorstellungen der höfischen Gesellschaft mussten der lokalen Bildungselite zur Herausforderung werden, der neuen Situation und den neuen Anforderungen durch eigenes gesellschaftliches Handeln zu entsprechen und die kulturelle Kluft wo nicht zu schließen, so doch zu überbrücken. Die Anwesenheit der königlichen Familie, des preußischen Hofstaates, hochrangiger Militärs, Diplomaten und Politiker in Magdeburg führte zu gravierenden Veränderungen in den stadtgesellschaftlichen Schichtungen. Die lokale Bildungselite wurde in kurzer Zeit durch eine andere verdrängt, die ihre festen kulturellen Werte den vorhandenen Kulturbeständen überstülpte und deren Normierungen latent außer Kraft setzte. Es ist – genau genommen – weniger die *geistige*, sondern vielmehr die *körperliche* Präsenz der königlichen Familie und der Hofgesellschaft, die in Magdeburg als sichtbares Zeichen von der lokalen Bildungseliten nicht nur eine veränderte Codierung ihres gesellschaftlichen Verhaltens einforderte, sondern zugleich und mit Nachdruck eine signifikante Veränderung der kulturellen Praxis vor Ort motivierte.

Der Versuch der lokalen Eliten, sich dem neuen Standard kultureller Selbstverständigung kompatibel zu machen – sichtbar etwa in der erwähnten Einführung öffentlicher Konzerte durch Ilgenstein und Rolle – gelang nur durch eine grundsätzliche Akzeptanz der kulturellen Leitfunktion der adelig-höfischen Gesellschaft. Deren Übernahme oder gar Imitation blieb jedoch durch die prinzipiellen Differenzen in der Fundierung der kulturellen Werte und Leitvorstellungen ausgeschlossen. Zwar lag eine Orientierung der lokalen Kultureliten am kulturellen Duktus der höfischen Gesellschaft nicht nur aus soziologischen, sondern auch aus pragmatischen Gründen nahe, weil – wie Julius Bernhard von Rohr in seiner *Ceremoniel-Wissenschaft Der Privat-Personen* (1728) bemerkt – „ein grosser Theil der Menschen sich mehr befließiget / seine Handlungen nach dem Wohlstand und dem Gefallen der Höhern einzurichten / als den Sätzen der Tugend-Lehre Folge zu leisten“⁶⁸⁴. Die Möglichkeit, Standesunterschiede zu verwischen und das Verhältnis von Herrschaft und Untertanentum zu durchbrechen war damit jedoch nicht gegeben, denn eine Imitation höfischer gesellschaftlicher Codierung wäre nur unter eklatanter Vernachlässigung, ja Außerkraftsetzung der eigenen gesellschaftlichen Stellung sowie der Missachtung der zeremoniellen Gebundenheit des höfischen Gesellschaftsbetriebs realisierbar. Wie von Rohr verdeutlicht, waren die Möglichkeiten der lokalen Bildungselite, als Kommunikatoren Anteil an der höfischen Kultur zu nehmen, an den Erwerb von Schlüsselqualifikationen gebunden, zu denen Kenntnisse in der Anwendung und Deutung höfischer Ausdrucksmöglichkeiten, der zeremoniellen Formen des gesellschaftlichen Umgangs und der sozialen und politischen Kontextuierungen gehörten. Die Anwendung von Schlüsselqualifikationen in der gesellschaftlichen Praxis blieb jedoch durch die unbedingte Rücksicht auf ständische Hierarchien und soziale Herkunft limitiert, so dass durch die prak-

⁶⁸⁴ Julius Bernhard von ROHR, *Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der Privat-Personen*, Berlin 1728, S. [III].

tische Interaktion zwischen höfischen und stadtbürgerlichen Gesellschaftern das hierarchische Gefüge performativ befestigt und neu codiert wurde.⁶⁸⁵

Die bürgerlichen Kultureliten in Magdeburg wurden – paradox genug – gerade im Moment der Akzeptanz der maßgebenden Leitfunktion höfischer Kultur in verstärktem Maße auf das eigene Terrain gesellschaftlicher Wirksamkeit zurückgeworfen und zur Ausbildung bzw. verstärkten Realisierung selbstgemäßer Leitvorstellungen in der kulturellen Praxis animiert. Höfische Kultur- und lokale Bildungseliten blieben auch im Moment der größten Annäherung durch einen unüberbrückbaren Korridor der Inkompatibilität unterschiedlicher kultureller Leitvorstellungen und entsprechender Erfahrungs- und Erwartungshorizonte voneinander getrennt. Beide waren kein Gegenstand gemeinsamer Kommunikation und bezeichneten, je für sich, die Grenzen verschiedener Öffentlichkeiten.

Dennoch setzte spätestens mit der Ankunft der Berliner Exilierten in Magdeburg eine grundlegende kulturmentale Trennungsbewegung ein, die zur Emanzipation der lokalen Literaturproduktion, – rezeption und –distribution von den Maßgaben lokalgesellschaftlicher Kontrollinstanzen führte. Von besonderer Bedeutung für den Vollzug kulturmentaler Veränderungen während des Siebenjährigen Krieges war die Anwesenheit der königlichen Familie und der Hofgesellschaft – schon deshalb, weil ihre Mitglieder in Magdeburg nicht nur repräsentativen Aufwand, sondern auch einen Kommunikationsstil pflegten, der durch Weltläufigkeit mit europaweiten Orientierungen – man sprach allenthalben französisch – geprägt war. Mit der Einkehr höfischer Kultur in Magdeburg kehrte auch das „eitle Wesen“ weltlicher Vergnügungen in die seit der Reformation gern als „Herrgotts Kanzlei“ titulierte lutherische Hochburg zurück und drohte die kirchlich-religiöse Aufbauarbeit am tugendhaften Bürger empfindlich zu unterminieren. Allein die kritische Differenz von dominierenden höfischen und dominierten stadtbürgerlichen Repräsentationsformen, die sichtbare gesellschaftliche Widersprüche hervortrieb, setzte bei den lokalen Bildungs- und Funktionseliten kreative Energien frei. Im Vakuum von städtischen, zivilstaatlichen und militärischen Ansprüchen eröffnete sich unter Kriegsbedingungen eine kommunikative Freihandelszone zwischen Einheimischen und Zugereisten, die insbesondere dem engagierten Stadtbürgertum innovative Gestaltungs- und Handlungsmöglichkeiten innerhalb seines urbanen Wirkungskreises einräumte. Dieser gesellschaftliche Spielraum blieb nach Kriegsende als Status quo für das gesamte Feld der Magdeburger Kulturproduktion erhalten. Die kreativen Energien beanspruchten jedoch in diesem Zusammenhang auch in Magdeburg alternative Selbstverständigungsprogramme der literarischen Akteure, mit denen die neuen Handlungsräume strukturiert und in den Horizont der bestehenden gesellschaftlichen Formationen eingegliedert werden konnten.

⁶⁸⁵ Vgl. SCHMIDT-SASSE, *Ein Zeichen das an Pflicht erinnert* (1991), S. 87ff. Es sind gerade jene für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts maßgeblichen Schriften von Rohrs, die etwa der Magdeburger Dichter Friedrich von Kōpken als erste Orientierung gesellschaftlichen Verhaltens erinnert und im Zuge seiner eigenen Sozialisierung als maßgeblich verinnerlicht hat, vgl. Friedrich von KÖPKEN, *Meine Lebensgeschichte* (1916), S. 5.

4.4 Säkularisierung und staatspolitische Instrumentierung der Religion

4.4.1 Enthusiasmus der Vernunft – Thomas Abbt und der Siebenjährige Krieg

Die Exilierung der königlichen Familie und des Berliner Hofes führte in Magdeburg zu einer besonderen gesellschaftlichen Situierung aller Beteiligten, die durch den Siebenjährigen Krieg veranlasst wurde und in der der Krieg selbst als äußeres gesellschaftliches Band einer disparaten Schicksalsgemeinde fungierte. Gerade weil unter den anhaltenden Kriegsbedingungen die festgeschriebenen gesellschaftlichen Positionen allmählich zu verwischen drohten, wurde – wie das Beispiel Lehnendorff zeigt – das Bedürfnis der Mitglieder der Hofgesellschaft nach verstärkter gesellschaftlicher Abgrenzung intensiviert und ließ die vorhandenen gesellschaftlichen Unterschiede und Verwerfungen offener zutage treten. An Lehnendorffs negativer Beurteilung der einflussreichen und finanzstarken Kriegsgewinnler aus dem Magdeburger Handelsbürgertum wie auch an seiner Beschreibung des müßigen Alltags in der Festungsstadt wird deutlich, welche Gefahren der Krieg jenseits des militärischen Bedrohungspotentials für den hierarchischen Bestand der preußischen Zivilgesellschaft unter Friedrich II. barg. Die unter den Bedingungen des Krieges fortschreitende innere und äußere Destabilisierung vormals fixer gesellschaftlicher Strukturen wurde nicht nur durch Vertreter der höfischen Gesellschaft, sondern auch durch die bildungsbürgerlichen Eliten durchgehend als beunruhigendes Moment gesellschaftlicher Entwicklung wahrgenommen. Durch die Eskalation innerer und äußerer Bedrohungspotentiale gewannen im stadtgesellschaftlichen Kontext Partikularinteressen die Oberhand, überwog eine Vereinzelung der Menschen durch verstärktes Streben nach Erhalt der individuellen Glückseligkeit die gemeinschaftlichen Interessenlagen.

Nicht nur die gefährlich wachsende äußere Bedrohung Preußens, sondern vor allem der diagnostizierbare innere Zerfall der preußischen Zivilgesellschaft inspirierten den Popularphilosophen Thomas Abbt, über die Erzeugung neuer und verbindlicher Maximen staatsbürgerlichen Handelns und einer auf Pflichterfüllung gerichteten patriotischen Gesinnung nachzudenken. Seine Schrift *Vom Tode für das Vaterland* (Berlin 1761) ist Zeugnis einer Umbruchsituation, in der der Krieg nicht nur als äußerer,⁶⁸⁶ sondern zugleich als innerer gesellschaftlicher Krisenherd erkannt und von Abbt in der Gegenwendung zum gesellschaftlichen Bindemittel und Katalysator staatsbürgerlicher und intellektueller Entwicklung umprogrammiert wird. Die sich unter Kriegsbedingungen schärfer abzeichnenden Hierarchien der preußischen Standesgesellschaft wurden von Abbt angesichts der sich zuspitzenden militärischen Lage gerade nicht nach ihren verschiedenen Hinsichten kritisiert, sondern im Ganzen zugunsten eines neuen und visionären staatsbürgerlichen Prinzips verabschiedet. Abbts argumentativer Ausgangspunkt bildet der Rekurs auf ein alle Glieder der Gesellschaft verbindendes „allgemeines Bestes“ (600, 9)⁶⁸⁷ – verstanden als natürliche und unlösliche Verknüpfung der Förderung und Erhaltung der je eigenen mit der allgemeinen Wohlfahrt. Auf dieses allgemeine Beste hin kann nur „eine einzige politische Tugend“ (600, 11) Geltung beanspruchen, die die unterschiedlichen Tugenden und Partikularinteressen der diversen gesellschaftlichen Stände außer Kraft setzt. Die gesellschaftlichen Unterschiede sind für Abbt nicht nur hinsichtlich der Herstellung einer einheitlichen und einheitgebenden politisierten Teilöffentlichkeit aufzulösen, sondern auch zur Erreichung eines höheren Grades staatlicher und privater Sicherheit und Wohlfahrt – sind doch eben jene „in den Monarchien nötige Einteilungen der Stände [...] vielleicht die Ursache gewesen, dass man die Verknüpfung der Bemühungen zum allgemeinen Besten zu sehr getrennt hat“ (600, 4). Die Zersplitterung der hierarchisch gegliederten Gesellschaft in der preußischen Monarchie wird von Abbt auf jene unbedingte Verbindlichkeit beanspruchende, „einzige politi-

⁶⁸⁶ So der oftmals einseitige Tenor der Deutung dieser Schrift, der allzusehr der zeitgenössischen Perspektive selbst verpflichtet ist. Vgl. zuletzt KUNISCH, *Aufklärung und Kriegserfahrung* (1996), S. 973.

⁶⁸⁷ Im Folgenden wird nach der Neuedition des Werkes bei KUNISCH, *Aufklärung und Kriegserfahrung* (1996), S. 589-650 zitiert.

sche Tugend“ hin in ein höheres, einheitgebende Prinzip aufgehoben. Nicht der Rückgang auf die Qualität des *animal rationale* wird dabei favorisiert, sondern ein qualitativer Zustand vorgestellt, der sich den Anschauungen von Thomas Hobbes nähert: „Alles vereinigt sich, und stellt sich unter dem vormals so herrlichen Namen eines *Bürgers* dar“ (600, 14).

Abbt formulierte mit seiner Schrift *Vom Tode für das Vaterland* nicht nur eine einfache, mit radikalen Ideen der Aufklärung gestützte Programmschrift in bedrängten Zeiten, die auf rationale Einsicht und Vernunftsteuerung zur Umwendung der bedrohlichen Lage setzen würde. Durch die Fundierung der singulären „politische Tugend“ des Abbtischen „Bürgers“ in der möglichen und – auf die praktischen Zwecke gesehen – notwendig gebotenen vaterländischen „Liebe“ legte Abbt seiner gesamten Konzeption eine emotionale Größe zugrunde, mit der er seine politischen Intentionen durch eine dezidiert heilsgeschichtliche Dimension bereicherte und den Rezipienten zugleich ein säkularisiertes Erlösungsprogramm neuen Stils lieferte. Diese emotionale Kategorie Abbts ist allerdings mit dem bloßen Hinweis auf das Bereitstellen politisch-moralischer Neuorientierungen für eine den Prinzipien der Aufklärung verpflichtete bürgerliche Bildungselite nicht zu erklären, wird aber genau deshalb in der Perspektive rationaler Fortschrittlichkeit gern ausgeblendet oder marginalisiert.⁶⁸⁸ Dabei kommt der Liebeskonzeption im Abbtischen Ideenhaushalt eine universale Rolle zu, fungiert sie doch als „eine allgemeine Triebfeder“ (636, 11) des menschlichen Willens, deren affizierende Qualität sich nicht aus dem je unterschiedlichen körperlichen Affektenhaushalt der Einzelperson rekrutieren läßt. Abbt konzipiert die vaterländisch gewendete „Liebe“ als eigentlichen politisch-moralischen Bestimmungsgrund des Menschen, als Triebfeder der Selbstidentifikation des Bürgers als Bürger, die ihrer Anlage nach nicht nur der christlichen Tugend der *caritas*, sondern auch dem später durch Kant formulierten bürgerlichen Begriff der *Pflicht* verwandt erscheint. Wie Kants Pflicht, so ist auch Abbts Liebe ein Produkt der aufklärerischen Vernunft selbst, ist – wie Kant sagen wird – ein vernunftgewirktes Gefühl, das den spekulativ uneinholbaren Grund der Freiheit des Menschen nicht nur in seiner politischen Tugend, sondern in seinen verbindlichen gesellschaftlichen Handlungen zu realisieren sucht.⁶⁸⁹ Abbts Auffassung der tugendhaften „Liebe“ gibt ihre eigentliche Provenienz genau dort zu erkennen, wo sie mit ihrem gesellschaftlichen Kontrapart zusammengespannt wird: sie dient – so Abbt – dem Abtragen der „Berge, welche die Eigenliebe aufgeworfen und sich damit umgrenzt“ (618, 17) hat und ist darin der gesellschaftskritischen Säkularisierungsarbeit Rousseaus verpflichtet.⁶⁹⁰ Die tugendstimulierende Liebe soll und muss den Einzelnen aus seinen einschränkenden „ständischen, religiösen und regionalen Grenzen“⁶⁹¹ lösen und für eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe von größter Tragweite freisetzen. Folgerichtig kann das verbindliche Ziel des Abtragens der „Berge der Eigenliebe“ nur ein über die individuellen Grenzlinien hinaus liegendes größeres Ganzes sein: die „Liebe“ als bürgerliche Tugend soll allein im „Vaterland“ ihren ihr einzig angemessenen Gegenstand finden. Insofern dieser ein geliebter Gegenstand sein soll, verwandelt sich in der Perspektive Abbts die kalte Staatsmaschinerie in ein emotional beanspruchbares Gemeinwesen.

Die Fundierung des Abbtischen Entwurfs in der bürgerlichen Liebes-Tugend ist so entscheidend, dass ihre Eliminierung den gesamten sozialutopischen Bau der Abbtischen Schrift zum Einsturz brächte. Geht es doch ihrem Verfasser im Kern um die planmäßige Erzeugung einer „neuen und großen Denkungsart“ (610, 31) für die moralische Neubestimmung des Menschen als Bürger, die jedoch über die vernunftmäßige Selbstbestimmung hinaus einer emotionalen Triebfeder gesellschaftspraktischen Handelns bedarf. Gefordert ist hier die Entgrenzung einer bloß theoretischen Vernunft und ihr über das bloße Raisonnement hinausgehender Übertritt ins gesellschaftspraktische Feld. Abbt greift zur Be-

⁶⁸⁸ So bei BÖDEKER, *Thomas Abbt: Patriot, Bürger und bürgerliches Bewußtsein* (1981).

⁶⁸⁹ Vgl. Immanuel KANT, *Gesammelte Werke*, Bd. 4, Berlin 1903, S. 439ff.

⁶⁹⁰ Abbt widmet das gesamte zweite Hauptstück seiner Schrift dem Abarbeiten dieser Eigenliebe (S. 607, 1 bis 611, 12).

⁶⁹¹ BÖDEKER, *Thomas Abbt: Patriot, Bürger und bürgerliches Bewußtsein* (1981), S. 221.

schreibung dieses Vorgangs bemerkenswerter Weise auf den Begriff des Enthusiasmus zurück. Die Liebe zum Vaterland selbst produziert einen „Zustand der Seele ... , worin sie sich über ihre gegenwärtigen und gewöhnlichen Verbindungen hinaussetzt, mit Phantasien beschäftigt, sich daraus eine neue Art von Schönheit erschafft, und, durch diese Schönheit eben so stark als durch eine sinnliche gerührt, die erfordernden Handlungen unternimmt, um zu ihrem Besitz zu gelangen“ (644, 6-12). Gegen die durch partikuläre Eigeninteressen bewirkte Herabsetzung des Vaterlandes zur bloße „Chimäre“ (610, 6) setzt Abbt auf die Aktivierung kollektiver politisch-moralischer Fiktionspotentiale und auf die Lenkung der imaginativen Fähigkeiten des Menschen. Die Einbildung eines Vaterlandes als eines einheitgebenden und identitätsstiftenden Konstruktes ist für ihn nur unter der Bedingungen der „neuen und großen Denkungsart“ möglich, die den Einzelnen über seine „gewöhnlichen Verbindungen hinaussetzt“ und mit patriotischen „Phantasien“ beschäftigt. Dieses Hinaussetzen aber schließt für Abbt in letzter Konsequenz die enthusiastische Bereitschaft ein, auch das eigene Leben um des als tugendhaft erkannten größeren Ganzen willen zu opfern. So wie die Metamorphose vom egoistischen Interessenvertreter zum gemeinschaftlichen „Bürger“ den metaphorischen Tod des Menschen in seinen „ständischen, religiösen und regionalen Grenzen“ bedingt, so fordert die „Liebe zum Vaterland“ in der Abbtschen Perspektive die Aufgabe des Eigenwillens zugunsten der Zwecke eines egalitären Gemeinwesens. Die existenziell bedrohliche Situation des Krieges wird von Abbt wirkungsträchtig zur Lancierung einer sozialutopischen Vision genutzt, die aufklärerischer Ziele zeitgenössisch umkodiert.

Auch wenn die Schrift *Vom Tode für das Vaterland* vordergründig in propagandistischer Absicht „im Blick auf Preußen“⁶⁹² geschrieben worden sein mag, bleibt den sozialpolitischen Anschauungen dieser Schrift dennoch ein universaler Grundzug eigen. Abbt stellt einerseits Kategorien für eine intellektuelle Neupositionierung der bildungsbürgerlichen Elite bereit, konnotiert diese aber andererseits mit radikalen moralisch-praktischen Ambitionen, die zu einer entscheidenden Modifikation des universalistischen Ansatzes der Aufklärung selbst führen. Die Vernunft selbst wird gewissermaßen enthusiastisch affiziert und schränkt sich auf diese Weise nicht erst an ihren universalen philosophischen Kategorien des Guten, Wahren und Schönen, sondern an deren zeitlich bedingten Surrogaten ein. Abbts „Liebe zum Vaterland“ bedarf zu ihrer Erzeugung und Erhaltung einer zwischen dem Abstrakt-Allgemeinen des Staates und dem jeweiligen Konkret-Individuellen der Bürgers vermittelnden Position. Deshalb werden in Abbts Sicht nicht nur das Vaterland, sondern notwendig auch der medialisierende „Vater des Vaterlandes“ die ersten Gegenstände der intellektuellen „Begeisterung“ – geht es doch konkret um die Erzeugung einer „Art von Enthusiasmus ... ohne welchen die Furcht vor dem Tode nicht leicht überwunden werden“ kann (611, 6) und die deshalb in moralisch-praktischer Hinsicht nicht ohne vermittelndes Vorbild auskommt. Das Vorbild aber kann nur eine ideelle Verkörperung, d.h. ein großes, im Sinne des Vaterlandes nachahmungswürdiges Beispiel sein, das – allgemein gesprochen – nur der „Held“ zu geben imstande ist, der jedem einzelnen Individuum die Zwecke des Vaterlandes zur praktischen Anschauung bringt. Der Held ist der sinnliche Gegenstand, der die menschlichen Leidenschaften erregt (614), um durch sie eine neue „Denkungsart“ (612) des Bürgers hervorzubringen.

Abbt hebt zu diesem Zweck im Gegenzug sowohl das „Vaterland“ als auch seinen „Helden“ aus der profanen, ja sogar aus der konkreten politischen Bedeutung heraus und fasst beide in prinzipieller Hinsicht. Er bedient sich dazu der christlichen Heilslehre, die hier in säkularisierender Absicht adaptiert wird. Die Parallelität der Konstruktionen wird bereits durch die Tatsache verdeutlicht, dass es zum Wesen des Abbtschen „Helden“ gehört, sich für ein imaginäres Vaterland zu opfern und durch den Opfergang den Charakter eines wegweisenden medialen Zeichens anzunehmen, das gedeutet werden soll. Denn auch Abbts weltlicher Held, durch sein beispielgebendes militärisches Tun gleichermaßen wie sein christlicher Vorgänger durch das Andenken der Lebenden die Unsterblichkeit erringend, weist

⁶⁹² Ebd., S. 226.

durch sein freiwilliges Opfer nicht auf ein gegenwärtiges, sondern auf ein künftiges, imaginäres Reich voraus. Als politisches Vaterland kommt hier nur das Reich des bereits emanzipierten und opferwilligen Bürgers in Sicht, das erst als vollkommenes verbürgerlichtes Reich das Ansehen einer „Nation“ (621f.) gewinnt. Der Tod des Helden aber fordert, wie sein Leben selbst, zur Nachfolge und zum eigenen heldischen Tun auf, um über dieses Tun die politische Seligkeit der vaterländischen Nation zu erringen. Sein Leben fordert dazu die Ausbildung der todesmutigen Heiterkeit der Seele, die gleichermaßen gegen die privativen Höllen der „finstern Schrecken der Einbildungskraft“ (631, 36) und der „eingebildeten Schrecken des Todes“ (632, 18) streitet.

Aufklärung und heilsgeschichtliche Erlösungsperspektive gehören bei Abbt methodisch zusammen und lassen sich auch in der Analyse nicht willkürlich voneinander trennen. Seine Konzeption rückt ganz bewusst in die thematische Nähe jenes Beistandes, wie ihn eine „geoffenbarte Religion“ (625, 12) bietet, zugleich darauf hinweisend, dass auch die religiös motivierte Pflichtenlehre des patriotischen Bürgers im Krieg jener der christlichen Religion diametral entgegengesetzt sei. Die überkommene christliche Sittenlehre wird bei Abbt deshalb konsequent abgelehnt und durch eine Sittenlehre des am Helden orientierten Bürgers ersetzt. Dennoch kann Abbt die aus der christlichen Tradition entlehnte Symbolik nutzen, um eine bemerkenswerte und für die künftige Rezeption des Themas richtungsweisende Modifikation einzuführen. Auch wenn der beanspruchte Held zunächst mit dem potentiellen Opfer auf dem Schlachtfeld assoziiert werden soll, reicht doch die von Abbt intendierte gesellschaftliche Perspektive weit darüber hinaus und umfasst eine Vorstellung, die in Kriegs- und Friedenszeiten gleichermaßen für nationalstaatliche Bildungsphantasien tauglich erscheint: „Wenn aber schon die Schatten der Erschlagenen uns gleichsam auf das Schlachtfeld hinwinken können: was muß nicht der Anblick eines Monarchen wirken, der auf demselben fast mit größerem Glanz als auf seinem Throne strahlt?“ (613, 20). Allein der Monarch ist in der Abbtschen Perspektive eine Person, die über die Zufälligkeiten eines Krieges hinaus ein *immerwährendes* ideelles Opfer bringt. Er erscheint in der politischen Metaphorik Abbts als säkularisierter Heiland am Kreuz der politisch-gesellschaftlichen Freiheit, „der schon lange keine Ruhe mehr kennt, um seinen Untertanen Ruhe zu verschaffen“ (618, 22), weil er „sich täglich dem Vaterland, das er in seiner ganzen ernsten Majestät vorstellt, als ein Opfer“ (614, 16) darbringt. Der vermittelnde Held – metaphorisch wie metaphysisch verstanden als „Vater des Vaterlandes“⁶⁹³ – gewinnt bei Abbt deshalb seine erste und vorzügliche zeitliche Gestalt im preußischen Monarchen und König, zu dessen idealem Selbstverständnis gehören soll, erster Diener seines Staates zu sein. Dies deshalb, weil das bürgerlich emanzipierte „Volk“ zu ihm als dem Hort des symbolischen Nationalkapitals von Anfang an in einem ausgezeichneten Verhältnis steht:

„Der Prinz ist eine Quelle von Wohlthaten für die Untertanen; aber eine Quelle, um die sie Wache halten. Sie wissen, dass er alles für sie, aber ohne sie nichts gegen andere tun kann. Er ist geehrt durch ihren Gehorsam in seinen Provinzen, aber durch ihren Eifer in seinem Dienst wird er verehrt bei den Ausländern. Aller Ruhm, der ihm zufließt, aller Glanz, der ihn umströmt, macht gleichsam eine lichte Himmelsluft um die ganze Nation aus.“ (613, 28).

Zweifellos haben die wachsende Popularität Friedrichs II. nach Beginn des Siebenjährigen Krieges und die Durchsetzung seines öffentlichen Bildes als „eines die Fesseln des Reiches sprengenden Rebel-

⁶⁹³ Wie prägend diese Konstruktion war, zeigt sich etwa daran, dass der „Vater des Vaterlandes“ noch Hölderlin in seiner späten Phase der „Vaterländischen Gesänge“ beschäftigen wird.

len“⁶⁹⁴ wesentlich dazu beigetragen, ihn in breiten Bevölkerungsschichten als Integrations- und Identifikationsfigur zu etablieren. Abbt geht jedoch noch einen Schritt über die geforderte identifikatorische Leistung des Volks mit seinem Monarchen hinaus. Eine solche Identifikation setzt ein natürliches Verhältnis der Ehrfurcht voraus, das auch dann den Bindungscharakter garantiert, wenn der „Held“ nicht allen gleichzeitig sinnlich präsent sein kann, um ihnen als opferbereites Vorbild zu dienen. Die Identifikation mit dem Monarchen muss deshalb in der Perspektive Abbts durch den ideellen Zusammenschluss von „Vater“ und „Vaterland“ ergänzt werden: „Man muß sie [die Untertanen] also gewöhnen, ihre Augen gen Himmel zu richten, das ist im Vaterland den König, und im König das Vaterland verehren“ (636). Der Glorifizierung, der Apotheose des monarchischen Herrschers sind hier alle künftigen Wege sowohl der intellektuellen als auch der breiten öffentlichen Rezeption geebnet. Das „Vaterland“, der „Vater des Vaterlandes“ und die politisch-moralische motivierte „Liebe zum Vaterland“ bilden eine neue, spekulative, aus einer enthusiastischen Vernunft der Aufklärung geborene und weitgehend säkularisierte Trinität für den politisierten Bürger. In ihr spielen Realität und Mythos, persönliche und überpersönliche Eigenschaften in ein an ihren Rändern konturloses Ganzes zusammen, ergänzen und überlagern sich wechselseitig und führen zu einem öffentlichen Friedrich-Bild, das auch über den Krieg hinaus nach Belieben anschlussfähig und in zahlreichen Hinsichten rezipierbar blieb.

Abbt legte mit systematischem Bedacht – und nicht nur angesichts der bedrängten Lage Preußens – das Gewicht auf die *Taten* Friedrichs und blendete störende Rücksichten auf dessen macht- und kulturpolitische *Gesinnungen* zurück, die für die eigenen Zwecke des Bürgerbildungsprogramms eher kontraproduktiv gewesen wären.⁶⁹⁵ Genauer gesagt: alle Gesinnungsfragen werden bei Abbt von den Taten her gestellt und neu beantwortet. Einerseits überwölbt Abbt damit die sich vergrößernde Kluft zwischen sich entwickelndem deutschen Kulturbewusstsein und französischer Kulturdominanz. Andererseits war es Abbt nur durch diese argumentative Trennung möglich, auf bereits existierende Rezeptionsstrategien zur Nation-Bildung zurückzugreifen und sie sinnträchtig einzuflechten: etwa wenn er von den zeitgenössischen heldischen Vorbildern auf die geschichtlichen (nicht auf die historischen) zurückblickt und im Rekurs auf die großen griechischen und römischen Feldherren, im Rekurs auf Alexander und die alten Germanen die Figurationen eines unliebsamen Mittelalters überbrückt. Nur insofern allen Vorbildern unter Rücksicht auf ihre Taten der Titel eines *pater patriae* beizulegen ist, sind sie auch kulturpolitisch brauchbar, um der aktuellen Aufgabe der Erzeugung der bürgerlichen Tugend der Vaterlandsliebe eine idealisierte Tradition unterzuschieben.

Abbt leistet mit seiner thematischen Fixierung auf die Tat und das gesellschaftliche Handeln zwar der problematischen Trennung der Kriegsgesellschaft in militärischen Komplex und Zivilgesellschaft Raum, fängt die entstehende Differenz jedoch durch eine wirkungsträchtige Integration der bildungsbürgerlichen Eliten in den imaginierten geschichtlichen Prozess auf. Ihre Speerspitze ist der „Patriot“, der hinsichtlich des Primats der Tat auch und zunächst als „Held“ – in besonderem Maße jedoch als poetischer Held – in Betracht kommen muss. So wird vom paradigmatisch rezipierten Christian Ewald von Kleist gesagt, man müsse dessen Tod fürs Vaterland „führend bewundern“ und jenen „Dank zollen, welchen wir den für unsre Sicherheit sich aufopfernden Patrioten schuldig sind.“ (621, 16). Obwohl in der Logik dieser Rhetorik „der sterbende Krieger den unsterblichen Dichter“ (621, 19) weit hinter sich läßt, kommt dem Dichter selbst – nach dem Vorbild Klopstocks – dennoch eine Schlüsselstellung zu. Denn es ist der Dichter, der durch seinen poetischen Gesang und die Produktion der Fama nicht nur das tradierende Bindeglied zwischen Vergangenheit und Gegenwart herstellt, sondern damit dem Ruhm des Helden ewige Dauer verleiht. Als schriftgestützter Sekundärverwerter gesellschaftsrelevanter Hand-

⁶⁹⁴ SCHIEDER, *Friedrich der Große – ein Identifikationsfigur des deutschen Nationalbewußtseins* (1986), S. 119.

⁶⁹⁵ Tatsächlich war die konstatierbare Erweckung und Belebung eines spezifisch deutschen Selbstgefühls durch Friedrich den Großen wesentlich an die Einführung der zeitgenössischen Rezeption auf dessen Erscheinung und Taten und die begleitende Projektion kollektiver Wunschbilder und Sehnsüchte gebunden, vgl. ebd., S. 122f.

lungen tritt der Dichter jedoch zugleich als eigentlicher Stifter der Tradition und als Erzeuger bürgerlicher Tugendbeispiele hervor, erwirbt doch die Nation erst dann einen Anspruch auf die Unsterblichkeit, „wenn große Beispiele durch die Überlieferung unversehrt bis auf die Enkel fortgebracht werden“ (621, 24).⁶⁹⁶ Dem Dichter, der den Helden und den Tod fürs Vaterland besingt, kommt damit aber auch eine mediale Schlüsselstellung, in der er durch seine poetische Tätigkeit – wie noch zu zeigen sein wird⁶⁹⁷ – die disparaten gesellschaftlichen Öffentlichkeiten und die durch den Krieg getrennten Teile der Gesellschaft auf ideelle Weise miteinander verbindet.

Zweifellos hat Abbt in seiner Schrift *Vom Tod fürs Vaterland* eine Vielzahl zeitgenössischer Anschauungen gebündelt, die bereits seit dem Amtsantritt Friedrichs II. und dem Ersten und Zweiten Schlesischen Krieg in den kommunikativen Foren der Gesellschaft verhandelt wurden. Ihm gebührt jedoch das Verdienst, die variierenden emanzipatorischen Vorstellungen mit philosophischer Präzision zu einem konsistenten staatspolitischen Entwurf verdichtet zu haben, der in letzter Konsequenz allgemeine Verbindlichkeit beanspruchen konnte (612, 20). Seine Leitidee, die universale „Liebe zum Vaterland“, motivierte sich aus der Absicht, die durch den Krieg gefährdeten Ordnungen des Gemeinwesens wieder herzustellen – und zwar durch eine ekstatische Bildung des gesellschaftlichen Menschen zum politisch im Sinne des Staates handelnden „Bürger“. Der Siebenjährige Krieg musste in Abbts Perspektive als ein Glückfall erscheinen, der – durch die Erzeugung von „Erregungsgemeinschaften“ und durch die nachhaltige Aktivierung von neuen, nach Innen und Außen abgrenzenden Identitätskonzepten begünstigt – Fiktion und Realität soweit annäherte, dass die Grenzen fließend und durchlässig wurden für die Überführung bildungsbürgerlicher Ideen in die gesellschaftliche Praxis. Ohne Zweifel sah Abbt genau hier über die bloß intellektuelle Spekulation hinaus einen realgesellschaftlichen Spielraum von enormer Tragweite eröffnet. Sein gegen Johann Georg Zimmermanns *Vom Nationalstolz* (1758) geführter Nachweis, dass Patriotismus auch und gerade in gut eingerichteten Monarchien möglich sei, erlangte nahezu paradigmatische Bedeutung für die weitere Behandlung des Themas, weil mit der Idee eines möglichen „Staatspatriotismus“ von zahlreichen Intellektuellen zugleich ein preußenzentrierter Sonderweg in der intellektuellen Traktierung des Themas betreten werden konnte. Die dezidierte Einbindung des Monarchen in den aufklärerischen Prozess der Umbildung der Gesellschaft darf dabei als Glanzstück aufgeklärter Rhetorik gelten. Die Vorstellung des Monarchen, der als Held im Krieg wie als Herrscher im Frieden ein immerwährendes Opfer für seine Untertanen bringt, treibt als universales Vorbild des Untertanen in der Konzeption Abbts den Prozess der Aufklärung selbst voran. Die aufgeklärte Fortschrittsgläubigkeit wurde genau hier von der Bindung an die demokratisch-republikanische Perspektive abgelöst und richtete ihre Aufmerksamkeit unter Kriegsbedingungen auf praktische und realitätsnahe Erfordernisse. In der Tat avancierte der Siebenjährige Krieg zum intellektuellen Nadelöhr, durch das die Vertreter der deutschsprachigen Aufklärung gehen mussten, um ihrem emanzipatorischen Fernziel näher zu rücken. Der argumentative Schachzug Abbts sorgte in der Folge für wirkungsmächtige Verknüpfungen aufklärerischer Intentionen mit dem preußischen Herrscherkult.

Anders als etwa die zahlreichen Schriften mit staatspolitischem Interesse, die während und nach dem Siebenjährigen Krieg erschienen und als intellektuelle Handreichungen für die praktische Politik dienen wollten, blieb Abbts Intention von vorn herein auf ein allgemeineres gesellschaftspolitisches Ziel gerichtet. Die Motivationen zur Bildung einer neuen, an bürgerlichen Tugenden orientierten Öffentlichkeit gewann bei Abbt 1761 eine homogenisierende Tendenz, blieb also durchgängig staatsbezogen ohne das angegliederte erzieherische Programm – wie dies in späteren Schriften geschehen ist – ständebezogen zu relativieren. Als gemeinsamen Bezugspunkt aller Adressaten installierte Abbt kein bloß abstraktes Prinzip, sondern die Vorstellung eines substantiierten „Vaterlandes“. Sie fungierte als konkrete mora-

⁶⁹⁶ Vgl. auch A. ASSMANN, *Erinnerungsräume* (1999), S. 181ff.

⁶⁹⁷ Vgl. dazu Kap. 4.5.

lisch-politische Kategorie des Denkens, hinter die rationale Konzepte zurücktreten konnten, ohne aufgegeben werden zu müssen. Von entscheidender Bedeutung war jedoch, dass Abbt mit seiner kategorialen Tugend der „Liebe zum Vaterland“ eine moralische „Triebfeder“ (591, 29) in die zeitgenössischen Diskurse einführte, die über das Vermögen der aufklärerischen Ratio und ihres Urteilshorizontes hinausführte. Hinter der emotionalen, enthusiastischen, die Eigenliebe entgrenzenden Bezogenheit des Bürgers auf Vaterland und König zeichnet sich hier eine substantielle Forderung nach Verinnerlichung des Menschen ab, die Angelpunkt seiner individuellen und gesellschaftlichen Selbstbestimmung werden sollte. Anders als jene zeitgenössischen Projekte, die vornehmlich der ästhetischen Bildung verpflichtet waren, griff Abbt mit seiner Konzeption der patriotischen Erziehung dezidiert auf die politische Bildung des Bürgers aus.⁶⁹⁸ Seine Schrift richtete sich deshalb nicht vordergründig an die schmale Schicht der Bildungseliten, sondern prinzipiell an alle preußischen Landeskinder, um den „schläfrigen Bürger“ (594, 13) zu „edlen patriotischen Gesinnungen“ (592, 5) und zum zweckdienlichen vaterländischen Handeln zu erwecken.⁶⁹⁹ Die Stoßrichtung der Abbtschen Intentionen galt dabei eindeutig der stadtbürgerlichen Zivilgesellschaft, deren Mitglieder für den Dienst im Felde vorbereitet werden sollten. Um aber auf diese Weise die „Erlösung des Bürgers aus moralisch-politischer Agonie“⁷⁰⁰ vorantreiben und in die retardierende Entwicklung der zivilen Öffentlichkeit in der preußischen Gesellschaft wirksam eingreifen zu können, musste Abbt notwendig ein über die schriftliche Fixierung und die zufällige Rezeption des literarisch Fixierten hinausliegendes Kommunikationsmodell für die eigenen Intentionen anstreben.

4.4.2 Funktionalisierung der Religion als wirksames Instrument der Steuerung öffentlicher Meinungsbildung im Krieg

Auch in der Sondersituation Magdeburgs verschärften sich die diversen zivilgesellschaftlichen Problemlagen unter anhaltenden Kriegsbedingungen. Während eine kleine Gruppe von einheimischen Händlern und Manufakturisten durch glänzende Geschäfte schnell überproportionale Profite erwirtschafteten, gehörten viele andere durch den direkten oder indirekten Verlust von Gütern und Einnahmequellen zu den offenkundigen Verlierern. Im Ganzen führte die Kriegssituation zu einer verschärften Rückführung des Einzelnen auf die konsequente Wahrung seiner persönlichen Interessenlagen und auf die Belange seiner Eigenliebe. Die mannigfaltigen kulturellen Vergnügungen der Hofgesellschaft und der wohlhabenden Magdeburger Bürger bildeten dabei lediglich die sublimierende Kehrseite der latenten Bedrohung durch das wechselnde Kriegsgeschick, die den Einzelnen in unterschiedlicher Hinsicht auf sich selbst und seine diversen Notlagen zurückwarf. Appliziert man nun die Position Abbts auf die vorfindlichen Verhältnisse in Magdeburg, so ergibt sich ein interessantes Bild der Lage zwischen Realität und Fiktion, die überaus aufschlußreich für die Dynamik des lokalen literarischen Feldes ist. Nach den vorangegangenen Ausführungen zur prinzipiellen Bedeutung der „Liebe zum Vaterland“ wird deutlich, dass Abbt die sichtbare Dissoziation der Glieder der preußischen Gesellschaft unter den Bedingungen des Krieges nur als „Vergessenheit“ der „großen Pflicht in der Nation“ (595, 7) interpretieren konnte, der ursächlich nur ein eklatanter Mangel an bürgerlichen Tugend des jeweils Einzelnen zugrunde liegen konnte. Wo es Abbt um die Erzeugung einer patriotischen „Denkungsart“ und die Motivierung zum vaterländischen Liebesdienst ging, wo also patriotische Erziehung als politische Bildung in der gesellschaftlichen Praxis kommuniziert werden sollte, fasste Abbt an exponierter Stelle neben den Dichtern

⁶⁹⁸ VIERHAUS, *Bildung* (1972), S. 515; Vgl. FEDERLIN, *Kirchliche Volksbildung und bürgerliche Gesellschaft* (1993), S. 48.

⁶⁹⁹ Vgl. BÖDEKER, *Thomas Abbt: Patriot, Bürger und bürgerliches Bewußtsein* (1981), S. 236.

⁷⁰⁰ FEDERLIN, *Kirchliche Volksbildung und bürgerliche Gesellschaft* (1993), S. 53.

und Philosophen vorzüglich die Pfarrgeistlichen als maßgebliche Kommunikatoren ins Auge, weil eben sie „noch die Erlaubnis haben öffentlich mit dem Volke zu reden“ (596, 2). Die gesellschaftlich exponierte Stellung der örtlichen Theologen, die als gelehrte und homiletisch breitenwirksame Elite auftraten, prädestinierte sie in Abbts Sicht als ideale Multiplikatoren und Beförderern der patriotischen Absicht. Die Verkündigung des göttlichen Wortes von der Kirchenkanzel müsse, so Abbt, als legitimes Instrument der bildungspolitischen Indoktrination zur Erzeugung des opferwilligen „Bürgers“ in Gebrauch genommen werden. Angesichts der gesellschaftlichen Lage kam den Geistlichen nicht mehr und nicht weniger als die Aufgabe zu, „die Stimme des Vaterlandes“ (594, 1) zu verbreiten und die „Liebe zum Vaterland“ in die Herzen der Hörer zu pflanzen: „Sollte wohl ein Diener der Religion sich entweihen, wenn er ein Werkzeug würde, diese Stimme zu verbreiten; und sollte er wohl dadurch sein Amt vernachlässigen, wenn er anstatt tausendmal zu sagen: *Tut Buße*; auch einmal rief: *Sterbt freudig fürs Vaterland?*“ (594, 16).

Die Einkleidung dieser Anmutung in die Form einer rhetorischen Frage zeigt bereits an, dass grundlegende Zweifel an ihrer Berechtigung durchaus angebracht waren, forderte doch Abbt nichts weniger als die Funktionalisierung der Religion für konkrete staatspolitische Absichten und die Instrumentalisierung und Subordination der religiösen Medien unter das Ziel der patriotischen Erziehung. Die Pfarrer selbst wurden von Abbt nicht nur dem Verdikt der diesseitigen patriotischen Pflicht unterworfen, sondern auch strikt in dieselbe genommen. Unter den mannigfaltigen Bedrängungen des Krieges, so Abbt, müsse jeder Prediger es sich angelegen sein lassen, „die Sache des Vaterlandes recht lebhaft vorzustellen, und seine Zuhörer mit dem Eifer für dasselbe zu erfüllen“ (596). Im Blick auf die realen Verhältnisse war allerdings festzuhalten: „Man weiß aber, dass es nicht allenthalben geschehen ist: wenn gleich einige patriotische Prediger diese Pflicht erfüllt haben“ (ibd.). Das faktische Versagen großer Teile der gesellschaftlichen Bildungseliten scheint für Abbt nicht zu bezweifeln, so dass die Rededelegation der dringlichen Kompensationsaufgaben an die Hörer der Predigten, das Kirchenpublikum, angesichts des unbefriedigenden zivilgesellschaftlichen Zustandes legitim erscheint: „wenn nun zu einer solchen Zeit auch diejenigen schweigen, die noch die Erlaubnis haben öffentlich mit dem Volke zu reden; nicht für das Vaterland das Wort führen, oder es nur gezwungen zu führen scheinen: sollte alsdann nicht jeder unter uns ein Prediger der Tapferkeit werden, und dem andern zurufen: *Das Vaterland hat ein Recht auf dein Leben?*“ (595, 6).

Mit den Mitteln einer ausgefeilten Rhetorik griff Abbt nicht nur weit in das Hoheitsgebiet der Religion und religiösen Praxis aus, sondern deutete auch im Kontext seiner Äußerungen an, dass im Falle versäumter Pflichterfüllung die Brauchbarkeit der Religion für die politisch-moralische Durchbildung der Gesellschaft und den Erhalt des Staates selbst in Frage zu stellen sei bzw. neu überdacht werden müsse. Abbt war sich angesichts der bedrängten Lage des Staatswesens der gesellschaftlichen Legitimierbarkeit seines Anliegens und einer breiten Zustimmung sicher und setzte die religiösen Bildungseliten durch gesellschaftspolitische Theoreme unter Zugzwang. Im Blick auf die zweckmäßige Instrumentalisierung der Religion sah er – und dies ist bezeichnend für seine spätere Sicht der Dinge und sein Wirken als Hofrat in Bückeburg – seine eigenen Intentionen mit denen einer vernunftgemäßen Staatslenkung selbst in Übereinstimmung. Aus dieser Position heraus konnte er deshalb mit Bestimmtheit folgern: „In solchen Fällen dient auch die wahre Religion dem Staat, wenn sie, ohne ihrer Wahrheit etwas zu vergeben, mit den Gründen der Offenbarung und der Vernunft, die Befehle der Regierung unterstützt“ (596). Unmissverständlich werden Geistliche hier aufgefordert, ihr Amt und die Amtsausübung kompromislos in den Dienst der zeitlichen Zwecke der Landesregierung zu stellen, also auf jede gesellschaftliche Separierung und einen autonomisierenden Rückzug auf theologische Wahrheiten zu verzichten. Nicht pazifistische Christen, sondern opferwillige „Bürger“ sollten in den Kirchen präpariert werden. Offenbarung und Vernunft – in der Vorrede von Abbts Schrift noch in eine Sequenz zusam-

mengespannt, um gleichsam einen Kompromis, einen Verbindungsweg zwischen beiden Erkenntnismöglichkeiten anzudeuten – wurden bereits im sechsten Hauptstück von Abbts Programmschrift scharf voneinander separiert. Vom Standpunkt der Vernunft argumentierend, sei, so Abbt, die Forderung nicht legitim, „dass jeder, der Bewegungsgründe zu einer gewissen Pflicht vorträgt, auch die Bewegungsgründe aus der christlichen Religion zugleich vorlegen soll“ (626, FN), hieße dies doch „Wissenschaften vermengen, die von einander unterschieden werden müssen“ (ibd.). Das Ergebnis der Unterscheidung aber konnte nur eine „philosophische Sittenlehre“ sein, „die von der christlichen eben am meisten durch den Vortrag ihrer Bewegungsgründe verschieden ist“ (ibd.). Mit dem wechselseitigen Abwägung der Beweggründe war für Abbt aber ein Absinken der Diskussion des Problemfeldes in den Horizont theoretischer Erörterungen ausgeschlossen. Vielmehr verschärfte die Trennung von philosophischer und christlicher Sittenlehre das anhängige Problem zu einer Entscheidungsfrage des persönlichen Gewissens.

Abbt fand mit diesem Postulat das geeignete Druckmittel, um Pfarrer und Theologen hinter den Schanzungen des Offenbarungswissens hervorzulocken, mit den Forderungen einer enthusiastischen Vernunft zu konfrontieren und im Feld der gesellschaftlichen Praxis selbst zu einer Entscheidung hinsichtlich ihrer patriotischen „Gesinnung“ aufzufordern. Insbesondere das pietistisch interpretierte Offenbarungswissen war Abbt ein Dorn im Auge, weil es aus seiner Sicht die Entfaltung substantieller zeit- und praxisbezogener Weltbezüge des Bürgers durch eine übermäßige Selbstkontrolle der Neigungen und Affekte verhinderte und ihn für eine patriotische Mobilisierung untauglich machte. Der wiederholte Rekurs auf das Problem der religiösen Vorstellung „ewiger Strafen“ und ihrer semantischen Kontexte (Buße, Schuld) wurde Abbt auch in den folgenden Jahren zum pädagogischen und philosophischen Kernproblem. Seine Behandlung ebnete ihm in seiner kurzen Bückeburger Wirksamkeit als Schaumburg-lippischer Hofrat u.a. den Weg zu einem politisch-patriotischen fundierten System schulischer Bildung, dem eine vernunftbestimmte religiöse Praxis konsequent nachgeordnet blieb.⁷⁰¹ Diese modernisierten Bildungsvorstellungen fanden ihre Realisierung in der von Abbt entworfenen und vom Fürsten ratifizierten schaumburg-lippischen Schulordnung von 1766.⁷⁰² In ihr eliminierte Abbt konsequent alle jene religiösen Erziehungsinhalte, die der praktisch-politischen Bestimmung des Bürgers durch ihren esoterischen Entfremdungsgehalt entgegenstanden (abergläubische Gottesfurcht, ewige Strafen). Die Anspüche des lutherisch-orthodoxen und pietistischen Dogmas wurden dadurch auf den Umkreis einer vernunftgeprüften, für die intendierten staatspolitischen Zwecke brauchbaren Religion eingeschränkt. Die Vorarbeiten dieser gesellschaftspraktischen Ambitionen hatte Abbt jedoch bereits in *Vom Tode für das Vaterland* herausgearbeitet. Durch die dort vollzogene großflächige Kontaminierung moralphilosophischer Begriffskomplexe (Vaterland, Vater des Vaterlandes, Liebe zum Vaterland) mit religiösen Bedeutungsgehalten hatte Abbt der energetischen Umwandlung der Wirkungskraft christlicher Dogmen zugearbeitet und neue Substitute für eine enthusiastische, quasireligiöse Selbstbestimmung aufgeklärter Bürger installiert.

Protestantische Geistliche gerieten jedoch seit dem Kriegseintritt Preußens nicht nur durch die zugespitzten Forderungen eines aufklärerischen Patriotismus Abbtscher Provenienz unter Handlungsdruck und Legitimierungszwang. Als natürlicher Bestandteil des militärischen und zivilen Alltags kam der Religion gerade in Kriegszeiten eine besondere gesellschaftliche Rolle zu. So war etwa der Einfluss religiöser Überzeugungen wichtig für die Stabilität und Einsatzbereitschaft der militärischen Truppen im Feld, wobei es vordergründig „weder um eine ethische Kritik noch um eine sakrale Legitimation des

⁷⁰¹ Vgl. FEDERLIN, *Kirchliche Volksbildung und bürgerliche Gesellschaft* (1993), S. 50ff.

⁷⁰² Vgl. ebd., S. 43ff. Federlin hebt an Abbts Entwurf von 1766 vor allem die „politische, nämlich patriotisch-kleinstaatliche Mediendidaktik“ hervor, „die neben die bisherigen religiösen Medien der politischen, patriotisch-kleinstaatlichen Schulordnung angemessenere, außerreligiöse Medien stellt und dann auch die religiösen Medien diesem neuen politischen Bildungsziel unterordnet“ (S. 47).

Krieges“, sondern um die „erzieherische Wirkung sittlicher Verhaltensnormen“⁷⁰³ unter Extrembedingungen des Feldkrieges ging. Religiöse Werte sollten als Disziplinierungsmittel der sittlichen Verrohung entgegenwirken, durch enge Verknüpfung mit dem militärischen Eid der Desertion vorbeugen bzw. die „passive Leidensbereitschaft“⁷⁰⁴ der Soldaten steigern, etwa wenn es darum ging, den Kämpfenden die Angst vor dem Tod zu nehmen. Tägliche Betstunden der Feld- und Garnisonsprediger fungierten als wichtiges Medium religiöser Überzeugungen. Durch Predigt, Liturgie und religiöse Unterweisung sorgten sie für eine geistliche Verarbeitung des profanen Kriegsgeschehens und unterlegten diesem Geschehen auch eine heils- und erlösungsgeschichtliche Dimension. Der Aufweis einer gottgewollten Ordnung bei Sieg oder Niederlage, in Überleben oder Tod fungierte dabei in erster Linie als sinn- und identitätsstiftendes, schutzspendendes Regulativ, das den drastischen Kriegserfahrungen die individualitätszersetzende Spitze nahm. Ein anschauliches Beispiel liefert etwa eine Predigt des seit 1759 in Magdeburg tätigen Carl Daniel Küster, der 1756-59 als Feldprediger beim Generalstab der preussischen Armee eingesetzt war und dort auch die Schlacht bei Prag miterlebte. Sein „Christliches Heldengespräch“⁷⁰⁵ gibt im Ganzen einen unmittelbaren Eindruck der Anpassungsleistungen von Predigten an die jeweiligen situativen Erfordernisse vor und nach kriegesischen Handlungen. Seine Feldpredigt nach der Schlacht von Prag darf als Musterbeispiel aufgeklärter Religionsrhetorik gelten, denn Küster deutet die Notwendigkeit, die „Siegendgefallenen und Besiegten auf dem Kampffelde zu begraben“ nicht nur als „ruhmbringende Christenpflicht“, sondern allgemeiner als „Pflicht der Menschlichkeit“.⁷⁰⁶ Konfessionelle und nationale Unterschiede werden von Küster situationsbedingt weitgehend nivelliert, denn: „Die Erblaßten sind eure Heldenbrüder, es sind Christen; und, wenn sie das nicht wären, so sind es erblaßte Menschen, wie wir einst sein werden. Die Namen Freund und Feind, Preusse und Oestreicher, Katholik und Protestant, sind nun verschwunden.“⁷⁰⁷ Es kann in diesem Zusammenhang nicht verwundern, dass sein Resumée auch wesentliche Gedankengänge Abbts anklingen läßt:

„Mit wechselndem Blick auf Himmel und Erde, auf Zeit und Ewigkeit, wollen wir, meine Brüder, bei diesem Begrabungsgeschäft, von diesem Todtenfelde nützliche Gedanken und muthige Vorsätze ärnten. Wafnet, befeuert eure Seelen, ihr Helden mit Entschlie-
ßungen: Helden im Dienst Gottes, des Königs, und des Vaterlandes bis zur Ehrengruft zu sein!“⁷⁰⁸

Die religiös inspirierte Selbstüberwindungsmetaphorik bleibt auch hier auf den „Tod für das Vaterland“ fixiert. Die Melange aus christlicher Religion und aufklärerischen Grundsätzen im Dienst militärischer Nutzenmaximierung zeigt die Möglichkeiten an, die den christlichen Sachwaltern zur Entgrenzung ihrer eigenen Diskursivität unter Kriegsbedingungen gegeben waren. Die Wirkung solcher Predigten bei den Soldaten fiel allerdings weitaus nüchterner aus. Religion wurde in ihrer konventionellen Form vor allem als Verarbeitungsinstanz und stabilisierender Haltepunkt für die individuelle und irdische Hoffnung gebraucht. Ein besonders anschauliches Beispiel für die sublimierende Kraft der religiösen Überwölbung des Kriegsgeschehens liefert etwa der Bericht des preußischen Soldaten Frantz Reiß über die Schlacht bei Lobositz am 1. Oktober 1756.⁷⁰⁹ Die Beschreibung der realen Schlachterfahrung wurde auch in der Quintessenz Reiß', „nüchtern zur Schlachtbank hingeführt“ worden zu sein, durch eine religiös motivierte Perspektivik gesteuert, die im anschließenden Feldgottesdienst mit der Ausle-

⁷⁰³ SIKORA, *Disziplin und Desertion* (1996), S. 281.

⁷⁰⁴ Ebd., S. 282.

⁷⁰⁵ Carl Daniel KÜSTER, *Christliches Heldengespräch beim Begraben der Todten auf dem Schlachtfelde bei Prag, den 7 Mai 1757* (1791).

⁷⁰⁶ Ebd., S. 285.

⁷⁰⁷ Ebd., S. 285f.

⁷⁰⁸ Ebd., S. 287.

⁷⁰⁹ *Briefe Preußischer Soldaten aus den Feldzügen 1756 und 1757*, Berlin 1901, S. 29-32.

gung von Rom. 8, 36-37 („Wie geschrieben steht: ‚Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag, sind wir geachtet worden wie Schlachtschafe.‘ Aber in diesem allen überwinden wir weit durch den, der uns geliebt hat“) zielgenau gefestigt wurde. So verwundert es nicht, dass christlicher Glaube und religiöse Ergebenheit häufig zum wichtigsten Leitmotiv des Handelns einfacher Soldaten im Feld avancierten, hinter dem der heroisch konnotierte Tod fürs Vaterland oder für den König weit zurücktraten.⁷¹⁰

Mit Blick auf die mythenbildende Kraft von Glaubensbekenntnissen liegt es auf der Hand, dass die Religion während des Siebenjährigen Krieges in gleicher Weise auch in der preußischen Zivilgesellschaft als Eckpfeiler sittlicher und gesellschaftlicher Stabilität genutzt und für staatspolitische Zwecke eingesetzt wurde. Die evangelische Kirche und die lutherisch-orthodoxe Geistlichkeit traten zwar als institutionelle Hüter gesellschaftlich verbindlicher moralischer Normen und Werte auf, waren allerdings in Brandenburg-Preußen seit 1614 nie eng mit zentralstaatlichen Zwecken verbunden. Aufgrund dieser Tatsache wäre es deshalb verfehlt davon auszugehen, dass protestantische Kanzeln durch die monarchische Kriegspolitik per se zu bloß parteiisch argumentierenden Propagandainstrumenten degradiert worden wären, denen die exekutive Selbständigkeit weitgehend abhanden kam. Gegen eine systematische Instrumentalisierung der Religion von seiten des Staates spricht in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, dass konfessionelle Fragen bei der offiziellen Legitimierung des Kriegseintrittes Preußens keine Rolle spielten und erst im weiteren Kriegsverlauf und in der Folge sich polemisch verhärtender Fronten zunehmend in die propagandistische Auseinandersetzung eingeflossen sind. Dies deckt sich auch mit Beobachtungen zu propagandistischen Auseinandersetzungen während des Ersten und Zweiten Schlesischen Krieges. Während hier in gleicher Weise die Konfessionsfrage in den ersten offiziellen Legitimierungsversuchen für den Krieg kaum auftauchte, scheint sie jedoch auf den verschiedenen inoffiziellen Ebenen von Anfang an virulent gewesen zu sein. So läßt sich etwa durch zeitgenössische Quellen erhärten, dass die Erzeugung von problematischen, mit konfessionellen Konfrontationen in Zusammenhang stehenden Befindlichkeiten in der preußischen Zivilbevölkerung durchaus als legitimes und wichtiges Kriegsziel aufgefasst worden ist.⁷¹¹ In gleicher Weise hat im Siebenjährigen Krieg der Druck der zivilen öffentlichen Meinung, die ihre Bestandstücke aus dem Arsenal älterer konfessioneller Zerwürfnisse und Glaubensdivergenzen rekrutierte, einen nicht unwesentlichen Einfluss auf die propagandistische Stilisierung des Siebenjährigen Krieges zum Religionskrieg genommen. Sie forcierte damit auch auf indirekte Weise die Aufweitung und Erneuerung des politisch-rechtlichen Konfliktpotentials, das seit 1648 zwischen den Kriegsparteien entlang der Konfessionsgrenzen bestand. Diese Entwicklung kam den Vertretern aller Kriegsparteien auf der offiziellen Ebene als zusätzliches diplomatisches Werkzeug der Auseinandersetzung durchaus gelegen, um die Anwendung der – wie es offiziell hieß – „zur Conservation unserer Lande und getreuen Unterthanen verliehene[n] Macht“⁷¹² nach den jeweiligen politischen Erfordernissen ausdrücklich in Verbindung mit konfessionellen Problemlagen zu rechtfertigen.⁷¹³ Unterhalb dieser offiziellen Ebene machtpolitischen Kräfteressens avancierte das religionspolitische Thema jedenfalls – wie das vielfältige Kleinschrifttum zeigt – auf beiden Seiten schon sehr früh zum beliebten Stimulus für die Erzeugung divergierender ziviler Erregungsgemeinschaften und emotionalisierter Meinungsbildungen.

⁷¹⁰ SIKORA, *Disziplin und Desertion* (1996), S. 284; LATZEL, „Schlachtbank“ oder „Feld der Ehre“ (1992), S. 79.

⁷¹¹ MAZURA, *Kriegspropaganda* (1996), S. 205ff. mit entsprechenden Belegen.

⁷¹² *Historisch-Politische Merkwürdigkeiten aus denen Welt-Staaten. Beilage zur Magdeburgischen privilegierten Zeitung* Nr. XXXV vom 25.09.1756, S. 155.

⁷¹³ Im Blick auf den Status des Siebenjährigen Krieges als europäischer Kabinettskrieg kann mit Burkhardt durchaus von einer „Abkehr vom Religionskrieg“ alten Typus gesprochen werden, obgleich in diesem Zusammenhang festzuhalten bleibt: „So ist 1648 zwar ein ‚Zeitalter der Glaubenskämpfe‘ zu Ende gegangen, darum aber traten die in ihm entstandenen Konfessionen in ihrer politischen Bedeutung nicht zurück, ja im politisch-rechtlichen Sinne hat ein ‚konfessionelles Zeitalter‘ im Reich eigentlich erst richtig begonnen. Während nämlich das unmittelbare dogmatische Konfliktpotential zwischen den Konfessionen zur Aufklärung hin – für solche Instrumentierungen waren besonders die reformierten Prediger in Berlin und anderen Orten geeignet – abnahm, blieb das politisch-rechtliche zwischen ihnen erhalten und konnte im Laufe des 18. Jh. unter besonderen Gegebenheiten sogar wieder zunehmen.“ BURKHARDT, *Abschied vom Religionskrieg* (1985), S. 4.

Unzweifelhaft gerierten protestantische Predigten deshalb zum wesentlichen Bestandteil der sich im Siebenjährigen Krieg entfaltenden publizistischen Propagandaschlacht, insbesondere der „publizistischen Propaganda vom Religionskrieg“⁷¹⁴, weil sie aufgrund der schon an Abbts Schrift *Vom Tode für das Vaterland* herausgearbeiteten exponierten Stellung ihrer Urheber zentrale Konvergenzpunkte von religiösen Sinnstiftungsstrategien, öffentlicher Meinungsbildung sowie offizieller und inoffizieller Kriegspolitik bildeten. Auch für die religiöse Praxis in der zivilen Gesellschaft läßt sich – wie für die Feldpredigt – eine wesentliche Grundfunktion geltend machen: Durch den transzendierenden Zugriff auf das profane Weltgeschehen und dessen Einbettung in einen größeren, sich der individuellen Einsicht entziehenden und ihn überformenden Zusammenhang sollte sie vornehmlich der mentalen Stabilisierung der Zivilgesellschaft dienen. Die Geistlichen selbst avancierten zu Interpreten der aktuellen Ereignisse und traten bei Kriegseintritt Preußens gleichsam über Nacht in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit. Von ihrer stets neu zu deutenden und zu kommunizierenden Weltordnung im Krieg war nicht nur die gedankliche Disposition der jeweiligen Gemeinde, sondern auch die Sicherung ihrer Homogenität und damit Loyalität gegenüber dem Landesherrn abhängig. Die religiöse Praxis vor Ort bildete deshalb einen nicht zu unterschätzenden dynamischen Faktor für die zeitgenössische Auseinandersetzung mit der zeitgeschichtlichen Situation und die Bildung eines nationalstaatlich ausgerichteten Patriotismus. Geistliche folgten bei der vermittelnden Einbindung des Zeitgeschehens in den Horizont christlicher Werte nicht nur dem Bedürfnis nach Absicherung und Aufrechterhaltung des eigenen Weltbildes. Sie kamen hierin auch einem allgemeinen Orientierungsbedürfnis breiter Bevölkerungskreise und einem erhöhtem Bedarf an Integrations- und Homogenisierungsstrategien nach, das dem ausgesprochen regen Interesse der Bevölkerung am militärischen Geschehen selbst korrespondierte.⁷¹⁵

Ein ausgesprochenes Interesse der preußischen Regierungsbehörden an einer zielgerichteten Einbindung der Religion in die politische Propaganda seitens des monarchischen Staates ist deshalb durchaus naheliegend. Der Umstand, dass die protestantische Geistlichkeit Preußens während des Siebenjährigen Krieges systematisch zur Ausführung angeordneter Kanzelabkündigungen nach vorgegebenen Predigtthemen herangezogen wurde,⁷¹⁶ scheint für eine solche direkte Einflussnahme und Steuerung zu sprechen. In der Ausführung selbst müssen jedoch Unterschiede geltend gemacht werden, die von erheblicher Bedeutung sind. Für die Umsetzung gesellschaftspolitisch relevanter Forderungen des Staates kamen in erster Linie die reformierten Hofprediger in Betracht. Seit der 1614 erfolgten Konversion des brandenburgischen Kurfürsten Johann Sigismund hingen die Berliner Hofprediger dem kalvinistischen Glaubensbekenntnis an, das von einem Großteil der brandenburgisch-preußischen Bevölkerung nicht geteilt wurde. Hofprediger, die – oft gegen den aktiven oder passiven Widerstand der lutherisch-orthodoxen Geistlichen – auch in anderen Städten des brandenburgisch-preußischen Herrschaftsgebietes installiert wurden (seit den 1680er Jahren vor allem dort, wo sich reformierte Glaubensflüchtlinge angesiedelt hatten), nahmen eine gesellschaftliche Sonderstellung ein, die „durch absolute Bindung an das Herrscherhaus bei fast ebenso absoluter Fremdheit gegenüber der einheimischen Kirchenordnung“⁷¹⁷ bestimmt war. Hofprediger wurden vom Geheimen Rat, später vom Department für Geistliche Angelegenheiten bestellt und waren auch nur diesem rechenschaftspflichtig. Der Minister für Geistliche Angelegenheiten hatte das Vorschlagsrecht; die Bestallung wurde vom König selbst vollzogen. Im 18. Jahrhundert wurden die Berliner Hofprediger bei ihrem Amtsantritt auf die *Confessio Sigismundi* von 1614 und das Toleranzedikt des Großen Kurfürsten verpflichtet.⁷¹⁸ Ihnen oblagen verschiedene Aufgaben im Zusammenhang mit der umfassenden geistlichen Betreuung der Herrscherfamilie, u.a. die religiöse

⁷¹⁴ BLITZ, *Aus Liebe zum Vaterland* (2000), S. 171.

⁷¹⁵ Vgl. MAZURA, *Kriegspropaganda* (1996), S. 220 zur Kriegsberichterstattung.

⁷¹⁶ FEDERLIN, *Kirchliche Volksbildung und bürgerliche Gesellschaft* (1993), S. 56.

⁷¹⁷ THADDEN, *Die brandenburgisch-preußischen Hofprediger* (1959), S. 11.

⁷¹⁸ Ebd., S. 35.

Unterweisung einzelner Angehöriger des Herrscherhauses, Reisebegleitungen, gottesdienstliche Verpflichtungen im Dom und in der Schlosskapelle usw. Das Wirken der Hofprediger im 18. Jahrhundert war mit einer einschneidenden Umgestaltung des Kirchenregiments in Preußen und einer fortschreitenden Entmündigung der lutherischen Konsistorien zugunsten der Stärkung reformiert bestimmter, zentraler Kirchenbehörden in Berlin verbunden. Die Verschiebung der Machtverhältnisse zugunsten der reformierten Staatsreligion wurde durch die 1750 erfolgte Gründung einer neuen obersten Kirchenbehörde in Berlin, des lutherischen Oberkonsistoriums auch institutionell manifest, dessen Präsident der leitende Minister des Geistlichen Departements war. Dieser Tendenz sekundierte die Besetzung einflussreicher politischer Positionen mit Anhängern des reformierten Glaubensbekenntnisses: Großkanzler wurde Joseph Philipp von Jariges, zum Konsistorialpräsidenten avancierte Carl Ludolph Freiherr von Danckelmann.

Reformierte Hofprediger kamen in ihrer Stellung höheren preußischen Beamten gleich. Sie waren, wie diese, in „das Gefälle des Staatsdienertums“⁷¹⁹ einbezogen, so dass sie keinen eigenständigen staatspolitischen Einfluss nehmen konnten. Dennoch verfügten sie durch den Vorrang der reformierten Kirche in der Hierarchie der geistlichen Institutionen über vielfache Einflussmöglichkeiten als reformierte Räte in den lutherischen Konsistorien, als Inspektoren der reformierten Gemeindebezirke, als Gutachter in Kirchenfragen usw. Durch ihre enge Anbindung an das preußische Herrscherhaus bildete sich bei den Hofpredigern ein besonderes Bewusstsein dafür heraus, staatstragende Funktionen inne zu haben und auszuüben. Nach dem auch in sozialgeschichtlicher Hinsicht als Zäsur anzusehenden Amtsantritt Friedrichs II. gerieten die Hofprediger trotz ihrer exponierten Stellung unter Positionierungszwang. Durch die Bevorzugung des Adels bei der Besetzung wichtiger Positionen in der Regierung und im Militär erwuchs den reformierten Hofpredigern ein weltlicher Rivale bei der Übernahme von staatsbezogener Verantwortung. Sie grenzten sich in der Folge vor allem im Bereich der praktischen Sittenlehre gegen den reaktivierten Adel ab (Zunahme standeskritischer Bemerkungen) und näherten sich auf diese Weise sowohl der lutherischen Orthodoxie als auch den bürgerlichen, von der Aufklärung geprägten Positionen an. Hofprediger wurden zwar in hohe und höchste Ämter gezogen und bildeten auf diese Weise den personellen Kern der reformierten Staatsgesellschaft in Brandenburg-Preußen, hatten jedoch – als staatstragendes Beamtentum stets auf die singuläre Herrschaft des preußischen Königs ausgerichtet – nie Anteil an der direkten Ausübung von Macht. Sie nahmen vielmehr als frei bewegliche und versetzbare Staatsbedienstete eine „Zwischenstellung zwischen Staat und Gesellschaft“⁷²⁰ ohne tradierte ständische Bindung ein, bildeten mithin ein innovatives gesellschaftliches Ferment in der geistlichen Verständigung zwischen Staat und Gesellschaft sowie zwischen den Konfessionen.

Es lag also bereits in der Auffassung des geistlichen Amtes der reformierten Hoftheologen begründet, in einem über die ständischen, episkopalen und konfessionellen Bindungen hinausgreifenden Sinne als staatstragendes, stabilisierendes und homogenisierendes Element der Zivilgesellschaft zu fungieren. Der Siebenjährigen Krieg musste den reformierten Hofpredigern in diesem Sinne als geistliches und moralisch-sittliches Profilierungsfeld zur besonderen Herausforderung werden, wobei die Verbindung des eigenen homiletischen Wirkens mit staatspolitisch relevanten Vorgaben seitens der Regierung in seiner Grundbedeutung keine prinzipiellen Widersprüche aufwarf. Die zu diesem Zweck in der homiletischen Tätigkeit erfolgte Engführung von geistlicher Praxis und weltlichem Zeitbezug führte notwendig auf eine enge Verknüpfung von genuin geistlichen und politischen Intentionen. Und sie führte auch zu der Notwendigkeit, über die homiletische Tätigkeit die diskursive Vereinnahmung des preußischen Königs voranzutreiben und somit die Bindung an das Herrscherhaus weiter zu festigen. Hier ergaben sich zugleich – wie zu zeigen sein wird – eindeutige diskursive Bezüge und Verknüpfungen mit Ideen

⁷¹⁹ Ebd., S. 58.

⁷²⁰ Ebd., S. 99.

aus der progressiven stadtbürgerlichen Sphären, die seitens der Theologie in ähnlicher Weise formuliert wurden und nicht unwesentlich auf die öffentliche Meinungsbildung einwirkten.

4.4.3. Vom „großen Nutzen zeitlicher Trübsale“ – Die protestantische Predigt in Magdeburg im Umkreis des Siebenjährigen Krieges

Der Einsatz der Religion als stabilisierendes Element der Zivilgesellschaft im Kriegszustand war besonders in Magdeburg gefragt und notwendig, weil sich mit der Anwesenheit der königlichen Familie und des Hofes in der Stadt in kurzer Zeit ein spannungsträchtiger gesellschaftlicher Mikrokosmos aus Angehörigen des Herrscherhaus und der Berliner Aristokratie, der Magdeburger Bevölkerung und den in der Stadt befindlichen zivilen und militärischen Personen bildete. Im Blick auf diese besondere gesellschaftlichen Konstellation läßt sich festhalten, dass der Einfluss der reformierten Hofprediger sich während des Siebenjährigen Krieges in besonderem Maße auch auf Magdeburg erstrecken musste. Der Berliner Oberhofprediger August Friedrich Wilhelm Sack weilte während des Aufenthalts der königlichen Familie nicht nur längere Zeit in Magdeburg, um die religiöse Erziehung des Kronprinzen fortzuführen.⁷²¹ Sack war schon seit seiner Zeit als Prediger der Deutsch-Reformierten Gemeinde in Magdeburg (1732-1740) eng mit der Stadt und ihren kulturellen Eliten der Französischen und der Pfälzer Kolonie verbunden. Seine Berufung von Magdeburg nach Berlin (1740) – die erste eines reformierten Predigers aus Magdeburg überhaupt – war auch mit einer Aufwertung der theologischen Bedeutung der Stadt und deren engerer Bindung an Berlin und das preußische Herrscherhaus verknüpft, das bis ins frühe 19. Jahrhundert weitere Hofprediger und Prinzerzieher aus Magdeburg rekrutierte. Sack, der große Popularität in der Stadt genoss, pflegte seit seiner Berufung nach Berlin seine freundschaftlichen Magdeburger Kontakte und Bindungen sorgfältig weiter und erneuerte sie in vielfacher Hinsicht während seines Aufenthaltes in der Stadt zwischen 1760 und 1763. Seine aktive Verbindung mit den Magdeburger Bildungseliten spiegelt sich u.a. in seiner nicht unmaßgeblichen Beteiligung an der Tätigkeit der *Literarischen Gesellschaft*, die im Laufe des Jahres 1761 gegründet wurde.

Wenn im Folgenden bei der Untersuchung der protestantischen Predigten im Zusammenhang mit der öffentlichen Meinungsbildung in Magdeburg während des Siebenjährigen Krieges vor allem auf die Berliner Predigten Sacks zurückgegriffen wird, so geschieht dies zum einen in Rücksicht auf die erwähnten engen Bindungen Sacks an die preußische Festungsstadt, zum anderen in Rücksicht auf die paradigmatische Bedeutung seiner Kriegspredigten. Diese waren in der Stadt bestens bekannt und wurden nicht nur über die örtlichen Buchhändler und Drucker vertrieben, sondern gelangten auch durch private Verteilung in Umlauf.⁷²² Sie konnten durch die vorzüglichen Kontakte Sacks mit dem preußischen Herrscherhaus nicht nur auf kollektive Sympathien rechnen und einen weitreichenden Konsenz bei einem Großteil der preußischen Untertanen beanspruchen, sondern brachten auch durch ihre Rhetorik die wesentlichsten Positionen protestantischer Homiletik während des Siebenjährigen Krieges zum Ausdruck. Folgerichtig genoss Sack nicht nur Anerkennung bei der königlichen Familie⁷²³ – beim freigeistig gesinnten und von Voltaire beeinflussten König selbst nur in eingeschränktem Maße – und hohes Ansehen bei den Magdeburger Bildungseliten, sondern konnte auch – und dies ist für unsere Absicht besonders aufschlussreich – in den Berliner Schriftsteller- und Künstlerkreisen um Karl Wilhelm Ramler mit besonderer Akzeptanz rechnen.

⁷²¹ Vgl. Friedrich Samuel Gottfried SACK, *August Friedrich Wilhelm Sack's Lebensbeschreibung*, Bd. 1, Berlin 1789, S. 82.

⁷²² Kriegspredigten wurden oftmals im Zusammenhang mit Spendensammlungen für mildtätige Zwecke ausgegeben. So annoncierten die zur Pfälzer Kolonie in Magdeburg gehörenden Brüder Schwartz, enge Freunde des Sackschen Hauses, am 16. September 1758 in der Magdeburgischen Zeitung die Dankpredigt des Berliner Hofpredigers auf den preußischen Sieg bei Zorndorf in Verbindung mit einer Geldsammlung „zum Besten der armen Cüstriner“.

⁷²³ HORN, *Die patriotische Predigt zur Zeit Friedrichs des Großen* (1924), S. 109.

Doch auch die Magdeburger Pfarrerschaft gab Predigten in den Druck – allen voran der Magdeburger Domprediger Johann Georg Sucro, dem die Aufgabe zufiel, die Dank- und Siegesfeiern vor der königlichen Familie und der Hofgesellschaft im Magdeburger Dom zu halten. Sucro war ebenfalls mit dem Berliner Kreis um Ramler, Sulzer und Hempel verbunden, gehörte 1749 zu den Mitbegründern des literarischen *Montagsklubs*,⁷²⁴ bevor er 1756 nach Magdeburg kam, um als Domprediger Amtsnachfolger seines Vaters zu werden. Er genoss ebenfalls großes Ansehen in der Magdeburger Bevölkerung und war auch beim Berliner Hof wohl gelitten. Auch von anderen Magdeburger Geistlichen lutherischen oder reformierten Glaubensbekenntnisses liegen gedruckte Kriegspredigten vor. Dies betrifft zum einen die dem lutherischen Glaubensbekenntnis anhängenden Johann Esaias Silberschlag und Erdmann Andreas Hoffmann (Heilige-Geist-Kirche), zum anderen die reformierten Prediger Johann Georg Pauli oder Carl Daniel Küster (Deutsch-Reformierte Gemeinde). Letztere kamen während des Siebenjährigen Krieges mit der in Magdeburg weilenden königlichen Familie und den Mitgliedern der Hofgesellschaft in enge Verbindung. Einen Konvergenzpunkt fanden alle Beteiligten in der protestantischen Predigt als genuiner Form einer Diskursivität, die zielgerichtet auf die Öffentlichkeit und die homogenisierende Instruktion von öffentlicher Meinung gerichtet war. Ihre Kriegs- und Siegespredigten wurden vor dem Hintergrund eines den unmittelbaren Umkreis der Stadt übersteigenden Informationsbedarfs sowie dem Bedürfnis einer wiederholenden Lektüre und eines rekapitulierenden Nachvollzugs des gesprochenen Wortes in den Druck gegeben. Auf diese Weise konnte das gedruckte Wort eine ungleich größere Verbreitung erlangen und damit auch eine wesentlich erweiterte Rezeptionsbasis beanspruchen, als das nur vor der Gemeinde gesprochene Wort oder die nur gedruckte Flugschrift.

Auf der Grundlage der Bibelexegese folgten die preußischen Geistlichen in ihrer heilsgeschichtlichen Deutung des Krieges zwar einem einheitlichen, in wesentlichen Teilen übereinstimmenden Interpretationsmuster. Sie bedienten sich dazu jedoch verschiedener, zum Teil erheblich voneinander abweichender und einander widersprechender Auslegungsstrategien. Das breite Interpretationsspektrum läßt die Vermutung einer durchgängigen politischen Funktionalisierung der preußischen Geistlichkeit – im Sinne einer direkten Einflussnahme Berliner Ministerialbehörden zur Erzielung eines vereinheitlichten, propagandistisch gesteuerten Ergebnisses – von Anfang an mehr als fragwürdig erscheinen. Die eingehende Untersuchung von Kriegspredigten zeigt vielmehr, dass die Geistlichen ihre mit dem Kriegsausbruch neu zu fassende Aufgabe je nach konfessioneller und persönlicher Disposition auf ganz unterschiedliche Weise gelöst haben, ja zuweilen sogar Lösungen bevorzugten, die konträr zu den staatspolitisch dienlichen und beabsichtigen Zwecken lagen. Die auf der jeweiligen Auslegung der Gewissensfreiheit basierende Freiheit der Interpretation erscheint auf dieser Ebene als wesentlichstes Steuerelement eines differenzierten theologischen Diskurses.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit sollen im Folgenden unterschiedliche Funktionsweisen und Funktionsmodelle von kriegsbezogenen Predigten und religiösen Kleinschrifttum voneinander abgehoben und dargestellt sowie ihre Verbindung mit den zeitgeschichtlich relevanten Diskursen analysiert werden. Es handelt sich dabei nicht um den Versuch, eine umfassende Typologie zu entwerfen. Vielmehr werden grundlegende Merkmale der religiös inspirierten Interpretation des Krieges und des Kriegsgeschehens vorgestellt, deren einzelne Elemente sich in nahezu allen Predigten, allerdings in unterschiedlichen Gewichtungen und Kombinationen, wiederfinden. Sie bilden nicht nur wichtige Kreuzungspunkte unterschiedlicher Magdeburger Diskurse während des Siebenjährigen Krieges. Ihre Analyse wirft zugleich ein Licht auf den Funktionswandel der lokalgesellschaftlichen Institution Kirche und ihren Beitrag zur Entfaltung eines vielfältig gestalteten literarischen Feldes in der Elbestadt.

1. Die Rückführung des Siebenjährigen Krieges in den theologischen Diskurs und die transzendierende Aufschlüsselung des Sinns dieses außerordentlichen Ereignisses im Prozess der homiletischen

⁷²⁴ SACHSE/DROOP, *Der Montagsklub in Berlin 1749-1899* (1899), S. 112f.

Arbeit führte zu einer systematischen Verlagerung der Interpretation in Richtung auf die Exegese alttestamentlicher Bibelstellen. Ausgehend von der Einsicht, „dass der Krieg eben sowohl als der Friede ein Werk Gottes sey“, ⁷²⁵ lag zunächst für viele Prediger die Einsicht nahe, den zornigen, den rächenden Gott anzusprechen und den Krieg als planmäßiges göttliches Werk, nämlich als „Straf-Gericht Gottes“ ⁷²⁶ zu deuten. In der transzendierenden Blickrichtung muss der Krieg selbst als Bestandteil einer „alles regierenden Vorsehung“ ⁷²⁷ erkannt werden, mit der Gott selbst den Menschen „heimsucht“. Die Ursache des Krieges wird in dem alten Topos der Sündenverfasstheit des Menschen aufgesucht, genauer: in einem zeitlichen Übermaß der Sündhaftigkeit und Gottvergessenheit, die in ihren Ausmaßen der Härte der zu erwartenden Strafe entspricht. Gott selbst greift deshalb zu „strengeren Zucht- und Heilungs-Mitteln, [...] weil seine ausgeartete Familie auf Erden sich nicht anders erziehen lassen will“. ⁷²⁸ Das Übermaß der „erschrecklichen Verachtung Gottes und seines Worts und der offenbaren Verhöhnung aller Tugend und guten Sitten“ haben – so Sack – „den Zorn des HErrn gereizet und seine schwere Gerichte über unser Vaterland gezogen“. ⁷²⁹ Auch hier nimmt die eigentümliche Form der theologischen Diskursivität – analog zu den Überlegungen Thomas Abbts – ihren Ausgang bei der Vorstellung einer gestörten und deshalb wiederherzustellenden Ordnung innerhalb der menschlichen Gesellschaft. Als wiederherstellende Instanz fungiert aber hier die göttliche Gerechtigkeit, die interventorisches auf den herrschenden „Geist der Leichtsinnigkeit, der Nachahmung der Welt, der Liebe des irdischen, der grossen Lieblosigkeit gegen den Nächsten, der Geringschätzung und des Missbrauchs des bisherigen Friedens“ ⁷³⁰ abzielt. Gottes legitime Mittel, mit denen er in den Lauf der Welt eingreift, sind deshalb nicht nur „Furcht und Schrecken“ oder „Schaden an [...] irdischen Gütern und Gemächlichkeiten“, ⁷³¹ sondern auch – in verlängerter heilsgeschichtlicher Perspektive – Tod und Vernichtung: „Frißt das Schwerd manchen Gottlosen und Bösewicht, so ist das gut; die Welt wird von so vielen Schandflecken gereinigt. Trifft es einen Frommen, so ist das gut; er wird früher selig und kommt zur Ruhe.“ ⁷³²

Absicht dieses Strafgerichts Gottes ist zunächst die Prüfung, Züchtigung und Demütigung des Menschen, die gleichermaßen und unterschiedslos alle trifft und „für Hohe und Niedrige, für die besten und die schlimmsten Patrioten“ das Äußerste beansprucht, denn „nichts ist uns heilsamer, als dass uns Gott demüthige und uns erkennen lehre, dass wir Menschen seyn.“ ⁷³³ Unverkennbar ist auch hier der egalitäre und deshalb gesellschaftskritische Grundzug der kirchlichen Homiletik, denn die Demütigung des Menschen zielt durchgängig auf ein grundsätzliches Bekenntnis der eigenen Sündhaftigkeit und eine Umkehr im Glauben an Gott mit der Perspektive der eigenen Besserung und sittlichen Vervollkommenung. In der Rhetorik der Kriegspredigten wird der bußfertige Mensch deshalb in seiner Arbeit an sich selbst nicht mehr vorrangig auf die Theologie des Kreuzes und die Figur des Erlösers verpflichtet, sondern bleibt auf den zornigen und heimsuchenden Gott selbst als Prüfstein verwiesen. Die Aufgabe des Menschen wird deshalb von Sack dahingehend interpretiert, „die Absichten seiner Heimsuchung“ als „Absichten eines Vaters der Barmherzigkeit“ zu erkennen, „der unsere Seelen retten und uns nach seiner unendlichen Weisheit und Güte erziehen will zum ewigen Leben“. ⁷³⁴ Den göttlichen Ursachen des Krieges und den Nützlichkeiten der „Züchtigungen“ nachzudenken sowie Konsequenzen für die eigene Lebensführung daraus zu ziehen, kann jedoch nur gelingen, wenn der Mensch seine eigene Existenz transzendiert und sich einem größeren Ganzen ein- und unterordnet. Diese Transzendierung zielt auf die

⁷²⁵ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten ... bey verschiedenen ausserordentlichen Gelegenheiten*, Band 6, Berlin 1764, S. 47.

⁷²⁶ Ebd., S. 52.

⁷²⁷ Ebd., S. 6.

⁷²⁸ Ebd., S. 56.

⁷²⁹ Ebd., S. 57.

⁷³⁰ Ebd., S. 58.

⁷³¹ Ebd., S. 53.

⁷³² Ebd., S. 54.

⁷³³ Ebd., S. 54.

⁷³⁴ Ebd., S. 46.

Abkehr vom Irdischen und richtet die Gedanken des Menschen auf den künftigen Übergang „in unser wahres ewiges Vaterland“, angesichts dessen nur „der Kleinmüthige und Blöde vor Schrecken des Todes“⁷³⁵ niedersinkt.

Die hier propagierte christliche Überwindung der Todesfurcht korrespondiert in ihrem Wesen – trotz ihres gemeinsamen egalitären Grundzuges – offenkundig nicht mit der Zielsetzung Abbts. Sie ist an der sittlichen Reinigung der Welt, an der zeitlichen Erlösung des Christenmenschen und am Übergang in ein Reich orientiert, das nicht von dieser Welt ist. Insofern der Mensch im Krieg den geheimen und dem Menschen verborgenen Absichten Gott unterworfen ist, bleibt jedes menschliche Eingreifen in den göttlichen Heilsplan ein Akt seiner von ihm zu verantwortenden Hybris. Orientierungen an weltlichen Gütern und endlichen menschlichen Wertsetzungen sind vor dem göttlichen Gericht nichtig. Der apokalyptischen Vorstellung des rächenden Gottes kann in der Gewissheit, das Alles zum Besten des Menschen geschieht, nur durch eine verschärfte Bußfertigkeit des Menschen begegnet werden: „Ein jeder bekehre sich demnach von seinen bösen Wegen mit rechtschaffenen Herzen und fürchte den HErren“.⁷³⁶ Die aufgebaute Logik ist zwingend: Der Krieg gilt in seinem Vernichtungswillen dem Fleisch und veranlasst die Seele mit drastischen Mitteln zur inneren Einkehr. Das rechte und angemessene Tun des Christenmenschen kann in dieser Situation nur ein inwendiges der Buße und Umkehr sein, das den Krieg als *remedium* anerkennt und seinen Zumutungen gegenüber gottergeben, leidensbereit und gelassen bleibt: „Selig, ewig selige Wirkungen des Krieges, wenn Gott seine großen Absichten, die Menschen zu bessern, dadurch wirklich erreicht“.⁷³⁷

2. Die klassische, alle protestantischen Predigten verbindende Dialektik christlicher Sittenlehre musste im Blick auf die kirchlichen Praxen diverse homiletische Alternativen hervorbringen. Deren strengste war das dem Irdischen abgewandte, auf das Seelenheil bedachte, in der Wendung auf Gott verharrende christliche Leben. So predigte etwa Carl Heinrich von Bogatzky, ein mit dem Halleschen Pietismus und dem Franckeschen Waisenhaus eng verbundener theologischer Schriftsteller, dass der Mensch im Krieg durch innere Einkehr und Bußfertigkeit rechtschaffen leben könne, ohne sich ausdrücklich um den Krieg und seine Bedrängnisse bekümmern oder mit einer persönlichen Mobilisierungsstrategie darauf reagieren zu müssen.⁷³⁸ Der Christ, der die Schlachten der Buße in seinem Herzen geschlagen habe, sei – auch bei persönlicher Konfrontation mit Kriegsübeln – durch seine Einsicht in die göttliche Vorsehung versöhnt und mit jeglicher irdischen Situation zufrieden.⁷³⁹ Sein Leitfaden ist die „Religion eines Mittlers und Versöhners“ als „die eigentliche Religion des Sünders; die einzige, dadurch der Sünder vor Verzweiflung verwahrt, und zur Buße und wahren Beßerung zurück geführt werden kann“.⁷⁴⁰ Sie dient der Selbsterhellung des Gemüts, denn „indem wir so mit unseren Wünschen und Neigungen durch das heilende Creutz von der Erde mehr abgezogen werden, kommt die Weisheit von oben in unser Herz, reinigt und befestigt unsere Tugend, und macht die sonst dunkeln Tage unserer Trübsal zu heiteren Tagen der Hofnung und des Trostes.“⁷⁴¹ Das parteiische Menschenwerk darf in dieser Perspektive den Christen gerade deshalb nichts angehen, weil das Schicksal der Menschen wie das Schicksal des Vaterlandes in den Händen Gottes liegen: „Aus allem was im Kriege geschieht, soll uns nichts als GOTTES Hand und GOTTES Vorsehung in die Augen leuchten, und wir in Demuth, nicht den Ursachen, welche die Menschen haben mögen, Krieg zu führen, sondern denen heiligen und gerechten Ursachen nachdenken, die GOTT hat, warum er den Krieg schickt.“⁷⁴² Im Vertrauen auf Gottes Gerech-

⁷³⁵ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten bey verschiedenen feierlichen Gelegenheiten*, Band 5, Berlin 1757, S. 152.

⁷³⁶ Ebd., S. 164.

⁷³⁷ Andreas Benjamin PRUSSE, *Vollkommen gegründete Urtheile rechtschaffener Christen vom Kriege*, Breslau, Leipzig 1761, S. 43.

⁷³⁸ Vgl. Carl Heinrich von BOGATZKY, *Die göttlichen Gedanken des Friedens im Kriege*, Halle 1757; vgl. auch die Ausführungen bei SCHWARZE, *Der Siebenjährige Krieg in der zeitgenössischen deutschen Literatur* (1936), S. 97-102 mit weiteren Beispielen.

⁷³⁹ Vgl. Carl Heinrich von BOGATZKY, *Lebenslauf, von ihm selbst geschrieben*, Halle 1801, S. 268-272.

⁷⁴⁰ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten bey verschiedenen feierlichen Gelegenheiten*, Band 5, Berlin 1757, S. 192.

⁷⁴¹ Ebd., S. 210.

⁷⁴² August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten ... bey verschiedenen ausserordentlichen Gelegenheiten*, Band 6, Berlin 1764, S. 50.

tigkeit und seiner unbestechlichen Führung überlassen, leistet nach Bogatzky gerade derjenige Christ pflichtgemäßen patriotischen Dienst am Vaterland, der durch verschärfte Buße und Entäußerung der Sünden die allgemeine Last der Sündenschuld mindert, dadurch den Zorn Gottes besänftigt und in diesem allgemeinen Sinne dafür kämpft, „dass die wahre Religion, die wahre Gottseligkeit und das Reich Gottes in unserem Vaterlande gefördert werden“.⁷⁴³ Gerade durch das Nicht-Mittun in den menschlichen Händeln der Zeit wird so nicht nur das Seelenheil, sondern auch das Nahen des irdischen Friedens befördert. Im Gegenzug trifft die Unbußfertigen, die „in allen öffentlichen Lastern“ fortleben, eine verschärfte Schuld. Ihnen wird zugerufen: „Ihr habt den Sieg verhindert, ihr habt ihn so blutig gemacht. [...] Wehe dir! wenn du nicht den heutigen Sieges-Tag in einen Buß-Tag verwandelst.“⁷⁴⁴

Gegenproben dieser Weigerungs-Haltung finden sich auch in Magdeburg. Obgleich das starke pietistische Lager um den Kloster Bergischen Abt Johann Adam Steinmetz sich im Siebenjährigen Krieg öffentlich und an exponierter Stelle nicht zu Wort meldete, finden sich Spuren jener selbsterforschenden Abkehr auch in diversen Magdeburger Predigten der lutherischen Orthodoxie. Auffällig ist dabei, dass die am pietistischen Gedankengut inspirierte bußfertige Einkehr dazu neigt, den öffentlichen Diskurs zwischen Prediger und Gemeinde durch „Andacht und Gebets-Trieb“⁷⁴⁵ außer Kraft zu setzen oder gar zum Verschwinden zu bringen. Nach der für Friedrich siegreichen Schlacht bei Prag sinniert der erste Prediger der Magdeburger Heiligen-Geist-Gemeinde, Erdmann Andreas Hoffmann, über die stets unangemessenen menschlichen Möglichkeiten des öffentlichen Dankes und Lobes Gottes und kommt zu dem Ergebnis: „Ist nicht ein Herz, Dir, Algenugsamen Wohlthäter, schon genung, wenn Dir ein jeder das seinige zum Dankopfer bringet? Aber freylich ein Herz, das nur von Demuth und Erkentlichkeit schlägt, ein Herz, das tief gebeugt, und empfindlich gerührt, und durch Deine unverdiente Begnadigungen, wie Wachs durchs Feuer geschmolzen ist.“⁷⁴⁶ Ein solches Herz hat aber jede Eigenmächtigkeit verloren und erwartet alles von seinem göttlichen Gegenüber: „schaffe Du in uns, was vor Dir gefällig ist. HERR Jesu, richte uns Dir recht zu, zu einem lebendigen, heiligen und Dir wohlgefälligen Opfer, welches sey unser vernünftiger Gottesdienst, an diesem Tage, und die ganze Zeit unsers Lebens.“⁷⁴⁷ Folgerichtig ist der öffentliche Dank-Gottesdienst für Hoffmann nur die schlechtere Alternative, um dem errettenden Gott das „Dank-Opfer eines ganz zerknirschten Hertzens“⁷⁴⁸ zu bringen: „Wäre ich, o Freunde, mir selbst gelaßen; hätte ich an diesem außerordentlichen Tage weiter nichts, als meine Pflicht zu besorgen, [...]: so wünschte ich mir heute die Entfernung vom Geräusch, die Stille der Einsamkeit, wo der Umgang mit GOTT ungestört bleibet; ich wünschte mir eine abgelegene Wüste, und in der Wüste einen Beth-Altar.“⁷⁴⁹ Zur Bezahlung der Schuld gegen die Wohltaten Gottes fordert Hoffmann konsequent die Bildung einer angemessenen „Gesinnung des Menschen“⁷⁵⁰ ein, die nicht das Freudenfest über den errungenen Sieg der preußischen Truppen, sondern nur die Einsamkeit der Selbstbekehrung hervorbringen kann: „Ach fliehet die Gesellschaften, wo sich der Sünder freut, dass er nun ungescheuter sündigen darf, fliehet die Zusammenkünfte, wo das vergoßne Blut in Wein verwandelt, wo dem Götzen der Trunkenheit geopfert wird. [...] Dieser Tag führet euch aufs Schlacht-Feld. Da bleibet. Da weinet. Da betet. Da besprecht euch zitternd mit dem GÖTTE der Schlachten, und mit denen Schatten

⁷⁴³ Carl Heinrich von BOGATZKY, *Göttliche Gedanken des Friedens im Kriege*, Halle 1757, S. 28.

⁷⁴⁴ Erdmann Andreas HOFFMANN/Johann Esaias SILBERSCHLAG, *Die herrliche That unsers GÖTTE, der am 6. May 1757 durch des Großen Königs von Preußen gerechte Waffen die Krieges-Macht des Oesterreichschen Hauses unter vielen Blutvergießen erlegte. Zwey Sieges-Predigten*, Magdeburg [1757], S. 18f.

⁷⁴⁵ Erdmann Andreas HOFFMANN/Johann Esaias SILBERSCHLAG, *Die herrliche That unsers GÖTTE, der am 6. May 1757 durch des Großen Königs von Preußen gerechte Waffen die Krieges-Macht des Oesterreichschen Hauses unter vielen Blutvergießen erlegte. Zwey Sieges-Predigten*, Magdeburg [1757], S. 12.

⁷⁴⁶ Ebd., S. 6.

⁷⁴⁷ Ebd., S. 7.

⁷⁴⁸ Ebd., S. 8.

⁷⁴⁹ Ebd., S. 8.

⁷⁵⁰ Ebd., S. 21f.

eurer erblaßten Brüder.“⁷⁵¹ Der eindringliche Rekurs auf das „Gewissen“ des Menschen provoziert hier nicht nur das Versanden des öffentlichen Diskurses in den isolierten Nebenarmen des privativen Seins. Die pietistische Selbstversenkung, die dem Ziel der christlichen Vor-Bildlichkeit im sittlich-reinen Leben folgt, leitet auch eine Vereinzelung des Menschen in der Rechtfertigung vor Gott ein, die ihn von den praktischen Erfordernissen der vaterländischen Leidensgemeinschaft im Kriege abziehen. Im Ganzen findet sich bei Hoffmann und anderen Magdeburger Predigern eine weitgehende Weigerung, sich in ihrem homiletischen Geschäft den Säkularisierungstendenzen und aktuellen Bedürfnissen der Zeit anzuschließen.

Für Abbt musste genau dieser Zugang zur gesellschaftlich-politischen Problemlage – wie gezeigt – zutiefst unbefriedigend bleiben. Seine hinter rhetorischen Fragen versteckte, aber nicht minder deutliche Kritik der christlichen Bußpredigt galt vor allem der Tatsache, dass das leidenschaftliche Engagement des Christen dem Jenseits gelte und ein auf diese Weise christlich geformter Mensch niemals ein politischer Bürger werden könne, der bereit wäre, freudig den Tod für das Diesseits und für das Vaterland zu sterben. Die im Modell der forcierten Buße enthaltene spekulative Entfernung der Vernunft von der menschlichen Natur musste in seiner Sicht zwangsläufig die Kluft zwischen dem ständisch separierten Menschen und seinem Vaterland kontraproduktiv vergrößern. Abbts Intentionen zielten deshalb auf die Beseitigung des intellektuellen Konkurrenzverhältnisses zwischen Popularphilosophie und Theologie, auf das er mit säkularisierenden Umcodierungen christlicher Denkschemata reagierte.

3. Die weltabgewandte christliche Metaphorik hat jedoch auch schnell Kritiker und Gegner in den eigenen Reihen gefunden. Dabei spielte nicht so sehr die Kritik an der pietistischen Haltung als solcher eine Rolle, obgleich in ihr durchaus die Gefahr der selbstgerechte Hybris der „Frommen und Gläubigen“ erkannt wurde, denn – so ließe sich August Friedrich Wilhelm Sack in diesem Zusammenhang zitieren – sie „sehen nur auf die Missethaten ihres Nächsten, und seufzen heuchlerisch, dass sie und das Vaterland ein Opfer der überhand genommenen Verdorbenheit werden müßten“.⁷⁵² Sack wendet sich bereits sehr früh gegen die pietistische Intention der Trennung der gesellschaftlichen von der religiösen Praxis. Seine am vierten Advent 1756 über Röm. XII, 7 gehaltene Predigt beschäftigte sich eingehend mit dem Verhältnis des Christen zum Vaterland und bekennt in diesem Zusammenhang nachdrücklich, dass die Betrachtung dieses Gegenstandes um so dringlicher sei, „als viele in dem höchstschädlichen und ungereimten Wahne stehen, als wenn die Religion mit unsern irdischen Berufs-Geschäften nichts zu thun habe, und der Dienst GOTTes von dem Dienst des Vaterlandes so abgesondert sey, dass der eine mit dem andern nicht die geringste Verwandschaft habe“.⁷⁵³ Die vermittelnde Vorgabe einer solchen Allianz von geistlichem und weltlichem Tun suchte der Berliner Oberhofprediger in der „Liebe zum Vaterland“ auf, die nicht nur der Anhängigkeit an Gott keinen Abbruch tut, sondern ebenfalls einem Imperativ gleichkommt: „die Liebe des Vaterlandes ist nicht allein eine ganz natürliche Empfindung des Menschen, sondern auch eine wirkliche Pflicht, dazu ihn die Gesetze der Natur verbinden; eine Pflicht, welche, wenn sie recht verstanden wird, die Religion gar nicht aufhebt, sondern nur reinigt und mehr erhöht.“⁷⁵⁴ Den geschichtlichen Nachweis für diese Behauptung führt Sack mit einer überaus gewagten Argumentation, die – bezogen auf Jesus Christus – plausibel zu machen sucht, „dass sein Vaterland einen vorzüglichen Antheil an seiner Menschenliebe gehabt habe“.⁷⁵⁵ Sacks patriotische Umdeutung des christlichen Heilands gibt ihm in der Applikation auf die eigene krieglerische Gegenwart die passenden Instrumente für eine apodiktische Verknüpfung von Christentum und Patriotismus an die Hand. Die Gewissensfrage wird von Sack mit der natürlichen Pflicht der Vaterlandsliebe ins Praktische

⁷⁵¹ Ebd., S. 20, 28.

⁷⁵² August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten bey verschiedenen feyerlichen Gelegenheiten*, Band 5, Berlin 1757, S. 156.

⁷⁵³ Ebd., S. 227.

⁷⁵⁴ Ebd., S. 215.

⁷⁵⁵ Ebd., S. 216.

gewendet und erscheint als Frage des Charakters in neuem Gewand: „Und in der That ... schließt der Charakter eines guten Christen, allezeit den Charakter eines guten und rechtschaffenen Patrioten so ohnfehlbar in sich, dass derjenige, der kein guter Patriot ist, gewiß auch kein rechtschaffener Christ ist.“⁷⁵⁶ Die pietistische Blickrichtung hat sich bei Sack gleichsam umgekehrt: nur der gute Patriot kann auch ein guter Christ sein. Sack bereitet damit eine entscheidende weltliche Verengung des konfessionellen Blickwinkels vor, der im Laufe des Siebenjährigen Krieges für die verschärfte vaterländische Agitation von der Kanzel von besonderer Wichtigkeit war. Der rechtschaffene Christ und der rechtschaffene Patriot erstehen in Sacks Interpretation aus der gleichen Quelle des Glaubens, aus der neben der Sehnsucht nach dem Himmelreich auch „eine edle treue Liebe des Vaterlandes fließet“.⁷⁵⁷ Eventuelle, aus dieser Konstruktion sich ergebende Gewissenskonflikte löst Sack bewusst nicht auf, sondern verlagert sie als Synergieeffekte ins praktische Feld der menschlichen Gesellschaft. Die christliche Pflicht der „Liebe zum Vaterland“ wird denn auch nicht mehr nur erfüllt, „wann wir demselben von ganzen Herzen alles Gute wünschen, und uns hüten, die verhasste Zahl der bösen Propheten zu vermehren“, sondern „wann wir uns mit allen Kräften bemühen, alle Gefahr und Schaden von demselben abzuwenden und den allgemeinen Vortheil und Nutzen desselben, so viel nur immer möglich, zu befördern.“⁷⁵⁸ Dazu zählt vor allem die Pflichterfüllung im weltlichen Amt als Aufgabe, „zu arbeiten und Nutzen zu stiften“, ⁷⁵⁹ jedoch stets in Verbindung mit der Einsicht, „dadurch in der Welt die weisen Absichten der göttlichen Vorsehung zu befördern“.⁷⁶⁰ Eine solche Verknüpfung von weltlichen und geistlichen Zwecken hat denn auch gravierende Konsequenzen für das weltliche Tun, insofern bei einer Vernachlässigung der amtlichen Pflichten zugleich „Religion und Glaube vollends verachtet werden“ und Sanktionen nach sich ziehen müssen. Sack denkt deshalb – in praktischer Verlängerung der göttlichen Gerechtigkeit – an die Bestellung „öffentlicher Aufseher der Sitten“, die die Macht und das Recht hätten, bei Vernachlässigung oder Untreue im Amt „einen jeden ohne Ansehen der Person [...] in öffentlichen Anspruch zu nehmen und dem Befinden nach abzusetzen oder zur Strafe zu ziehen“.⁷⁶¹ Der wahre Christ aber hat sich in seiner Amtsausübung auf das Vorbild Jesu selbst zu beziehen, insofern dieser in gleicher Weise „Gehorsam gelernt und seinem Mittler-Amte treu war, dem der ihn gemacht, das ist, in dis Amt gesetzt hatte; treu und eifrig mit Ueberwindung der allergrößten Hindernisse und Beschwerlichkeiten; uneigennützig treu und gehorsam bis zum Tode am Creutz“.⁷⁶² Die Ausweitung dieses Ansatzes bis hin zum möglichen und denkbaren weltlichen Opfertod ist konsequent und unterstellt den patriotischen Christen den Anforderungen des weltlichen Regiments. Auch hier bereitet die „göttliche Religion“ den Menschen auf die Überwindung der „Schrecken des Todes“ vor. Der bürgerliche Christ stirbt bei Sack auch in ideeller Hinsicht für Gott und Vaterland.

Der Berliner Oberhofprediger lässt hier in ähnlicher Weise wie Thomas Abbt eine durch die Kriegserfahrung inspirierte soziale Utopie aufscheinen, die keine Umbildung der Gesellschaft, sondern deren homogenisierende Organisation auf der Basis eines erneuerten und um die Komponente des „Patrioten“ bereicherten Glaubensideals zum Ziel hatte. In der von Sack entworfenen Perspektive wenden sich Christen als Christen von den Händeln der Welt ab, suchen in ihrem Innern die Nähe zu Gott als ihrem prinzipiellen Bestimmungsgrund – als „rechtschaffene Patrioten“⁷⁶³ jedoch wenden sie sich der Welt im Vaterland zu und erkennen in der „Liebe des Vaterlands“ ihre heilige praktische Pflicht. Diesem Ent-

⁷⁵⁶ Ebd., S. 217.

⁷⁵⁷ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten ... bey verschiedenen ausserordentlichen Gelegenheiten*, Band 6, Berlin 1764, S. 9.

⁷⁵⁸ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten bey verschiedenen feierlichen Gelegenheiten*, Band 5, Berlin 1757, S. 217.

⁷⁵⁹ Ebd., S. 222.

⁷⁶⁰ Ebd., S. 225.

⁷⁶¹ Ebd., S. 228f.

⁷⁶² Ebd., S. 230; vgl. auch August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten ... bey verschiedenen ausserordentlichen Gelegenheiten*, Band 6, Berlin 1764, S. 34, wo das „letzte Ziel“ des „patriotischen Wunsches“ eines Kriegshelden definiert wird als: „nur noch einmal für seinen König zu siegen, und siegend zu sterben“.

⁷⁶³ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten ... bey verschiedenen ausserordentlichen Gelegenheiten*, Band 6, Berlin 1764, S. 9.

wurf wohnt deshalb ein utopischer Grundzug inne, weil er in gut christlicher Weise und dem Anliegen Abbts durchaus verwandt – auf die Reduktion der Standesunterschiede bedacht war, d.h. „Hohe und Niedere“ gleichermaßen einbezog, um sie diskursiv bis auf das Mensch- und Christsein zu entkleiden. Der Patriotismus selbst fungiert auch bei Sack als außerordentliches Movens einer gesellschaftlichen Bewegung, die als Bekehrung der „Unglaubigen“ als „unpatriotische Bürger“, als „Undenkende“ und als „schaamlose Wollüstige“⁷⁶⁴ der „Aufweckung“ des Bürgers bei Abbt nahekommt. Der gesellschaftskritische Zug gewinnt in der Auslegung Sacks durch die organische Verbindung mit den christlichen Glaubenssätzen eine – gegenüber der bloß geforderten Vaterlandsliebe Abbts – wesentlich verschärfte Formulierung, wird gleichsam zur heiligen Pflicht erklärt und organisch mit einer bestehenden religiösen Praxis verbunden. Während Abbt eine enthusiasmierte Vernunft ins Feld führt, die ihre weltlichen Gegenstände zu transzendieren sucht, verhilft Sack einem vernünftigen Glauben zum Durchbruch – vernünftig insofern, als die menschliche Vernunft selbst sich allein im Anhalt an den Glauben aus der „Benebelung“⁷⁶⁵ ihrer einseitigen, heterogenen und ordnungslosen Weltbetrachtung zu lösen vermag. Die solcherart natürliche Religion bedarf der Bestätigung durch das Evangelium. Der Enthusiasmus der Vernunft ist hier der christliche Glaube selbst „mit seiner Hoffnung zu Gott und frommen Ahndung von Sieg und Hülfe“, der seinerseits Gefahr läuft, inmitten öffentlichen Unglaubens als „Schwärmerey“⁷⁶⁶ abgetan zu werden.

Vor allem in der Verbindung mit dem Kriegs- und Patriotismusthema setzt sich Sacks Tendenz zur vorwiegend praktischen Auffassung des Christentums mit Schwerpunkt auf der „ethischen Lebensnorm“⁷⁶⁷ gegenüber dogmatischen Positionierungen durch. Konsequenter wird die Christologie weitgehend zurückgedrängt und eher nebensächlich behandelt, so dass seinen Kriegspredigten durchgängig eine „alttestamentliche Grundstimmung“⁷⁶⁸ eigen ist. Die Legitimität des Krieges musste nicht hinterfragt werden; sie konnte vielmehr direkt aus den Prämissen seiner rationalistisch ausgerichteten, auf einem Offenbarungswissen fußenden Theologie abgeleitet werden. Sack wehrte sich energisch gegen Versuche, den Krieg aus bloß menschlichen Quellen herzuleiten und Gott selbst nur eine mittelbare Rolle des Zulassens solchen menschlichen Tuns zuzuschreiben: „Es versündigen sich ... diejenigen an Gott und seiner Vorsehung, die überall nicht auf ihn und seine höchste Herrschaft und Regierung sehen, sondern die Begebenheiten der Welt und das Schicksal der Völker entweder einem notwendigen und blinden Zufall zuschreiben, oder blos aus natürlichen Wirkungen menschlicher Macht und Weisheit herleiten“.⁷⁶⁹ Sack hält an der Vorsehung des gütigen Gottes, an seiner direkten Urheberschaft von Krieg und Frieden fest, um den Menschen nicht einem blinden Schicksal oder seiner Hybris zu überlassen, mit der er allein über Leben und Tod entscheiden würde. Gerade als legitimes Hilfs- und Züchtigungsmittel göttlicher Güte kann der Krieg durch den Menschen nicht in Frage gestellt werden. Von dieser Satzung her gewinnt Sack eine konsistente Weltdeutung, die den schicksalhaften Wendungen in Sieg und Niederlage eine grundsätzliche heilsgeschichtliche Bedeutung unterlegen konnte. Alles, was geschieht, erscheint als Teil des göttlichen Heilsplanes und vollzieht sich folgerichtig mit Notwendigkeit; der Weltverlauf spiegelt den göttlichen Willen selbst, so dass aus den sichtbaren Zeichen des Weltlaufs der metaphysische Sinn des Geschehens versteh- und deutbar wird. Vernunft und Glauben unterstützen sich wechselseitig in einer angemessenen menschlichen Einsicht und Deutung.

⁷⁶⁴ Ebd., S. 9-13.

⁷⁶⁵ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten bey verschiedenen feierlichen Gelegenheiten*, Band 5, Berlin 1757, S. 154.

⁷⁶⁶ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten ... bey verschiedenen ausserordentlichen Gelegenheiten*, Band 6, Berlin 1764, S. 31.

⁷⁶⁷ HORN, *Die patriotische Predigt zur Zeit Friedrichs des Großen* (1924), S. 102.

⁷⁶⁸ Ebd., S. 109.

⁷⁶⁹ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten bey verschiedenen feierlichen Gelegenheiten gehalten*, Band 5, Berlin 1757, S. 154.

Auch der Magdeburger Domprediger Johann Georg Sucro, dessen Siegespredigten von der Berliner Hofgesellschaft geschätzt wurden,⁷⁷⁰ näherte sich dem Standpunkt Sacks an, ohne jedoch dessen deziert patriotische Forderungen nachzuvollziehen. Auch Sucro zeigt sich davon überzeugt, „dass nicht die blosse Natur, sondern die Gnade; nicht unsre ihr selbst gelassene Vernunft; sondern der Glaube uns diese Erkenntnis und Einsicht gewähren könne.“⁷⁷¹ Aus der Voraussetzung, dass in Gott nicht nur Weisheit, sondern auch eine „alles vermögende Stärke sey“,⁷⁷² entwickelt er eine anschaulich vorgetragene Dialektik des Krieges, die den Intentionen Sacks überaus nahe kam. Grundsätzlich „lebt und wohnt kein Volk, kein Geschlecht der Menschen auf Erden, das nicht an der allgemeinen Güte und Wohltätigkeit des grossen Meisters und Beherrschers der Welt seinen Antheil hätte“. ⁷⁷³ Vor dem Hintergrund des Krieges als eines göttlichen Strafgerichtes hält Sucro fest, dass es Gott zuweilen gefällt, „dem schwarzen Geist der Zwietracht Raum und Zeit zu geben, dass er die Völker empören, die wilde Lust zu Mord und Blutvergießen sogar in den Herzen der Fürsten entzünden, und Treue und Glauben sogar von den Thronen verbannen kan.“⁷⁷⁴ Der Krieg bleibt aufgrund des Übermaßes der Sünden über alle Beteiligten gleichermaßen ausgegossen und muss auf diese Weise als schicksalhaftes Verhängnis zu einem Prüfstein christlicher Selbstbestimmung werden. Gott selbst bereitet sich in den kriegesischen Auseinandersetzungen nichts anderes als den „Schauplatz seiner Wunder“, ⁷⁷⁵ auf dem er den Menschen sein moralisches Lehrstück zur Aufführung bringt.

Zugleich lässt sich bei Sucro eine erneute Engführung des religiösen Interpretationsschemas beobachten, die für die Entfaltung des patriotischen Diskurses von außerordentlicher Bedeutung war. Obgleich die Erfüllung des göttlichen Heilsplanes nicht bedingt, dass eine der streitenden Parteien obsiegt, so lässt sich aus dem wechselhaften Kriegsverlauf für Sucro doch entnehmen, dass Gott sich „besondere Proben seiner Liebe vorbehalten habe, die er zu besondern Denkmälern seiner Freundschaft und Liebe gebrauche“⁷⁷⁶ und einem Volk einen besonderen Erweis seiner Gnade zukommen lasse. Im Verlauf des Krieges setzte sich nicht nur bei Sack und Sucro, sondern bei vielen protestantischen Geistlichen in Preußen mehr und mehr die Einsicht durch, dass die oft in bedrohlicher Lage erfochtenen, überraschenden und unerwarteten Kriegserfolge Friedrichs gegen einen oftmals zahlenmäßig überlegenen Gegner als Beweise einer außerordentlichen Gnade Gottes gedeutet werden müssen. Parallel dazu wurden die Zeiten der preußischen Bedrängnis und der Niederlagen preußischer Truppen als eine „wundervolle und anbetungswürdige Vorbereitung“ gewertet, die „der HERR unser Gott zu einem solchen merkwürdigen Denkmal seiner Liebe gegen ein solches Volk veranstaltet, wenn er es füget oder zuläßt, dass dasselbe oft in die alleräußerste Verlegenheit geräth und von aller menschlichen Hülfe wider seine Feinde dabey abgeschnitten wird“. ⁷⁷⁷ Gott erreicht seine außerordentlichen Zwecke eben dadurch, „dass er vorher sein Werk, seinen Beystand und seine Gegenwart auf eine Weile verdunkelt werden ließ“, und den „Schauplatz seiner Wunder von aller menschlichen Kunst, Macht und Klugheit gleichsam erst reinigt, dadurch, dass er uns gleichsam von allen Seiten einschließt, und uns blos den Himmel über uns noch offen läßt“. ⁷⁷⁸ In der christlichen Metaphorik der Erhöhung durch Erniedrigung aber stellt sich für Sucro und zahlreiche andere protestantische Geistliche die Einsicht her, dass das Volk Friedrichs ein ausgewähltes Volk vor Gott sei: „Er scheint sein Volk zu vertilgen, und bey sich selbst sinnt er darauf, dass er es erhöhe.“⁷⁷⁹ Eine solchen göttlichen Beistand erfährt aber nur dasjenige Volk, das eine objektiv

⁷⁷⁰ Vgl. dazu Ernst Ahaverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge Bd. 1, Gotha 1910, S. 282.

⁷⁷¹ Johann Georg SUCRO, *Dankpredigt wegen des bey Lissa in Schlesien erfochtenen Sieges*, Magdeburg [1757], S. 7.

⁷⁷² Ebd., S. 7.

⁷⁷³ Johann Georg SUCRO, *Dankpredigt wegen des bey Roßbach in Sachsen erfochtenen Sieges*, Magdeburg [1757], S. 8.

⁷⁷⁴ Ebd., S. 9.

⁷⁷⁵ Ebd., S. 10.

⁷⁷⁶ Ebd., S. 8.

⁷⁷⁷ Ebd., S. 9.

⁷⁷⁸ Ebd., S. 10.

⁷⁷⁹ Ebd., S. 9.

gerechte Sache vertritt. Die Rede von „Volk“ wurde in den Kriegspredigten nicht im Sinne eines sich entwickelnden Nationalbewusstseins, sondern in biblischem Sinne verwendet. Das Volk Friedrichs fand seine interpretatorische Entsprechung im biblisch präsenten Volk Israels. Die Siege Friedrichs können deshalb von Sack auch als „Alt Testamentische Siege“ bezeichnet werden, denn der „Allmächtige hat in der That seinen ausgereckten Arm bey Roßbach und Borne eben so sichtbar gezeiget, als bey den wunderbaren Siegen, die er den Errettern des alten Israels verliehe“.⁷⁸⁰ Und wie damals das Volk Israels, so begünstigt Gott auch in der Gegenwart des Siebenjährigen Krieges die Gerechten, indem er sich die adäquaten Werkzeuge zur Erfüllung seines Heilsplanes wählt, und die erwählten Werkzeuge zu Werkzeugen der göttlichen Gerechtigkeit macht. Gott selbst wird durch ausgewählte Menschen wirksam, um seine Ziele und Zwecke zu erreichen; der irdische Vollstrecker göttlichen Willens ist deshalb selbst mit höchstem Beistand gesegnet. Er kann nur der gerechte Herrscher sein. Wie sein alttestamentliches Vorbild erscheint Friedrich in zahlreichen preußischen Kriegspredigten als der von Gott „Gesalbte“⁷⁸¹ – ein Vergleich, der geradezu topische Verwendung fand. Die systematisch betriebene Exegese des Alten Testaments lieferte den Nährboden für eine praktische Auslegung der kriegerischen Gegenwart, in der sich die für die Zwecke des Glaubens instrumentalisierten Fronten des Siebenjährigen Krieges in heilsgeschichtlichem Gewand widerspiegeln sollten. In den untersuchten Kriegspredigten wird Jesus Christus nicht – wie im Text Abbts – durch die Lichtgestalt des für die Sache der Volksaufklärung vereinnahmten Friedrich substituiert. Sack und Sucro parallelisieren vielmehr den Verkünder des jenseitigen Reiches Gottes mit dem Vater des diesseitigen Vaterlandes, den für die Menschheit gekreuzigten Erlöser und den sich heldenhaft opfernden Retter aus der Gefahr, so dass „wir in Ihm den Helden unseres Welt-Alters bewundern“.⁷⁸² Der christologische Zug der Predigten bleibt auf diese Weise untergründig erhalten und vermag dem christlichen Patriotismus im Bild des Königs, „der für sich keine Sicherheit sucht, und keine Gefahr kennt, so lange sein Volk noch in Unsicherheit und Gefahr schwebt“,⁷⁸³ einen angemessenen Gegenstand gläubiger Betrachtung im Diesseits zur Seite zu stellen – das Bild des preußischen Herrschers, der selbst durch seine *Taten* die Zeichen des göttlichen Willens aufzeigt. Damit war aber auch von seiten der praktischen Religion die Basis für einen ausgeprägten monarchischen „Personenkult“⁷⁸⁴ gelegt, der zugleich als Plattform eines effektiven preußischen Landespatritismus diente.

Die ethisch-praktischen Konsequenzen, die Sack und Sucro aus den Prämissen den religiösen Konstruktionen ihrer Kriegspredigten ableiten, sind ebenso einfach wie wirkungsvoll. Wo es im Sinne der richtigen Deutung des Heilsgeschehens lediglich darum geht zu erkennen, „wie groß die Hülfe sey, die der Allmächtige seiner Kirche, dem Vaterlande, und dem ganzen Deutschen Reiche durch den Liebling seiner Vorsehung, unsern König, erwiesen hat“,⁷⁸⁵ bedarf es vorrangig eines Enthusiasmus des Dankes für die göttlichen Wohltaten, die jeden Einzelnen nicht nur zu einer christlichen Selbstbestimmung leiten, sondern auch einem praktischen christlichen Lebenswandel entgegenführen. Insofern „Dankbarkeit gegen Gott [...] in der Religion des Christen ... das heiligste und reinste Opfer“ ist, „das Gott am meisten gefällt“,⁷⁸⁶ müssen Dank und Gebet erstlich und stets „über den sichtbaren Schauplatz der Welt hinwegführen, und vor das Angesicht Gottes stellen“.⁷⁸⁷ Erst dann ist „für das Leben unsers theuersten Landesvaters; für das Leben seiner heldenmüthigen und mit Sieg glorreich gekrönten Brüder; für das Leben unsrer würdigsten Königin und des gesamten Königlichen Hauses, für das Heil des Kriegsheers

⁷⁸⁰ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten ... bey verschiedenen ausserordentlichen Gelegenheiten*, Band 6, Berlin 1764, S. 5.

⁷⁸¹ Ebd., S. 21.

⁷⁸² August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten bey verschiedenen feierlichen Gelegenheiten*, Band 5, Berlin 1757, S. 181.

⁷⁸³ Johann Georg SUCRO, *Dankpredigt wegen des bey Roßbach in Sachsen erfochtenen Sieges*, Magdeburg [1757], S. 17.

⁷⁸⁴ HORN, *Die patriotische Predigt zur Zeit Friedrichs des Großen* (1924), S. 109; vgl. auch die Ausführungen bei BLITZ, *Aus Liebe zum Vaterland* (2000), S. 175-179.

⁷⁸⁵ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten ... bey verschiedenen ausserordentlichen Gelegenheiten*, Band 6, Berlin 1764, S. 24.

⁷⁸⁶ Ebd., S. 96.

⁷⁸⁷ Johann Georg SUCRO, *Dankpredigt wegen des bey Roßbach in Sachsen erfochtenen Sieges*, Magdeburg [1757], S. 12.

und unsers gesamten Volkes“⁷⁸⁸ – in eben dieser Abstufung – zu beten. Ziel war die Erzeugung einer emotional eng verknüpften christlichen Glaubensgemeinschaft, die im Krieg die göttliche Fügung anerkennen und die im Umkehrschluss nicht allein dem göttlichen Gesetz, sondern dem irdischen Regiment des „Vaterlandes“ unterworfen sein sollte. Der Christ im Kriege sollte vor allem darauf verpflichtet werden, in der irdischen gerechten Sache die göttliche Sache selbst zu verteidigen, in der patriotischen Wendung auf das „Vaterland“ zugleich das Himmelreich zu erringen.

Um diesen Intentionen und der Bestimmung des Menschen zum wirklichen Christen und staatspatriotischen Bürger – im Sinne einer in und am Kriegsgeschehen forcierten kollektiven Identitätsbildung – Nachdruck zu verleihen, hat insbesondere August Friedrich Wilhelm Sack seinen Predigten mit homiletischen Elementen bereichert, die den Argumenten der zeitgenössischen staatspolitischen Agitation sehr nahe kamen. Sie kreisten – ausgehend von der religiös adaptierten „gerechten“ Sache Preußens – vorrangig um die elitäre Abgrenzung des bedrängten und in der Bedrängnis von Gott erwählten Volkes gegen seine Widersacher und Feinde und um die Erzeugung eines am Religiösen orientierten Zusammengehörigkeitsgefühls. Denn der Andrang des Fremden selbst gefährdete nicht nur das Eigentum, den Leib und das Leben jedes Einzelnen, sondern bedrohte in schwerwiegender Weise die Freiheit des protestantischen Christenmenschen selbst. Auf dieser Ebene stellte sich für Sack und viele andere seiner geistlichen Kollegen der unmittelbare Zusammenhang der politischen und der religiösen Befindlichkeit her, denn „von dem Schutz und Heil des Vaterlandes hängt der Schutz und die Behauptung der Gewissens-Freyheit und des Evangelii Jesu Christi ab“.⁷⁸⁹ Die Theologie behauptet die „Gewissens-Freyheit“ als individuelles Existenzial, ohne das „alle andere Freyheit eine Slaverrey, und das Leben selber einer edlen Seele grausamer ist, als der schmachlichste Todt“.⁷⁹⁰ Die Kriegspredigten belebten in diesem Zusammenhang auch älteres konfessionelles Konfliktpotential wieder und schürten Verfolgungsängste. Hier rasseln für den Berliner Oberhofprediger die drohenden „Ketten des Aberglaubens und der Knechtschaft“,⁷⁹¹ dort werden mit rhetorischem Geschick Horrorszenarien entworfen, in denen eine „fromme Mutter ihre sterbenden Augen gen Himmel“ hebt, weil „deren Kinder ihrer Zärtlichkeit entrisen und in denen Kerkern des Aberglaubens zur Abschwörung der Wahrheit und Menschen-Liebe gezwungen werden“.⁷⁹² Solche Ängste mussten nach Lage der Dinge besonders bei den preußischen reformierten Predigern auf fruchtbaren Boden fallen, deren Vorfahren meist selbst zu jenen gehörten, die wegen ihres Glaubensbekenntnisses verfolgt wurden und Ende des 17. Jahrhunderts in Preußen Aufnahme gefunden hatten. Die Folgen einer möglichen vollständigen Niederlage Preußens werden denn auch von Sack auf besonders drastische Weise ausgemalt:

„unsere Kirchen wären genommen oder verschlossen, Clöster und Heiligen-Tempel überall aufgerichtet, [...] unsere arme Kinder wären unserer Erziehung entrisen und vor unsern Augen in die Kerker des Aberglaubens geschleppt worden. – Deutschland, Deutschland! deine Fesseln waren bereits geschmiedet; deine bürgerliche und deine Gewissens-Freyheit wäre mit uns zugleich das Opfer von Wien und Rom geworden, und in wenigen Jahren hätte in deinen Gränzen kein Protestant mehr freyen und sichern Aufenthalt gehabt“.⁷⁹³

Vor diesem kollektiven Erfahrungshintergrund wird deutlich, warum der von Sack aufgezeigte Konflikt in den Kriegspredigten nicht dezidiert als Bestimmungsgrund des patriotisch-christlichen Wil-

⁷⁸⁸ Ebd., S. 17.

⁷⁸⁹ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten bey verschiedenen feyerlichen Gelegenheiten*, Band 5, Berlin 1757, S. 158.

⁷⁹⁰ Ebd., S. 167.

⁷⁹¹ Ebd.

⁷⁹² Ebd., S. 158.

⁷⁹³ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten ... bey verschiedenen ausserordentlichen Gelegenheiten*, Band 6, Berlin 1764, S. 32f.

lens auf das Gewissen jedes Einzelnen zurückgebunden, sondern bewusst zu kollektiven und totalitären Vernichtungs- und Verschwörungsphantasien ausgebaut wurde: „Die ganze Welt mußte sich wider uns rüsten und ganz ohne Scheu wurde von nichts als von Bann, von Theilung und Preussens gänzlicher Vernichtung gepocht“.⁷⁹⁴ Der mental bedeutsame Riss geht nicht durch das Gewissen des Einzelnen, er geht auch nicht durch die gesellschaftlichen Stände, sondern zieht sich entlang der konfessionellen Außengrenzen enthusiastischer Kollektive und avanciert auf diese Weise zur völkerpsychologischen Messlatte aller Werte. Der von Sack zum Religionskrieg stilisierte Siebenjährige Krieg diente der rhetorischen Verschärfung des Feindbildes. Sack sah in den Widersachern Preußens – in klarer propagandistischer Überspitzung und zudem in deutlicher Abweichung von seinen eigenen theologischen Prämissen – letztlich nur noch „Grausame, die keine Zucht und Empfindung von Menschlichkeit kennen“, ⁷⁹⁵ wie sie die Dogmatik in den biblischen Philistern, den „rachsüchtigen stolzen Feinden“⁷⁹⁶ als vielfältig nutzbaren Vorbilder vorzeichnete. Diese düstere Vision konnte trotz oder gerade wegen ihrer Aggressivität auch und gerade im Magdeburg auf eine mentale Fundierung der Glaubenswirklichkeit lokalen Protestanten rekurrieren, die sich auch 130 Jahre nach dem einschneidenden Ereignis des Jahres 1631 von den tradierten Schrecken der Vernichtung der Stadt durch die Truppen Tillys nährte.

4.4.4. Diskursive Differenzen: Glaubenswahrheit und Glaubenswirklichkeit

Die im Umkreis des Siebenjährigen Krieges entstandenen Predigten Sucros und Sacks bieten durchgängig eine simplifizierte Anlage: sie verzichten auf tiefgreifende Gelehrsamkeit und die Präsentation eines weiten Umkreises theologischen Wissens, sondern verfügen über einfache, rationale Grundstrukturen mit einem überschaubaren, wenig variierenden Themenkreis.⁷⁹⁷ Sie sind auf allgemeine Verständlichkeit und unmittelbare thematische Zugänglichkeit angelegt; ihre dogmatischen Teile sind dem entsprechend auf die praktische Anwendung in der *adhortatio* abgestimmt.⁷⁹⁸ Sowohl in der wechselseitigen Verknüpfung von Vernunft und Offenbarungswissen wie auch in ihren thematischen Implikationen näherten sich die Predigten Sacks und Sucros selbst aufklärerischen Intentionen an, boten darin aber als Konvergenzpunkt verschiedener theologischer Richtungen eine „eigenartige Mischung zwischen verstandesmäßiger Auffassung der Lehrformeln und pietistisch-verinnerlichter Frömmigkeit“.⁷⁹⁹ August Friedrich Wilhelm Sack entwarf in seinen Kriegspredigten ein gesellschaftliches Integrationsmodell, dass aufgrund seiner metaphysischen Fundierung und seiner Anbindung an die gesellschaftliche Institution der Kirche erweiterte Wirksamkeit und Konsenzfähigkeit beanspruchen konnte.

Als religiösen Akteuren mit lokalgesellschaftlichem und institutionellem Hintergrund war den protestantischen Predigern vor allem der Mittlerdienst und die Bindung zwischen preußischem Herrscherhaus und Volk als missionarische Aufgabe vorgezeichnet. Die patriotisch motivierten protestantischen Kanzelredner übernahmen in diesem Zusammenhang auch die erweiterte Funktion eines rhetorischen Verstärkers staatspolitischer Intentionen, die jedoch in ihrer subjektivierenden und suggestiven Kraft weit über die offizielle Haltung der staatlichen Diplomatie hinausging und deshalb in ihrer nach innen festigenden und nach außen abgrenzenden Tätigkeit den staatlichen Behörden zuarbeitete. Die signifikante Aktivierung des Nationaldiskurses, bei der sich auf der Basis konfessioneller Abgrenzungen eine Verengung der Argumentation vom protestantischen über das preußische zum „deutschen“ Vaterland

⁷⁹⁴ Ebd., S. 30.

⁷⁹⁵ Ebd., S. 31.

⁷⁹⁶ Ebd., S. 86.

⁷⁹⁷ ANER, *Theologie der Lessingzeit* (1929), S. 62 bezeichnet die Predigten Sacks im Allgemeinen als „schriftkundige, verstandesklare und doch eindringliche Predigten“.

⁷⁹⁸ Vgl. HORN, *Die patriotische Predigt zur Zeit Friedrichs des Großen* (1924), S. 112.

⁷⁹⁹ Ebd., S. 94.

abzeichnete, mag dafür als nachdrücklicher Beleg gelten. In der Tat lassen sich in dieser Perspektive religiöser Eifer der Handelnden und die politische Instrumentalisierung der Kanzeln nicht strikt voneinander trennen.⁸⁰⁰ Die protestantischen Prediger zu bloßen Erfüllungsgehilfen staatlicher Propaganda zu degradieren oder von einer durchgängigen Steuerung seitens der staatlichen Behörden auszugehen, geht jedoch an der Vielschichtigkeit des Sachverhalts selbst vorbei und wird weder den jeweils eigenständig motivierten Entscheidungen, noch den inhaltlichen und formalen Eigentümlichkeiten protestantischer Theologie in ihren unterschiedlichen Ausführungen gerecht. Die protestantischen Prediger waren, bei allem religiösen Eifer, dennoch nur reaktiv tätig und federten die ideologischen Härten der Kriegssituation durch die Propagierung eines modifizierten, heilsgeschichtlich gesteuerten Weltbildes ab. Die theologische Deutung installierte mit der Setzung eines unhinterfragbaren göttlichen Guten nicht nur einen mythischen Ursprung des „Ereignisses“ Siebenjähriger Krieg, der die politischen Ursächlichkeiten zusammen mit den politischen Widersprüchen innerhalb der medialen Öffentlichkeit weltbildlich zu überlagern und zu überformen suchte. Sie lieferte auch über das politische Tagesgeschäft hinausgehende, vielfältig verwendbare Identifikations- und Abgrenzungsmuster, die im Bereich der Politik selbst für propagandistische Zwecke brauch- und nutzbar waren. Zudem standen dem religiös inspirierten vaterländischen Diskurs etablierte kirchliche Institutionen zur Durchsetzung ihres zeitgenössischen Einflusses auf die öffentliche Meinungsbildung zur Verfügung. Der mit rhetorischen Mitteln fortgesetzte Krieg auf der Kanzel führte von Anfang an und in jeder Hinsicht ein argumentatives Eigenleben jenseits der Diplomatie.

Fragt man nun nach dem gesellschaftspraktischen Erfolg dieses Kommunikationsmodells christlicher Tugendlehre mit staatspolitischem Anwendungsbereich, wie es insbesondere der Berliner Oberhofprediger Sack propagierte, so ist eine eindeutige Antwort kaum zu formulieren. Als Argumentationsschema mit stark exkludierender und inkludierender Tendenz hatte es nicht unwesentliche normative Wirkung auf die Kanzelpredigt überhaupt und trug folglich durch seine polarisierende Wirkung während des Siebenjährigen Krieges maßgeblich zur Vereinheitlichung und Verflüssigung der diskursiven Gemengelage innerhalb der preußischen Zivilgesellschaft bei. An den Berührungs- und Bezugspunkten der religiösen Rhetorik mit der gesellschaftlichen Realität werden jedoch Nahtstellen und Reibungsflächen sichtbar, an denen das religiös gesteuerte Erziehungsprogramm des christlichen Bürgers seine Konsistenz verliert. Dazu gehören auch signifikante Abweichungen in der Auslegung der gesellschaftlichen Situation. Während Sack vorbehaltlos für ein „Feld-Geschrey des Glaubens: Hie Schwerd des HErrn, und Fridrich!“⁸⁰¹ eintritt, argumentiert der Magdeburger Domprediger Sucro wesentlich zurückhaltender, verläßt den Umkreis christlicher Sittenlehre nicht und plädiert in seiner homiletischen Arbeit für den christlichen Weg der Gerechtigkeit und der Mäßigung, auch und gerade im Umgang mit dem militärischen Feind.⁸⁰² Besonders in den Predigten Sucros ist zu spüren, wie kontraproduktiv die Verbindung der christlichen Sittenlehre mit patriotischen Vorstellungen – insbesondere der religiös inspirierte Personenkult um Friedrich II. – auf den eigenen theologischen Auftrag wirkte. Was Sucro in den meisten seiner Predigten wiederkehrend bewegt, ist der Umstand, dass bei einem von Gott gegebenen Sieg Friedrichs „auch dem Ungläubigen, dem Lasterhaften und Gottesvergessenen eine äussere Theilnehmung an dieser unserer Freude verstattet wird“, und er hält diesen Umstand einer „Erinnerung, einer Anmerkung für die allermehresten unter uns“⁸⁰³ für wert. Christliche Überzeugungen und konfessionelle Bindungen bilden keine unabdingbaren Voraussetzungen für eine redliche patriotischer Begeisterung, sondern führen ein unabhängiges Eigenleben mit eigenen Motivationen jenseits der Religion. Sucro beklagt deshalb die unter dem Einfluss des Krieges fortschreitende Indifferenz der geistlichen und welt-

⁸⁰⁰ Vgl. BLITZ, *Aus Liebe zum Vaterland* (2000), S. 171.

⁸⁰¹ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten ... bey verschiedenen ausserordentlichen Gelegenheiten*, Band 6, Berlin 1764, S. 23.

⁸⁰² Johann Georg SUCRO, *Dankpredigt wegen des bey Roßbach in Sachsen erfochtenen Sieges*, Magdeburg [1757], S. 11.

⁸⁰³ Johann Georg SUCRO, *Dankpredigt wegen des bey Lissa in Schlesien erfochtenen Sieges*, Magdeburg [1757], S. 15.

lichen Angelegenheiten, denn auch bei einem öffentlichen Freudenfest über einen Sieg Friedrichs ist festzuhalten: „Es ist gewiß, auch der Feind Gottes wird heute sagen, dass ihm wohl sey“.⁸⁰⁴ Wo aber Ungläubige, Lasterhafte und Gottesvergessene die geoffenbarte „Stärke Gottes zur Unterstützung und Behauptung seiner ungerechten Wünsche mißbrauchen wollen“ und sich gerade nicht dazu verstehen, „ein rechtschafner Christ, ein rechtschafner Mann in seinem Stande, ein wahrhafter Liebhaber Gottes und seines Nächsten“⁸⁰⁵ zu sein, klaffen Glaubenswirklichkeit und gesellschaftliche Realität weit auseinander, wird das religiöse Konstrukt eines gläubigen Patriotismus als Fiktion entlarvt. Während Sack die Abweichler als „unpatriotische Unedle“ disqualifiziert, „die ein gebrandmalt Gewissen, und allen Trost und alle Ehre der Tugend und Rechtschaffenheit verloren haben“, ⁸⁰⁶ hofft Sucro auf die fort-dauernde Bestimmungskraft des christlichen Wertekanons gegenüber einem nur-politisierten Feld der Öffentlichkeit. Die unverhohlene Kritik an den „Ungläubigen“ innerhalb der preußischen Zivilgesellschaft zielt nicht zuletzt auf eine politisch-patriotisch mobilisierte und emotionalisierte Zivilgesellschaft im Krieg, in der das patriotische Tagesgeschäft den theologischen Rekurs zu überholen und außer Kraft zu setzen drohte.

Offenkundig hat die institutionalisierte Religion mit der Einbeziehung säkularisierter Themen in die homiletische und publizistische Arbeit die ihr vorgezeichnete diskursive Grenze überschritten und damit auch die Unterscheidungskraft ihrer moralischen Grundsätze aufs Spiel gesetzt. Mit der weitgehenden Eliminierung der Christologie aus den Kriegspredigten und dem praktizierten Rekurs auf den zeitgenössischen Patriotismus und dessen Leitidol, den von Gott „Gesalbten“ preußischen König, lenkte sie willentlich die öffentliche Aufmerksamkeit auf weltliche Substitute des christlichen Glaubens um und schwächte damit ihre eigene gesellschaftliche Stellung und theologische Wirksamkeit. Wenn etwa Ramler bereits Anfang 1757 an Gleim schreibt: „Alles arbeitet daran, unsern Friederich wahrhaftig groß zu machen ...“, ⁸⁰⁷ so bezeichnet er damit auch die Problemlagen der von der Theologie in Gang gesetzten Dialektik, die sich in der „Gottvergessenheit“ der politisierten und enthusiasmierten Patrioten gegen sie selber wendet. Die patriotische Rhetorik der Kanzelredner brachte in der Unterscheidung von christlich Rechtgläubigen und Ungläubigen, von wahren und falschen Patrioten den Grenzverlauf der kommunikativen Mobilisierungsfront innerhalb der preußischen Zivilgesellschaft zum Vorschein.

4.5. Zur lokalen Genese literarischer Modelle und medialer Öffentlichkeiten in Magdeburg während des Siebenjährigen Krieges

4.5.1. „Voll Gott und Vaterland“ – Patriotischer Kriegsdichtungen im Spannungsfeld von literarischer Tradition und zeitgenössischer Gesellschaft

Patriotisch inspirierte Kriegspredigten hatten schon in den ersten beiden Jahren des Siebenjährigen Krieges eine Vielzahl jener Argumente entwickelt und verbreitet, die auf unterschiedliche Weise schnell ein Eigenleben in den diversen preußischen Öffentlichkeiten zu führen begannen. Predigten setzten dabei vor allem religiös fundierte patriotisch-staatpolitische Bedeutungszuschreibungen an der Grenze der eigenen Wirksamkeit aus den theologischen Zusammenhängen frei, die sich im öffentlichen Kommunikationsräumen als freie Radikale mühelos in andere zivilgesellschaftliche Verwendungszusammenhänge übergingen und dort mediale Karriere machten. Dass gedruckte Siegespredigten im Allgemeinen und die vom Berliner Oberhofprediger Sack im Besonderen zu Inspirationsquellen der patriotisch enthusiasmierten Dichter zwischen Berlin, Halberstadt und Magdeburg avancierten, belegt ein

⁸⁰⁴ Ebd.

⁸⁰⁵ Ebd., S. 9.

⁸⁰⁶ August Friedrich Wilhelm SACK, *Predigten ... bey verschiedenen ausserordentlichen Gelegenheiten*, Band 6, Berlin 1764, S. 97.

⁸⁰⁷ Johann Wilhelm Ludwig GLEIM/Karl Wilhelm RAMLER, *Briefwechsel*, Band 2, S. 278 (Brief Ramlers an Gleim vom 29.1.1757).

Brief, den der sonst in Bezug auf das Kriegsgeschehen eher nüchterne Ramler nach der für Friedrich II. siegreichen Schlacht bei Leuthen an Gleim schrieb: „Eben komme ich aus der Siegespredigt unseres unvergleichlichen Sacks. Fast alle Augen weinten aus Liebe, aus Freude, aus Dankbarkeit. [...] Wenn Sie einige von unsern Siegespredigten lesen wollen, so will ich Sie Ihnen schicken. Die über den Sieg bey Prag und die heutige sind ohne Zweifel die besten die Herr Sack gehalten hat.“⁸⁰⁸ Gedruckte Siegespredigten Sacks kursierten als patriotische Inspirationsquellen und poetische Impulsgeber in den literarischen Kommunikationsbahnen der mitteldeutschen Bildungseliten und fanden dort ein empfangsbereites Publikum. Die Kriegsdichtung, die im Laufe des Jahres 1757 – nicht zuletzt durch die Initiative des Halberstädter Domkanonikus Gleim – an Konjunktur gewann, weist denn auch nicht unwesentliche Berührungspunkte mit den Anschauungen der protestantischen Kriegspredigten auf. Die Kriegspoese adaptierte wichtige Elemente theologischer Reflexivität, die durch ihre homiletische Verbreitung schnell Gemeingut einer breiten interessierten Öffentlichkeit wurden. So finden sich beispielsweise in Gleims *Preussischen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757* (Berlin 1758) auf geradezu mustergültige Weise Begrifflichkeiten und Anschauungen aus der Sphäre der protestantischen Kriegspredigt wieder, die Gleim gleichsam als der neuen Situation angemessenes metaphysisches Rüstzeug mit dem eigenen Anliegen zu verbinden wusste. Angeregt durch den engen brieflichen Kontakt mit seinem Freund Ewald Christian von Kleist, knüpfte Gleim vor allem an den vorgefertigten und mit patriotischem Sinngehalt aufgeladenen Gottes- und Vaterlandsbegriff an, der in seinen Kriegsgedichten als stehende Wendung wiederkehrt. Dabei fungierten auch hier die schicksalhaften Fügungen eines zornigen und strafenden alttestamentlichen Gottes als argumentative Rechtfertigung der „gerechten“ preußischen Sache und dienten Gleim in der Folge auch als erweiterte Grundlage für die Stilisierung des Krieges zum preußischen Verteidigungs- und Freiheitskampf. Polarisierend wird die gegnerische Seite nicht nur eines ungerechten, sondern theologisch „bösen“ Anliegens bezichtigt und in zahlreichen überzeichneten Feindbildern physisch und moralisch degradiert.⁸⁰⁹ So heißt es etwa im *Schlachtgesang vor der Schlacht bey Prag*: „Denn diesen bösen Krieg / Hast Du gebohren; drum ist Gott / Mit uns, und giebt uns Sieg!“⁸¹⁰

Die in den „Grenadierliedern“ Gleims diagnostizierten Gewaltphantasien⁸¹¹ nährten sich aus Augenzeugenberichten und eigenem Erleben. Offenkundig stieg mit dem Grad persönlicher Betroffenheit – Halberstadt wurde mehrfach von französischen Truppen besetzt – auch die Bereitschaft des Dichters, die poetische Sprache inhaltlich mit nonkonformistischem Gedankengut zu füllen und auch vor patriotisch motivierten Chauvinismen nicht Halt zu machen. Gewalt- und Vernichtungsphantasien spiegeln nicht nur die niedrige Erregungsschwelle der Betroffenen, sondern in gleicher Weise die Ohnmacht vor dem unberechenbaren Verlauf des Krieges, der auf existentielle Weise Lebensläufe beeinflusste. So formulierte Ramler durchaus paradigmatisch vor dem Hintergrund der Einnahme und Plünderung Halberstadts durch französische Truppen, durch die auch Gleim direkt betroffen war: „In meines Gleims Unglück sehe ich nun erst Deutschlands Unglück deutlicher“.⁸¹² Eine Woche später radikalisierte sich die Haltung Ramlers – angefeuert durch eine aufgeheizte Phantasie, der in der Regel gerade die anschauliche Konkretion fehlte – zur Hasstirade, die mit konkreten Erwartungen an den öffentlichen Diskurs verbunden wurden: „Ich will morgen in den Dom gehen und Herrn Sacken predigen hören. Wird er nicht alle Flüche die David wider die Feinde ausgestoßen hat, nehmen, und sie alle den Frantzosen auf den Kopf schütten: so – bin ich ihm nicht mehr gut.“⁸¹³ Die sprachliche Entgrenzung in die Reflexion

⁸⁰⁸ Johann Wilhelm Ludwig GLEIM/Karl Wilhelm RAMLER, *Briefwechsel*, Band 2, S. 306f. (Brief Ramlers an Gleim vom 11.12.1757).

⁸⁰⁹ Vgl. etwa das *Siegeslied nach der Schlacht bey Roßbach den 5ten November 1757*, in: Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Sämmtliche Werke*, Band 4 (ed. Körte), Halberstadt 1811, S. 28–44.

⁸¹⁰ *Schlachtgesang vor der Schlacht bey Prag, den 6ten May 1757*, in: ebd., S. 15–17, hier: S. 17.

⁸¹¹ Vgl. HERRMANN, *Individuum und Staatsmacht* (1996); BLITZ, *Aus Liebe zum Vaterland* (2000), S. 272ff. mit weiteren Belegen.

⁸¹² Johann Wilhelm Ludwig GLEIM/Karl Wilhelm RAMLER, *Briefwechsel*, Band 2, S. 310 (Brief Ramlers an Gleim vom 21. 01. 1758).

⁸¹³ Ebd., S. 312 (Brief Ramlers an Gleim vom 28. 01. 1758).

des Ausnahmezustandes gibt ein anschauliches Beispiel für die kollektive Verbreitung eines politisch motivierten Erregungspotentials. Aus der emotionalen Erregung entsprungene Anschauungen flossen jedoch nicht nur in die privaten Korrespondenzen ein, sondern in sublimierter Form auch in die Dichtung selbst zurück und fanden in den Versatzstücken der theologisch-patriotischen Phantasien einen idealen Bezugsrahmen und brauchbare Rechtfertigungsstrategien zur Verknüpfung des Individuellen mit dem Allgemeinen.

Tatsächlich handelt es sich bei dem von Gleim thematisierten alttestamentlichen Gott um Reminiszenzen an den Zeitgeschmack, die seiner fiktiven Absicht adäquat waren. Bei näherem Hinsehen sind interessante Abweichungen der Gleimschen Kriegslieder vom Duktus der protestantischen Kriegspredigten festzustellen. So zeigt sich der Gleimsche Grenadier beispielsweise von der konkreten Vision eines drohenden Verlustes protestantischer Gewissensfreiheit und der radikalisierenden Aus- und Umdeutung des Kabinetts- zum Religionskrieg nicht direkt bewegt. Reklamiert wird in diesem Zusammenhang lediglich der „gerechte“ Gott als der eigene, der von der gegnerischen Seite folglich nicht beansprucht werden kann. Gleim verwendete den christlichen Gottesbegriff stringent, ließ aber den Umfang der daraus fließenden Implikationen bewusst offen. Er vermied eine biblische Interpretation des Kriegsgeschehens – etwa durch einen Rekurs auf Belegstellen aus dem Alten Testament –, und führte den kriegesischen Konflikt auch nicht auf konfessionelle Problemlagen und Streitpunkte zurück. Der Halberstädter Domkanonikus sicherte sich dadurch den variablen Zugriff auf erweiterte Argumentationen und Themenbereiche, die mehr im Sichtbereich des Anakreontikers lagen. Die zahlreichen Rückgriffe auf die Antike, etwa auf den Kriegsgott Mars, zielten dabei weniger auf eine Deutung der Gegenwart auf der Basis antiker Muster, sondern schlugen eine Brücke zwischen dem dichterischen Herkommen Gleims, der beanspruchten dichterischen Tradition und der sich in den Kriegsgedichten stellenden neuen dichterischen Aufgabe. Trotz der besagten Offenheit des Gleimschen Gottesbegriffes für erweiterte Assoziationsfelder ist es deshalb nicht stimmig, in der oft zitierten Wendung „Gott donnerte bei Lowositz“⁸¹⁴ nur eine „naive Verbindung der heidnischen Mythologie vom Donner- und Kriegsgott mit christlichen Vorstellungen von göttlicher Fügung“⁸¹⁵ zu sehen. Hier wird gerade keine beliebige Gottesvorstellung durch eine andere abgelöst oder ergänzt, sondern das Feld weltlicher Realität durch eine metaphysische, spezifisch alttestamentliche Perspektive überformt, die im Verbund mit der Verehrung des preußischen Königs eine genau definierte heilsgeschichtliche Funktion erfüllt. Für die *Preussischen Kriegslieder* Gleims ist es deshalb bezeichnend, dass sie – gegenläufig zu dem durch Lessing und später durch Herder an sie geknüpften Diskurs über mögliche Entwicklungsperspektiven deutscher Literatur – von sich aus keinen Zugang zur germanischen Mythologie oder fiktionalen Zugriffe auf die Welt der alten deutschen „Barden“ anbieten.

Für solche direkten Bezüglichkeiten war schon deshalb keine Gelegenheit, weil Gleims *Preussische Kriegslieder* im Wesentlichen auf die Gegenwart des Krieges als – rhetorisch einholbaren – unmittelbarem Erlebnishorizont und die Idealisierungsarbeit am preußischen König zwischen „Kriegesgott“⁸¹⁶ und „Friedens-Held“⁸¹⁷, der „Deutschland frey“⁸¹⁸ gemacht habe, gesammelt blieben. Gleim intensivierte die durch die ersten beiden Schlesischen Kriege entfachte und spätestens durch Klopstocks *Kriegslied* (1749) auch in der deutschen Dichtung sinnfällige Friedrich-Begeisterung und entfernte sich damit auch denkbar weit vom anakreontischen Idealismus seines *Versuchs in Schertzhafte Liedern* (Halle/Saale

⁸¹⁴ Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Sämmtliche Werke*, Band 4 (ed. Körte), Halberstadt 1811, S. 14 (Schlachtgesang bey Eröffnung des Feldzuges 1757).

⁸¹⁵ SCHÖNERT, *Schlachtgesänge vom Kanapee* (1982), S. 135.

⁸¹⁶ Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Sämmtliche Werke*, Band 4 (ed. Körte), Halberstadt 1811, S. 15 (Schlachtgesang vor der Schlacht bey Prag, den 6ten May 1757).

⁸¹⁷ Ebd., S. 90 (Wir halten Friedrich ewiglich).

⁸¹⁸ Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Sämmtliche Werke*, Band 4 (ed. Körte), Halberstadt 1811, S. 43 (Siegeslied nach der Schlacht bey Roßbach den 5ten November 1757).

1744), der im Blick auf den Ersten Schlesischen Krieg noch subversiv „Wein und Liebe“ als Friedensstifter für „Deutschland“ in Vorschlag gebracht hatte.⁸¹⁹ Vor dem Hintergrund des christlicher Interpretationsrahmens des Kriegsgeschehens apotheotisierte Gleim jetzt den preußischen König zum Freiheitswahrer, zum Menschenfreund und sich aufopfernden „Vater des Vaterlands“ und beansprucht ihn damit – in ähnlicher Weise wie später Thomas Abbt – als Identifikationsfigur bürgerlichen Selbstbewusstseins. Damit wurde nicht so sehr eine Mobilisierung der bürgerlichen Schichten für die Sache des Königs und des Adels betrieben,⁸²⁰ als vielmehr ein bürgerliches Bild des Königs produziert, das als Identifikationsgrundlage für die kommunikativen Bedürfnisse der Literaten zugerichtet und als Projektionsfläche poetischer Phantasien in Dienst genommen wurde. Die diskursive Vereinnahmung und Integration der Figur Friedrichs in ein geweitetes bürgerlich-intellektuelles Weltbild darf auch hier – ähnlich wie bei Abbt – als herausragende rhetorische Leistung angesehen werden, die auch bei Gleim in erster Linie emanzipatorischen Zwecken und einer verbesserten Legitimation der gesellschaftlichen Stellung als Staatsbürger und Dichter diene.

Zweifellos hat die auf den Siebenjährigen Krieg bezogene Dichtung in diesem Sinne eine neue Qualität staatsbürgerlichen Denkens zum Tragen gebracht. Diese Qualität musste aber – wie die Kriegsgedichte Gleims exemplarisch zeigen – notwendig über den argumentativen Umweg des politischen Chauvinismus erkaufte werden, der die kosmopolitisch fixierten Ideale der Aufklärung konterkarierte und ad absurdum führte. Denn die kriegsbedingte Engführung emanzipatorischer Bestrebungen auf das preußisch-deutsche „Vaterland“ war die unabdingbare Voraussetzung für eine verschärfte emanzipatorische Rhetorik, wie sie Thomas Abbt im Bereich der Popularphilosophie zum Tragen gebracht hat. Die Forschung hat darauf aufmerksam gemacht, dass aggressive Abgrenzungen gegen äußere Gegner die Bedingung für forcierte innere Formierungsprozesse – etwa in Konzeptionen zur vernunftmäßigen Domestizierung der menschlichen Eigenliebe – bildeten und dass beide Bewegungen nur zwei Seiten ein und derselben Medaille sind.⁸²¹ Gleim imaginiert in seinen Kriegsgedichten nicht nur eine Teilhabe des emanzipierten Dichters an der weltlichen Staatsmacht – der Grenadier wird wahlweise als patriotischer „Held“ auf dem Schlachtfeld mit fakultativem Opfertod oder als deutscher Horaz apostrophiert, der „Gott und Friederich“⁸²² durch seine poetische Arbeit verewigt. Er installiert zugleich die Identitätsphantasie eines einheitlichen Volkskörpers, dessen organisches Haupt der preußische König selbst ist und gruppiert disparate Machtphantasien der Aus- und Eingrenzung um das geschaffene intellektuelle Gebilde, die zu einem „verwirrenden Nebeneinander von Menschlichkeit und Aggression“⁸²³ führen. Glaubt man den zeitgenössischen Zeugnissen, so beinhaltete gerade die „unanstößige Verbindung von erhabensten und lächerlichsten Bildern“⁸²⁴ für Lessing und Ewald Christian von Kleist hinreichende Gründe für eine weiterführende künstlerische Inspiration.

Der Siebenjährige Krieg bot für die bürgerlichen Eliten ein aufgelockertes intellektuelles Versuchsfeld, in dem eigene Positionierungen auf den Prüfstand gestellt und den zeitgenössischen Erfordernissen entsprechend radikalisiert werden konnten. Sie lancierten einen Vaterlandsdiskurs, der die politischen Konturierungen des Krieges zum Anlass nahm, die Diskussion um das kulturell „Eigene“ in Abgrenzung zum kulturell „Anderen“ – paradox formuliert: unter dem Signum des bürgerlich stilisierten „Vater des Vaterlandes“ gegen den frankophilen Friedrich des europäischen Hochadels – zu intensivieren. In der Auseinandersetzung um den Zustand der deutschen Literatur und um die Bildung des deutschen „Geschmacks“ wurde vor allem die Einsicht des 17. Jahrhunderts erneuert, im Konzert der europäischen Kulturnationen weiterhin verspätet zu sein:

⁸¹⁹ Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Sämtliche Werke*, Band 1, Halberstadt 1811, S. 89 (Gedicht: *Der Friedensstifter*).

⁸²⁰ So bei G. PETERS, *Der zerrissene Engel* (1982), S. 108; vgl. auch BLITZ, *Aus Liebe zum Vaterland* (2000), S. 268.

⁸²¹ Vgl. HERRMANN, *Individuum und Staatsmacht* (1996), S. 66f.

⁸²² Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Sämtliche Werke*, Band 1, Halberstadt 1811, S. 3 (Bei Eröffnung des Feldzuges 1756).

⁸²³ BLITZ, *Aus Liebe zum Vaterland* (2000), S. 276.

⁸²⁴ Brief Lessings an Gleim vom 12. 12. 1757.

„Die anderen Nationen sind vor euch, Deutsche! dichte genug an dem Ziele ihrer glorreichen Laufbahn herumgefahren; spätere unter ihren Genies wolten sich noch dazwischen drängen; und sind deswegen auf Nebenwege ausgefahren. Zu euerm Unglücke, meine deutschen Brüder! seyd ihr Zeitgenossen von den letztern, euer zweydeutiger Geist der Nachahmung preißt sie euch als Muster an: und da eure Periode, die erst auf der Hälfte ist, mit den andern schon vollendeten zusammen stößt: so seyd ihr in Gefahr den guten Geschmack zu verlieren, ehe er recht stark bey euch geworden ist.“⁸²⁵

Der Siebenjährige Krieg brachte als Extremsituation nicht nur dichterische Positionen und deren rationale Leitvorstellungen ins Wanken, sondern bot mit der entfachten vaterländischen Begeisterung zugleich eine neue Triebfeder zur Realisierung von Veränderungen an. Insbesondere Thomas Abbt suchte den vernunftentgrenzenden „Enthusiasmus“ der Kriegszeit in einen kulturellen Impuls von dauerhafter Tragweite umzumünzen: „Wie können aber die Deutsche sich zu Urbildern erheben, wie können es unsere Schriftsteller? Enthusiasmus! liebster Freund, Enthusiasmus! nichts ohne diesen; alles, wenn er sich einmal der Nation bemeistert hat.“⁸²⁶ Dichterische Originalität knüpft bei Abbt direkt an die politisch motivierte Auffassung an, „dass ein Volk selbst Original ist“⁸²⁷ und setzt folglich die staatspolitische Eigenständigkeit und Unabhängigkeit Preußens innerhalb des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation voraus. Vaterländischer Diskurs und nationale Bewegung werden hier von Abbt als unabdingbare Grundlage für die Erringung kultureller Eigenständigkeit reklamiert. Wie schmerzlich diese Fiktion in der Realität durchkreuzt wurde, bezeugt ein bemerkenswerter Einwurf Abbts, der als Erklärung und Ansporn für seine Dichterkollegen gedacht war, zugleich aber spätere Positionierungen Friedrichs II. selbst antizipierte: „Warum solte ich es nicht sagen? Wären wir Deutsche vor dreyßig Jahren nur soweit gewesen, als wir jetzt sind; so würde unser Königlicher Schriftsteller zu unserer Ehre ein deutscher Schriftsteller geworden seyn, und er schriebe nicht französisch, wenn er wie ein Deutscher handelt.“⁸²⁸ Die Dichtung selbst gewinnt in dieser Perspektive erneut die kulturpolitische Aufgabe, der Nationbildung mit sprachlichen Werkzeugen zuzuarbeiten.

Vor diesem Hintergrund kann es nicht verwundern, dass auch Gleim konsequent die Aufgabe des gegenwartsbezogenen Dichters neu formuliert hat. Diese Reformulierung stellt nicht nur eine thematische Umorientierung des Halberstädter Domkanonikus dar, sondern kommt – durch die Ausweitung der dichterischen Imaginationskraft auf das Feld des Krieges – einer ästhetischen Entgrenzungserfahrung gleich. Vor den Anforderungen der Kriegssituation traten die bisher bearbeiteten dichterischen Themata zugunsten einer aktuellen Stellungnahme des Dichters zurück und gaben auch den künstlerischen Raum für modifizierte Arbeitsweisen und Gestaltungen frei. Gleim nutzte dafür auch die Legitimierungsstrategien aus dem religiösen Bereich und legte seinem preußischen Grenadier die Formel in die Feder: „singe Gott und Friederich / Nichts kleiner, stolzes Lied! / Dem Adler gleich erhebe dich, / Der in die Sonne sieht.“⁸²⁹ Auch Gleim zeigt sich darin von einem vaterländischen Enthusiasmus bewegt, der – analog zu den Vorstellungen Abbts – den willigen „Tod fürs Vaterland“ propagiert, aus dem unsterbliche „Helden“ erwachsen. Seiner Verehrung gilt das Primat der Dichtung; von ihm her hat sich bei Gleim die poetische Motivation grundlegend gewandelt. Der Dichter selbst erscheint in den *Kriegsliedern* in der Perspektive des Grendiers zwar in gesellschaftlich herausgehobener Stellung, bleibt jedoch dem kämpfenden Helden konsequent nachgeordnet. Seine Lieder sind lediglich Sublimat eines ausblei-

⁸²⁵ Thomas ABBT, *Einige allgemeine Anmerkungen über das Genie der Deutschen* (1762), S. 54.

⁸²⁶ Ebd., S. 56.

⁸²⁷ Ebd., S. 56.

⁸²⁸ Ebd., S. 55.

⁸²⁹ Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Sämmtliche Werke*, Band 4 (ed. Körte), Halberstadt 1811, S. 3 (Bey Eröffnung des Feldzuges 1756).

benden oder verzögerten Heldentodes im Feld. Die Parallelisierung des christlichen Wertekanons mit den eigenen, im Rückgriff auf die Antike gewonnenen Idealen findet hier ihre vollkommene Entsprechung im Lohn des gefallenen Helden und des Dichters. Während jener den göttlichen Lohn im Himmel und im Andenken des „Volkes“ empfängt, gleicht der irdische Dichter in seiner irdischen Laufbahn allein dem sonnenwärts strebenden Adler.⁸³⁰ Damit wird auch eine Zweiteilung der Rezeptionsstränge befestigt, die dem Helden im Feld der göttlichen Fügung unterstellt, dem Dichter aber in seiner Aufgabe der Heldenverewigung den apollinischen Dienst vorschreibt. Gleim nutzte geschickt die in den öffentlichen Diskursen frei verfügbaren Elemente christlicher Wertvorstellungen, um sie seinen eigenen dichterischen Intentionen als zeitgeschichtlich passende Maske vorzulegen. Durch sie konnte er den neu gewonnenen enthusiastisch-vaterländischen Impetus seiner Dichtung direkt in den Horizont einer sensibilisierten Öffentlichkeit importieren.

Dass die zeitgeschichtliche Wendung der Kunstdichtung ab 1756 tatsächlich mit einer neuen, sich schnell wandelnden und dezidiert religiös konnotierten Gefühls- und Erlebniswirklichkeit verbunden war, zeigt beispielsweise die forcierte Abwehrhaltung Gleims gegen die seit den 1740er Jahren vor allem in Berlin gepflegte „Freygeisterey“ und „Freydenckerey“, die auch durch die Anwesenheit Voltaires in Sanssouci 1750-1753 neue Nahrung erhalten hatte. Gleim verwahrte sich in einem Brief an Ramler gegen deren „Ausschweifungen“ und suchte den Freund auf seine moralische Seite zu ziehen.⁸³¹ Die an Ramler formulierte Botschaft gleicht vor dem Hintergrund des Krieges und der neu formulierten dichterischen Aufgabe einer Mahnung zur *political correctness*. Sie wird von Ramler auch als solche verstanden und bleibt nicht ohne Folgen. Schon im nächsten Brief gibt Ramler zu erkennen, dass er die „Freygeisterey“ in seinem Berliner Freundeskreis zunächst als „lustig und burlesk“ empfunden habe, sich jetzt aber veranlasst sehe, energischer gegenzusteuern und „die freyen Meinungen verdächtig zu machen“.⁸³² Ramler ist zu diesem Zeitpunkt bereit, sich noch stärker als zuvor in religiösen Fragen selbst zu disziplinieren.⁸³³ Darüber hinaus geht er ostentativ auf die neue Situation und Gleims drängende Forderungen ein, läßt – gegen seine Gewohnheiten – auch Politisches und Zeitgeschichtliches in seine Briefe einfließen und gibt seiner Kriegsbegeisterung auch rhetorischen Freiraum. Gleim lobt die neue Haltung Ramlers ausdrücklich und versäumt es bei dieser Gelegenheit nicht, die neuen dichterischen Anforderungen mit Nachdruck zu formulieren – als unausweichliche und schicksalhafte Aufforderung, die die Zeit und die Lage der Dinge vorzeichnet und der niemand sich entziehen kann und darf: „Wie gut steht es ihnen an, dass sie auch einmahl etwas politisches in ihre Briefe mit einfließen laßen, zumahl an einen Menschen, der ein politischer Kannengießer seyn, und werden muß, er mag wollen oder nicht“.⁸³⁴ Indem Gleim seinem Berliner Freund gegenüber staats- und religionspolitisch korrekte Anschauungen anmahnt und auch durchsetzt, folgt er darin einem sich allgemein verstärkenden gesellschaftlichen Bedürfnis nach religiöser Fundierung des Zeitgeschehens und der eigenen Befindlichkeit, das nicht zuletzt auf die breitenwirksame Durchsetzung des theologisch fundierten Diskurses vom gerechten Gott zurückzuführen ist. Freigeisterische Ansichten gerieten nach Anbruch des Krieges unter zunehmenden Rechtfertigungsdruck und forderten – wie im Falle Ramlers – umgehend zur Selbstdisziplinierung heraus, die auch und gerade die Arkanstrukturen dichterischer Autonomie erobern und aufbrechen musste.

Der Briefwechsel Gleims und Ramlers macht deutlich, worum es bei der zeitgeschichtlichen Wende der deutschen Dichtung im Siebenjährigen Krieg konkret ging. Gleim forderte nichts anderes als eine

⁸³⁰ Von einer konstitutiven Gleichsetzung von „Leier“ und „Schwert“ kann deshalb – wie BLITZ, *Aus Liebe zum Vaterland* (2000), S. 266 meint – keine Rede sein.

⁸³¹ Johann Wilhelm Ludwig GLEIM/Karl Wilhelm RAMLER, *Briefwechsel*, Band 2, S. 275 (Brief Gleims an Ramler vom 19. 01. 1757).

⁸³² Ebd., S. 276 (Brief Ramlers an Gleim vom 22. 01. 1757).

⁸³³ Zur Frage der freiwilligen Selbstzensur Ramlers in religiösen Fragen vgl. LEE, *Berlin in Halberstadt und Halberstadt in Berlin* (2003), S. 64ff.

⁸³⁴ Johann Wilhelm Ludwig GLEIM/Karl Wilhelm RAMLER, *Briefwechsel*, Band 2, S. 281f. (Brief Gleims an Ramler vom 27.02.1757).

dichterische Arbeit *in situ*, mithin das Ablegen der ästhetischen „Feile“ zugunsten einer schnelleren, unmittelbaren und ungekünstelteren dichterischen Ausführung und Form. Im Hintergrund steht das Gleimsche Bemühen, auf die Bedürfnisse eines sich im Wandel befindlichen Literaturmarktes und einer literarisierten Öffentlichkeit einzugehen. Gerade weil der Enthusiasmus vaterländisch inspirierter Dichtung vom gleichklingenden Enthusiasmus der Öffentlichkeit abhängig war, um wirken zu können, musste nach Gleims Ansicht schnell gefertigt und auf den Markt geworfen werden, „zwar unvollkommen, ..., aber doch nicht zu spät, und des Beyfalls gewiß, weil die Empfindungen noch starck wären“⁸³⁵. Und der Beifall ist es, den Gleim avisiert, um den intendierten preußischen Volkskörper mit vaterländischem und emanzipatorischen Stoff zu versorgen. Wie der weitere Briefwechsel zeigt, ist Ramler durchaus bereit, dem Ansinnen Gleims im Geiste zu folgen, kann jedoch hinsichtlich seiner dichterischen Produktivität den Halberstädter Domkanonikus nicht zufrieden stellen. So meldete der prominente Berliner Sprachkorrektor zwar nach dem Sieg Friedrichs bei Roßbach im November 1757 mit dem Bekenntnis „ich bin lauter Ode“⁸³⁶ die richtige dichterische Grundstimmung nach Halberstadt, vermochte aber seine schon im Januar avisierten Friedrich-Oden dennoch nicht fertigzustellen. Ramler, der – wie die Karschin an Gleim schrieb „doch lieber Ein halbes Jahr sich mit dem Tracischen fieber schleppt als Einmahl Seine Landsleute auß vollem Halse lobte“⁸³⁷ – konnte und wollte, so scheint es, die hohen Hürden der eigenen ästhetischen Normierungen nicht ohne Weiteres überspringen und tröstete sich Gleim gegenüber mit einem Ausweichen auf ein zwangsläufig unzeitgemäßes, aber religiös konnotiertes dichterisches Schaffen: „Ist es nicht eine Schande, dass ich bey diesen Zeiten von etwas anderm gesungen habe, als von dem Könige – deßen Lob kein einzig Wort begreift? – Ich habe mich ... überreden laßen eine Weihnachtskantate zu machen, ... Wahrhaftig meine Bestimmung ist sehr wunderbar: ich diene der Kirche und bin nicht einmal Canonicus. Aber laßen Sie mich nur zur Ruhe kommen und mein großes Exercitium fertig gemacht haben, alsdann soll Friedrich mein erster und mein mittelster und mein letzter Gesang seyn. Zur Zeit wenn alle andern schweigen, werde ich singen.“⁸³⁸ Ramler schob nicht nur aus beiläufigen Gründen sein unmittelbares Engagement in der Sache auf. Offenbar sah er die Produktion von Kriegsgedichten eher als ein temporäres Phänomen an und war aus diesem Grunde seinerseits hintergründig bestrebt, die radikalisierte Position Gleims zu entschärfen. Im Briefwechsel lenkte er aus seiner Warte den Halberstädter Briefpartner immer wieder in die vertrauten dichterischen Gefilde zurück, indem er die Perspektive über den engen Gegenwarts- und Kriegs-Fokus hinaus in die Zukunft verlängerte: „Wenn wir unsere Feinde rund umher gedämpft haben werden, wenn Sie alle Siegeslieder, die Sie noch auf dem Hertzen haben, und auch zuletzt ein Friedenslied werden gesungen haben, wenn Ihre Geschichte des Krieges fertig seyn wird, alsdann werde ich Sie bitten an eine ordentliche Sammlung ihrer poetischen Wercke zu gedencken“.⁸³⁹ Es ist interessant zu sehen, dass einerseits Ramler seine Oden auf Friedrich nicht *in situ* – also etwa zur ersten Blüte des vaterländischen Enthusiasmus 1757 – verfertigen konnte, sondern erst nach Erledigung anderer dichterischer Arbeiten ab 1760 u.a. mit seiner *Ode auf die Feinde des Königs* den literarischen Markt bediente, und dass andererseits der hierin zeitgemäßere Dichter Gleim in entgegengesetzter Perspektive nach dem Hubertusbürger Frieden mit seiner lange geplanten Geschichte des Siebenjährigen Krieges wohl deshalb nicht zurande kam, weil sie nicht mehr *in situ* verfertigt werden konnte und die historische Perspektive die Unmittelbarkeit des schöpferischen vaterländischen Enthusiasmus außer Kraft zu setzen drohte. Auch der Magdeburger Prediger Friedrich Eberhard Boysen hatte in der *Magdeburgischen Zeitung* aus theologischer Perspektive und im Blick auf die Stellung des Historikers im Krieg angemerkt, dieser müsse

⁸³⁵ Ebd., S. 282.

⁸³⁶ Ebd., S. 302 (Brief Ramlers an Gleim vom 9.11.1757).

⁸³⁷ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 89 (Brief Karschs an Gleim vom 26.03.1762).

⁸³⁸ Johann Wilhelm Ludwig GLEIM/Karl Wilhelm RAMLER, *Briefwechsel*, Band 2, S. 308 (Brief Ramlers an Gleim vom 14.01.1758).

⁸³⁹ Ebd.

letztlich „die Wahrheit siegen lassen über die Liebe zum Vaterlande, die oft nichts mehr, als ein erniedrigter Instinct ist, und für den besten Geschichtsschreiber ein Gift werden kann“.⁸⁴⁰ An der Grenzlinie von vaterländischem Enthusiasmus und Horazischer Dichterweihe zeichnete sich somit ein Bruch ab, der auf Verwerfungen zwischen den dichterischen Konzepten von Ramler und Gleim selbst zurückzuführen ist und die Scheidelinie bildete zwischen der Fassade des marktbedienenden Kriegsdichters und dem festgefügt ästhetischen Mauerwerk bildungsbürgerlicher Antikenorientierung.

Gleims Kriegsliteratur ist strikt auf die Gegenwart und die zeitgeschichtlichen Ereignisse gesammelt und greift – wie oben gezeigt – nur zum Zweck der Integration des dichtenden „Grenadiers“ auf die antike Mythologie zurück. Obgleich mit dem Ausgriff der ästhetischen Anschauungen auf den christlichen Wertekanon und der Fundierung der dichterischen Perspektive durch einen vaterländischen Enthusiasmus Gleims eigene Bildsprache umfangreich angereichert und modifiziert wurde, ging aus seinem kriegsbezogenen Schaffen – streng genommen – keine neue Kunstdichtung hervor. Ausgehend vom konkreten Bezugsrahmen einer metaphysisch zu deutenden Realität, schuf Gleim in seinen Kriegsgedichten lediglich den radikal weltlichen Bruder zu seinen anakreontischen Schöpfungen. Seine Schlacht- und Siegesgesänge sind nichts anderes als – so merkwürdig dies im ersten Moment klingen mag – zeitgenössisch modifizierte Idyllen in kriegerischem Gewand. Ihr Realismus und ihre Unmittelbarkeit bilden dabei selbst notwendige Ingredienzen einer vollkommenen Idealisierungsleistung, die in der Vision der mörderischen Feldschlacht – analog zur locus amoenus-Konstruktion – die Harmonie aller imaginierten Teile zu entdecken sucht, um sie zu einem großen, vaterländischen Erlebnis- und Erweckungsmoment zu gestalten. Störende Elemente der militärischen Wirklichkeit werden eliminiert, aus der Anakreontik bekanntes Bildmaterial wird umcodiert,⁸⁴¹ um den Eindruck eines vollkommen sinnhaften und in sich konsistenten Geschehens unter der Maßgabe eines einheitgebenden lenkenden Willens zu erzeugen und das Ganze – wie Lessing betont hat – in eine „gehorsame Begeisterung“ zu gießen, „die ... die wahre Ordnung der Begebenheiten zu der Ordnung ihrer Empfindungen und Bilder macht.“⁸⁴² Gleims Gedichte sind in diesem Sinne zwar artifizielle Gebilde, die eine eigene, den ästhetischen Gesetzmäßigkeiten folgende Wirklichkeit der Ereignisse im Feld konstruieren. Sie zielen jedoch zugleich auf Volkstümlichkeit und allgemeine Verständlichkeit. Die verwendeten Bilder entsprechen einer Wirkungsästhetik, die auch mit sparsamer Originalität beim Rezipienten größten Effekt durch emotionale Spannung erreicht. Sie können deshalb, wie Lessing urteilte, in ihrer konvergenten Machart als patriotische Gedichte „weder poetischer noch kriegerischer sein; voll den erhabensten Gedanken, in dem einfältigsten Ausdrucke“.⁸⁴³ Neben ihrer poetischen Konzeption verdanken die Gleimschen Kriegsgedichte ihren öffentlichen Erfolg und ihre Wirksamkeit jedoch auch jener Fiktion des einfachen „preußischen Grenadiers“, der als Urheber der Kriegs- und Siegeslieder installiert wurde. Gleim trat in der Maske eines einfachen Soldaten nicht nur als sein beliebiges *alter ego* auf. Er simulierte mit dieser Erfindung – analog zu seinen gewandelten poetischen Prinzipien einer Arbeit *in situ* – eine unmittelbare Zusammengehörigkeit von kriegerischer Situation und poetischer Produktion, die zum einen auf die Absicherung der situativen Authentizität und Glaubwürdigkeit poetischer Produkte gerichtet war und zum anderen zugleich dichterische Spielräume jenseits der etablierten Ansprüche der deutschen Kunst- und Dichtergilde schuf. Mit der Fiktion des dichtenden „Grenadiers“ inszenierte Gleim nicht nur den unmittelbar erlebnishaften Charakter der Dichtungen, sondern evozierte beim Leser die Illusion der unmittelbaren Teilhabe an einem Geschehen, das dem Zivilisten direkt nicht zugänglich war. Die volksnahe „erhabne Einfalt“⁸⁴⁴ der von patriotischer Begeisterung getragenen Bilder zielte direkt auf das seelische

⁸⁴⁰ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. III vom 20. Januar 1759, S. 11.

⁸⁴¹ So etwa der „süße Wein“, der jetzt zum Blut gefallener Ungarn wird.

⁸⁴² Gotthold Ephraim LESSING, *Werke*, Band 5 (ed. Schöner), München 1973, S. 16.

⁸⁴³ Ebd., S. 9.

⁸⁴⁴ Ebd., S. 12.

Lebenszentrum und die Interessenlagen des zivilen Bürgers, um ihn mit einfachen Mitteln zur vaterländischen Begeisterung zu stimulieren.

Der erstaunliche Erfolg der Gleimschen Kriegsslyrik läßt sich auf den Umstand zurückführen, dass das literarisch-poetische Feld bereits zu Beginn des Siebenjährigen Krieges zum ausgezeichneten Konvergenzpunkt aktueller gesellschaftlicher Diskurse und Ereignisse avancierte. Gleim entnahm beiden Sphären – der literarischen wie der gesellschaftlichen – die wichtigsten, in der offiziellen und privaten Kommunikation frei verfügbaren Elemente und verband sie zu einem gemeinverständlichen Konglomerat von vaterländisch-patriotisch inspirierten Vorstellungen. Die Kriegsgedichte Gleims tasteten den Bürger unmittelbar weder in seiner inneren Disposition, noch in seiner Stellung innerhalb der Zivilgesellschaft direkt an. Sie dienten einer mittelbaren emotionalen Mobilisierung, indem sie den Blick des Lesers nach Außen, in Richtung auf eine im Mythischen fundierte, letztlich unhinterfragbare Heldenverehrung und einen pseudopolitischen Enthusiasmus lenkten. Allein seiner Erzeugung, seiner Verbreitung und seiner Potenzierung galt die wirkungsästhetische Absicht Gleims. Zu diesem Zweck forcierte er die ideologische Umbauung und fortgesetzte Idealisierung des profanen Kriegsgeschehens, um es von den psychologisch verstörenden Momenten des baren Realismus zu reinigen. Durch die unmittelbare Bezugnahme auf solcherart ideologisch vorbehandelte kriegsereignisse hielt Gleim zugleich den Grad der dichterischen Abstraktion gering und erzielte dadurch einen wesentlichen höheren Grad von Authentizität und Glaubwürdigkeit als andere literarische Erzeugnisse. Die Kriegsslyrik Gleims gewährte dem Leser mit ihrer Kombination aus realistischer Bezugnahme und angegliederte lyrisch-idyllischen Interpretationen des Geschehens das ästhetisch gefilterte Glück breitenkompatibler emotionaler Teilhabe.

Anders als Thomas Abbt war Gleim seiner inneren Disposition nach nicht nur bereit, den politischen Enthusiasmus als effektives Mittel zur Erzeugung einer neuen und identitätsstiftenden kulturellen „Denkungsart“ in nationalsprachlichen Dimensionen zu gebrauchen, sondern er identifizierte geradezu den forcierten politischen Enthusiasmus mit den Möglichkeiten eines national konnotierten kulturellen Fortschritts. Die politische Agitation Gleims war deshalb stets an ästhetische Fragestellungen geknüpft wie auch ästhetische Diskussionen während des Siebenjährigen Krieges von ihm immer auch politisch-patriotisch dimensioniert wurden. Dies stieß jedoch nicht nur bei Ramler auf reservierte Ablehnung, sondern erweckte auch Ende 1758 Lessings tiefes Misstrauen gegen ein eiferndes und politisch wie moralisch limitiertes Patriotentum, das seine sprachlichen Entäufferungen im Findungsprozess der „ursprünglich deutschen Denkungsart“ nicht als Mittel, sondern als Zweck betrachtete.⁸⁴⁵ Dennoch brachte die Diskussion um die *Preussischen Kriegslieder* Gleims eine literarische Auseinandersetzung mit enger Bindung an die gesellschaftlichen Kontexte in Gang, die ästhetische Neujustierungen innerhalb der deutschen Literatur schärfer ins poetologische Auge fasste.

Gleim hat mit seinen *Preussischen Kriegsliedern* den Boden für eine erstaunliche, gesellschaftlich gestützte Konjunktur vaterländisch enthusiastischer Kriegsslyrik bereitet, die Anfang 1761 auch eine schlesische Gelegenheitsdichterin aus einfachsten Verhältnissen in das Licht der preußischen Öffentlichkeit katapultierte und ihr zu größter Bekanntheit verhalf: Anna Louisa Karsch. Ihr Wirken und ihre Anwesenheit in Magdeburg hatte weitreichende Folgen für die Orientierung der städtischen bürgerlichen Eliten und die Entwicklung der literarischen Verhältnisse vor Ort während und nach dem Siebenjährigen Krieg.

⁸⁴⁵ Vgl. BOHNEN, *Ramlers ‚nationalreformerische‘ Aufklärungsarbeit* (2003), S. 82ff.

4.5.2 Leibhaftige Ästhetisierung und rezeptionelle Reduktion: Anna Louisa Karsch in Berlin, Halberstadt und Magdeburg

Als Anna Louisa Karsch Ende Oktober 1761 von Halberstadt nach Magdeburg reiste, war sie bereits eine Person von größtem öffentlichem Interesse, eine Person, die Aufmerksamkeit erregt. Die Anerkennung und der schnelle Ruhm, den sie – vor allem mit ihren Kriegsgedichten – im Laufe des Jahres in Berlin erringen konnte, ist ihr auch nach Magdeburg vorausgeeilt und wird ihr für das folgende Jahr einen überaus angenehmen Aufenthalt in der Elbestadt bereiten. Erst Ende Januar 1761 war sie, veranlasst durch ihren ersten, von ihrem dichterischen Talent begeisterten Gönner Baron von Kottwitz, mit ihrer zehnjährigen Tochter vom schlesischen Glogau nach Berlin übersiedelt. Befreit aus einer für sie in mehrfacher Hinsicht bedrückenden Lage, fand sie hier nicht nur Eingang in die Sphäre des Adels und der Aristokratie, sondern – noch wichtiger für sie selbst – Zugang und Anerkennung in literarischen Kreisen der Hauptstadt. Ihren Durchbruch als Dichterin verdankte sie u.a. den Kontakten zu Johann Georg Sulzer und Karl Wilhelm Ramler, wie auch der wohlwollenden Kritik, die Moses Mendelssohn im Februar 1761 ihrem Gedicht auf den Sieg Friedrichs bei Torgau in den *Briefen, die Neueste Litteratur betreffend* zuteil werden ließ.⁸⁴⁶

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Anna Louisa Karsch mit ihrem offiziellen Eintritt in die literarische Welt sogleich selbst deren Opfer wurde – ein Opfer der dichterischen Phantasie wie der popularphilosophischen Reflexion, die sich neben ihrer dichterischen Produktion auch der Gestaltung ihres öffentlichen Bildes bemächtigten und schnell unkontrolliert zu wuchern begannen.⁸⁴⁷ Ihr rasanter Aufstieg als Dichterin war nicht nur ihren profanen Zeitgenossen ein Faszinosum. Die augenfällige Diskrepanz zwischen ihrem durchschlagenden *furor poeticus* einerseits und ihrer Herkunft aus einfachsten Verhältnissen, ihrer mangelhaften Bildung und der selbstpropagierten Profession als „eines Glogau’schen Schneiders Ehefrau“⁸⁴⁸ andererseits setzte die Riege ihrer Dichterkollegen in Erstaunen und zugleich die an die menschliche Rationalität und ihr Regelwerk geknüpften ästhetischen Paradigmen der Zeit unter Rechtfertigungsdruck. Die Karschin verkörperte auf geradezu mustergültige Weise jenen neuen, patriotisch inspirierten Dichtertypus, dessen wichtigstes Merkmal ein über alle gesellschaftlichen Stränge und ästhetischen Konventionen schlagender „Enthusiasmus“ war. In ihr begegnete Gleim gleichsam das naturbelassene *alter ego* seines preußischen „Grenadiers“, zu dem er sich – in aus seiner Sicht einzig angemessenen Antwort auf die zeitgeschichtliche Situation – selbst umgestaltet hatte. Anna Louisa Karsch schrieb nicht nur, wie Lessing über Gleims Kriegs- und Siegeslieder urteilte, „voll den erhabensten Gedanken, in dem einfältigsten Ausdrücke“,⁸⁴⁹ sondern fertigte und editierte ihre Kriegsgedichte *in situ*, versorgte auf diese Weise den imaginären preußischen Volkskörper in bedrängter Situation optimal mit neuer vaterländischer Nahrung und profitierte von den Synergieeffekten einer am und durch das Kriegsgeschehen emotionalisierten und literarisierten Gesellschaft. Ihr Talent zur hochwertigen Gelegenheitsdichtung, ihr patriotisches Engagement und ihre ungewöhnliche Sozialisation prädestinierten sie für eine facettenreiche und außerordentliche gesellschaftliche Wahrnehmung.

Folgerichtig gipfelte die frühe Rezeption der Karschin 1764 in eine ästhetische Positionierung, die einen Paradigmenwechsel vorbereiten sollte. Für Johann Georg Sulzer gaben Person und Werk der Karschin den sichersten Beweis für die althergebrachte These an die Hand, „dass die Dichter nicht durch Unterricht und Regeln gebildet werden, sondern ihren Beruf und ihre Fähigkeiten bloß von der Natur

⁸⁴⁶ Moses MENDELSSOHN, *Rez. Anna Louisa Karsch: Gedicht auf den Sieg des Königs bei Torgau* (1761), S. 31-35.

⁸⁴⁷ Vgl. BARNDT, *Anna Louisa Karsch im Spiegel der zeitgenössischen Popularphilosophie* (1992).

⁸⁴⁸ So die Bekanntmachung der Dichterin in Magdeburg, vgl. *Historische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beylage zu der Magdeburgischen Privileg. Zeitung* Nr. VI vom 7.2.1761, S. 24. Vgl. auch BARNDT, *Anna Louisa Karsch im Spiegel der zeitgenössischen Popularphilosophie* (1992), S. 163.

⁸⁴⁹ Gotthold Ephraim LESSING, *Werke*, Band 5 (ed. Schönert), München 1973, S. 9.

erhalten.⁸⁵⁰ Sie erschien in seiner Sicht als reines Naturprodukt, als dichterisches „Genie“, begabt mit einem platonischen „Enthusiasmus“, der dem Dichter „die Gedanken und Bilder darbietet, welche er bey gesetztem Geiste vergeblich würde gesucht haben“.⁸⁵¹ Solchermaßen geschichtlich geerdet und im Vorgriff rehabilitiert, konnte Sulzer der Karschin denn auch problemlos attestieren, dass ihre besten Lieder „alle in der Hitze der Einbildungskraft“⁸⁵² geschrieben seien, also in einem Zustand, in dem die dichterische Phantasie nicht nur die Oberhand über die rationalen Kontrollmechanismen der dichterischen Produktion behielt, sondern der qualitätssichernden Instanz des Verstandes ganz entbehren konnte. Um das Unverständliche dieses Vorgangs verständlich zu machen, umzäunte Sulzer den wild wuchernden Karschinschen Liedergarten folgerichtig mit wirkungsmächtigen rationalen Wegweisern, von denen die Koinzidenz von Leben und Werk der Dichterin einer der wichtigsten war, denn – so Sulzer – „dass unsre Dichterin ihren Beruf allein von der Natur bekommen habe, erhellet am deutlichsten aus allen Umständen ihres Lebens“.⁸⁵³

Leben und Werk Anna Louisa Karschs waren in der Auffassung Sulzers und seiner Zeitgenossen von Anfang an symbiotisch miteinander verbunden. Das intellektuelle Konglomerat fungierte nicht nur als disponibles Deutungs- und Vermittlungsmuster des dichterischen „Enthusiasmus“ für den umfassend interessierten Leser. Es wies auch der deutschen Dichtergilde selbst auf dem dringlich gesuchten Sonderweg zu sprachlicher Autonomie und Urbildhaftigkeit neue Fortschrittspotentiale jenseits der ausgetretenen Pfade der Nachahmung. Im Rekurs auf den dichterischen „Enthusiasmus“ der Karschin entzog Sulzer das Konstrukt des naturbegabten „Genies“ der vordergründigen Überformung durch die Ansprüche kunstrichterlicher Urteilskraft. Er machte damit auf ästhetiktheoretischer Ebene gleichsam nebenher mit der Forderung Thomas Abbts ernst, der den staatspolitisch zentrierten, flächendeckend verbreiteten politischen Enthusiasmus der Kriegszeit schon 1762 in einen dauerhaft wirksamen kulturellen Impuls umzumünzen trachtete. Die ästhetische Bemeisterungsarbeit Sulzers wurde vor allem durch die an der Karschin paradigmatisch aufscheinende Verinnerlichung des dichterischen Subjektes inspiriert. In der Folge brachte er als einer der Ersten die „Empfindung“ als selbständiges Seelenvermögen gegenüber dem Erkennen in die zeitgenössische Ästhetikdebatte ein und ebnete damit den Weg zu einer nachgottschedischen Neubestimmung der Poetik, die dem Psychischen zu seinem poetologischen Durchbruch verhalf.

Anna Louisa Karsch stimulierte bei ihrem Eintritt in die literarische Welt Berlins die ästhetische Diskussion nachhaltig und wurde eben deshalb im Laufe des Jahres 1761 selbst ästhetisch wirkungsträchtig in der Öffentlichkeit positioniert. Ihr unvermitteltes Auftauchen aus dem literarischen Nichts wirkte wie die leibhaftige Illustration zu jener öffentlich geführten Debatte um Rang und Bedeutung des „Originalgenies“, die seit der 1760 erschienenen deutschen Übersetzung von Edward Youngs *Gedanken über die Original-Werke* weitere wichtige Impulse erhalten hatte.⁸⁵⁴ Insbesondere das unterschwellig empfundene Innovationspotential der Karschin als naturbegabtes „Genie“ erregte Interesse und Bewunderung. Es bot den literarischen Eliten die vorzügliche Gelegenheit, das ungeliebte wie unverwundene Erbe verselbständigter Maximen einer perpetuierten „kritischen Dichtkunst“ am ‚lebenden Objekt‘ weiter abzuarbeiten. Die mögliche radikale Öffnung des ästhetischen Diskurses musste jedoch trotz zeitgeschichtlich günstiger Ausgangslage ausbleiben, weil der ästhetisch-kritische Verstand sich in der Erfassung des Phänomens durch sich selbst an seine Grenzen gebracht sah – verweigerte sich doch der Erkenntnisgegenstand der verstandesmäßigen Durchleuchtung und vermochte dem *intellectus aestheticus* keine prinzipielle Aufklärung über die Natur seiner Kunst zu verschaffen.

⁸⁵⁰ [Johann Georg SULZER]: *Vorrede*, in: Auserlesene Gedichte von Anna Louisa Karschin, Berlin 1764, S. VII.

⁸⁵¹ Ebd., S. VIII.

⁸⁵² Ebd., S. IX.

⁸⁵³ Ebd., S. XI.

⁸⁵⁴ Zur zeitgenössischen Rezeption des Young-Textes vgl. SAUDER, *Dokumentation zur Rezeptions- und Wirkungsgeschichte* (1977).

So verwundert nicht, dass die öffentliche Rezeption der Kriegsgedichte Anna Louisa Karschs sich in erster Linie auf die Kultivierung ihrer – so Mendelssohn – „etwas wilden Imagination“⁸⁵⁵ durch ein erweitertes und sensibilisiertes, wenn auch nicht entgrenztes kunstkritisches Urteil beschränkte.⁸⁵⁶ Unter seinem Anspruch wurde das beunruhigende Entgrenzungspotential der geniehaften Naturbegabung, die sich merklich „außer den Gränzzeichen der Herrschaft der Gelehrsamkeit und seiner Gesetze“⁸⁵⁷ bewegte, dadurch befriedet, dass der enthusiastische Impuls dem künstlerischen Produktionsprozess zugeschrieben, nicht jedoch auf den „Endzweck“, das dichterische Produkt selbst, bezogen wurde. Auf diese Weise war es gerade unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die aktuelle Genie-Diskussion möglich, geniehafte Werke in den Rezeptionshorizont des Verstandes zu integrieren und einer herkömmlichen Kunstkritik zu unterwerfen. Denn – so Young – „was verstehen wir meistens unter dem Genie, als das Vermögen große Dinge ohne diejenigen Mittel auszurichten, die man insgesamt für nothwendig zu diesem Endzwecke hält?“⁸⁵⁸ Die Rezeption des dichterischen „Enthusiasmus“ ging mit der Reduktion seiner Reichweite auf die Lichtbezirke ästhetischer Verständlichkeit Hand in Hand und diente im Ganzen einem erweiterten rationalen Begriffsbildungsprogramm.

Allen Positionierungen im breiten Spektrum der Bezugnahmen auf Anna Louisa Karsch war gemeinsam, dass die Authentizität ihrer Lebensgeschichte fortan im Lichte der ästhetischen Fiktion gesehen und ihrer Dichtung selbst zugeschlagen wurde. Dies konnte nur dort gelingen, wo der Untertan im Hinblick auf gesellschaftspolitische Spontanitäten von den lebensweltlichen Fundierungen in einem monarchisch verfassten Staat gar nichts, von der Welt der Kunst und der Sphäre des Ästhetischen dagegen alles, will sagen: eine lebens- und gesellschaftsverändernde Kraft erwarten durfte. Die offensive Mobilmachung der preußischen Gesellschaft im Krieg zog auch weite Teile ihrer Bildungseliten in ihren Bann, die die Mobilisierung vorrangig als ästhetische Beweglichkeit und künstlerischen Dynamismus realisierte, um gesellschaftliche Veränderung in der Sphäre der Kunst nach eigenen Zwecken zu simulieren. Solche imaginären Bewegungen avisierten nichts weniger als die künftige Autonomie künstlerischer Subjektivität in einer Gesellschaft, in der Macht und Muse unter dem Siegel humaner Perfektibilität in ein gemeinsames Zuggeschirr fortschreitender Aufklärung gespannt wären, um den Sinn des Zeitalters zu erfüllen und zu repräsentieren. Dass in diesem Zusammenhang die geniehafte Naturbegabung eine besondere Faszination ausüben musste, liegt auf der Hand, markierte sie doch ein Feld künstlerischer Produktion, das als absolute künstlerische Autonomie von keiner Lebenswirklichkeit einholbar war, im Gegenzug jedoch eine Reihe von Bemächtigungsphantasien mit realgesellschaftlichem Anspruch ins Musische freizusetzen vermochte. Mit dem Eintritt Anna Louisa Karschs in das literarische Kommunikationsfeld zwischen Berlin, Halberstadt und Magdeburg rückten ihren Zeitgenossen geniehafte Natur und rational gestützte Kunst in einen unmittelbaren Wirkungszusammenhang ein. Die signifikante Abweichung der mythisch konnotierten Karschinschen Vita zu den eigenen Lebens- und Sozialisierungsläufen bezeichnete dabei zwar einen großen sozialen Abstand, schuf aber zugleich ideelle Verbindungen, die als Selbststilisierungen die Kontinuität und Fruchtbarkeit eigener ästhetischer Prämissen sichern half. Diese in vielen Hinsichten brauchbare intellektuelle Symbiose von Leben und Werk bestimmte auch den weiteren Lebensweg der Schlesierin und ihre Selbstwahrnehmung entscheidend mit. Wie einflussreich die rückläufige diskursive Prägung durch das kommunikative Umfeld für die Karschin selbst war, zeigt ein Blick auf deren eigene Versuche, ihr Leben zu literarisieren. Bereits in den 1762 verfassten autobiographischen Briefen an Johann George Sulzer⁸⁵⁹ wirkte die in die literari-

⁸⁵⁵ Moses MENDELSSOHN, *Rez. Anna Louisa Karsch: Gedicht auf den Sieg des Königs bei Torgau* (1761), S. 33.

⁸⁵⁶ In diesem Sinne sind vor allem jene kritischen Bemühungen um die Dichtungen Anna Louisa Karschs zu verstehen, die im Vorfeld der Edition ihrer *Vermischten Gedichte* (Berlin 1764) zwischen Halberstadt, Berlin und Magdeburg initiiert wurden.

⁸⁵⁷ Edward YOUNG, *Gedanken über die Original-Werke*, Leipzig 1760, S. 29.

⁸⁵⁸ Ebd., S. 28.

⁸⁵⁹ Anna Louisa KARSCH, *Lebensbericht*, in: Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 341-365.

schen Diskurs implantierte zeitgenössische Fiktion als wichtiges Regulativ ihrer Selbstwahrnehmung. In der Karschinschen Perspektive – adressiert an die Welt der Dichtung wie an die reale Welt – verschmolzen auf bezeichnende Weise Eigen- und Fremdinterpretation⁸⁶⁰ zu einer Identitätsfabel mit sozialer und kommunikativer Sprengkraft.

Bei ihrer Ankunft in Magdeburg Ende Oktober 1761 war Anna Louisa Karsch, zugespitzt formuliert, literarische Mode. Gebunden weniger an das literarische Tagesgeschäft als vielmehr an das literarische Tagesgespräch, reiste sie einem neuen Leben entgegen und zugleich der kommunikativen Öffentlichkeit und ihrem eigenen Wahrgenommenwerden hinterher. Die königliche Familie, zahlreiche Mitglieder des preußischen Hofes, der Berliner Ministerien und ein großer Teil der mit dem Hof verbundenen Berliner Gesellschaft hielten sich seit März 1760 in Magdeburg, der stärksten preußischen Festung auf,⁸⁶¹ um hier im Exil die ungewissen Zeitläufe zu überdauern. Durch den für Friedrich II. ungünstigen Kriegsverlauf des Jahres 1760 wurde Magdeburg zum gesellschaftlichen Gravitationszentrum, das immer mehr Mitglieder der Berliner Gesellschaft in die Sicherheit seiner Mauern zog und avancierte spätestens nach der zwischenzeitlichen Kapitulation Berlins am 9. Oktober 1760 zum Nabel der preußischen Welt. Es ist sicher kein Zufall, dass gerade jenes Gedicht der Karschin auf den Sieg Friedrichs bei Torgau am 3. November 1760 besonderen Anklang nicht nur bei den in Magdeburg exilierten Berlinern fand, waren doch Teile der Truppen des geschlagenen österreichischen Feldmarschalls Daun, wie es in dem Gedicht heißt, geradewegs „hohnlächelnd von Berlin gekommen“,⁸⁶² also aus dem durch die Kapitulation schwer getroffenen Lebenszentrum der preußischen Monarchie. Karschs Gedicht löste, ähnlich wie der Torgauer Sieg Friedrichs selbst, eine mentale Lähmung der preußischen Untertanen⁸⁶³ und verschaffte ihnen die dringend benötigte Genugtuung.⁸⁶⁴ Neben dem ästhetischen Interesse an der schlesischen Dichterin trug auch ihre präsente Zeitgeistigkeit wesentlich zum komplexen Bau ihres öffentlichen Bildes bei.

Die Übersiedelung der Dichterin nach Magdeburg hat als Teil einer medial forcierten Erfolgsgeschichte etwas Folgerichtiges und gäbe keinen Anlass zu weiteren Beobachtungen, wenn hier nicht ein bemerkenswerter Widerspruch in den überlieferten Kommunikationen Karschs mit ihren Zeitgenossen aufscheinen würde, die tieferen Einblick in die Beschaffenheit der medialen Welt während des Siebenjährigen Krieges erlaubte. Gemeint ist die Diskrepanz zwischen dem auf ihrem beständig steigenden Ansehen beruhenden öffentlichen Bild der Karschin und dem Befund, den ihr Briefwechsel mit dem Halberstädter Domsekretär Gleim⁸⁶⁵ aus jener Zeit ergibt. Gleim war bekanntlich begeistert vom dichterischen Talent der Schlesierin und übernahm – mit tiefgreifenden Folgen für die künftige Beziehung beider – das in Berlin vorbereitete Bild der literarischen Überfliegerin, der „Wunderfrau“, die – so Gleim wenig später – „den Parnas leichter als ich den Ilsenstein erstiegen, und eine Menge nachkletender Männer weit hinter sich zurückgelaßen“⁸⁶⁶ habe. Offenkundig war jenes Karschinsche Gedicht auf den Sieg Friedrichs bei Torgau auch das erste, das Gleim zur Kenntnis kam und das neben den Informationen seiner Berliner Freunde sein dichterisches Urteil über den kongenialen Dichter-Phönix aus der Asche der verwüsteten Ostgebiete wesentlich mitprägte.⁸⁶⁷ Gleim integrierte die Schlesierin zugleich in seinen Freundschafts-Kosmos und reicherte deren öffentliches Bild seinerseits mit weiteren

⁸⁶⁰ Vgl. SCHAFFERS, *Auf überlebtes Elend blick ich nieder* (1997), besonders S. 14–63.

⁸⁶¹ Vgl. Kap. 4.2.

⁸⁶² *Historische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beylage zu der Magdeburgischen Privileg. Zeitung* Nr. VI vom 7.2.1761, S. 22.

⁸⁶³ So notiert der Kammerherr der preußischen Königin am 10. Oktober 1760 in sein Magdeburger Tagebuch: „Der Fall Berlins bedeutet für uns einen schrecklichen Verlust. Mit einem Schlage sind nun sämtliche Hilfsquellen des Krieges dahin. Der Feind hat unsere Magazine, unsere Fabriken, unsere Pulvermühlen und tausend andere Vorräte in seinem Besitz“, vgl. Ernst Ahaverus Heinrich von LEHNDORFF, *Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen*, Nachträge Bd. 1, Gotha 1910, S. 270.

⁸⁶⁴ Ebd., S. 281f.

⁸⁶⁵ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, 2 Bände (ed. Nörtemann/Pott), Göttingen 1996.

⁸⁶⁶ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 23 (Brief vom 19.7.1761).

⁸⁶⁷ Vgl. Brief Gleims an Ramler vom 24.4.1761 (Goethe-und Schiller Archiv Weimar: 75 I, 9, Nr. 156). Vgl. Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 368.

Ingredienzen an. Er gab ihr den Beinamen einer ‚deutschen Sappho‘ und ließ sie in einem Brief an Ramler als „unsre Schwester in Appollo“⁸⁶⁸ grüßen. Die Karschin akzeptierte im Vorfeld des ersten persönlichen Zusammentreffens mit Gleim in Berlin freudetrunken ihre neue Stellung: „ich bin nach Ihrem Urtheill ganz Sapho, Sie irren nicht schätzbarer freund, ich bin mit der Grichin Eins bis auff den Punct des Herabstürzens“.⁸⁶⁹ Eben diesen letzten „Punct“ musste sie spätestens nach ihrem Besuch bei Gleim in Halberstadt im September und Oktober 1761 und ihrer von Gleim forcierten Abreise in Richtung Magdeburg endgültig revidieren.

Bei Durchsicht des Briefwechsels fällt vor allem die nahezu vollständige thematische Abwesenheit des sonst allgegenwärtigen Krieges auf – mit Blick nicht nur auf Gleims zahlreiche weitere Briefwechsel aus dieser Zeit ein Novum. Zugrunde liegt denn auch eine völlig andere Motivation der Korrespondenten. Wenn etwa Gleims Magdeburger Freund, der Kaufmann und Kunstmäzen Heinrich Wilhelm Bachmann (jun.), in einem Brief vom 23. Oktober 1760, also in unmittelbarer Folge der Kapitulation Berlins, bekennen konnte: „ich fange an zu glauben dass, wenn wir nicht alle Frölichkeit aus unseren Briefen verbannen wollen, wir auch mit keinem Winke die politischen Neuigkeiten berühren müßten“,⁸⁷⁰ so lag dieser gewollten Nicht-Thematisierung des Krieges gerade die im privaten Briefverkehr immer mehr um sich greifende Überflutung mit Neuigkeiten und Gerüchten aus dem Umkreis des Kriegsgeschehens zugrunde, die den privaten Zug der freundschaftlichen Kommunikation oft zu überschatten und zu beeinträchtigen drohte. Im Briefwechsel zwischen Karsch und Gleim ist der Krieg jedoch als Thema nicht einfach eliminiert, sondern Bestandteil der ihrerseits breiter thematisierten dichterischen Haltungen selbst geworden. Gewissermaßen in eine verbindende Sphäre des Idealen ausgelagert, existieren der Krieg und seine Folgen in diesem Briefwechsel ausschließlich in der Vermittlung durch eine grundsätzlich politisierte Dichtung. Die Briefpartner können deshalb konsequent der idealisierenden Absicht ihrer wechselseitigen Wahrnehmung zu folgen, durch die der Karschin auch die innige Berührung mit der verehrten Vorgabe gelang: „ich Size an meinem tisch zu meiner Linken liegt der Grenadier und hier hier in der linken seite meiner brust Sitzt Sein bild von Einer mehr als Menschlichen Hand gezeichnet“.⁸⁷¹

Jener drohende „Punct des Abstürzens“ der Karschin, der ihre unglückliche Liebe zum Halberstädter Jungesellen Gleim bezeichnet und im Briefwechsel der Jahre 1761 und 1762 überaus präsent ist, scheint in diesem Zusammenhang lediglich als ästhetische Störung, als Missbrauch oder Überschwang des dichterischen „Enthusiasmus“ in den Blick zu kommen, der das rein freundschaftlich gedachte Gespräch fortwährend zu unterbrechen und die idealische Ebene der Verständigung zu unterminieren drohte. Verstörend wirkte vor allem der Umstand, dass die Einbildungskraft der Karschin mit dem verehrten „KriegsliederSänger“⁸⁷² überall zugleich den realen Menschen Gleim ergriff, den einen vollkommen mit dem anderen identifizierte, weil auch sie gemäß ihrer Selbstauffassung in Gleim einen ihr kongenial verwandten Genius mit gleichgestimmtem Produktionsprofil voraussetzen durfte. Mit anderen Worten: Die Karschin vermischte eben jene Diskursebenen des dichterisch-freundschaftlichen und des privaten Verkehrs, die Gleim durchaus streng voneinander getrennt sehen wollte. Gleim erlebte das Karschinsche „feuer der freundschaft“ vornehmlich als Einbruch roher Intimität, die sich als Bodensatz und entsubstantiiierter Persönlichkeitsrest einer stilisierenden und sublimierenden Vereinnahmung in die Kultur des Gespräch verweigerte. Der sapphisch verstandene „Punct des Abstürzens“ bezeichnete deshalb auch für Gleim auf evidente Weise einen Dreh- oder Wendepunkt, an dem das dichterische Subjekt aus den konsistenten Himmeln seiner ästhetischen Selbstvergewisserung zu fallen drohte. Thomas

⁸⁶⁸ Brief Gleims an Ramler vom 22.4.1761 (Goethe- und Schiller-Archiv Weimar: 75 I, 9, Nr. 147). Vgl. Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 368.

⁸⁶⁹ Ebd., S. 7 (Brief vom 14.5.1761).

⁸⁷⁰ Brief Bachmanns an Gleim vom 23.10.1760 (Gleimhaus Halberstadt: Inv.-Nr. 99).

⁸⁷¹ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 19 (Brief vom 1.7.1761).

⁸⁷² Ebd., S. 361.

Abbts scharf formulierte Unterscheidungen zur Rechtfertigung des politischen Enthusiasmus scheinen in diesem Sinne auch auf den rezeptionsästhetischen Punkt zu bringen, was Gleim angesichts des freundschaftlich-enthusiastischen Dilemmas empfunden haben mag:

„Wenn der Enthusiasmus zu einer erhabenen Weisheit leiten soll: so darf die Schönheit, deren Besitz er sich wünscht, der Würde des Menschen nicht unanständig, sie darf nicht allzu niedrig sein. Sie muß nicht ohne die Begeisterung erhalten werden können, sie muß einen Wert haben, der sie in einem ausgebreiteten Umfang schätzbar macht, und der Vorteil, den sie bringt, muß die dafür unternommenen Handlungen rechtfertigen. *Sappho* und *Curtius* stürzen sich beide in den Abgrund: Die erste, um sich von ihrer unglücklichen Liebe zu befreien: Der andre, um *Roms* Unglück abzuwenden: *Sappho* ist eine *Närrin* und *Curtius* ein *Held*.“⁸⁷³

In dieser Perspektive schien die Karschin sich insbesondere durch die „Unordentlichkeit“ ihrer eigenen Imagination, die „Bilder aus widersprechenden Teilen zusammensetzt“,⁸⁷⁴ selbst zu diskreditieren und damit der Lächerlichkeit einer Närrin preiszugeben. Genau hier setzten Gleims Bestrebungen an, der verehrten Freundin durch eine wohlmeinende Kultivierungsarbeit den Rückweg in den öffentlichen Raum des gemeinsamen freundschaftlichen Gesprächs zu bahnen. Mit der gelinden Domestizierung der privaten Leidenschaften kündigte sich auch hier – analog zu den oben erwähnten rationalen Zugriffen auf die Produkte des Naturgenies – ein ästhetisches Disziplinierungsverfahren gegen die Karschin an. Die Rückführung emotionaler Entgrenzungen in die Gehege bürgerlicher Ordnungsmäßigkeit war für Gleim notwendige Voraussetzung, um einen freundschaftlichen Diskurs gegen jedwede Verwerfungen im Raum-Zeit-Kontinuum zu sichern und aufrechtzuerhalten.

Was auf den ersten Blick wie eine rein private Problemlage kollidierender unterschiedlicher Erwartungshaltungen und die Genese wechselseitigen Missverstehens aussieht, enthüllt sich bei näherer Untersuchung als Teil eines untergründig ablaufenden, ästhetischen Erziehungsprogramms mit Tiefenwirkung. Zwar machte das Changieren, Fluktuieren und unterschiedliche Konnotieren des im 18. Jahrhundert allgegenwärtigen Freundschaftsbegriffs – füllbar mit unterschiedlichsten Inhalten bis hin zur Liebe oder zärtlichen Liebe⁸⁷⁵ – ein solches wechselseitiges Missverstehen jederzeit möglich: Man gebrauchte die gleichen oder ähnlichen Begrifflichkeiten und meinte doch – angetrieben von differenten Leitvorstellungen – grundsätzlich Verschiedenes. Gleims angestrenzte Bemühungen, die von ihm avisierte „Platonische Freundschaft in Ihren Grenzen zu halten“,⁸⁷⁶ unterschätzten jedoch nicht nur die subversive Kraft der zuvor so freudig begrüßten „etwas wilden Imagination“ der naturbegabten Dichterin. Er missdeutete in besonders evidenter Weise gerade jenen von ihm selbst adaptierten Zusammenhang, der für eine ästhetische Positionierung der Karschinschen Lyrik die substantielle Übereinstimmung der Person Anna Louisa Karsch mit ihrer Dichtung behaupten musste. Die im Briefwechsel mit Anna Louisa Karsch allenthalben vorfindlichen emotionalen Grenzziehungsarbeiten Gleims suchten im freundschaftlichen Verkehr mit der Karschin – paradox genug – gerade jene Bedeutungsebenen von Leben und Werk wieder zu trennen, die zuvor unter ästhetischen Gesichtspunkten vereinigt worden waren. Der sich hier abzeichnende Riss im Kommunikationsgefüge der Briefpartner gibt nicht nur die einfache Diskrepanz zwischen dem enthusiastisch geschürten „feuer der freundschaft“ und seiner platonisch-vorbildlichen Auslöschung frei. Er zieht sich als roter Faden durch das gesamte, im Briefwechsel Karsch-Gleim problematisierte poetologische Spannungsgefüge von „Natur“ und „Kunst“ und läßt

⁸⁷³ Thomas ABBT, *Vom Tode für das Vaterland*, in: KUNISCH, *Aufklärung und Kriegserfahrung* (1996), S. 645.

⁸⁷⁴ Ebd., S. 644.

⁸⁷⁵ ADAM, *Freundschaft und Geselligkeit im 18. Jahrhundert* (2000), S. 10.

⁸⁷⁶ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 32 (Brief vom 21.10.1761).

deutlich eine Diskursschranke erkennen, die weder Gleim noch die Karschin zu überschreiten vermochten. Gleim verlagerte – wie seine Dichterkollegen – das Problem des naturbegabten Genies in den Horizont der eigenen Kunstfertigkeit zurück und vermochte dadurch die existentielle Tragweite des postulierten ästhetischen Theorems nicht zu erfassen. Weil die Natur- als Fremdbegabung jedoch keinen Anspruch auf geistige Selbstermächtigung erheben konnte, blieb der Karschin der Weg in die rationale Selbstauslegung und poetologische Regelung und reflexive Kontrolle ihrer dichterischen Produktionsverhältnisse verwehrt. Die Gleimsche Vereinnahmung des „Naturgenies“ durch die Kunstfertigkeiten rationaler Ästhetik musste deshalb genau an jenem „Punct des Abstürzens“ scheitern, an dem die Karschin sich gegen die Zerreißung ihrer eigenen künstlerischen Disposition zur Wehr setzte und die Wasser privater Obsessionen und Leidenschaften in die Gefilde freundschaftlicher Verständigung einschleuste.

Weil die Schürung des kunstsinnigen „Enthusiasmus“ für Anna Louisa Karsch nicht nur ein ästhetisches, sondern ein existentielles Problem darstellte, geriet die Bestimmung des diskursiven Absturzpunktes der Dichterin zur prinzipiellen Frage, die ebenso weitreichenden Folgen für ihre künftige mediale Positionierung während des Siebenjährigen Krieges und darüber hinaus zeitigte. Als der bereits erwähnte Magdeburger Heinrich Wilhelm Bachmann noch vor dem Besuch Karschs in Halberstadt zugunsten seines Freundes Gleim regulierend in das emotional und ästhetisch gestörte Verhältnis einzugreifen und die vermeintlichen Missverständnisse zu beheben suchte, war Karsch empört und schrieb an Gleim: „was lidt meine beleidigte freundschaft da man sich Ihr stillschweigen zu Nuze machte mir zu sagen dass Sie nur Freund von den Saphischen Gesängen nicht aber von Sapho selbst wären“.⁸⁷⁷ Diese von Bachmann in ungeschickter Argumentation vorgebrachte Trennung von Person und Werk brachte indessen ans Licht, was Anna Louisa Karsch im Verhältnis zu Gleim bewegen musste. Hinter der Halberstädter Fiktion der „Platonischen Freundschaft“, hinter der Gleimschen Eindämmungsarbeit ihrer „Enthusiasterey“⁸⁷⁸ vermutete sie eine unnatürliche intellektuelle Zerreißung von Autor und Werk, die ihr unverständlich bleiben, ja im Lichte einer Inspirationspoetik widersinnig erscheinen musste.

Dies um so mehr, als Gleim selbst wenige Jahre zuvor gegenüber Lessing und Ramler eine der Karsch adäquate Position vertreten und Leben und Werk, politische und poetische Prinzipien eng miteinander verbunden und ästhetische Schranken niedergerissen hatte. In gleicher Weise, wie Lessing bereits Ende 1758 den Überschwang des Gleimschen Enthusiasmus wirksam eingedämmte, führte jetzt der Halberstädter Dichter – so scheint es – das ästhetische Domestizierungsprogramm Lessings an der Karsch durch. Denn 1761 war eine poetische Situierung der Dichtereliten in Berlin und Halberstadt erreicht, in der sie die Früchte des politisch motivierten Enthusiasmus ästhetisch zu verarbeiten und wirksam in poetische Impulse zu übersetzen suchten, zu diesem Zweck aber auch das zeitweilig außer Kraft gesetzte Emanzipationsprogramm der Aufklärung in seine alten Rechte einsetzten. Der an den *Preussischen Kriegsliedern* orientierten Karsch war es jedoch – bildlich gesprochen – nicht möglich, zu sich selbst auf reflexive Distanz zu gehen und den Menschen zuerst und vorzüglich durch den Buchstaben seines Werkes zu schätzen. Ihre Identität als Mensch und als Dichterin blieb im eigentlichen Sinne an ein Selbstverständnis gekoppelt, das keine Fiktionalisierung und keine Idealisierung zuließ, die mit dem Werk nicht auch und zugleich auf eine existenzielle Weise die Person betraf. Gerade weil ihr ästhetisch diskutiertes und medial propagiertes Bild als gefeierte Dichterin untrennbar mit ihrer Herkunft und ihrem Schicksal verknüpft war, wurde ihr – anders als etwa bei Gleim – durch die einseitige Fiktionalisierung ihres Lebenszusammenhangs und dessen gleichzeitiger Implantierung in den ästhetischen und freundschaftlichen Diskurs Gleichgesinnter die authentische Substanz ihrer Persönlichkeit wirksam entzogen. Sie entwickelte ein ausgeprägtes Sensorium für diese durchgängig stattfindende

⁸⁷⁷ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwlg GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 29 (Brief vom 17./18.9.1761).

⁸⁷⁸ Ebd., S. 10 (Brief vom 8.6.1761).

Ästhetisierung ihrer Person, indem sie an zahlreichen Stellen ihres Briefwechsels die Einkehr in die Kälte eines überpersönlichen Freundschaftsverhältnisses mit Gleim mit dem Verlöschen ihrer künstlerischen Gestaltungskraft in direkten Zusammenhang brachte. Um diese zu erhalten, sollte und musste in der Perspektive der Karsch der Triumph der Dichterin mit der Emanzipation des Menschen, und d.h. mit einer Überwindung ihres alten Lebens selbst zugunsten einer neuen gesellschaftlichen Daseinsform, verbunden sein. Zweifellos folgte ihre Reise nach Halberstadt und Magdeburg in diesem Sinne auch und vor allem einer emanzipatorischen Absicht. Die Hoffnung auf die Erlangung von Gesellschaftsfähigkeit wurde jedoch durch Gleims Zurückweisung – unabhängig von deren Motivation – empfindlich blockiert. Vorgeprägt von der Macht der öffentlichen Meinung und der fiktionalen Kraft seines Freundschaftskultus, suchte Gleim für sich gerade das ästhetische Bild der „schlesischen Dichterin“ festzuhalten, zementierte es damit als öffentliches Bestandteil medialer Wirklichkeit und schrieb so, ohne es zu wollen, auch die gesellschaftliche Stellung Karschs als problematische fest. Der Briefwechsel zwischen Karsch und Gleim ist deshalb nicht nur Zeugnis des Einstimmens der Karsch in das ihr vorgezeichnete ästhetische Bild, sondern ebenso als Zeugnis der versteckten und letztendlich scheiternden Auflehnung gegen ihre verkürzende öffentliche Darstellung zu lesen. Anna Louisa Karsch war auf dem Weg von Halberstadt nach Magdeburg, modern gesprochen, endgültig auf ihre Rolle als unverwechselbares „Markenprodukt“ der literarischen Szene festgelegt. Die Fiktionalisierung ihres Lebenszusammenhanges, die Mythologisierung ihrer sozialen Herkunft schrieben ihr Leben in den Text ihres Werkes selbst ein, das als Bestandteil der medialen Öffentlichkeit im Krieg zu einem vielfältig adaptierbaren literarischen Modell avancierte.

4.5.3 Der schmale Grat: die *Magdeburgische Zeitung* als gesellschaftliches Medium der Wahrnehmung von Realität

Reduktion, Vereinfachung komplexer Sinnzusammenhänge auf mühelos zu erfassende, funktionale und öffentlichkeitswirksame Informationsgehalte ist das Tagesgeschäft von Medien – nicht nur, aber insbesondere im Krieg. Die Adaption des poetologisch vorpräparierten Erfolgsmodells „Anna Louisa Karsch“ durch die Magdeburger Presse ist ein signifikantes Beispiel dafür, wie eine literarische Fiktionalisierung dichterischer und lebensweltlicher Bedeutungszusammenhänge durch gezielte mediale Vermittlung zur mentalen Mobilmachung einer breiten Öffentlichkeit eingesetzt wurde. Das Verständnis des wirkungsästhetischen Zusammenhangs von Dichtung und deren medialer Kommunikation darf deshalb als wichtiger Baustein für eine wissenschaftliche Untersuchung der literarischen Rezeption des Siebenjährigen Krieges selbst gelten. Die Karschinsche Kriegsslyrik fügte sich mühelos in ein neues Wahrnehmungsschema ein, das sich schon mit Beginn des Krieges über verschiedene Entwicklungsphasen auch in Magdeburg ausbildete. Auf der Basis eines überraschenden preußischen Aggressionsaktes, dessen zweideutige Ursachen von Anfang an durch propagandistische Mittel verschleiert wurden, differenzierte sich eine patriotisch polarisierte Gesellschaft heraus, die schnell an Kontur und Eigendynamik gewann. Legt man den sich wandelnden Informationsgehalt der *Magdeburgischen Zeitung* zugrunde, so ergibt sich ein differenziertes Bild dieser gesellschaftlichen Dynamik, das zunächst in seinen Grundzügen skizziert werden soll.

Mit einer zeitlichen Verzögerung von neun Tagen wurde der preußische Kriegseintritt am 7. September 1756 erstmals der Öffentlichkeit mitgeteilt. Mit dem – wie in dieser Zeit üblichen – kommentarlosen Abdruck der offiziellen preußischen „Declaration“⁸⁷⁹ und der anschließenden, ebenso kommentar-

⁸⁷⁹ Declaration derjenigen Gründe, welche Se. Königl. Majestät in Preussen bewogen, mit Dero Armee in Sr. Königl. Majestät von Pohlen und Churfürstlichen Durchl. zu Sachsen Erb-Lande einzurücken, in: *Magdeburgische Privilegierte Zeitung* Nr. 108 vom 7.9.1756, Bl. 1v-2r.

losen Wiedergabe der Erklärungen der Gegenseite aus Wien behielt die Zeitung zunächst ihre gewohnte Informationsstrategie und Gestaltung bei. Auch in den folgenden Wochen wurden sowohl im Redaktionssteil wie auch in der Samstags-Beilage der Zeitung überwiegend „Historisch-Politische Merckwürdigkeiten In denen Welt-Staaten“ (so der Titel der Beilage) wiedergegeben. Es handelt sich um diplomatische Verlautbarungen und Korrespondenten-Berichte aus dem Umkreis des Regensburger Reichskonvents und der europäischen Höfe, deren im Wortlaut erfolgte Wiedergabe auch die Gegenpositionen nicht vernachlässigte. Ergänzend brachte das Blatt in gewohnter Weise vermischte Meldungen aus den Hauptstädten Europas, zu größeren Teilen aus anderen überregionalen Zeitungen übernommen, bzw. durch eigene briefliche Korrespondenten beschafft. Die verspätete Reaktion auf das „Ereignis“ des Kriegseintritts und der kommentarlose Rückzug der Berichterstattung auf die verklausulierte Sprache der Diplomatie läßt jedoch ein herbeigeführtes redaktionelles Zögern erkennen, das die eigentliche Aufgabe der Zeitung – die Erzeugung eines schnellstmöglichen Informationsflusses – willentlich unterbrach, um die offizielle Interpretation und Deutung des Geschehens abzuwarten. Dieses Zögern spiegelt seinerseits ohne Zweifel den Umfang der Verunsicherung wider, wie und auf welche Weise das zwiespältige „Ereignis“ offiziell zu kommunizieren und zu bewerten sei. Gemeinsam mit der zivilen Öffentlichkeit stellte sich die *Magdeburgische Zeitung* jedoch schnell auf die neue Situation, d.h. auf die offizielle Sicht der Dinge ein. Einen Monat nach Kriegsbeginn war die mediale Klaviatur bereits um wesentliche Elemente bereichert. So finden sich regelmäßige Berichte von beiden Seiten der Front oder aus den Haupt-Quartieren der streitenden Parteien. Parallel zu diesen Nachrichten ging die Zeitung dazu über, die offiziellen preußischen Circular-Rescripte, „Authentiquen Relationen“ und Bulletins als spezielle nachrichtliche Beilagen abzdrukken bzw. als Sonderdrucke zu vertreiben.

Der Herausgeber und Drucker des Blattes, Gabriel Gotthilf Faber, war auffällig um eine Positionierung jenseits der Auseinandersetzungen, um Unparteilichkeit und Authentizität der Informationen bemüht. So überraschte der Winter 1756/57, in dem die Kriegshandlungen erstmals zwischenzeitlich ruhten, mit exakten Lagebeschreibungen und detailgenauen Berichten über Truppenbewegungen, Kriegszurüstungen und Rekrutierungen von beiden Seiten der Front. Die Nachrichtenfülle zeugte von einem nach wie vor gut funktionierenden Informationsfluss und intakten Informanten- und Korrespondenten-netz und behielten zunächst den informationspolitischen Horizont der Berichte aus dem gesamten Reichsgebiet bei. Erst nach der Schlacht von Prag im Mai 1757 schränkte sich das Gesichtsfeld erstmals deutlicher auf das unmittelbare Kriegsgebiet und die konträren Positionen der Kriegsparteien ein. Auswärtigen Berichte nahmen, wohl aufgrund von Schwierigkeiten bei der Informationsbeschaffung durch Ausweitung der Kriegsschauplätze, den Zusammenbruch der Kommunikationswege und den Verlust von unter Spionageverdacht geratenen Korrespondenten, drastisch ab. Der Herausgeber Faber versuchte, auch unter diesen erschwerten Bedingungen das Abgleiten in die Unsachlichkeit zu verhindern, und den „Beweiß der Unpartheylichkeit“⁸⁸⁰ seines Blattes – offenkundig schon früh in bewusster Abgrenzung gegen den Wirkung zeigenden Sog der Privatinformationen und der Gerüchte – durch eine breitere selektive Auswahl von Berichten aus verschiedenen gemäßigten Zeitungen zu sichern. Obgleich eine feste informationspolitische Ordnung nicht zu erkennen ist und die übernommenen Informationen in Ton und Wortwahl differieren, fehlen eindeutig polemische oder gar reißerische Artikel während der gesamten Kriegszeit nahezu ganz. Die angestrebte kritische Prüfung und Vergleichung von Informationen – etwa im Falle der Schlacht bei Zorndorf, die beide Seiten zunächst als Sieg verbuchten – fiel jedoch zunehmend schwerer und zwang den Herausgeber zur Distanzierung von nicht verbürgten Inhalten. Wiederholt wurde es dem Publikum selbst anheimgestellt zu entscheiden, welcher Zeitungsmeldung man glauben könne.⁸⁸¹ Durchgängig ist das Grundbestreben zu erkennen, dem Leser eine mög-

⁸⁸⁰ *Magdeburgische Privilegirte Zeitung* Nr. 81 vom 8.7.1758.

⁸⁸¹ Vgl. etwa die *Magdeburgische Privilegirte Zeitung* Nr. 120 vom 6.10.1757.

lichst breite, wenn auch in vielen Hinsichten heterogene Informationsbasis bereitzustellen. Das Blatt zielte nicht auf die Propagierung einer vorgefertigten Meinung, sondern räumte dem Leser die Möglichkeit einer objektiven, wenn auch nicht objektivierbaren Meinungsbildung ein.

Die *Magdeburgische Zeitung* gewann im Siebenjährigen Krieg ihre erste informationspolitischen Kontur, die sie bis zu ihrer Einstellung im September 1944 kultiviert hat. Sie läßt sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts als ein durchaus gemäßigtes, treu royalistisches und dennoch liberales Blatt beschreiben und hat sich später selbst auch traditionsbewusst aus ihren Wurzeln verstanden.⁸⁸² Entscheidenden Einfluss auf diese Entwicklung hatte der Aufenthalt der königlichen Familie und des Hofes in Magdeburg während des Siebenjährigen Krieges. Mit der bereits erwähnten längsten, nahezu drei Jahre währenden Exilierung des Berliner Hofes in der Festungsstadt übernahm die *Magdeburgische Zeitung* das Informationsmonopol für die preußischen Länder und avancierte de facto zur Hofzeitung. Der Magdeburger „Leitartikel“ mit Meldungen über am Hof eingelaufene neueste Nachrichten löste ab März 1760 die sonst eröffnenden Nachrichten aus Berlin auf der Titelseite ab.⁸⁸³ Die dadurch verschärfte öffentliche Aufmerksamkeit auf das durch Nachrichten aus erster Hand zitierfähige Blatt, die Anwesenheit des königlichen Familie in Magdeburg als unmittelbarer Kontrollinstanz und die mannigfaltigen Rücksichten auf die Befindlichkeiten der frankophil orientierten Hofgesellschaft sowie der zahlreichen hochrangigen russischen, österreichischen und französischen Offiziere in der Stadt, beförderten auf nachhaltige Weise eine durchgängige stringente Orientierung der Zeitung an den offiziellen Leitlinien der königlich-preußischen Informationspolitik. Dennoch – und dies mag paradox scheinen – verhinderte gerade das erhöhte Kontrollpotential vor Ort ein Absinken der *Magdeburgischen Zeitung* ins informationspolitische Niemandsland. Gerade weil das besonders stark motivierte Konformitätsstreben und die daraus resultierende forcierte Selbstzensur des Redakteurs die Zeitung vor allem zum regierungstreuen Transportmittel gezielter offizieller und offiziöser Rechtfertigungsstrategien werden ließen,⁸⁸⁴ konnte die Nachrichtenpolitik Fabers in den ihr vorgezeichneten Grenzen eine gewisse Eigenständigkeit als „Unpartheylichkeit“ behaupten.

Trotz des informationspolitischen Kalküls bezog das Magdeburger Blatt eindeutig patriotische Positionen im Sinne einer „moralisch-politischen Haltung“.⁸⁸⁵ Sie tat dies durch die unmittelbar nach Kriegsbeginn einsetzende und sich im Kriegsverlauf durchhaltende Integration von verschiedenen subjektivierenden Elementen. Dies meint in erster Linie die zunehmende Integration von patriotischen Gedichten in die Abfolge der nüchternen Berichtabfolge des Redaktionsteils. Solche Gedichteinlagen finden sich vor dem Beginn des Siebenjährigen Krieges nur zu besonderen Anlässen wie etwa dem Jahreswechsel oder zu den Geburtstagen des Königs oder der Mitglieder der königlichen Familie, häufen sich aber nach Kriegsbeginn vor allem im Zusammenhang mit preußischen Siegen. Es handelte sich um Sieges-, Dank- oder Lobgedichte, zuweilen auch um versifizierte Fabeln mit lehrreichem Inhalt, die größtenteils anonym publiziert wurden. Die meisten dieser Gedichte konzentrierten sich auf das Herrscherlob im weitesten Sinne, auf die pointierte, zuweilen auch sarkastisch zugespitzte Beschreibung der politischen Lage der preußischen Kriegsgegner, und die heilgeschichtliche Deutung des Geschehens.

Was zunächst wie die Konterkarierung des eigenen Prinzips größtmöglicher „Unpartheylichkeit“ aussieht, stellt sich bei näherem Hinsehen als notwendige Ergänzung der gebotenen Informationen aus dem militärischen Aktionsraum dar. Mit dem ersten medienwirksamen preußischen Sieg über österrei-

⁸⁸² Bezeichnenderweise gehörte Robert Faber (1869-1924), von 1902 bis 1924 Inhaber und leitender Redakteur der *Magdeburgischen Zeitung*, zu den Vordenkern und Anregern eines unabhängigen deutschen Nachrichten- und Informationsdienstes, der erst 1949 mit der Gründung der Deutschen Presse-Agentur (dpa) realisiert wurde. Vgl. dazu STRUNZ, *Friedrich Gustav Robert Faber* (1975).

⁸⁸³ Vgl. FABER, *Die Faber'sche Buchdruckerei* (1897), S. 67f.

⁸⁸⁴ Die seitens der preußischen Ministerien verwendeten Propagandastrategien hatten sich in weiten Teilen bereits im Ersten und Zweiten Schlesischen Krieg bewährt und wurden im Zuge der strategischen Anforderungen des Siebenjährigen Krieges weiter perfektioniert. Vgl. MAZURA, *Die preußische und österreichische Kriegspropaganda im Ersten und Zweiten Schlesischen Krieg* (1996), S. 32-54 u.ö.

⁸⁸⁵ Vgl. VIERHAUS, *Patriotismus* (1987).

chische Truppen bei Lowositz Anfang Oktober 1756 ging die *Magdeburgische Zeitung* zu einem Informationsverfahren über, das bei der medialen Aufbereitung der künftigen preußische Siege in ähnlicher Weise kontiniert wurde. Unmittelbar einlaufende Nachrichten über das Kriegsgeschehen – die Herkunft der Informationen blieb dabei nahezu durchgängig verschleiert – wurden meist als subjektive und vorläufige gekennzeichnet und konnten auf diese Weise in ihrem relativen Informationsgehalt jederzeit problemlos modifiziert, korrigiert und durch unterschiedliche Perspektiven aus dem Feld ergänzt werden, bis sie durch den Abdruck der offiziellen, aus Berlin nachgereichten und mit Statistiken versehenen „Authentiquen Relationen“ ihre endgültige Interpretation erhielten. Es ergibt sich damit ein Schema der Nachrichtenvermittlung, dass sich, um dem unmittelbaren Informationsbedürfnis des Lesers Rechnung zu tragen, selbst unbestätigten Meldungen und umlaufenden Gerüchten nicht verschließen musste und dennoch dem Bestreben nach größtmöglicher Wahrhaftigkeit der Nachricht selbst wahrnehmen konnte. Nachrichten aus dem Feld galten meist der detaillierten und anschaulichen Schilderung des Ereignisses und Handlungen, die dem Leser die stoffliche Fülle dessen nachlieferten, was ihn zunächst als bloße Meldung über Sieg oder Niederlage erreichte. Sie verbürgten per se eine nachrichtliche Autorität und Authentizität. Eingefügte, patriotisch motivierte Gedichte übernahmen dagegen im Redaktionsenteil der Zeitung die reaktive Rolle des Antwortgebens der Zivilgesellschaftler auf vorausliegendes Geschehen, das ihnen auch dann uneinholbar blieb, wenn sie inhaltlich die Meldungen aus dem Feld aufgriffen. Die anspruchslosen lyrischen Einlagen wichen nicht von den bekannten Schemata der Kriegssyrik ab und präsentierten schon frühzeitig den später durch Gleim und andere kultivierten Katalog von Ausdrucksmitteln. Ein typisches Beispiel sind die „Gedancken eines Fremdlings über den von Sr. Königl. Majestät in Preussen über die Oesterreicher bey Lowoschütz am 1. October glücklich erfochtenen Sieg“, das hier wiedergegeben sei:

Stoltz singe ich den Held, der Preussen Hannibal!
 Er kömmt! Er kämpft! Er siegt! stützt Deutschlands nahen Fall.
 So, so weiß Friedrich nur mit Götter-Kraft zu siegen!
 Er sah schon vor der Schlacht die Feinde blutend liegen.

Triumph dem zweyten Mars! Der unsre Zeiten schmückt,
 Triumph dem größten Held! der Seinen Feind erdrückt
 Es klopf mein Hertz für Dich, Du Oestreichs Ueberwinder!
 Drum sing ich Dir ein Lied, wie Deine Landes-Kinder.⁸⁸⁶

Wie aus den sparsamen Anmerkungen des Redakteurs Gabriel Gotthilf Fabers hervorgeht, wurden die meisten dieser Lieder von preußischen Patriotinnen und Patrioten unverlangt bei der Zeitung eingeliefert und nach Gelegenheit und Bedarf abgedruckt. Sie repräsentierten durchweg eine Art bevölkerungsnahen Meinungsstand und lieferten dem Leser über den nüchternen Feldbericht hinaus auch das emotionale Rüstzeug zum patriotischen Ergreifen und Ergriffensein durch die zeitgeschichtliche Situation. Dennoch ist nicht davon auszugehen, dass der Redakteur der *Magdeburgischen Zeitung* die Anreicherung des Redaktionsteils aus einem ideologisch gefärbten Interesse an der medialen Beeinflussung von Öffentlichkeit vornahm. Er reagierte vielmehr selbst auf eine bereits wenige Wochen nach Kriegsbeginn fundamental veränderte gesellschaftliche Wahrnehmung von Realität. Mit dem Kriegseintritt Preußens verlagerte sich die öffentliche Aufmerksamkeit schlagartig auf die Brennpunkte des Kriegsgeschehens und setzte damit einen Prozess in Gang, der in kürzester Zeit zu einer rapiden Entwertung des zivilen Lebens, der zivilen Gesellschaft im Ganzen führte. Ihre umfassende Unterordnung unter den

⁸⁸⁶ *Magdeburgische Privilegirte Zeitung* Nr. 124 vom 16. Oktober 1756, S. Bl. 2v.

militärischen Komplex setzte die medial instruierte Zivilgesellschaft gegenüber dem militärischen Geschehen in allen Bereichen zu einer sekundären Welt herab, die in letzter Konsequenz – isoliert von den Wirklichkeiten des Feldes – ihren eigenen Verständnishorizont der zeitgeschichtlichen Situation ausbildete. Die in ihm erzeugte sekundäre Wirklichkeit unterschied sich insofern von der primären, der militärischen Wirklichkeit des Krieges und des Feldes, als sie ihr gegenüber keine Authentizität mehr beanspruchen konnte. Wohl und Wehe der Zivilgesellschaft waren direkt vom Verlauf des Kriegsgeschehens abhängig – ein Umstand, der nicht nur die gesellschaftliche Kommunikation, sondern auch die Selbstwahrnehmung der Bildungseliten während des Siebenjährigen Krieges entscheidend verändert hat – sichtbar etwa an der permanenten Thematisierung des Krieges und seiner Folgen, die in nahezu jeden Kommunikationszusammenhang eindrang und die Selbstverständigungsstrukturen der Zivilgesellschaft nachhaltig überformte.

Interpretiert man die Funktionsweise der *Magdeburgischen Zeitung* im Siebenjährigen Krieg vor dem Hintergrund dieser sich ausdifferenzierenden, auf einer fundamentalen Spaltung der Gesellschaft beruhenden unterschiedlichen Wahrnehmungen von Realität, so wird deutlich, worin deren eigentliche Aufgabe und Leistung zu sehen ist. Vor allem anderen erfüllte die Presse eine integrative Funktion, insofern sie die militärische und die zivile Interpretation von Realität zusammenführte und damit dem Auseinanderdriften der geteilten Gesellschaft entgegenarbeitete. Sie erzeugte durch die Zusammenstellung und diskursive Zusammenführung disparater Literaturformen nicht nur ein erweitertes literarisches Feld, sondern bereitete ebenso ein entgrenztes Literaturverständnis vor, in dem der objektivierende Blick des offiziellen Bulletins, die subjektive Wahrnehmung des Augenzeugenberichts und das emotionalisierte patriotische Gedicht sich nicht mehr konträr zueinander verhielten. Allen Textsorten war gleichermaßen eine fiktionale Tendenz eigen, die einer ideologisch homogenisierten Verwindung der Kriegsrealität verpflichtet war. Kriegsbericht und Kriegsgedicht gehörten zwar verschiedenen Interpretationen von Realität, mithin verschiedenen Wirklichkeiten an, fanden aber im Medium der Zeitung ihren gemeinsamen Konvergenz- und Fluchtpunkt. Im Medium Zeitung wurden durch Verschmelzung verschiedener literarischer Reflexionen auf verschiedene Realitäten nicht nur konglomerierte Informationen hergestellt, sondern öffentlichkeitswirksam transportiert. Und festzuhalten bleibt auch, dass diese mediale Verschränkung und Kommunikation von verschiedenen Wirklichkeitskonzepten deshalb stimulierend auf das literarische Interesse weiter Teile der lesenden Bevölkerung einzuwirken vermochte, weil sie zugleich öffentliche Meinungsbilder aufnahm und in den Fiktionalisierungsprozess einspeiste. Auf der Basis dieser nach innen und außen vermittelnden Qualität ist es deshalb möglich, dem Medium Zeitung im Siebenjährigen Krieg die Rolle eines außerordentlichen Katalysators im Prozess einer forcierten Literarisierung der Zivilgesellschaft zuzuschreiben.

Die Literarisierung der Zivilgesellschaft läßt sich überall dort als deren autopoetische Selbstverflüssigung verstehen, wo sie von ihren Quellen und Beweggründen her interpretiert wird. Die dem militärischen Geschehen sekundierende Zivilgesellschaft in der friderizianischen Autokratie musste vor allem ein kompensatorisches Bedürfnis der Teilhabe an jenem spezifisch militärischen Aktionsraum bewegen, der ihr direkt nicht zugänglich war und ihrer Einflussnahme vollständig entzogen blieb. Das Bedürfnis nach solcher Teilhabe manifestierte sich in erster Linie als forciertes Bedürfnis nach umfassender Information und Informationsbeschaffung, um die aufklaffende diskursive Distanz und mediale Wahrnehmungslücke wirksam zu schließen. Insbesondere die Bildungseliten verstanden sich in zunehmendem Maße als diskursive Durchlauferhitzer von Informationen, die nicht mehr nur der Ebene ästhetischer Selbstverständigung entstammten, sondern dezidiert auch auf die lebensweltlichen Grundlagen Bezug nahmen. Dieser informatorische Dynamisierungsprozess der Zivilgesellschaft umfasste in seinem weitesten Grundzug die Wiederherstellung der schwindenden gesellschaftlichen Einheit, und realisierte sie in vielfältigen Formen der Annäherung an das Kriegsgeschehen. Die durch das Ereignis des

Krieges entsubstantialisierte und diskursiv gespaltene Zivilgesellschaft begriff die zeitgeschichtliche Situierung auf unterschiedliche Weise als Herausforderung und initiierte einen umfassenden Selbstermächtigungsprozess. Dass insbesondere die Literaten zur Bewältigung dieser Herausforderung ihrerseits auf – oftmals in propagandistischer Absicht – gefertigte Interpretationen der militärischen Realität, d.h. auf literarisch fixierte Fiktionen angewiesen waren, kam ihrem eigenen produktiven Grundzug bei der Interpretation von Realität entgegen. Die aus einer veränderten Wahrnehmung resultierende sekundäre Wirklichkeit der Zivilgesellschaft im Krieg realisierte sich in produktiver Hinsicht – etwa im popularphilosophischen, im theologischen und literarischen Diskurs der Zeit – als ein ihren Erzeuger, den Krieg, begleitender Kommentar, der sich eng an seinen Gegenstand anschloss, ihn zu umfassen und zu deuten suchte, ihn zuweilen auch visionär überwucherte und doch gleichzeitig bereit war, sich inhaltlich an ihn als einziges Korrektiv der sich im vaterländischen und friderizianischen Enthusiasmus entgrenzenden Vernunft hinzugeben. Durch diese Hingabe gelang den Bildungseliten die diskursive Verflüssigung auch der widerständigsten Teile gesellschaftlicher Realität bis hin zur Einbeziehung der weltlichen Macht und der landesherrlichen Politik. Wie das oben wiedergegebene Gedicht belegt, war der patriotische Diskurs auch in Magdeburg gesamtgesellschaftlich bezogen und eröffnete in der durch das Kriegsgeschehen forcierten Abgrenzung des Eigenen gegen das Feindliche und kulturell Fremde frühzeitig diverse Diskussionsfelder um das (preußisch verstandene) Vaterland der Deutschen.

Das Bedürfnis der Teilhabe der zivilen Gesellschaft am Krieg manifestierte sich vorrangig als Bedürfnis nach informeller Bestätigung und moralischer Entlastung, das sich über die verschiedenen Spielarten kommunikativ hergestellter Öffentlichkeit vollziehen konnte. Es äußerte sich als Bedürfnis jenen zu glauben, die eine substantielle Teilhabe am primären gesellschaftlichen Ereignishorizont nachzuweisen oder eine solche Teilhabe zu suggerieren verstanden. Die zivilgesellschaftliche Wahrnehmung von Realität präferierte das Kriegs-Erlebnis als erste und einzig authentische Beglaubigungsinstanz. Nur unter dieser Prämisse wird verständlich, warum in literarischer Hinsicht neben den beliebten Augenzeugenberichten von Militärs vor allem die kriegslyrischen Fiktionen a la Karsch und Gleim in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit rücken und über ihre Verbreitung durch das Medium der Zeitung Sensation machen konnten.

4.5.4 Kriegsliteratur als medialer Handlungsspielraum am Beispiel Magdeburgs

Die besonderen, von der Kriegsliteratur der Karschin ausgehenden literarischen Mobilisierungseffekte sind auch und gerade in Magdeburg unverkennbar. Sie setzten bereits unmittelbar nach der Ankunft der Dichterin in Berlin ein und bereiteten den Boden für ihren äußerst wohlwollenden künftigen Empfang in der preußischen Festungsstadt. Nur zwei Tage nach dem ersten auszugsweisen Abdruck ihres Gedichts auf den Sieg Friedrichs bei Torgau in den *Briefen, die Neueste Litteratur betreffend* fiel auch in Magdeburg der Startschuss für die breitenwirksame Rezeption der Karschinschen Lyrik. Die *Magdeburgische Privilegierte Zeitung* publizierte das gesamte Gedicht am 7. Februar 1761 in ihrer Beilage,⁸⁸⁷ begleitet von einer kurzen, aber sehr positiven anonymen Besprechung. Eine Woche später, am 14. Februar, brachte die Zeitung an gleicher Stelle folgende Notiz, die ersten Einblick in rezeptionsästhetische Zusammenhänge erlaubt: „Das neulich mitgetheilte Sieges-Gedichte einer Glogauischen Schneiders-Frau hat eine ganz unerwartete Wirkung gehabt auf die Empfindung einiger Magdeburgischen Patrioten von Geschmack. Die Dichterin soll es wissen, dass sie hier mit bewundernden Beyfall gelesen

⁸⁸⁷ Anna Louisa KARSCH, *Den 3. November 1760. Groß durch den Sieg des Königs bey Torgau*, in: *Historische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beylage zu der Magdeburgischen Privileg. Zeitung* Nr. VI vom 7.2.1761, S. 22-24.

wird“.⁸⁸⁸ Karschs Gedicht wurde – wie ihr ungewöhnliches Auftauchen in der literarischen Szene – auch in Magdeburg dankend aufgenommen und löste bei der lokalen Bildungselite einen neuen Schub überschwenglicher patriotischer Empfindungen aus. Dass das Gedicht bereits vor seiner Veröffentlichung in der *Magdeburgischen Zeitung* in den literarisch interessierten Kreisen der Stadt kursierte, geht aus einem Brief Bachmanns an Gleim vom 19. Januar 1761 hervor. Nicht ohne energische Rücksicht auf Gleims kunstkritische Reputation seine eigene Begeisterung verbergend, fragte Bachmann in Halberstadt eher beiläufig an: „Haben Sie die Ode der Glogauischen Poetinn auf den Sieg bey Torgau gesehen? Mich dünkt es könnte mit Hülfe einiger weniger Veränderungen ein sehr schönes Stück daraus gemacht werden.“⁸⁸⁹ Der allgemein formulierte Vorbehalt war hier eher rhetorischer Natur und griff einem möglichen negativen Urteil des literarischen Kritikers und Dichters der *Preussischen Kriegsglieder* in Halberstadt voraus. Ohne Zweifel hatte Bachmann entscheidenden Anteil an der Publikation der Karschinschen Ode in der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung*, in die das Gedicht letztlich ohne Veränderungen eingegangen ist. Die Begeisterung scheint nach der Publikation über die „Patrioten von Geschmack“ hinaus schnell auf breitere Teile der lesenden Zivilbevölkerung in den Mauern der Stadt übergegriffen zu haben, denn bereits in der folgenden Samstags-Beilage vom 14. Februar 1761 bieten die Pansasche wie die Fabersche Druckerei in Magdeburg unisono das Karschinsche Sieges-Gedicht auf einem ganzen bzw. halben Bogen gedruckt, für einen Groschen bzw. sechs Pfennige feil.

Auch in der Magdeburger Öffentlichkeit ist bereits im Februar 1761 das Bild der „Glogauischen Schneiders-Frau“ und patriotisch-gesinnten „treuen Schlesierin“ eine untrennbare Symbiose mit ihrer Dichtung selbst eingegangen. Das mediale Bett in Form des bereitwillig übernommenen ästhetischen Modells „Anna Louisa Karsch“, das sie Ende Oktober 1761 in Magdeburg lebhaftig aufnehmen wird, ist ihr lange vor ihrer Ankunft in der Elbestadt bereitet. Die bereits erwähnten „Magdeburgischen Patrioten von Geschmack“ – es handelte sich um den literaturinteressierten Kreis um Heinrich Wilhelm Bachmann (jun.) – nahmen die wohlwollende Aufnahme des Karschinschen Gedichtes sogleich zum Anlass, Geldmittel für die Dichterin zu sammeln, denn „Magdeburg will seines grossen Friedrichs Lob einer treuen Schlesierin nicht unbelohnt lassen“.⁸⁹⁰ Offenkundig bewegten dabei neben dem dichterischen „Enthusiasmus“ vor allem die Nachrichten vom persönlichen Schicksal der Dichterin die patriotischen Gemüter. Wie aus den Notizen in der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* hervorgeht, war die lokale Rezeption der Karschin jedoch von Anfang an nicht nur an den fiktionalen Grundzusammenhang von Dichtung und Leben gebunden. Sulzer formulierte 1764 im Vorwort zu den „Auserlesenen Gedichten“ rückblickend noch einmal auf exemplarische Weise, was die meisten seiner Zeitgenossen und die breite Öffentlichkeit vor allem anderen an der Karschin wahrnehmen wollten. In Anspielung auf ihre zahlreichen früheren Gelegenheitsgedichte, die vor Ausbruch des Krieges in Schlesien entstanden waren, bemerkte er: „Indessen waren diese Aeüßerungen ihres Genies nur noch kleine Funken, des halb unterdrückten Feuers, welches die Musen in ihr angezündet hatten. Die Siege Friedrichs gaben ihm eine Kraft, die alle Hindernisse seines vollen Ausbruchs verzehrte, und die es in vollen Flammen darstellte“.⁸⁹¹ Auch in dieser Wendung wurde durch Sulzer eine folgenschwere Motivverknüpfung festgeschrieben, die das dichterische Genie der Karschin auch nach Ende des Krieges an den Streitwagen des preußischen Staatenlenkers und Philosophen gekettet hielt und damit die Rezeption ihrer Gedichte maßgeblich beeinflusste. Die ohnehin bestehende Verkürzung des Zusammenhangs von Leben und Werk der Karschin auf eine ästhetische Position fand hier ihre letzte Verschärfung durch die nochmalige Verengung des Blickwinkels auf ein Schaffen, das vorwiegend auf den Krieg und die Person Friedrichs zentriert schien. Das medial propagierte Bild der Karschin war damit endgültig und breitenkompa-

⁸⁸⁸ *Historische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beylage zu der Magdeburgischen Privileg. Zeitung* Nr. VII vom 14.2.1761, S. 28.

⁸⁸⁹ Brief Bachmanns an Gleim vom 19.01.1761, Bl. 2r (Gleimhaus Halberstadt: Inv.-Nr. 101).

⁸⁹⁰ *Historische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beylage zu der Magdeburgischen Privileg. Zeitung* Nr. VII vom 14.2.1761, S. 28.

⁸⁹¹ Johann Georg SULZER, *Vorrede*, in: *Auserlesene Gedichte von Anna Louisa Karschin*, Berlin 1764, S. XVIII.

tibel an den Wirkungshorizont des Krieges gebunden. Ihre zahlreichen anderen in Magdeburg entstandenen Gelegenheitsgedichte segelten in der Wahrnehmung der zivilen Öffentlichkeit von Anfang an unter dieser Flagge mit.

Zweifelloos hat nicht nur jenes Gedicht auf den Sieg des preußischen Königs bei Torgau, das ihr 1761 den Zugang zur literarischen Bühne Deutschlands ebnete, der früh beginnenden Stilisierung Anna Louisa Karschs zu „Friedrichs des Großen Volksdichterin“⁸⁹² entscheidenden Vorschub geleistet. Wie aus ihren Äußerungen anlässlich der ihr gewährten königlichen Audienz 1763 hervorgeht, hat die Karschin selbst diese Rolle bereitwillig und aus innerster Überzeugung übernommen und propagiert, weil ihr die Geburt ihres Dichtertalents aus dem Geiste des preußischen Patriotismus und der Friedrich-Verehrung durch die Umstände ihres persönlichen Lebensganges mehr als plausibel erscheinen musste.⁸⁹³ Ihre autobiographischen Nachrichten an Sulzer zeigen deutlich, dass sie ihre kriegslyrische Produktion ursächlich mit jener entscheidenden biographischen Wende verknüpft hat, die ihr inmitten der schlesischen Kriegswirren den Ausweg aus bedrückenden persönlichen Verhältnissen ermöglichte. Dennoch nahmen ihre späteren Selbstinterpretationen auf die Genese ihres öffentlichen Bildes keinen wesentlichen Einfluss, bestätigten vielmehr im Nachhinein die kursierenden öffentlichen Anschauungen.

Die Verselbständigung des öffentlichen Bildes der Karschin, das an den Bruchflächen reibungsfrei durch den unablässig produzierten patriotischen Kitt zusammengehalten wurde, verfestigte sich im Horizont der lokalgesellschaftlichen Öffentlichkeit schnell zu einem unauflöslichen Konglomerat von Vorstellungen, das – wie nicht nur der Briefwechsel mit Gleim zeigte – dem Zugriff und der korrigierenden Einflussnahme der Dichterin dauerhaft entzogen blieb. Dieser Vorgang bezeichnet den Extremfall einer medial aufbereiteten Identitätskonstruktion, die ihre stabilisierende Grundlage in einer radikalen diskursiven Verflüssigung des Individuellen fand. Anna Louisa Karsch wurde – bildlich gesprochen – als universaler Text präpariert und zur informellen Verfügung gestellt. Ihre gesellschaftliche Disposition als „Wunderfrau“ betraf vor allem anderen diese Vertextlichung, die ihr im allgemeinen Kommunikationsfluss eine größtmögliche Zirkulations- und Rezeptionsfähigkeit sicherte. Anna Louisa Karsch wanderte als sprachliches Fluidum, als Vollversion eines ästhetischen Textes durch die mediale Landschaft, der von nahezu jedem möglichen Rezipienten gelesen und entschlüsselt werden konnte, weil sich in der ästhetischen Transzendierung ihrer Persönlichkeit auf einmalige Weise die Spur der subversiven Kraft ihrer dichterischen Selbstbestimmung als authentisches lebensweltliches Versprechen erhalten blieb. Ihr existentieller Ausgang aus der selbst- und fremdverschuldeten Unmündigkeit prädestinierte Anna Louisa Karsch während des Siebenjährigen Krieges für die Rolle der Titelheldin in einer uneingeschränkten medialen Erfolgsgeschichte. Ihr persönlicher Werdegang schien sich in der enthusiastisch gesteuerten Transzendierungsarbeit ihrer Zeitgenossen mit dem ungewissen Schicksal Preußens zu verknüpfen und lieferte nicht nur den „Magdeburgischen Patrioten von Geschmack“ Momente der Identifikation und der emotionalen Korrespondenz.

Anna Louisa Karsch genoss durch ihre Herkunft und ihr Schicksal, ihre existentielle Teilhabe am Zeitgeschehen und die gleichsam verbürgte Authentizität ihres dichterischen Sprechens in den Augen ihrer Zeitgenossen ein außerordentliches gesellschaftliches Privileg. Die in Berlin, Halberstadt und anderswo in poetologischer Perspektive erzeugte Einheit von Leben und Werk der Karschin brachte im Verbund mit einer freien medialen Verfügbarkeit dieses Konstrukts die rezipierende Leserschaft spielerisch mit dem von der Aufklärung avisierten gesellschaftlichen Movens eines universal einsetzbaren Enthusiasmus selbst in Berührung. Auf der Suche nach Indizien für diese These wird man schnell fün-

⁸⁹² Programmatisch im Titel erneuert etwa bei HAUSMANN, *Die Karschin. Friedrichs des Großen Volksdichterin* (1933).

⁸⁹³ So äußerte Anna Louisa Karsch etwa bei der ihr gewährten Audienz mit Friedrich II. am 11. August 1763: „Durch wen aber ward Sie eine Poetin? Durch die Natur und durch die Siege von Eurer Majestät.“ Vgl. Anna Louisa KARSCH, *Gedichte und Lebenszeugnisse* (ed. Anger), Stuttgart 1987, S. 184.

dig. Bereits der selbstbewusste Anfang der Karschinschen Ode auf den Sieg Friedrichs bei Torgau verdeutlicht die außerordentliche gesellschaftliche Stellung der Dichterin:

„O Muse, die mit kühnem Fluge
Bis ins Gewühl der Feldschlacht dringt,
Dem Held zum Streite folgt, und Seines Heeres Zuge
Nach späht, und grosse Thaten singt!

Trag meine Phantasie auf Flügeln
Hin, wo die Elb' ans Ufer trat
Zu sehn, wie auf den nachbarlichen Hügeln
Mein König grosse Dinge that.“

Die Anrufung der ‚wissenlassenden‘ Muse, die der Phantasie der patriotisch gestimmten Sängerin den Weg „ins Gewühl der Feldschlacht“ bahnen sollte, erscheint unter dem Vorzeichen zu verbürgender Teilhabe am Zeitgeschehen und abzusichernder Authentizität dichterischen Sprechens auf den ersten Blick durchaus kontraproduktiv. Denn mit der Bezugnahme auf eine außerpersönliche Inspirationsquelle als vermittelnder Instanz reflektierte die Karschin *bewusst* auf den Abstand des zivilen Sängers von den Ereignissen im Feld, und hob damit gerade jene Wahrnehmungskluft zwischen Zivil- und Militärgesellschaft hervor, die sonst bereits im Vorfeld der lyrischen Produktion durch diverse Formen dichterischer Stilisierungen und Fiktionalisierungen verdeckt zu werden pflegte. Ins Positive gewendet bedeutet dies jedoch: Mit dem enthusiastischen Hinaussetzen des naturbegabten Dichter-Genius in die Differenz verschiedener Kriegsrealitäten formulierte Anna Louisa Karsch selbstbewusst dichterische Eigensständigkeit. Trotz des eindeutigen Rückgriffs auf antike Sprachfiguren (Homer, Hesiod, Solon) betrieb Anna Louisa Karsch zu diesem Zweck keine modische Reaktivierung altertümlicher Inspirationsmythologien. Folgt man der These vom Enthusiasmus als „Scharnierstelle zwischen dem mythischen Modell der Inspirationslehre und dem Paradigma der psychologischen Poetik“, ⁸⁹⁴ so tritt Anna Louisa Karschs Gedicht auf den Sieg Friedrichs bei Torgau als wichtige rhetorischen Übergangsfigur poetologischer Selbstverständigung in der Mitte des 18. Jahrhunderts hervor. ⁸⁹⁵ Mit der selbstbewussten Anrufung der Musen realisierte die Karschin – genau besehen – nicht nur eine Distanzierung vom zeitgenössischen poetologischen Diskurs, sondern stellte damit auch ihre eigene – künstlerische und menschliche – Authentizität sicher. Ihre wiederholt formulierte Abneigung gegen eine bloß nachahmende Dichtung gipfelte folgerichtig in der konsequenten Ablehnung der ästhetischen, aus den antiken Schriftstellern derivierten Forderungen und Maximen der Kunstrichter. ⁸⁹⁶ Ihre ungeteilte Aufmerksamkeit galt der Gegenwart. Anders als etwa Gleim bedurfte Anna Louisa Karsch gerade keiner vorausgreifenden Selbsterfindung, keiner Fiktion eines „Grenadiers“, die ihr die unmittelbare Teilhabe am Kriegsgeschehen sicherte und dessen Schilderung legitimierte. Sie nutzte die subversive Kraft ihrer leibhaftigen Ästhetisierung und die transitorischen Eigenschaften ihrer medialen Performance, um die Kluft zwischen militärischer und ziviler Realität mühelos und gleitend zu überbrücken – ohne deren Gegensätzlichkeit aufheben zu müssen. Auf diese Weise vermochten ihre Siegesgesänge durch die Kombination von augenzeugenhafter, plastischer Schilderung der Kampfeignisse und deren heilsgeschichtlicher Untermalung auch den diskursiven Abgrund der geteilten Gesellschaft mit einem Gewebe enthusiastisch-patriotischer

⁸⁹⁴ STOCKER, *Erstes und fremdes Wort* (1999), S. 33.

⁸⁹⁵ CLARK, *The theory of inspiration* (1997), S. 68: „Enthusiasm ... works as a transitional term in the shift from religious or Neoplatonic ideas of inspiration to secularized theories of ‚creativity‘ that would ground themselves on the postulate of a shared or universal human nature“.

⁸⁹⁶ Vgl. dazu Kap. 4.6.4.

Phantasien zu überformen. Die Karschin avancierte in ihrer Kriegsliteratur selbst zum öffentlichen patriotischen Symbol, das als gesellschaftliches Bindemittel von hoher Fügungskraft zu wirken vermochte. Und es bedurfte gerade in der Abgeschiedenheit Magdeburgs von allen kriegerischen Handlungen eines solchen Symbols, dessen Wirkung die Grenzen von Dichtung und Wahrheit für die zivilen Zeitgenossen fließend machte, ja zuweilen bis zur Unkenntlichkeit verwischte.⁸⁹⁷ Die Macht der literarischen Fiktionen drang im Verlauf des Siebenjährigen Krieges in zunehmendem Maße in den Gesamtbestand des Geschriebenen ein und forcierte auf diese Weise durch die unablässige Produktion einer einzigen, alle disparaten Elemente vereinigenden gesellschaftlichen Wirklichkeit die Literarisierung der Zivilgesellschaft.

4.6 Die Konstitutionen literarisch-patriotischer Öffentlichkeiten in Magdeburg

4.6.1 „Warheit, Freyheit und Geschmack“ - Die Umgestaltung der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* zum literaturkritischen Forum (1758-1761)

Der unmittelbar nach Beginn des Siebenjährigen Krieges einsetzende Einfluss der fiktionalen Erzählformen auf die Gestaltung des Redaktionsteils der *Magdeburgischen Zeitung* (Integration von Augenzeugenberichten, Gedichten, Fabeln, Gebeten etc.) verdeutlicht, auf welche Weise die Konjunktur eines den Krieg begleitenden, literarischen Verständigungsprozesses über veränderte gesellschaftliche und persönliche Realitäten die gesellschaftlichen Kommunikationsverhältnisse im Ganzen zu beeinflussen und verändern vermochte. Dies meint nicht nur im engeren Sinne die nachweisbare propagandistische Fortsetzung des Krieges mit literarischen Mitteln – den Krieg mit der Feder –, sondern den Gesamtbestand der literarischen Strategien gesellschaftlicher Kommunikation. Der Krieg als Zustand, als im eigentlichen Sinne fortdauerndes Ereignis, nahm zwischen 1756 und 1763 evidenten Einfluss auf die Lebensweise nahezu aller preußischen Zivilisten. Die Auflösung der vielfach als paradox empfundene zeit- und lebensgeschichtlichen Situation, in der der permanente Kriegszustand nahezu uneingeschränkte Präsenz beanspruchte, zugleich aber in seiner Ereignishaftigkeit dem intellektuellen Zugriff weitgehend entzogen blieb, konnte nur in einer Vielzahl von intellektuellen und emotionalen Deutungen geleistet werden. Dass weite Teile der am Zeitgeschehen interessierten Öffentlichkeit im Verlauf des Siebenjährigen Krieges am Prozess einer durchgreifenden „Literarisierung“ beteiligt waren, resultiert dabei nicht zuletzt aus einem vielfach erhöhten Informations- und Selbstverständigungsbedarf. Der intensivierte Gebrauch literarisch aufbereiteter Informationen führte im Falle der *Magdeburgischen Zeitung* – und sie darf als Spiegel der rezeptiven Situation vor Ort angesehen werden – zur unauflösbaren Vermischung von gesicherten Fakten mit ästhetisch, politisch und ideologisch gefärbten Fiktionen. Der gesellschaftliche Literarisierungsprozess – angetrieben durch den Brennstoff eines sich ständig erneuernden und facettenreichen patriotischen Enthusiasmus in weiten Teilen der zivilen Bevölkerung – schuf dabei keine neuen literarischen Kommunikationsstrukturen, sondern schöpfte deren latent vorhandene Potentiale maximal aus. Ihre Entfaltung aber vollzog sich unter den Bedingungen, die von den jeweiligen lokalen gesellschaftlichen Verhältnissen und deren spezifischer Entwicklung unter Kriegsbedingungen vorgezeichnet waren.

Zweifellos trug die in mehrfacher Hinsicht besondere politische und geographische Situation Magdeburgs während des Siebenjährigen Krieges, insbesondere die dauerhafte Geschütztheit des zivilen Lebens inmitten der Bedrängnisse des Krieges, wesentlich zu einer bedeutenden Belebung der literari-

⁸⁹⁷ Ein typisches Beispiel dieser Grenzverwischungen ist etwa das anonym publizierte Werk: *Sieben geistreiche Lieder, wovon die ersten sechs von einem Preußischen Soldaten während ietzigen Krieges, das siebende aber von einem Oesterreichischen Officier verfertigt worden, dem in der, den 5. December 1757 ohnweit Breßlau gehaltenen Schlacht beyde Beine weggeschossen worden, und welches derselbe mit seinem Blute geschrieben hat*, Magdeburg 1759.

schen Verhältnisse vor Ort bei. Inmitten eines vielschichtigen sozialen Mikroklimas mit gesteigerten Kommunikationsraten vollzog sich während des Siebenjährigen Krieges in Magdeburg der Übergang von einer stark durch die gesellschaftlichen Institutionen von Kirche und Schule gebundenen sowie im Privaten verborgenen und absorbierten Rezeption zeitgenössischer deutscher Literatur zu einer weitgehend kontextunabhängigen, öffentlichkeitswirksamen und von autarken lokalgesellschaftlichen Gruppen getragenen Rezeption solcher Werke. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass die dominierenden Kräfte der lokalgesellschaftlichen Institutionen im Verlauf dieser forcierten Umwandlung der literarischen Verhältnisse jedoch nicht gebrochen, sondern über deren gesellschaftliche Vertreter in die rezeptionelle Arbeit selbst integriert und am Prozess beteiligt wurden. Der Siebenjährige Krieg brachte die starren Grenzen der diversen lokalgesellschaftlichen Abgrenzungen ins Wanken – auch deshalb, weil die lokalgesellschaftlichen Akteure durch die Debatten um patriotische Tugenden und Ideale auf ein gemeinsames, diskurs- und kontextübergreifendes Ziel hin orientiert wurden. So formulierte das übergreifend diskutierte Modell des „Patrioten“ nicht nur die Forderung, sich den verändernden Bedingungen der Zeit und des Ortes unter Kriegsbedingungen kompatibel zu machen. Die avisierte moralisch-ethische Anpassungsleistung eröffnete zugleich innovative Möglichkeiten und Freiräume, die überlebten Elemente innerhalb der jeweiligen lokalen Kontexte kritisch zu überprüfen und in Frage zu stellen.

Die „Magdeburger Patrioten von Geschmack“ bildeten im Kern eine innovative Gruppe von Personen, die die Gunst der patriotischen Stunde nutzte, ohne avantgardistische Allüren ein Geschmacksideal innerhalb der bestehenden Verhältnisse gebrauchsfähig zuzurichten und in den kommunikativen Foren der lokalgesellschaftlichen Öffentlichkeit zu etablieren. Ihre Offensivleistungen im Blick auf die Produktion, Rezeption und Distribution von Literatur nahmen nicht nur die Möglichkeiten einer forcierten Akzeptanz der Medien, insbesondere der Tagespresse, dankbar in Gebrauch. Sie nutzten auch die vernunft- und ordnungsentgrenzenden Potentiale der patriotischen Begeisterung, um Abweichungen vom status quo innerhalb einer sich dynamisch verändernden Zivilgesellschaft im Ausnahmezustand zu rechtfertigen. Die organische Verbindung der ästhetischen Diskussion um Fragen der Geschmacksbildung mit dem patriotischen Enthusiasmus bot demnach auch in Magdeburg den idealen Boden für die schnelle Durchsetzung und Entfaltung neuer ästhetischer Ideen.

Die Dokumentation solcher Ablösungs- und Übergangsbewegungen in den literarischen Verhältnissen am Fallbeispiel Magdeburgs bleibt dennoch schwierig, weil sie nicht den herkömmlichen Modellen literarischer Entwicklung folgen und den eindeutig verifizierbaren Bereichen literarischer Avantgarden zuzurechnen sind. Das gern kolportierte Spannungsverhältnis zwischen sogenannten konservativen und fortschrittlichen Kräften – als Beispiel mag hier die Auseinandersetzung zwischen Lessing und dem Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze dienen – kristallisierte sich in durchschnittlichen literarischen Verhältnissen auf exemplarische Weise nur sehr selten heraus. Der Abschied von den linearen Verständnismodellen literarischer Entwicklung legt sich in diesem Zusammenhang schon deshalb nahe, weil sich das reine Gegeneinander divergierender gesellschaftlicher Kräfte bei näherem Hinsehen als Illusion entpuppt. Zum einen konnten die Auseinandersetzungen *innerhalb* der gesellschaftstragenden Institutionen – etwa im religiösen Bereich – deren Konflikt- und Angriffsflächen zur zeitgenössischen Kunst und Literatur bei weitem übersteigen. Zum anderen lassen sich signifikante gesellschaftliche Brüche entlang von soziokulturellen Gruppenbildungen nur sehr schwer auf signifikante Weise eingrenzen. Im Gegenteil: das Ineinanderwirken der diversen lokalen gesellschaftlichen Subsysteme nahm während des Siebenjährigen Krieges zu und ermöglicht keine eindeutigen und scharfen Trennungen mehr.

4.6.1.1 Kritische Experimente und ästhetisch-politische Differenzen

Im Folgenden wird versucht, die Bewegungen innerhalb des lokalen literarischen Feldes während des Siebenjährigen Krieges an der Entwicklung der *Magdeburgischen Zeitung* aufzuzeigen, die im Untersuchungszeitraum als kontinuierlich präsent und öffentlichkeitswirksames Medium auch die lokalen literarischen Prozesse begleitet und aufgenommen hat. Dies gilt nicht nur – wie gezeigt – für die signifikante Entwicklung des Redaktionsteils der *Magdeburgischen Zeitung*, sondern mehr noch für die jeweils samstags erscheinende, durchschnittlich vier Quartoseiten starke Beilage des Blattes. Diese firmierte nachweislich seit 1717 unter dem Titel *Historisch-Politische Merckwürdigkeiten aus denen Welt-Staaten* und diente bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges hauptsächlich als Magazin für diplomatische und historische Nachrichten, die zumeist aus dem Umkreis der europäischen Höfe stammten. Die Beilage bildete in ihren wesentlichen Teilen ein Informationsforum, das jene Nachrichten an den lesenden Mann und die lesende Frau brachte, die – bei fließenden Übergängen – aufgrund ihres Charakters den Status von unmittelbarer Aktualität nicht mehr geltend machen konnten. Mit Kriegsbeginn im August 1756 erhielten die hier präsentierten Neuigkeiten einerseits einen stärkeren Aktualitätsbezug, denn die Beilage nahm jetzt auch vermehrt jene Berichte auf, die der überproportional ausgelastete Redaktionsteil nicht fassen konnte. Andererseits wurden die historischen und politischen Informationen der Beilage ab dem 8. Juli 1758 überraschend durch *Magdeburgische Nachrichten von gelehrten Sachen* ergänzt, so dass auch in Magdeburg die Literaturkritik zum ersten Mal überhaupt ein öffentliches Forum erhielt.

Vordergründig korrespondierte dieses literaturgeschichtlich für Magdeburg durchaus bedeutsame Ereignis mit den beschriebenen gesellschaftlichen Literarisierungstendenzen und fügte sich auch inhaltlich den zeitgenössischen literarischen Bedürfnissen ein. Bei näherem Hinsehen lassen sich jedoch einige interessante Besonderheiten feststellen. Zwar liegen die Gründe für die unvermittelte Erweiterung des Informationsspektrums der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* weitgehend im Dunkeln und entziehen sich damit einer direkten und systematischen Rekonstruktion. Die Auswertung von Sekundärquellen gibt jedoch Auskunft darüber, dass das Unternehmen „auf Verlangen des Magistrats in Magdeburg und mit Bewilligung des Königl. Cabinets-Ministeriums“⁸⁹⁸ realisiert wurde. Dass die Einführung der öffentlichen Literaturkritik in Magdeburg nicht durch die Initiative Magdeburger Literaten und Literaturinteressierter, sondern auf eine offizielle Weisung und administratives Interesse hin erfolgte, ist durchaus ungewöhnlich. Die Gründe dafür müssen zweifellos in der lokalen Sondersituation gesucht werden und dürften in engem Zusammenhang mit dem ersten Aufenthalt der königlichen Familie und des Berliner Hofes in Magdeburg stehen (28.10. 1757 bis 4.1. 1758), in dessen Folge auch die Bemühungen um ein den exilierten Berlinern gemäßeres materielles Umfeld in der Festungsstadt forciert wurden. Vermutet werden darf – Belege für diese Annahme fehlen leider –, dass für Magdeburg als möglichem künftigen Aufenthaltsort der königlichen Familie und des Berliner Hofes ein Periodikum geschaffen wurde, um den Ansprüchen der Hofgesellschaft und den in der Stadt befindlichen Kriegsgefangenen und Gästen auch in kultureller Hinsicht entgegenzukommen. Anzunehmen ist in diesem Zusammenhang aber auch ein gesteigertes Informationsbedürfnis bei den Lesern der *Magdeburgischen Zeitung* selbst im näheren und weiteren Vertriebsgebiet.

Für die Annahme einer Fremd- und Außensteuerung bei der Umgestaltung der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* spricht auch, dass die Gestaltung der *Nachrichten von gelehrten Sachen* nicht – wie sonst üblich – in die Hände eines Redaktionskollegiums gelegt, sondern nur einer Person übertragen wurde, die das uneingeschränkte Wohlwollen der Behörden in der strategisch wichtigen preußischen Festungsstadt an der Elbe genossen haben muss. Erhärtet wird diese Annahme durch den Umstand, dass

⁸⁹⁸ Friedrich Eberhard BOYSEN, *Eigene Lebensbeschreibung*, Band 1, Quedlinburg 1795, S. 81.

der erste Redakteur der *Nachrichten von Gelehrten Sachen* – obgleich er seine Identität nicht preisgab – offenbar nicht aus Magdeburg kam. Bei seinem Ausscheiden nach nur halbjähriger Tätigkeit Anfang 1759 sah sich das Geistliche Ministerium Magdeburgs durch verschiedene in Umlauf gekommene Vermutungen um den Verfasser zu der Versicherung veranlasst, dass dieser „weder ein Mitglied unsers geistlichen Ministerii, noch sonst unsrer Gelehrten Mitbürger einer“⁸⁹⁹ sei. Die Identität dieses ersten Redakteurs der gelehrten Artikel in der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* wurde auch später nicht gelüftet. Indizien mit schmalen Beweiswert deuten auf einen Mann von theologischer Profession mit guten Beziehungen in die Mark Brandenburg und ins benachbarte Halle, der sich möglicherweise während der Kriegszeit vorübergehend in Magdeburg aufgehalten hat.

Nähere Anhaltspunkte zur Beurteilung dieses Sachverhalts ergeben sich aus der kurzen Umschreibung des Zwecks der *Nachrichten von Gelehrten Sachen* in der ersten erschienenen Nummer vom 8. Juli 1758. Der anonyme Magdeburger Kritiker formulierte vordergründig nur ein Minimalprogramm, dass ihm vor allem einen uneingeschränkten Freiraum bei der Ausführung seiner Aufgabe sicherte. Von seinen grundlegenden Absichten ließ er nur soviel erkennen, dass sie „sich aus der Fortsetzung dieser Arbeit von selbst offenbaren“⁹⁰⁰ müßten. Ein Programm oder eine wirkungsästhetische Leitidee wurde – und dies ist recht ungewöhnlich – vordergründig nicht propagiert. Statt dessen begnügte sich der anonyme Verfasser mit dem Hinweis darauf, „nicht allezeit dem Neuesten nachzujagen“, um sich dadurch der Notwendigkeit „von bitteren Kritiken“ zu überheben. Die so bezeichnete journalistische Aufgabe war demnach vor allem der Absicht geschuldet, sich selbst vor den ambivalenten Folgen des Kritikertums schützen – ein Hinweis darauf, dass der Anonymus bereits zuvor mit journalistischen Unternehmungen zu tun gehabt haben könnte. Zugleich wollte er die potentiellen Leser nicht übermäßig zu strapazieren: „Es wird hoffentlich einigen von unsern Lesern angenehm, und nicht leicht einem zuwider seyn, wenn wir künftig unsere Blätter mit einem Artikel vermehren, der vielen andern öffentlichen Zeitungen zur Ehre und zur Schande gereicht“.⁹⁰¹

Das Bedürfnis nach einer öffentlichkeitswirksamen und kritischen Durchdringung des auf dem literarischen Markt Gebotenen wurde während des Siebenjährigen Krieges nicht in Magdeburg selbst formuliert, sondern kam als Anstoß von außen. Es liegt deshalb nahe, die leitende Absicht eines solchen Unternehmens darin zu sehen, im Horizont der lokalen öffentlichen Wahrnehmung ein journalistisches Instrument zu generieren, mit dem nicht nur auf eine zunehmende Literarisierung der Öffentlichkeit reagiert werden konnte, sondern diese sich auch gezielt steuern ließ. Die Einführung eines weitgehend sachlichen Tones und einer objektivierten Darstellungsebene weist darauf hin, dass hier der Versuch gemacht wurde, die öffentliche Meinungsbildung in einer bestimmten Weise zu beeinflussen. Die auf dem Boden eines forcierten Patriotismus wachsende Emotionalisierung der Öffentlichkeit, die sich der medial verbreiteten Literatur als Nahrung bediente, suggerierte offenbar ein tendenziell ausuferndes und die öffentliche Ruhe und Ordnung latent gefährdendes Potential, dass angesichts der sensiblen Magdeburger Situation eingedämmt und kontrolliert werden sollte.

Hinterfragt man darauf hin die Position des anonymen Kritikers, so wird deutlich, dass dieser den Anforderungen der zeitgeschichtlichen Situation durchaus seinen literarischen Tribut gezollte. So formulierte der Anonymus als Maxime seiner öffentlichen Tätigkeit: „Erreichen wir die Eigenschaften, welche ieden Aufsatz kenntlich machen sollten, der unter Friedrichs Regierung hervortritt; So werden Wahrheit, Freyheit und Geschmack den Charakter der Magdeburgischen gelehrten Nachrichten ausma-

⁸⁹⁹ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. III vom 20. Januar 1759, S. 10. Die Auffassung von KAWERAU, *Aus Magdeburgs Vergangenheit* (1886), S. 4, der Magdeburger Pfarrer Friedrich Eberhard Boysen sei der erste Redakteur der gelehrten Artikel in der Beilage der Magdeburgischen Zeitung gewesen, kann durch diesen Befund nicht aufrecht erhalten werden.

⁹⁰⁰ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. XXVII vom 8. Juli 1758, S. 111.

⁹⁰¹ Ebd.

chen“.⁹⁰² Dies bedeutete gerade nicht – wie man leicht vermuten könnte – ein Einschwenken der Kritik auf die Erfordernisse des Patriotischen, sondern im Gegenteil eine weitgehende Distanzierung gegenüber allem situativ Bezogenen und dem Zeitgeist Verpflichteten. Diese Absicht stimmt augenfällig mit dem Bemühen des Zeitungsdruckers und Redakteurs Carl Friedrich Faber um größtmögliche „Unpartheylichkeit“ überein.⁹⁰³ Es liegt auf der Hand, dass eine solche angestrebte „Unpartheylichkeit“ weniger eigenen Intentionen der Magdeburger Akteure zuzurechnen, sondern vielmehr die administrativ und höhern Orts formulierte Bedingung für die Beschäftigung eines literarischen Kritikers und für die Ergänzung der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* durch gelehrte Artikel gewesen ist. Wie Faber betonte auch der anonyme Rezensent der „Nachrichten von gelehrten Sachen“ wiederholt, er habe „gute Ursachen, den Schein aller Partheylichkeit, womit ein übertriebenes Lob unsere Blätter verunstalten würde, zu vermeiden“.⁹⁰⁴ Als Begründung führte er an, unter „der großen Menge Schriften, welche der „ietzige Krieg in Deutschland veranlaßet“, seien „von einem bösen Geiste der blinden Partheylichkeit beseßten, den die Kritik flieheth, und der sie verachtet“.⁹⁰⁵ Anders als bei Faber, waren für den literaturkritischen Anonymus jedoch rein ästhetische Gründe ausschlaggebend. Die Haltung des Rezensenten nährte sich aus dem argumentativen Fundus der deutschen Literaturkritik, die nach Anbruch des Krieges schnell Ermüdungserscheinungen zeigte und Aktualitätsdefizite verbuchen musste. Sie konnte der massenhaft produzierten, am Krieg inspirierten Literatur qualitativ kaum noch etwas abgewinnen und münzte diese ästhetische Erfahrung schon früh in ein allgemeines kritisches Vorurteil um. So bemerkte Friedrich Nicolai anlässlich einer Rezension von Johann Friedrich von Cronegks Ode „Der Krieg“: „Unter den allgemeinen Landplagen, welche der Krieg nach sich ziehet, sind die schlechten Gedichte, wo nicht eine der gefährlichsten, dennoch eine der unausbleiblichsten“.⁹⁰⁶ Auch Thomas Abbt gab in einem Zwiegespräch mit dem fiktiven Leser seiner Rezensionen einer gewissen resignativen Haltung Ausdruck, indem er bekennt: „Man wird es endlich müde von Büchern zu schreiben, deren schlechter Styl nicht einmal durch die Brauchbarkeit des Inhalts vergütet wird. Was nützt es Ihnen Bücher zu kennen, die Sie nicht lesen sollen? Was nützt es mir Bücher zu lesen, die ich nicht nützen soll?“⁹⁰⁷ Offenbar suchte auch der Magdeburger Rezensent sich von Anfang an der Flut der mit der politischen Sphäre verbundenen Neuerscheinungen durch den verschärften Rekurs auf ästhetische Prämissen zu entziehen und erwies sich damit durchaus auf der literaturkritischen Höhe der Zeit. Angesichts der Flut schlechter, vom Krieg inspirierter Literatur, zog auch er die ästhetische Notbremse und ließ in eingeflochtenen Nebenbemerkungen erkennen, dass solche Art Literatur für ihn nur eine partikuläre Modeerscheinung sei: „Zum Glücke werden diese betrübte Folgen des Krieges durch den Frieden mit ihm zugleich vernichtet, und so ist der Schade, welchen sie durch ihre Mittelmäßigkeit im Reiche der Schriftsteller anrichten, von keiner Dauer“.⁹⁰⁸ Statt eines künstlichen Aktualitätsbestrebens betrieb er eine – nach Maßgabe des eigenen Urteilsvermögens – sorgfältige Selektion der besprochenen Literatur „in der behutsamen Entfernung von allem dem ..., was mit den Staats- und Kriegsangelegenheiten einige Verbindung hat“.⁹⁰⁹

Mit der Maxime „Warheit, Freyheit und Geschmack“ ist das ästhetische Programm umrissen, das in der Folge in den *Nachrichten von gelehrten Sachen* umgesetzt werden sollte. Hier kam eine ästhetische Urteilskraft zum Zuge, die die zeitgenössischen ästhetischen Normierungen im Sinne eines kritischen

⁹⁰² Ebd.

⁹⁰³ Vgl. dazu Kap. 4.5.3.

⁹⁰⁴ Ebd., S. 168.

⁹⁰⁵ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. XLVII vom 25. November 1758, S. 191.

⁹⁰⁶ [Friedrich NICOLAI], *Rezension J. F. Freiherr von Cronegk: Der Krieg. Eine Ode*, in: *Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste*, Band 3, Stück 1, 1758, S. 191.

⁹⁰⁷ Thomas ABBT, *Einige allgemeine Anmerkungen über das Genie der Deutschen* (1762), S. 53.

⁹⁰⁸ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. XLVII vom 25. November 1758, S. 191.

⁹⁰⁹ Ebd., S. 191.

Instrumentariums in Anwendung zu bringen suchte, ohne sich jedoch auf eine dezidiert kritische Programmatik einlassen und stützen zu wollen. Dass der Magdeburger Rezensent aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem theologischen Lager stammte und ein Anhänger der Gottschedschen Regelpoetik war, darf aus mehreren Anhaltspunkten geschlossen werden. So etwa aus einer Rezension, in der er seinen Magdeburger Lesern, unter denen er gleichermaßen „Christen und Freygeister“ vermutete, eine nach Gottschedscher Manier eingerichtete Musterpredigtsammlung „zur Belustigung des Geschmacks“ empfiehlt. Sein Lob des Verfassers Melchior Traugott Schubarth galt vornehmlich der Tatsache, dass dieser Gottscheds „rhetorische Grundsetze, und wir erkühnen uns fast, zu sagen, ohne dem Lobe des ersteren großen Mannes dadurch etwas zu entziehen, deßen ganze Schreibart, in seine heilige Reden überzutragen vermögend gewesen ist“.⁹¹⁰ An anderer Stelle wird diese Beziehung noch deutlicher, wenn der Rezensent angesichts der vielfältigen, einander widerstreitenden Meinungen „über den Grundsatz der Dichtung“ anmerkt: „Einen einzigen Menschen nehmen wir aus, der irgendwo Professor ist, und der ... das Wesen der Dichtkunst in einer nicht einmal allgemeinen, nicht einmal höheren Schönheit, im Reime allein findet, den er Natur nennet, und dem es daher sehr wohl anstehet, dass er den Milton, Klopstock und Haller für verrückte Köpfe, sich für einen Dichter und zur Vollkommenheit ieder Ode richtige Schlusspunkte für zulänglich hält“.⁹¹¹ Auch wenn die eigene Rhetorik des Rezensenten eine besondere Vertrautheit mit der theologischen Sphäre und eine besondere Präferenz der Gottschedschen Poetik verrät, schränkte sich sein Aktionsraum bei weitem nicht auf diesen Bereich ein. Er vermochte in seinen Rezensionen ein überaus breites Wissensspektrum zu bedienen, in dem Werke der Literatur (Dramen, Lyrik, Fabeln), Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Geschichte und Philosophie nahezu gleichrangig, wenn auch nicht mit gleicher Qualität und Verve behandelt wurden. Häufige komparatistische Ausflüge des Rezensenten in das weitere Feld der jeweils besprochenen Literatur geben Auskunft über dessen umfassende Belesenheit und einen erweiterten Kenntnishorizont. Die Rezensionen selbst lassen darüber hinaus auch eine intensivere Bekanntschaft des Verfassers mit der zeitgenössischen Literaturkritik erkennen, etwa mit den Lessingschen kritischen Arbeiten sowie der ein Jahr zuvor von Friedrich Nicolai und Moses Mendelssohn initiierten *Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste* (Berlin 1757ff.), vor allem aber auch mit älteren Publikationen wie dem *Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste* (Leipzig 1745-1750) Johann Christoph Gottscheds und den *Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks* (Halle 1743-1747) von Christlob Mylius und Johann Andreas Cramer.

Dass die *Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste* nur bedingt als Vorbild für die Literaturkritik der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* anzusprechen ist, erhellt schon aus dem Rekurs des Magdeburger Rezensenten auf die poetischen Maximen Gottscheds. Zudem orientierte sich der Magdeburger Rezensent ganz im Gegensatz zu den in der zweiten Hälfte der 1750er Jahre entstandenen neueren literaturkritischen Unternehmungen in Berlin nicht am aktuellen Literaturmarkt, sondern selektierte seinen Stoff in der Regel aus dem Buchangebot der zurückliegenden zehn Jahre. Nur vereinzelt griff er auf tatsächliche Neuerscheinungen zurück. Tendenziell strebte er darüber hinaus an, das Schema der Besprechung zeitgenössischer Werke gänzlich zu durchbrechen und den Lesern zuweilen eine „gelehrte Seltenheit“ wie etwa die *Teutsche Theologia* Johann Taulers in der schon im 18. Jahrhundert als Rarität gehandelten, durch Johann Arndt besorgten Halberstädter Ausgabe von 1597 vorzustellen.⁹¹² Schon daran ist abzulesen, dass sich die Absicht des Rezensenten nicht darauf richtete, im Sinne einer ästhetischen Geschmacksbildung aktiv auf das lesende Publikum einzuwirken und dessen

⁹¹⁰ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. XXVIII vom 15. Juli 1758, S. 116.

⁹¹¹ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. XXXIV vom 26. August 1758, S. 139f.

⁹¹² Vgl. *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. XXXIX vom 30. September 1758, S. 160.

Auseinandersetzung mit den literarischen Neuerscheinungen zu fördern. Anderfalls wäre die Vorstellung von „literarischen Seltenheiten“, die keiner der Leser über den Buchhandel beziehen und lesend nachvollziehen konnte, außerordentlich kontraproduktiv gewesen. Das Gebot „Warheit, Freyheit und Geschmack“ beschränkte sich im Falle des Magdeburger Rezensenten in erster Linie auf die Form einer ästhetischen Selbstkontrolle und wurde erst in zweiter Linie auf den Leser hin überprüft und an diesen weitergegeben. Eine öffentliche Diskussion um literarische Neuerscheinungen war vordergründig nicht intendiert und machte dem lesenden Publikum gegenüber vor allem den Informations- und Unterhaltungsaspekt geltend.

Obleich der Rezensent sich von Anfang an bemühte, dem lesenden Publikum die „bittern Kritiken“ hinsichtlich der zeitgenössischen Tendenzliteratur zu ersparen, fand er in den besprochenen Werken dennoch genügend Gelegenheiten zur Rüge und zu Verbesserungsvorschlägen. Bereits zu Beginn seines Geschäfts wird eine grundlegende Stoßrichtung seiner Argumentation deutlich. Anlässlich der Besprechung der Übersetzungen von Edward Youngs *Trauerspielen* (Hamburg und Leipzig 1756) und Johann Jacob Hagens *Das Leben des Julius Agricola* (Breslau 1758) rügte er die „weitschweifige Mattigkeit“⁹¹³ der Übersetzungsleistung. Statt aber seine Behauptung argumentativ zu untermauern, fügte er als Abschluss der Kritik lediglich die Bemerkung an: „Kein Franzose könnte sie schlechter gemacht haben“.⁹¹⁴ Eine Rezension von Moses Mendelssohns *Philosophischen Gesprächen* (Berlin 1755) gipfelt in gleicher Weise in der Behauptung, man brauche dieses philosophische Werk nur mit französischen Vorbildern zu vergleichen, „um sich zu überzeugen, wie unendlich der deutsche Schriftsteller den Gallier nicht nur an Gründlichkeit, das ist gewöhnlich, sondern auch an Annehmlichkeit des Dialogischen, an Witz und Geschmack übertreffe“.⁹¹⁵ Der Affront gegen das französische Element in der deutschen Sprache schloss auch die Kritik der französischen Kriegspamphletisten ein, ohne dabei selbst in eine patriotische Attitüde zu verfallen oder die abgehobene Ebene des kunstrichterlichen Urteils preiszugeben. Das dahinter aufscheinende Ziel der Installierung einer eigenständigen, und d.h. unabhängig von ausländischen, insbesondere französischen Vorbildern bestehenden deutschen Literatur, wird nirgends ausdrücklich benannt. Offenbar adaptierte der Magdeburger Rezensent hier den kritischen Zeitgeist, ohne dies mit der gleichzeitigen Abwehr älterer Literaturmodelle à la Gottsched durch seine Kritikerkollegen in substantielle Verbindung zu bringen. Das auf das Kulturelle eingeschränkte, gewissermaßen bereits kultivierte Ressentiment gegenüber allem Französischen wurde hier schon als modisches Mittel gebraucht, das deshalb auf vordergründig angelegte Mitnahmeeffekte setzen konnte, weil es – ohne weitere Verständigung über das Thema – beim sachkundigen Leser als allgemein verfügbares und durch den Krieg aktualisiertes Bildungsgut vorausgesetzt werden durfte.

Die spezifisch auf die neuere Literatur bezogenen Rezensionen zeichnen ein deutlicheres Bild der kritischen Intentionen und Fähigkeiten des Magdeburger Rezensenten. Sie lassen ein Urteilsmuster erkennen, das einerseits durch die Gottschedschen Maximen beeinflusst war, andererseits von theologischen bzw. gelehrten Denkmustern dominiert wurde, bei denen vor allem der praktische Nutzen und die allgemeine Verständlichkeit der Texte an erster Stelle stand. Gessners „Idyllen“ (Zürich 1756) schienen dem Rezensenten erstlich deshalb kritikwürdig, weil sie „mit lateinischen Lettern gedruckt“ wurden, wodurch diesem Buch „viele auch würdige Leser und Leserinnen entgehen, die das Deutsche mit lateinischen Buchstaben gedruckt entweder nicht lesen, oder nicht leiden können“.⁹¹⁶ Zwar wurde Gessner nach Gottschedschem Muster gerügt, er habe „bey den Schilderungen der unschuldigen Einfalt des Schäferlebens nicht Rücksicht genug auf die Zeiten gehabt, in denen er wirklich schreibt“, dennoch seien seine Idyllen „Muster von Schäfergedichten, und wo ja nicht allezeit Idyllen, doch wenigstens

⁹¹³ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. XXVII vom 8. Juli 1758, S. 111.

⁹¹⁴ Ebd., S. 112.

⁹¹⁵ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. XXIX vom 22. Juli 1758, S. 118.

⁹¹⁶ Ebd., S. 120.

vortreffliche Gedichte“.⁹¹⁷ In gleicher Weise wurden Klopstocks „Geistliche Lieder“ (Kopenhagen/Leipzig 1758) vor allem anderen auf ihre Nutzbarkeit im Kirchendienst hin angesehen, um ihnen zu attestieren, „dass sie sich zum Gebrauch unsers Gottesdienstes nicht anders wohl werden nützen lassen, als wenn man sie statt der gewöhnlichen Kirchenmusik unterschiebt“.⁹¹⁸ Überhaupt könne den Gedichten eine „allgemeiner Beyfall“ und „ausgebreiteter Nutzen“ nur dann zukommen, wenn ihnen „durch manche Veränderungen die Leichtigkeit, die Biegsamkeit des Ausdruckes gegeben wird, die bey Liedern, welche auch der gemeine Mann fassen soll, so nothwendig ist“.⁹¹⁹ Auch hinsichtlich der von Klopstock umgearbeiteten Kirchenlieder hegte der Magdeburger Rezensent den mehr allgemein formulierten als konkret untermauerten Zweifel, ob „alle diese Aenderungen nothwendig sind, oder auch, dass sie ihm überall geglückt“.⁹²⁰ Es gehört zu den Eigenheiten des anonymen Magdeburger Rezensenten, Lob und Tadel gleichmäßig zu verteilen, dabei aber den argumentativen Schwerpunkt seiner Kritik außerhalb der kritisierten Sache selbst zu setzen. In den meisten Fällen ergab sich dadurch ein verzerrtes Bild der besprochenen Literatur, deren Substanz nirgends angetastet wurde.

Offenbar saß der anonyme Rezensent nicht fest genug im kritischen Sattel, um seine Rezensionen lange ohne Widerständigkeiten publizieren zu können. Die Situation scheint sich erstmals – und dies ist durchaus symptomatisch für die Situation in Magdeburg – anlässlich der Besprechung einer Ode von Christoph Polykarpus Lange auf das Geburtstagsfest Friedrichs des Großen zugespitzt zu haben, die am 23. Januar 1758 beim Magdeburger Buchdrucker Pansa erschienenen war. Dem Autor der Ode wurde – ähnlich wie einige Jahre zuvor seinem Bruder Samuel Gotthold Lange durch Lessing – eine harsche Abfuhr zuteil. Ihm wurde nicht nur sein „Unvermögen“ vorgeworfen, mit dem er sich „an die erhabene Oden wagen“ wollte. Beißend sprach der Rezensent sich auch über die „Schreibart“ Langes, die „wunderseltam, undeutsch und platt“ sei, über die „tiefste Niedrigkeit der Gedanken“, die „in ihren Ausdrücken unverständlich“ bleiben, über die harte Versifikation und die mangelhafte „Mechanik“ der Ode aus, die so „ganz und gar nicht beobachtet“ sei, „dass selbst einer der Gottscheds kritische Dichtkunst für die Deutschen das erste mahl liest, viel daran auszusetzen haben würde“.⁹²¹ Die Rezension gipfelte in der Feststellung, die Ode sei „die Erfindung eines regelmäßigen Homileten“, der sich wie in einer Kanzelrede von der Propositio über die Ausführung und Darlegung der Nutzenanwendung bis zum Schlussgebet vorarbeite: „In dieser poetischen Ordnung ist die Ode gedacht, geschrieben, ausgebeßert, gedruckt, und vermuthlich alles zusammen in einem Tage“.⁹²² Am Ende rügte der Rezensent die mangelnde ästhetische Urteilskraft Langes, weil ihm bei klarer Überlegung „hätte ... einfallen müßen, dass die Vergleichung unsers großen Friedrichs mit dem Sohne Philipps, den Werth eines Weisen, der seiner Krone Ehre macht, verringere, dass die Feder eines Voltaire für Friedrichs Verdienste um die Welt, die Wissenschaften, Deutschland und seine Unterthanen zu schwach sey, und dass eine Ode auf unsern Friedrich, wenn sie von jemanden gewagt werden kann, nur von einem Klopstock, oder, um drey Namen zu unterdrücken, welche zu unterdrücken, vielleicht auch nicht zu kennen, unter den heutigen witzigen Köpfen Mode ist, von dem Grenadier gewagt werden könne, der Friedrichs Schlachten besingt“.⁹²³ Der Magdeburger Rezensent verließ mit der Besprechung der patriotischen Ode Langes nicht nur seinen ursprünglichen Plan, solche „bittern“ Kritiken nicht vorzubringen, sondern erregte auch das Missfallen und den Widerstand der patriotischen Leser, denn die avisierte Fortsetzung der Verrisses in

⁹¹⁷ Ebd.

⁹¹⁸ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. XXXI vom 5. August 1758, S. 127.

⁹¹⁹ Ebd., S. 127.

⁹²⁰ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. XXXII vom 12. August 1758, S. 131.

⁹²¹ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. XXXIV vom 26. August 1758, S. 140.

⁹²² Ebd., 140.

⁹²³ Ebd., 140.

einer der nächsten Nummern kam nicht zustande. Statt dessen wurde in der folgenden Beilage unter der Rubrik „Gelehrte Sachen“ ostentativ ein patriotisches Gedicht auf den Sieg Friedrichs bei Zorndorf lanciert und der Kritikus selbst kam garnicht mehr zu Wort.⁹²⁴

Die distanzierte und distanzierende Haltung gegenüber dem, „was mit den Staats- und Kriegsangelegenheiten einige Verbindung hat“, kulminierte in den letzten Beiträgen des anonymen Magdeburger Rezensenten Ende 1758 in der ungewollten Entwicklung einer regelrechten Kontraposition gegen die *Magdeburgische Zeitung* selbst. Auf der normativen Basis der selbstgesetzten ästhetischen Trias von „Warheit, Freyheit und Geschmack“ wurden schließlich nicht nur den Dichtern und Schriftstellern, sondern symbolisch auch dem „Zeitungsschreiber“ die Leviten gelesen: er jage „bloß dem Neuen nach“; ihm sei, „wie dem Dichter, Wahrscheinlichkeit gnug, wenn sie nur seine nach Neuigkeiten hungerrige Leser befriedigt und ergetzt“.⁹²⁵ Gegen den modischen Geist der Zeit wurde die Maxime geltend gemacht, „dass man hübsch selbst denken müßte, ehe man schreibt“.⁹²⁶ Man darf vermuten, dass diese strengere Positionierung des Magdeburger Rezensenten und dessen Ende 1758 publizierter scharfer Verriss der von Bodmer protegierten Fabelsammlung Ludwig Meyer von Knonaus (Zürich ³1757), die in einer ausführlichen Attacke gegen die „elenden Scribenten“ gipfelte,⁹²⁷ zu jenem öffentlichen Rumor geführt haben, in deren Folge – wie der Redakteur der *Magdeburgischen Zeitung* anmerkte – „einige Herren ... sich berechtigt gehalten haben, sehr über ihn zu schreyen“.⁹²⁸ Der Rezensent hatte sich offenbar von der Bemerkung des anonymen Einsenders eines Beitrages anstacheln lassen, der offenbar die Form seiner vorgetragenen „untrüglichen Kritik“ bemängelt hatte. Der anonyme Kritikus wehrte sich seinerseits mit der Vorstellung, ihm seien die „Jrrthümer, die mich, in einem überhaupt vortrefflichen Werke, da Licht und Warheit finden lassen, wo die untrügliche Kritik Finsterniß, und den Weg zum Non sense ... entdeckt, angenehmer, als einem andern die Freude sein mag, mittelmäßige Dichter durch ein unverdientes Lob aufzublasen, und elende Reimer durch übertriebene Gelindigkeit auf den Irrwahn zu bringen, als wären sie etwas“.⁹²⁹ Aufschäumender Widerstand seitens der Leser der *Magdeburgischen Zeitung* provozierte schließlich den mit dem Jahreswechsel 1758/59 erfolgte Rücktritt des anonymen Rezensenten von seinen journalistischen Aufgaben und die Übergabe des kritischen Geschäfts in andere Hände. Die Situation hatte in ein unlösbares Dilemma geführt. Was anfangs in seiner auf Unparteilichkeit orientierten Außenwirkung gut mit dem Redaktionsteil der *Magdeburgischen Zeitung* harmonierte, erwies sich am Ende aufgrund der zunehmenden Radikalisierung des kritischen Geschäfts als kontraproduktiv. Die „unpartheyische“ Literaturkritik hatte sich so weit von den zeitlichen Erfordernissen, von den rezeptionellen Bedürfnissen der Leser und den selbstgewählten konzeptionellen Vorgaben entfernt, dass sie im Zugriff auf aktuelle literarisch-patriotische Produktionen mit der Informationsprogrammatik der *Magdeburgischen Zeitung* kollidierte und auch nicht mehr mit dem journalistischen Konsolidierungsprogramm zusammenstimmte, das höheren Orts für den Medienstandort Magdeburg angedacht worden war.

⁹²⁴ Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung No. XXXV vom 2. September 1758, 143-144.

⁹²⁵ Ebd., 192.

⁹²⁶ Ebd., 192.

⁹²⁷ „Eine kunstmäßige Anwendung der Regeln, eine Belesenheit in den besten Poeten, die sich Genie zu seyn dünkt, oder ein zu fanatischem Witze erniedrigtes Genie quillt unaufhörlich von olympischen und ätherischen und empyrischen und sympathetischen Gedichten über“. Vgl. dazu *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. L-LII vom 16., 23. und 30. Dezember 1758, 204, 206-208, 210-212, hier: 212.

⁹²⁸ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. III vom 20. Januar 1759, 10.

⁹²⁹ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. XLV vom 11. November 1758, 184.

4.6.1.2 Gelehrsamkeit als „nüchterner pflichtvoller“ Dienst am Vaterland

Der kollektive Widerstand, der dem anonymen Verfasser der *Nachrichten von gelehrten Sachen* seitens der Rezipienten entgegenschlug, gewinnt in der Rekonstruktion keine eigene Kontur, die sich konkret fassen ließe. Er stellt vielmehr ein negatives Abbild jener kollektiven Grundstimmung in Magdeburg dar, mit der eine patriotisch-enthusiasmisierte Öffentlichkeit ihr Recht auf angemessene literarische Beurteilung der kriegsgeprägten Realität geltend zu machen suchte. Im Widerstreit zwischen einer in ästhetischen Normen fundierten Literaturkritik und den zeitgeschichtlichen Erfordernissen eines enthusiasmierenden Patriotismus hatte der anonyme Rezensent offenbar den Bogen der Kritik überspannt. Auch der unvermittelte Einschub des Gedichts auf den Sieg Friedrichs bei Zorndorf – weniger Konvention, als symbolische Handlung – vermochte die Situation nicht zu entschärfen. Es darf angenommen werden, dass es sich bei den Lesern der Beilage vornehmlich um Magdeburger Rezipienten handelte, weil, wie der Einsender eines anonymen Artikels im November 1758 bemerkte, „diese Blätter bey weitem nicht üppig genug gedruckt sind, durch die Thore von Sybaris oder Capua eingehen zu dürfen“.⁹³⁰ Trotz der weiten Verbreitung der *Magdeburgischen Zeitung* durfte die Beilage mit „gelehrten Sachen“ im Kreise der Literaturkenner kaum bekannt gewesen, geschweige denn auf breite überregionale Resonanz gestoßen sein.

Anfang 1759 übernahm ein neuer Redakteur die Amtsgeschäfte. Es handelte sich um Friedrich Eberhard Boysen, der seit 1743 als Prediger der Gemeinde St. Johannis in Magdeburg tätig war. Boysen hatte 1737 bis 1740 an der Hallenser Universität evangelische Theologie studiert, sich aber ebenso intensiv mit Diplomatik, Altertumskunde, Philologie und – unter der Anleitung von Christian Benedikt Michaelis – mit orientalischen Sprachen befasst.⁹³¹ Er kam während seines Studiums in näheren Kontakt mit Johann Joachim Winckelmann und Johann Wilhelm Ludwig Gleim und hielt mit letzterem auch später regelmäßig Kontakt. Obgleich er als Homilet in Magdeburg nicht unumstritten war – Boysen geriet mehrfach in den Verdacht, naturalistische und socinianische Thesen zu verbreiten – gehörte in Magdeburg der lutherisch orthodoxe Pfarrer Johann Melchior Goeze, der spätere Gegner Lessings in Hamburg, zu seinem engeren Freundeskreis. Auf wissenschaftlichem Gebiet machte sich Boysen vor allem als Interpret und Exeget biblischer Urkunden sowie als Kenner orientalischer Sprachen einen Namen.

Dass Anfang 1759 die Wahl auf ihn als künftigen Rezensenten der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* fiel, dürfte mit dem Umstand zu tun haben, dass er nach dem Weggang des evangelischen Pfarrers Ernst Ludwig Orlich nach Hamburg als einer der besten Kanzelredner Magdeburgs galt.⁹³² Boysen setzte das kritische Geschäft seines Vorgängers nach Kräften fort, ohne jedoch dessen ästhetische Prämissen beizubehalten. Anfang März 1759 nahm er die Besprechung einer theologischen Gelegenheitschrift zum Anlass, sich erstmals näher über seine kritischen Prinzipien auszusprechen. Auf der Basis seines theologischen Erziehungsauftrages umriss er sein künftiges kritisches Programm, das vor allem Schriften behandeln sollte, „deren Inhalt ehrwürdig ist, und welche auf den Geist die Wirkung haben, dass sie ihn aufklären, und zum Vortheil der Tugend rühren“.⁹³³ Mehr noch: nur Schriften mit „Wahl und Absicht“ sollten rezipiert werden, „von denen wirs überzeugt sind; dass sie dem Geiste Nahrung mittheilen, und die fruchtbarsten Gründe der höchsten und reinsten Tugend andringen“.⁹³⁴ In diesem Zusammenhang verwundert nicht, dass Boysen „Dankbarkeit“ und „Menschenliebe“ als erste Triebfedern des kritischen Geschäfts benannte. Die primär ästhetische Erziehung des Lesers – wie sie noch

⁹³⁰ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. XLV vom 11. November 1758, S. 184.

⁹³¹ Vgl. KAWERAU, *Aus Magdeburgs Vergangenheit* (1886), S. 4.

⁹³² Vgl. DÖRING, *Die gelehrten Theologen Deutschlands*, Band 1 (1831), S. 147f. und KÖPKEN, *Meine Lebensgeschichte* (1916), S. 7.

⁹³³ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beilage zur Magdeburgischen Zeitung* No. IX vom 3. März 1759, S. 34.

⁹³⁴ Ebd., S. 35.

sein Vorgänger angestrebt hatte – wurde durch Boysen eindeutig zugunsten einer theologisch-moralischen Tugendlehre mit dem Fokus auf der allgemeinen Nützlichkeit der vermittelten Kenntnisse zurückgestellt. Dies um so mehr, als auch Boysen aus lutherisch-orthodoxer Perspektive hinreichende Gelegenheit fand, den literarischen Markt zu kritisieren und literarische Präventiv- und Abwehrmittel gegen die zeitgenössische Sudelei „von Myriaden mislicher und elender Scribenten“⁹³⁵ zu verabreichen. Dabei diagnostizierte Boysen insbesondere auf seinem eigenen theologischen Gebiet die Unterminierungsarbeiten „undenkender, geistloser und schwermender Asketen“, die ihn wünschen ließen, dass viele Schriften, „insonderheit von einer Menge theologischer, welche die neueste Periode von dreyßig Jahren hervorgebracht hat, ... nie das Tageslicht erblickt hätten.“⁹³⁶ Nicht trotz, sondern wegen des Übermaßes an zeitgenössischer Geschmacksverirrung blieb Boysen – in gut christlicher Didaktik – davon überzeugt, „dass das Ding, welches man den guten Geschmack nennet, noch nicht ganz aus unserm Vaterlande weggeschrieben ist, und dass unter uns noch Seelen sind, die von den metaphysischen Verwickelungen, von der rothwelschen Sprache, und von den Ejaculationen fanatischer Wäscher unverletzt und unverderbt geblieben sind“.⁹³⁷ Diese „Ejaculationen fanatischer Wäscher“ schlossen für Boysen insbesondere jene Mengen niederster, patriotisch inspirierter Literatur im Gefolge des Krieges ein, die aus seiner Sicht nicht nur eine unzulässige ideologische Verbrämungen, sondern auch bedenkliche ästhetische Minderleistungen propagierten. Zwar müsse für alle der Grundsatz gelten: „Wir sind schuldig, wenn wir wahre Patrioten seyn wollen, so viel als wir können, zum gemeinen Besten beyzutragen“.⁹³⁸ Für Boysen bedarf der patriotische Enthusiasmus jedoch der ästhetischen Kontrolle seiner Produkte. Gerade dort, wo das Auge der Kritik geschlossen und damit gleichgültig selbst gegen das bleibt, was nur durch den Schein patriotischer Gesinnung geadelt wurde, sieht Boysen den Irrweg vorgezeichnet: „Der Patriotismus ist eine allgemeine Leidenschaft, ein Trieb von dem alle Völker begeistert werden. ... Wir lieben, wir ehren [deshalb] sogar eine iede Misgeburth, die auf unsern Boden gewachsen ist, und setzen sie den Meisterstücken der Alten entgegen.“⁹³⁹ Boysen war offenkundig nicht bereit, den patriotisch inspirierten Paroxysmus der zeitgenössischen Literaturproduktion weiter zu forcieren. Dem modischen Patriotismus in der Literatur setzte Boysen deshalb eine „gesunde Kritik“⁹⁴⁰ und d.h. eine konservative Strenge des Urteils entgegen, die sich den zeitgenössischen Tendenzen und ästhetischen Wertverschiebungen konsequent verweigerte. Boysen kam hier tatsächlich zu Einsichten, die den Zeitgeist aufs schärfste konterkarierten, und die er bereits in einer seiner ersten Rezensionen ohne Vorbehalte formulierte:

„Nicht die Logick der Vernunft, sondern die heterodoxe Logick des Fleisches ist es, welche den Verstand von der Wahrheit losreißt, und in unzählbare Ausschweifungen von Irrthum und Begeisterung verwickelt. Keine Leidenschaft ist eifersüchtiger und tyrannischer, als die Vaterlandsliebe, und keine hat so wenig an ihrem Wesen Ansatz von Vernunft und Tugend als sie. Und hier erlaube man uns zu sagen; dass das übel abgemeßene Bestreben vieler unsrer Landesleute, den Ruhm des Vaterlandes mit einem Gepränge auszustellen, von diesem unbezwinglichen Hange herrühre; und dass diese Schwachheit alle Vorzüge beschatte und verfinstere, welche ihren Schriften zur Ehre gereichen könnten.“⁹⁴¹

⁹³⁵ Ebd., S. 34.

⁹³⁶ Ebd., S. 34.

⁹³⁷ Ebd., S. 34.

⁹³⁸ Ebd., S. 35.

⁹³⁹ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. X vom 10. März 1759, S. 40.

⁹⁴⁰ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XVI vom 21. April 1759, S. 63.

⁹⁴¹ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. IV vom 27. Januar 1759, S. 14. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang, dass Boysen bei der Besprechung des einzigen dezidiert patriotischen Textes, von Adolph Dietrich Ortmanns *Krieges-Betrachtungen zum Anfange des Jahres 1760* (Berlin 1760), gerade jene Stelle besonders heraushebt, in der Ortmann daran erinnert, dass in Kriegszeiten der „christliche Patriot ein Menschenfreund“ sein, und dass „die wahre patriotische Liebe und die allgemeine Liebe einen gesellschaftlichen Platz in unsern Herzen“ haben müsse (vgl. *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. VI vom 9. Februar 1760, S. 22).

Boysen brandmarkte damit nicht nur den vaterländischen Herrschaftsdiskurs seiner Zeit, sondern trieb auch die moderate Frontstellung seines journalistischen Amtsvorgängers gegen die patriotisch enthusiastische Literaturproduktion auf die Spitze. Anders als dieser entschärfte er das so entstehende Konfliktpotential dadurch, dass er bereits mit den ersten Beiträgen eine grundlegende thematische Wende in unverfängliche Gefilde vollzog. Boysen war dennoch alles andere als antipatriotisch eingestellt. Gegen jene der Karschin bewundernd attestierte „etwas wilde Imagination“ setzte er lediglich einen „nüchternen pflichtvollen Patriotismus“⁹⁴², der weder sich selbst noch anderen enthusiastische, die gesellschaftlichen Ordnungen und Regeln außer Kraft setzende Ausschweifungen erlaubte. Auf der Basis seines theologisch fundierten Auftrages und mit dem sichernden Gerüst der „Logick der Vernunft“ versehen, schlug Boysen deshalb den literaturkritischen Weg in Richtung einer Gelehrsamkeit ein, die nicht nur seinen eigenen Wissensgebieten adäquat war, sondern größtmögliche Enthaltsamkeit gegen alle verführenden und vernunftentgrenzenden zeitgeschichtlichen Bezüge erlaubte. In der Tat galt seine Rezensionstätigkeit von Anfang an nicht so sehr einer breiten interessierten Leserschicht, sondern „den Liebhabern des Alterthums, den Freunden der Geschichtskunde, den Wortforschern und Textrichtern, und den Gelehrten, welche sich auf die Bücherkenntnis legen“.⁹⁴³ Konsequenter richtete er seine Aufmerksamkeit nicht auf die zeitgenössische fiktionale Literatur im weitesten Sinne, sondern auf gelehrte Werke aus den Bereichen der Theologie, der Altertumskunde, der Philologie und der Geschichtswissenschaft. Es ging ihm im Kern weniger um die Durchsetzung einer wirkungsästhetischen Absicht oder um die Befriedigung der Erwartungen unterschiedlicher Lesergruppen, sondern um „den Beyfall und das Vertrauen der Kenner“.⁹⁴⁴

Das intendierte Spezialpublikum reagierte nach dem vielversprechenden Auftakt – Boysen besprach den zweiten Band von Cremers *Diplomatischen Beyträgen zum Behuf der teutschen Geschichtswissenschaft* (Frankfurt/Main, Leipzig 1758)⁹⁴⁵ – noch durchaus positiv und erwartungsvoll. Der Rezensent suchte jedoch in der Folge vor allem seine eigene, durchaus immense und breit angelegte Gelehrsamkeit ins rechte Licht zu rücken. Die mäandernde Weitschweifigkeit und Detailversessenheit seiner Darstellung nötigte ihn bald zur seriellen Fortsetzung einmal begonnener Themata. So besprach er eine Schrift des Wolfenbütteler Generalsuperintendenten Franz Anton Knittel über eine von diesem aufgefundene gothische Übersetzung der Römerbriefe des Paulus über neun Wochen hinweg, um anschließend mit seinen „Kritischen Nachrichten von dem Magdeburger Schöppen-Chronicon“ zu beginnen, die er mit wenigen Unterbrechungen in 36 Teilen bis Ende Dezember 1759 weiterführte.⁹⁴⁶ Boysen frönte vor allem der philologischen Komparatistik in entlegenen Wissensgebieten wie etwa dem Hebräischen oder Arabischen und nutzte den Freiraum der Beilage auch zu intimen Zwiegesprächen mit Experten wie dem Göttinger Professor Johann David Michaelis, der seinerseits Repliken auf Boysens kritische Anmerkungen zu seinem Werk in der Beilage abdrucken ließ. Zweifel an seinem Verfahren waren Boysen fremd oder wurden nur rhetorisch vorgebracht. Die Antwort auf die Frage „Werden aber unsre Leser auch so gütig seyn, und es uns vergeben, dass wir ihre Gedult durch etliche Wochen, mit so trockenen Sachen ermüden?“⁹⁴⁷ war von Boysen stets eindeutig positiv zu beantworten. Er war davon überzeugt, Vergebung von seinen Lesern zu erlangen, da er den „wenigen vernünftigen und redlichen Leuten“ als Lohn für die philologische Plackerei auch generös attestieren konnte, „sich an männliche und ernsthafte

⁹⁴² *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XVI vom 21. April 1759, S. 64.

⁹⁴³ Ebd.

⁹⁴⁴ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XVI vom 19. April 1760, S. 62.

⁹⁴⁵ Vgl. *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. VI vom 10. Februar 1759 bis No. XV vom 14. April 1759.

⁹⁴⁶ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XVI vom 21. April 1759 bis No. LII vom 29. Dezember 1759.

⁹⁴⁷ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XIX vom 12. Mai 1759, S. 74.

Betrachtungen“ gewöhnt und die „Uebungen einer stillen und unpartheyischen Ueberlegung“⁹⁴⁸ ertragen gelernt zu haben.

Dass solcherart generierter Inhalt und Stil großen Eindruck auf die Magdeburger und auswärtige Leserschaft gemacht haben dürfte, ist schwerlich zu glauben, wenn auch nicht eindeutig auszuschließen. Sicher ist, dass die *Nachrichten von gelehrten Sachen* in der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* unter Boysens Leitung weit ins abseitige Fahrwasser hochspezialisierter wissenschaftlicher Diskussionen geriet und keine nennenswerte Fühlung mehr mit dem Zeitgeschehen oder dem zeitgenössischen Informations- und Lesebedürfnis aufwies. Bevor Boysen zum nächsten philologischen Großangriff übergehen konnte – geplant war, dem langwierigen „Verzeichnis der Staatsschriften für und wider Magdeburg“ eine umfassende Darstellung der „Chorographien und Topographien von Magdeburg“ folgen zu lassen – erhielt Boysen einen Ruf als Oberhofprediger nach Quedlinburg und legte die Redaktion der *Nachrichten von gelehrten Sachen* am 5. Juli 1760 nieder. Immerhin durfte sich Boysen das Verdienst anrechnen, die „gelehrten Sachen“ auf nachdrückliche Weise in der *Magdeburgischen Zeitung* verankert und als Erster mit lokalpatriotischem Geschichtsinteresse infiltriert zu haben. Unter seiner Federführung erschien am 15. März 1760 auch die erste Nummer der *Historisch-Politischen und gelehrten Merkwürdigkeiten*, die ausschließlich den „gelehrten Sachen“ gewidmet war – jedoch bezeichnenderweise zu einem Thema, dass große Wogen in der zeitgenössischen theologischen Diskussion schlug und außerordentliches öffentliches Interesse beanspruchte: dem Bericht über den Versuch des Kemberger Probstes und Superintendents Gottlieb Müller, eine von „Dämonen“ Besessene durch exorzistische Handlungen zu heilen.⁹⁴⁹

4.6.1.3 Schreiben für das „gemeine Beste“ – theologisch-ästhetische Rahmungen der „schönen Wissenschaften“

Mit dem Abschied Boysens aus Magdeburg brach Mitte 1760 die dritte Phase in der Gestaltung der literarischen Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* an. Die Magdeburger Erdmann Andreas Hoffmann und Johann Esaias Silberschlag – beide Prediger an der Heilig Geist-Kirche – übernahmen ab August 1760 provisorisch das kritische Geschäft und zeichneten der künftigen Rezensionstätigkeit erneut eine vollkommen andere Richtung vor. Ihr literarisch-kritischer Exorzismus galt jetzt – bezeichnend genug – gleichermaßen den von Boysen so ausdauernd gepflegten Feldern der „höheren Gelehrsamkeit“, aber auch den „bunten Wiesen der bloß vergnügenden, scherzhaften, lustigen, ja manchmal leider gar zu poßirlichen Kunststückchen“.⁹⁵⁰ Als Richtschnur und künftiges Hauptaugenmerk führten beide Rezensenten „nichts als den gemeinen Nutzen“ an, zu dessen Realisierung nur jene „theologischen ... historischen, philosophischen, mathematischen, juristischen, medicinischen“ Schriften besprochen werden sollten, „welche sich nicht zu sehr über den gemeinen Horizont erheben“.⁹⁵¹ Die Forderung nach allgemeiner Verständlichkeit der behandelten Themen orientierte sich – anders als bei Boysen – erstmals ausdrücklich an der Zielgruppe, den Lesern der *Magdeburgischen Zeitung*. An der Auswahl der besprochenen Literatur läßt sich leicht abnehmen, dass dabei weniger die Mitglieder des sich seit März 1760 wieder in der Stadt aufhaltenden Berliner Hofes als Adressaten ins Auge gefasst wurden. Die beiden Redakteure machten aus ihrem sozialen Interesse an einer breiten, im Sinne der Volksaufklärung forcierten Bildung und Information für möglichst viele gesellschaftliche Gruppen keinen Hehl, die auch

⁹⁴⁸ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XXXVIII vom 22. September 1759, S. 150.

⁹⁴⁹ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XI vom 15. März 1760, S. 41-44. Boysen besprach Gottlieb Müllers Schrift *Gründliche Nachricht von einer begeisterten Weibespersion Annen Elisabeth Lohmannin von Horsdorf in Anhalt-Dessau, aus eigener Erfahrung und Untersuchung mitgetheilt ...*, Wittenberg ²1760. Zur zeitgenössischen Diskussion des Falles vgl. FEDERLIN (1993).

⁹⁵⁰ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XXXI vom 2. August 1760, S. 123.

⁹⁵¹ Ebd.

den Kreis jener Menschen einschloss, für die keine spezialisierten Bildungs- und Informationsangebote existierten: „zuweilen wird auch der Künstler und Handwerker etwas ihn angehendes antreffen. Dieses ist um so viel nöthiger, je weniger diese so brauchbaren Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaften Gelegenheit haben sich aus gelehrten Journalen zu unterrichten“.⁹⁵² Kurz gesagt: Hoffmann und Silberschlag suchten die Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* zu einem Forum für jene umzugestalten, die auf je unterschiedliche Weise „vor das gemeine Beste arbeiten“.⁹⁵³ Sie öffneten damit die *Nachrichten von gelehrten Sachen* wieder in Richtung auf die Präsentation einer größeren und zeitbezogeneren Themenvielfalt, die einen realen Informationsbedarf seitens der Leser nicht nur voraussetzte, sondern zu decken suchte. Bereits die erste Rezension einer ökonomischen Schriftenreihe verdeutlichte, dass vor dem Hintergrund einer christlich fundierten Moraldidaxe ein deutlich eingegrenzter literarischer Bildungskanon formuliert werden sollte, der eine Reihe von Textsorten ausgrenzen half, die im Kontext gesellschaftlicher Nützlichkeit keinen Platz beanspruchen konnten. So gab der Autor Erdmann Andreas Hoffmann der Jugend den dringlichen Rat mit auf den Lebensweg, sie mögen lieber nützliche Bücher studieren, „an statt dass sie die müßigen Stunden mit Eulenspiegel, Don Quixotten und dergleichen liederlichen Romanen, oder wol gar mit Spielen schändlich verschwenden“.⁹⁵⁴ Hoffmann entfaltete denn auch in der Folge einen vornehmlich mit theologischen Argumentationsstrategien arbeitenden und auf die Jugend konzentrierten Diskurs, der allgemeine aufklärerische Ziele mit einer theologischen Erziehungsarbeit zu verbinden suchte, die „nur für die Besserung des Herzens denkt; und die Grundsätze, welche den Menschen zur Glückseligkeit leiten, ... leicht und überzeugend vorträgt“.⁹⁵⁵ Zu diesem Zweck wurde der Traktat *Conseils d'un ami a un jeune homme* als pädagogisches Flaggschiff ins Feld geführt, den der Berliner Oberhofprediger August Friedrich Wilhelm Sack 1729 während seiner Zeit als Hofmeister der Landgräfin Christiane Charlotte von Hessen-Homburg auf Schloss Hötensleben bei Helmstedt verfasst und anonym publiziert hatte. Der Lebensratgeber für junge Menschen war 1753 und 1754 in deutscher Übersetzung erschienen und 1760 in Berlin auch in der französischen Version neu aufgelegt worden.⁹⁵⁶ Sack selbst wohnte während seiner gesamten Aufenthalts und seiner Tätigkeit als Religionslehrer des Kronprinzen in Magdeburg (1760-1763) im Hause von Hoffmanns Amtskollegen Silberschlag und unterstützte die literarisch-kritischen Bemühungen in der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* offenbar nach Kräften. Der sich nach Boysens Weggang vollziehende scharfe Schwenk Hoffmanns ins Feld der Theologie wurde zunächst nur durch die Beiträge Johann Esaias Silberschlags ergänzt, der zu diesem Zeitpunkt bereits mit astronomischen und physikalischen Untersuchungen als Wissenschaftler zu Ansehen gekommen war. Auch hier dürfte der vermittelnde Einfluss Sacks geltend zu machen sein, der bereits in seiner Magdeburger Zeit das „Forschen in der Schrift ... mit dem Forschen in dem nie auszulesenden Buche der Natur“ verbunden hatte und für eine gleichrangige Behandlung von „beyderley Offenbarung“ auftrat.⁹⁵⁷ Silberschlag nutzte denn auch die Gelegenheit der naturwissenschaftlich inspirierten Mitarbeit an der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung*, um den Lesern zunächst eine Abhandlung über die Grundsätze der Artillerie und Ballistik mit Anmerkungen Leonhard Eulers vorzustellen. Später forderte er durch Einfügen diverser mathematischer Rechenaufgaben auch die aktive Beteiligung der Leser am Rezeptionsprozess heraus.

Obgleich die Reaktionen des lesenden Publikums auf die neu eingeschlagene Richtung überaus positiv waren,⁹⁵⁸ wurde dennoch die mangelnde Themenvielfalt problematisiert. Offenbar sahen sich Hof-

⁹⁵² Ebd.

⁹⁵³ Ebd.

⁹⁵⁴ Ebd., S. 124.

⁹⁵⁵ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XXXV vom 30. August 1760, S. 138.

⁹⁵⁶ Vgl. dazu POCKRANDT, *Biblische Aufklärung* (2003), S. 27-30.

⁹⁵⁷ Friedrich Samuel Gottfried SACK, *August Friedrich Wilhelm Sack's ... Lebensbeschreibung*, Band 1, Berlin 1789, S. 15.

⁹⁵⁸ „Sie scheinen endlich den Weg getroffen zu haben, auf welchen das hiesige Publicum geführt seyn will, wenn es gelehrte Artikel bezahlen soll. Wenigstens haben Sie für meinen und einiger meiner Freunde Geschmack vieles versprochen, und bereits unterschiedliches geleistet.“ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XL vom 4. Oktober 1760, S. 158.

mann und Silberschlag außer Stande, das angekündigte Spektrum „gemeinnütziger“ Themen auch nur annähernd abzudecken und zum „Nutzen des Gemeinen Wesens“ den „mannigfaltigen Fähigkeiten desselben mannigfaltige Dinge vor[zu]legen“.⁹⁵⁹ Als Reaktion darauf erschien am 18. Oktober 1760 die Rezension von Karl Wilhelm Ramlers lyrischer Sammlung *Geistliche Kantaten* (Berlin 1760). Als Verfasser dieser anonym erschienenen Besprechung gab sich später Friedrich Köpken zu erkennen,⁹⁶⁰ der zu diesem Zeitpunkt – gerade 22jährig – ein Jurastudium in Halle absolvierte hatte und als Advokat in Magdeburg nicht nur zum literaturinteressierten Kreis um Heinrich Wilhelm Bachmann (jun.), August Friedrich Wilhelm Sack und dessen Sohn Friedrich Samuel Gottfried gestoßen war, sondern auch intensive Beziehungen zu seinem Schwager Johann Esaias Silberschlag und seinem geistlichen Lehrer Erdmann Andreas Hoffmann unterhielt. Mit der Köpkenschen Rezension der geistlichen Dichtungen Ramlers rückten – nach den ersten gescheiterten kritischen Ansätzen 1758 – wieder die sog. „schönen Wissenschaften“ in den öffentlichen Blick und richteten die Aufmerksamkeit der Leser verstärkt auf ästhetische Phänomene und Diskussionszusammenhänge.

Genau besehen wurden die orthodoxen theologischen Grundwerte der Magdeburger Gesellschaft sowohl durch die aufklärerischen Bemühungen Hoffmanns und Silberschlags, als auch durch die ästhetischen Deutungen Köpkens wo nicht in ihren Grundfesten erschüttert, so doch auf der literarischen Diskursebene in Bewegung gebracht. Zwar verließ auch Köpkens Rezension die Ausrichtung auf theologische Themata nicht grundsätzlich und fügte sich in ihren Intentionen – etwa mit ihrem eindeutigen Votum für die geistliche Themenwahl des Dichters als höchster Möglichkeit, die „Poesie in ihrer wahren, ihrer eigentlichen Bestimmung“⁹⁶¹ aufzuzeigen – den moralisch-pädagogischen Vorstellungen Hoffmanns und Silberschlags nahtlos ein. Auch Köpken vermochte – und dies ist vor dem Hintergrund seiner pietistisch geprägten Erziehung am Kloster Berge nicht unerwartet – ältere und neuere Weltauffassungen eklektizistisch miteinander zu verbinden, wobei er sich vorzüglich durch eine an Haller und Hagedorn geschulte Dichtungsauffassung inspiriert zeigte. Dennoch waren neue und lebendige Töne in seiner Ramler-Rezension nicht zu überhören: So nannte Köpken in einem Atemzug mit Ramler, Klopstock, Gellert und Wieland auch Young und Racine als exemplarische Beispiele für die „von Gott selbst begeisterten Sänger“. Sein ästhetisches Urteil, das sich u.a. auf Batteux stützte, blieb gerade nicht aus patriotischen Gründen vornehmlich auf die deutsche Literatur und ihr vermeintliches ästhetisches vervollkommnungspotential konzentriert, sondern schätzte unvoreingenommen jeden Dichter, von dem mit guten Gründen anzunehmen war, dass er „die poetische Sprache vollkommen in seiner Gewalt“⁹⁶² habe. Den dezidiert gemeinnützigen Absichten seiner Magdeburger Mitrezensenten setzte Köpken damit vor dem theologischen Hintergrund zum ersten Mal gleichberechtigt die zeitgenössische Bildung des Geschmacks als dringlichste Aufgabe an die Seite – eine Bildungsaufgabe, die an der lokalen Leserschaft der Beilage exemplifiziert werden sollte.

Als wichtiges Signal für die Umbildung der literarischen Verhältnisse Magdeburgs dürfte Köpkens Rezension der Ramlerschen geistlichen Dichtungen vom Oktober 1760 seine Wirkung nicht verfehlt haben. Dies um so mehr, als Ramler selbst den Oberhofprediger August Friedrich Wilhelm Sack 1759 bei der Überarbeitung seiner *Geistlichen Kantaten* als seinen maßgeblichen Ratgeber *in theologicis* herangezogen hatte.⁹⁶³ Sack galt auch in der preussischen Hauptstadt als einer der Wortführer der sog. Neologen, einer Gruppe von der Aufklärung zuneigenden Theologen, die sich den zeitgenössischen Problemlagen der Theologie und Philosophie vor allem als Anhänger der natürlichen Religion, und d.h.

⁹⁵⁹ Ebd.

⁹⁶⁰ Vgl. KÖPKEN, *Meine Lebensgeschichte* (1916), S. 28.

⁹⁶¹ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XLII vom 18. Oktober 1760, S. 168.

⁹⁶² Ebd., S. 167.

⁹⁶³ Johann Wilhelm Ludwig GLEIM/Karl Wilhelm RAMLER, *Briefwechsel*, Band 2, S. 403: „Da ich jetzt alle meine Verse durch die Musterrung gehen lasse, so habe ich auch die Passionscantate wieder verändert; ich werde sie aber zuvor der Theologischen und der musikalischen Facultät, ich meine Sacken und Graunen, zeigen ...“.

– beeinflusst durch Wolff und Locke – auf theologisch-praktischem Gebiet und jenseits dogmatisch-theoretischer Streitigkeiten zuwandten.⁹⁶⁴ Seinen Einfluss in Magdeburg machte Sack nicht nur – wie gezeigt – durch sein viel beachtetes homiletischen Wirken in Berlin und seine publizierten Kriegspredigten, sondern auch und gerade durch seine herausragenden Verflechtungen mit den Kulturbetrieb Magdeburgs während des Siebenjährigen Krieges geltend.

Die *Historisch-Politischen und Gelehrten Merkwürdigkeiten* lassen in der zweiten Hälfte des Jahres 1760 deutlich den Einfluss der von Sack vertretenen neologischen Positionen erkennen. Mit dem im November 1760 publizierten nachdrücklichen Lob der Gellertschen *Geistlichen Oden und Lieder* ließ ein anonymer Rezensent die bei Köpken vorbereitete Thematisierung der ästhetischen Geschmacksbildung direkt auf das Feld der Theologie übergreifen. Nach der Würdigung Gellerts als „gleich grosser Christ und Philosoph“ ließ der Rezensent seine Absicht zunächst in die Frage münden: „War es dieser exemplarische Mann nicht vollkommen werth, dass durch Ihn der jetzigen Christenheit ein verbesserter Lieder-Geschmack eingeflöset wurde?“⁹⁶⁵ Auf der Grundlage eines erneuerten ästhetischen Urteils fand der Anonymus deutliche Worte zur Verteidigung der neueren Dichtung gegenüber rein theologischen Kritik- und Gesichtspunkten, die auch sorgfältig gewählte Argumente Gellerts aus dessen Vorrede zu den *Geistlichen Oden und Liedern* aufgriffen⁹⁶⁶ und für ein Plädoyer zugunsten einer grundlegenden Erneuerung bestehender kultureller Verhältnisse umzumünzen suchten. Gellerts geistliche Dichtungen sollten auf dem Gebiet des Kirchenliedes vor allem „das Uebertriebene, das Schwülstige, das Unverständliche, das Kindische, das Fanatische gewisser massen vernichten, und dagegen der biblischen Einfachheit und Deutlichkeit ihr verlohrenes Daseyn wieder geben.“⁹⁶⁷ Der Rezensent radikalisierte damit Gellerts eigene Positionierungen, nach denen sich eine ständig erneuernde und im Wandel befindliche Sprache auch in ihren traditionellen Formen notwendig von den Schlacken vergangener Ansichten und obsoleten Geschmacksbildungen reinigen müsse. Sprachlicher Wandel und sprachliche Reinigung wurden hier jedoch nicht nur als Bedingungen dafür ins Feld geführt, dass das deutsche Kirchenlied vor dem Hintergrund eines grundlegend geänderten ästhetischen Geschmacks überhaupt eine Wirksamkeit in der Gegenwart beanspruchen könne. Der Hinweis auf die verlorene „biblische Einfachheit“ deutete zugleich eine mit ihrer ästhetischen Neufassung verbundenen inhaltlichen Erneuerung der Heilsbotschaft selbst an, deren historische Verkrustungen und Verstellungen durch einen Rückgang auf die originäre Quelle selbst abzustoßen seien. Der Magdeburger Rezensent ging damit einen entscheidenden Schritt über die Botschaft Gellerts hinaus und verband die bloße Geschmackskritik mit einem brisanten gesellschaftspolitischen Fingerzeig: „Wenn die Gesang-Bücher als öffentliche Bekenntnisse der Kirche zum Canonischen Ansehen solten erhoben, und ein jeder verpflichtet werden; alles darin befindliche zu unterzeichnen; so würde gewiß das Gellertsche Gesang-Buch die wenigsten Scrupel verursachen; und doch eine Art der Vollständigkeit im kleinen haben, die vielen zahlreiche[r]n Gesang-Büchern zu fehlen scheint.“⁹⁶⁸ Der Stoß zielte auf die gährenden Zwistigkeiten der divergenten Glaubensbekenntnisse in Preußen und enthielt nichts anderes als eine Aufforderung zur Versöhnung der konfessionellen Divergenzen in einer erneuerten religiösen Praxis. Und eben dieser Praxis sollte durch die Einführung und Übernahme erneuerter ästhetischer Urteile der Boden bereitet werden. Aufgrund der nur geringen Hoffnung, in der unmittelbaren Gegenwart „Versöhnung zu stiften zwischen den hitzigen Verfechtern“, orientierte sich der Anonymus abschließend auf eine „Bildung des Geschmacks der Jugend“⁹⁶⁹ und

⁹⁶⁴ Vgl. dazu auch die paradigmatische Besprechung von Johann Joachim Spaldings öffentlich umstrittener *Betrachtung über die Bestimmung des Menschen* (Berlin 1754) im Dienst der „natürlichen Religion und Sittenlehre“ (*Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XLVI vom 15. November 1760, S. 182-184).

⁹⁶⁵ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XLVII vom 22. November 1760, S. 185.

⁹⁶⁶ Vgl. Christian Fürchtegott GELLERT, *Werke* (ed. A. Schullerus), Leipzig, Wien [1896], S. 225-232.

⁹⁶⁷ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XLVII vom 22. November 1760, S. 185.

⁹⁶⁸ Ebd., S. 186.

⁹⁶⁹ Ebd., S. 188.

ordnete sich auf diese Weise wieder dem gemeinsamen Fernziel aller an der Beilage beteiligten Rezensenten ein. Deutlich wird jedoch, dass das literaturkritische Geschäft auch innerhalb des begrenzten Forums der *Magdeburgischen Zeitung* eine ungeahnte Brisanz erlangen und weit über ästhetische Fragestellungen hinaus in das reale Feld der Gesellschaftspolitik führte konnte.

Während die Beurteilung der geistlichen Lieder Klopstocks in der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* zwei Jahre zuvor hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit in der kirchlichen Praxis noch deutlich negativ ausgefallen war, setzte der anonyme Rezensent Gellerts Ende 1760 in einer zweiten programmatischen Rezension auch deren Rehabilitation auf der Basis ihrer eigenen ästhetischen Grundlagen durch. Einerseits wurde den Klopstockschen geistlichen Liedern wiederum attestiert, sie seien aufgrund ihres poetischen Innovationspotentials und der geniehaften Schönheiten „für den gemeinen Mann ... zu schwer, und also zu wenig erbaulich“. ⁹⁷⁰ Andererseits bevorzugte der Rezensent im Blick auf die sprachlichen Reinigungsaufgaben und der Befreiung der Dichtung von tradierten Ballaststoffen „die bloß verbesserten Lieder“ Klopstocks, weil in ihnen „alles matte oder harte in den Gedanken und dem Ausdruck erhöht und sanft gemacht“ wurde. ⁹⁷¹ Das dichterische Genie wurde auch hier vor allem als ästhetisches Treibmittel zur Renovierung protestantischer Traditionen über differierende Glaubensbekenntnisse hinweg in Dienst genommen. Solche Bestrebungen lagen genau auf der theologischen Linie des Berliner Oberhofpredigers August Friedrich Wilhelm Sack, der zeit seines Lebens ein beharrlicher Verfechter der Kirchenunion und der substantiellen Verbindung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse war. ⁹⁷² Der Verfasser der Rezensionen zu Gellert und Klopstock ist deshalb in der Person des Berliner Oberhofpredigers selbst oder in dessen Sohn Friedrich Samuel Gottfried Sack, seines Zeichens Gründungsmitglied des 1761 ins Leben gerufenen Magdeburger *Literarischen Clubs*, zu suchen.

Diese Vermutung läßt sich durch den Umstand erhärten, dass auch die letzte Rezension des Jahres 1760 in der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* nur von August Friedrich Wilhelm Sack selbst oder von dessen näherem Freundeskreis angeregt worden sein kann. Abgedruckt wurden Auszüge aus Sacks Vorwort „Von dem Nutzen moralischer Predigten“, das im ersten Teil seiner Übersetzung von James Fosters *Reden über wichtige Wahrheiten der christlichen Religion* (Frankfurt/Main, Leipzig 1750) erstmals erschienen war. ⁹⁷³ Der Lehrer der Londoner Mennoniten-Gemeinde wurde von Sack hoch geschätzt und nahm starken Einfluss auf dessen eigene theologische Positionierung, insbesondere auf sein Verständnis der Zusammengehörigkeit von Glauben und Werken, von christlicher Lehre und ihrem praktischen Nutzen. ⁹⁷⁴ Die religiöse Intention des Vorwortes war ganz dem Kampf gegen die Berliner „Freygeisterey“ und die „Pest des Unglaubens“ der späten 1740er Jahre verpflichtet und suchte vor allem „die Ehre der christlichen Religion ... von dem verläumerischen Vorwurfe der Ungläubigen“ zu befreien, „als ob dieselbe in blossen Glaubens-Artickeln und speculativischen Begriffen des Verstandes bestehe, die zur Beßrung des Menschen nichts beytrügen, und von gar keinem Nutzen zur Ordnung und zum Wohl des gemeinen Wesens wären“. ⁹⁷⁵ Sack selbst war davon überzeugt, dass der Dissoziation von christlicher Lehre und Praxis nicht besser als durch eine genuine Verbindung der Glaubenssätzen mit einer Morallehre vorgebeugt werden könne, die die „fruchtbarsten Gründe der höchsten und reinsten Tugend“ enthalten und vortragen müsse. ⁹⁷⁶ Die Intentionen Sacks zielten folglich darauf ab, „ein Herz zu erlangen, das von denen edelsten und reinsten Trieben belebt wird“ ⁹⁷⁷, d.h. auf die Herstellung eines sittlich gereinigten Menschen, in dessen christlicher Lebenspraxis Glauben und Vernunft sich

⁹⁷⁰ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XLIX vom 6. Dezember 1760, S. 196.

⁹⁷¹ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. L vom 13. Dezember 1760, S. 198.

⁹⁷² Vgl. POCKRANDT, *Biblische Aufklärung* (2003).

⁹⁷³ Vgl. ebd., S. 569f.

⁹⁷⁴ Vgl. ebd., S. 178-180.

⁹⁷⁵ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. LII vom 27. Dezember 1760, S. 306 (recte: S. 206).

⁹⁷⁶ Ebd.

⁹⁷⁷ Ebd., S. 307 (recte: S. 207).

wechselseitig nicht ausschließen. Allein der „Gebrauch des gesunden Verstandes“, durch den das „Gemüth vor aller Ansteckung des Aberglaubens verwahret wird“, befähige den Christen zu einem Mittelweg zwischen den Extremen „einer verwirrten Andächtigkeit und Furcht vor Gott“ und der „Beschimpfung der Vernunft und des Christenthums“. ⁹⁷⁸ Und Sack nutzte auch hier die Gelegenheit, die Möglichkeit eines „wahren“, weil bekenntnisübergreifenden Christentums einsichtig zu machen:

„Es läst sich ferner mit guten Gründen behaupten, dass moralische Predigten, wenn sie allgemein wären, auch den sehr großen Nutzen stiften würden, dass die beyden Partheyen der Protestantischen Kirche selbst näher zusammen treten, und dadurch mehr und gewisser, als durch irgend ein anderes Mittel, ihre von allen wahren Christen so sehr gewünschte und so oft, aber vergeblich, gesuchte Vereinigung endlich zu stande kommen würde.“ ⁹⁷⁹

Hier kommt noch einmal und in verwandelter Form jenes theologische Leitmotiv zur Sprache, das auch Sacks Kriegs- und Siegespredigten durchgängig bestimmte. Durch die Proklamierung eines christlichen Patriotismus auf der Basis einer an den Erfordernissen des „gesunden Verstandes“ orientierten praktischen Sittenlehre suchte Sack auch während des Krieges den Weg einer alternativen christlichen Selbstbestimmung aufzuzeigen, die über die Grenzen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse hinweg die imaginäre vaterländische Einheit als Einheit der protestantischen Christenheit visionierte. Sacks Verpflichtung der Gläubigen auf die Tugend eines christlichen Patriotismus zielte nicht nur auf die „blosse Beypflichtung und Annehmung der Glaubenslehren“, ⁹⁸⁰ sondern auf eine sittliche Bestimmung des Menschen, die ihre Erfüllung in den ausgeführten Werken „zum Wohl für das gemeine Wesen“ finden sollte. Gerade weil Sacks Theologie in diesem Zusammenhang vor allem auf die Eliminierung bzw. Außerkraftsetzung der „Unterscheidungs-Lehren“, der „Trennungs-Nahmen und Gebräuche“, ⁹⁸¹ und d.h. auf die Aufhebung gesellschaftlicher Schranken und Hindernisse zentriert sein musste, kam ihr durchaus eine signifikante gesellschaftspolitische Bedeutung zu. Sie korrespondierte deshalb auch in ihrer mobilisierenden Absicht mit den aufklärerischen Bemühungen Thomas Abbts, ohne jedoch auf dessen radikalere gesellschaftspolitischen Ziele Anspruch machen zu wollen.

Erstaunlich bleibt indessen eine gedoppelte und gegenläufige Bewegung: Sie umfasste einerseits die von Sack vollzogene Instrumentalisierung der „schönen Literatur“ und ästhetischer Fragestellungen zugunsten einer religionsreformerischen Programmatik, die den alternativen Impuls der „heiligen Poesie“ Klopstocks und Gellerts aufnahm und in institutionell gefestigte Gefilde der religiösen Professionalität überführte. Die zeitgenössische Ästhetikdebatte diente andererseits einer avancierten Theologie zugleich – und dies ist erstaunlich genug – als willkommenes Abstraktions- und Verfremdungsmittel, um gesellschaftsreformerische Ansätze und Ideen der Religion in gesellschaftspolitisch relevanten und zeitbezogene Fragestellungen zu transformieren und auf unverdächtige Weise in die gesamtgesellschaftliche Rezeptionszusammenhänge einzuführen. Religiöse Erneuerungsideen konnten allein durch das ästhetische Vehikel in einem öffentlichen Forum diskutiert werden, ohne dabei sogleich Gefahr zu laufen, zu bloßen Religionsstreitigkeiten herabzusinken oder politisch sanktioniert zu werden. Zweifellos gewann die Beilage zur *Magdeburgischen Zeitung* durch den Einfluss des Berliner Oberhofpredigers August Friedrich Wilhelm Sack in der zweiten Hälfte des Jahres 1760 erstmals ein deutlich gesellschaftskritisches, die bestehenden Verhältnisse im Ansatz überformendes Profil. Im Blick auf die Neu- und Umbildungen des lokalen literarischen Feldes bleibt festzuhalten, dass vor allem die Erneuerung der Diskussion über Fragen der Geschmacksbildung durch Friedrich Köpken ein diskursives Feld für

⁹⁷⁸ Ebd.

⁹⁷⁹ Ebd.

⁹⁸⁰ Ebd., S. 306 (recte: S. 206).

⁹⁸¹ Ebd., S. 307 (recte: S. 207).

kritische Ideen und Reflexionen eröffnete. Die Rezensionen der geistlichen Liedern Ramlers, Klopstocks und Gellerts installierten darüber hinaus einen organischen Zusammenhang und ein produktives Wechselverhältnis zwischen der genuin theologischen und der literarischen Bedeutungsebene, zwischen moralisch-praktischen und ästhetischen Fragestellungen und verbanden zugleich die literarischen Feldbildungsprozesse mit institutionell gestützten Umbildungen innerhalb der lokalgesellschaftlichen Sphäre.

Die theologischen Bemühungen Sacks waren vor allem auf die lesenden Magdeburger Patrioten gerichtet, die gleichermaßen Fragen des Geschmacks und des Gemeinwohls unter Kriegsbedingungen im Auge behielten. Es wird sich zeigen, dass diese „Patrioten von Geschmack“ ihrerseits den erzeugten Diskussionszusammenhang zu eigenen Zwecken zu nutzen verstanden. Theologie und Ästhetik gingen in der Beilage zur *Magdeburgischen Zeitung* eine für alle Beteiligten fruchtbare Symbiose ein. Mit ihr wurde eine Entwicklung der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* angestoßen, die dem Blatt insgesamt eine größere Akzeptanz und deutlich akzentuierte Resonanz der Leser verschaffte. Dies schlug sich u.a. in der Tatsache nieder, dass die *Historisch-Politischen und Gelehrten Merkwürdigkeiten* mit Beginn des Jahres 1761 separat vom Hauptteil der *Magdeburgischen Zeitung* bezogen und auf ausdrücklichen Wunsch des Publikums⁹⁸² auch „quartaliter“ für drei Groschen pränummeriert werden konnten.⁹⁸³

4.6.2 Die Durchsetzung des ästhetischen-patriotischen Impulses: Anna Louisa Karschs Ode auf den Sieg Friedrichs bei Torgau als Katalysator der literarischen Rezeption in Magdeburg

Die ausführlicher skizzierten Bewegungen innerhalb der öffentlichen literarischen Diskussion in der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* sind insofern von Belang, als sich an ihnen vorzüglich ablesen läßt, welche gesellschaftsrelevanten Kräfte sich des neugeschaffenen Forums öffentlicher Literaturkritik in Magdeburg bedienten. Der Literaturteil der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* wurde in den ersten zwei Jahren ihres Bestehens gleich mehrfach als Versuchsfeld der medialen Aufbereitung eigener Interessenlagen genutzt. Die Herstellung eines öffentlichkeitswirksamen Diskurses unter Beteiligung der Leserschaft spielte dabei nur eine periphere Rolle. Die wechselnde Redaktionstätigkeit und die divergierenden Tendenzen und Wirkungsabsichten der Literaturkritik selbst vermochten dabei keine einheitliche diskursive Ebene herauszubilden. Einerseits bildete sich eine literaturkritische Tendenz heraus, die sich zwischen den Extrempositionen einer gelehrten Fachkritik, der theologisch-moralischen Erbauung und der Vermittlung praktisch-ökonomischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse positionierte und damit auf das Interesse der gebildeten Hauptleserschichten in Magdeburg und der Umgebung – den Angehörigen der zahlenstarken Lehrer- und Pfarrerschaft, der Mediziner und Juristen sowie eines geringeren Teils der Kaufleute und Unternehmer – spekulieren konnte. Andererseits wurde bereits zu Beginn des Unternehmens unter der Maxime „Wahrheit, Freyheit und Geschmack“ eine Distanzierung von aller auf das krieglerische Zeitgeschehen bezogenen Literatur vollzogen, die allerdings an den tatsächlichen literarischen Interessenlagen eines Großteils der Leserschaft während des Siebenjährigen Krieges und deren patriotisch inspirierter Sensibilisierung für den Vaterlandsdiskurs vorbeiging. Die vage Simulation von auswärtigen literarischen Vorlagen und die unreflektierte Durchsetzung der Eigen-

⁹⁸² Ein Leser wandte sich mit der Forderung an die Herausgeber der Beilage, „dass man die Gelehrten Merkwürdigkeiten, nicht nur besonders kaufen, sondern auch bey der Pränumeration es so einrichten könne, dass das Gelehrte Blat jedesmahl zweyfach oder dreyfach mit ausgetheilet werde.“ (*Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. XLVIII vom 29. November 1760, S. 193).

⁹⁸³ Vgl. *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. L vom 13. Dezember 1760, S. 200 und ebd. No. LII vom 27. Dezember 1760, S. 308 [recte: S. 208].

interessen der Rezensenten führte in Magdeburg zu einer weitgehend sterilen Literaturkritik, die sich gleich doppelt gegen das ihr aus den lokalen und zeitlichen Bezügen zuwachsende Innovationspotential immunisierte und auf diese Weise die potentiellen Leserschaften nur partiell erreichen konnte. Zu diesem Zweck wurden auch die „schönen Wissenschaften“ weitgehend aus dem Kanon der behandelten Literatur eliminiert – oder was diesem Umstand gleich kommt: es gab keine Literaturkritik, die ihre literarischen Urteilskriterien im Umkreis der aktuellen ästhetischen Debatten gewonnen hatte, und die deshalb auf die Phänomene der „schönen“ Literatur nur aus der Distanz und mit zeitlicher Verzögerung zuzugreifen vermochte. Erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1760 wurde mit dem Einfluss des Berliner Oberhofpredigers August Friedrich Wilhelm Sack auf die *Magdeburgischen Zeitung* auch der Weg zu einer grundsätzlich veränderten Diskussionsbasis über Literatur gebahnt. Durch die geschickte Verbindung des theologischen mit dem ästhetischen Diskurs eröffnete sich die Möglichkeit, auch den patriotischen Themenbezug stärker in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses zu stellen und die Phalanx der auf den allgemeinen „Nutzen des gemeinen Wesens“ gerichteten Gelehrtenrezensionen endgültig zu durchbrechen.

Mit dem Abdruck von Anna Louisa Karschs Ode auf den Sieg Friedrichs bey Torgau im Februar 1761 wurde der erste Kulminationspunkt dieser neuen literarischen Entwicklung erreicht, mit dem der Funke der patriotischen Begeisterung erneut auch auf das lesende Publikum überschlug. Der Publikation der Karschinschen Ode gingen im Januar 1761 mehrere ausdrücklich patriotisch gestimmte Rezensionen voraus, die zum einen in ihrem gesellschaftspolitischen Impetus an die letzten Literaturkritiken des Jahres 1760 anschlossen, und zum anderen systematisch jenes ästhetische Wirkungsfeld vorbereiteten und absteckten, in dem die Kriegslyrik der Karschin wenig später ihre volle Wirkung entfalten konnte. Die Regie der Literaturkritiken in der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* ging mit Beginn des Jahres 1761 endgültig an eine Gruppe von Magdeburger Literaturfreunden um Friedrich von Köpken, August Friedrich Wilhelm Sack, Erdmann Andreas Hoffmann, Heinrich Wilhelm Bachmann (jun.) u.a. über, aus der sich im Sommer 1761 die erste literarische Vereinigung Magdeburgs bildete. Sie eröffneten das Jahr 1761 programmatisch mit der ausführlichen Besprechung der von Karl Wilhelm Ramler besorgten Ausgabe von Ewald Christian von Kleists *Sämtlichen Werken* (Berlin 1760), der – wie der Rezensent resümierend anfügte – „in seinem Leben ein eben so großer Held, als vortreflicher Dichter war, dessen allzufrüher Verlust seinen Freunden nie wird aufhören höchstschmerzlich zu seyn, und dem diejenige, welche seinen Character zu kennen das Glück gehabt, einstimmig das Lob eines ehrlichen und rechtschaffenen Mannes beylegen müssen“.⁹⁸⁴ Aus dem Gesagten läßt sich nicht nur entnehmen, dass der Rezensent dem näheren oder weiteren Magdeburger Bekanntenkreis Gleims entstammte. Die gleichrangigen Bedeutungshorizonte des „Helden“, des „Dichters“ und des „ehrlichen und rechtschaffenen Mannes“ signalisierten den „Kennern und Liebhabern der schönen Wissenschaften“⁹⁸⁵ bereits eine neue literarische Qualität, deren verstehendes Erfassen beim ästhetisch gebildeten Leser immer schon den enthusiastischen Patrioten voraussetzen durfte. Die signifikante Übereinstimmung von Charakter und Werk ließ Kleist zum männlichen Prototyp des patriotisch und ästhetisch relevanten Helden avancieren, der dem zivilen Bürger im Krieg als adäquates Leitbild vorgestellt werden durfte. Erst das beständige – und im eigentlichen Sinne unauflösliche – Ineinanderwirken von patriotischer Begeisterung und ästhetischer Reflexion in der literarischen Rezeption während des Siebenjährigen Krieges vermag zu erklären, wie es den Rezensenten möglich war, in Kleists drastisch geschilderten Kriegsszenen nicht nur eine „ungemein rührende Scene“ zu entdecken, sondern bei näherem Durchle-

⁹⁸⁴ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. I vom 3. Januar 1761, S. 2.

⁹⁸⁵ Ebd.

sen der Ramlerschen Ausgabe noch mehr von „dergleichen Entdeckungen zu seinem Vergnügen“⁹⁸⁶ anzukündigen.

Die Gruppe der Magdeburger Rezensenten wandte sich im Anschluss und mit völlig veränderter Absicht als ihre Vorgänger dem direkten Zeitgeschehen zu. Der „höchstkriegerische Krieg“ wurde nicht nur als gesellschaftliche Ausnahmesituation, sondern auch als literarisches Produktionsmittel ersten Ranges begrüßt, weil er „auch darin etwas besonders gehabt, dass durch ihn die Federn und Pressen in eine unaufhörliche Bewegung sind erhalten worden“.⁹⁸⁷ Wie die lokalgesellschaftlichen Sympathien verteilt waren, läßt sich an der Besprechung von drei Predigten auf die Siege Friedrichs bei Liegnitz und Torgau ablesen. Während die Predigt des Magdeburger Dompredigers Johann Georg Sucro in ihrem zeit- und selbstkritischen Potential⁹⁸⁸ nur kühl gewürdigt wurde als „denen damaligen Zeit-Umständen mit einer edlen Einfalt angemessen, und ein Muster, wie Lehrer öffentlich mit Gott reden müssen, ohne Menschen zu schmeicheln“,⁹⁸⁹ galt das allgemeine und unvoreingenommene Lob dem Brandenburger Pfarrer Adolph Dietrich Ortmann, dem bekannten Verfasser der *Patriotischen Briefe* (Berlin 1758, ²1759) und der *Monatlichen Krieges-Betrachtungen* (Berlin 1760). Dieser „berühmte Patriot und Redner“ wurde zum paradigmatischen Literaten erklärt, dem – analog zum Dichter Kleist – das Verdienst zukomme, den Krieg für die geistig-literarischen Verhältnisse produktiv gemacht zu haben:

„Er ist es, der den Krieg zu einer unerschöpflichen Materie für die Erbauung des Christen gemacht hat. Weder seine Briefe noch seine mit diesem Jahr angefangene Krieges-Betrachtungen haben seinen erfindsamen Witz erschöpft, oder seinen Affect zu erbauen erkalten lassen. [...] Seine Beredsamkeit hat dismal die Sphäre der Poesie erreicht, und uns an die Stelle des erhabensten Tichters der Christen erinnert: Young machet in seiner vierten Nacht, darin er die Erlösung besingt, die Anmerkung: Bey einem solchen Gegenstande ruhig zu bleiben, das ist sündlich. Affect ist hier Vernunft; hier ist Entzückung Gelassenheit“.⁹⁹⁰

Damit ist zugleich ein Kernsachverhalt bezeichnet, auf den es den Magdeburger Rezensenten um August Friedrich Wilhelm Sack vorzüglich ankam. In literaturkritischer Absicht sollten sich affektgeladener patriotischer Enthusiasmus und Vernunft, poetischer und theologischer Diskurs argumentativ verschränken, um auf diese Weise einen diskursübergreifenden und variabel erweiterbaren Kommunikationsraum abzustecken. Als verbindendes Glied wurde eine beide Sphären umspannende „patriotische“ Erbauung des Gemüts beansprucht, in der Realität und Fiktion, Faktenwissen und Imaginiertes eine konsistente Vorstellungswelt erzeugen sollten. Gerade die bruchfreie Deutung der disparaten Realitäten wurde als gemeinsamer, alle Diskursebenen vereinigender Dienst an der Gesellschaft aufgefasst, der vor allem anderen die poetische Einbildungskraft in produktiven Anspruch nehmen sollte.

Diese Auffassung war den ersten literaturkritischen Bemühungen der *Nachrichten von gelehrten Sachen* von 1758 diametral entgegengesetzt und betrieb auf offensive Weise die Durchsetzung des patriotischen Leitdiskurses in der Magdeburger Gesellschaft. Zementiert wurde dieses Vorhaben – gewissermaßen als bestätigendes Exemplum für die literarische Theorie – durch die anonym eingesandten „Gedanken am heutigen Geburts-Tage des Grösten Königes unserer Zeiten“, die der Einbildungskraft im „Vater des Vaterlandes“ gleichsam ihren vorzüglichsten Gegenstand vorzustellen suchte. In diesem

⁹⁸⁶ Ebd., S. 3f.

⁹⁸⁷ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. II vom 10. Januar 1761, S. 6.

⁹⁸⁸ Vgl. Kap. 4.4.3.

⁹⁸⁹ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. II vom 10. Januar 1761, S. 7.

⁹⁹⁰ Ebd., S. 8.

Text verschränken sich auf zwanglose Weise Versatzstücke aus dem Rüstzeug des Poeten mit theologischen Motiven und steigern sich wechselseitig zu einer patriotischen Erlösungsphantasie, die die Grenzen der Diskurse wie auch die eingegrenzten Vorstellungswelten der ständischen Hierarchisierungen auflöst und ineinander fließen läßt. Friedrich avancierte auch und gerade im Siebenjährigen Krieg zum mythischen, rational unauslotbaren Gravitationszentrum vaterländischer Begeisterung. Im Dienste einer modernen Helden- und Herrscherpanegyrik wurden deshalb Verbindungen zu einer ebenso mythisch besetzten antiken Vorzeit zwanglos gezogen: „Was das Alterthum nur schönes gedacht, was es von Göttern gesungen, und von denen Aurelen und vom Titus gesagt, dass sie das Ergötzen der Menschen wären, das ruft das Echo mit dreyfach gebrochener Stimme, in neueren Zeiten bey Deinem Nahmen zurück.“⁹⁹¹ Friedrich ist als „Held, dem Hercules gleich“; die seine Taten verkündende „schallende Posaune der Fama“ erreicht selbst den preußenbegeisterten, vivatrufenden „Aethiopier“, „Mohr“ und „Muselmann“.⁹⁹² Der Text kulminiert folgerichtig in der visionären Hoffnung auf ein neues goldenes Zeitalter, das die Erfüllung alles Unerfüllten bringen soll:

„Du Hermann der Teutschen Freyheit! Höre, unter dem Geräusch der Waffen, das Frohlocken des nie verblendeten Patrioten. Mögest Du doch Germaniens Ketten zerreißen, und bald in Deinem Vaterlande den Palmbaum pflanzen, den die wüthende Mordsucht zernaget und zerblättert hat. Baue alsdann in seinem Schatten, den Grund Deines majestätischen Stuhls, von dessen Stufen die Ströhme der Weisheit fließen, aus welchen die Völker des Landes schöpfen, die Musen und der Dichter ihren Durst stillen, und von welchen der Landmann von ferne seine Glückseligkeit ableitet“.⁹⁹³

Die „Ströhme der Weisheit“ aber flossen auch nach dem Hubertusbürger Frieden mehr als spärlich und vermochten weder die deutschen „Musen“ noch ihre Musensöhne ausreichend zu ernähren. Was nährte, war allein der kontinierte Traum von einem neuen goldenen Zeitalter, die selbstgehisste Fahne der glückseligen Zukunft deutscher Literatur, die von den letzten Unentwegten spätestens 1780 nach der Lektüre von Friedrichs *De la Litterature Allemand* auf Halbmast gesetzt wurde. Der am allgemeinen „Wahren, Guten und Schönen“ orientierte Ästhetiker schuf im „nie verblendeten Patrioten“ wie im „Vater des Vaterlandes“ ästhetische, einander korrelierende Idealprodukte, die Wert und Eigenleben allein im Horizont der Kunst zu behaupten vermochten.

Die Sehnsucht nach einer Bestätigung patriotischer Phantasien in der Realität war jedoch groß. Nur so ist erklärlich, dass die Publikation der Karschinschen Ode auf den Sieg Friedrichs bei Torgau als Höhepunkt und Vollendung der angestrebten patriotischen Klimax in der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* fungieren konnte. Obgleich seit dem Sieg Friedrichs bei Torgau schon drei Monate vergangen waren, diente die Ode den Magdeburger „Patrioten von Geschmack“ ausdrücklich dazu, das Andenken an diesen Sieg zu erneuern, um – wie es heißt – „sich im patriotischen Muthe zu stärken“.⁹⁹⁴ Das Gedicht hatte aber von Anfang an eine weiter gefasste Bedeutung, wurde von den Magdeburger „Patrioten von Geschmack“ in einem übergeordneten Rahmen rezipiert, der jenes Kunstprodukt des „nie verblendeten Patrioten“ einzufassen und haltbar zu machen suchte. So legte Heinrich Wilhelm Bachmann (jun.) den Lesern der *Magdeburgischen Zeitung* die Ode „zur Beurtheilung“ vor, um im unmittelbaren Anschluss anzumerken, dass ein Spielraum des ästhetischen Urteils im eigentlichen Sinne nicht gegeben sei: „Diese Beurtheilung falle aus wie sie wolle; sie wird verändert werden; sie wird sich erheben und verbessern, wenn wir künftig die Hand nahmhaft machen, welches dieses Gedichte niedergeschrieben

⁹⁹¹ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. IV vom 24. Januar 1761, S. 14.

⁹⁹² Ebd.

⁹⁹³ Ebd., S. 14f.

⁹⁹⁴ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. VI vom 10. Januar 1761, S. 21.

hat. Wer es bey der ersten Durchlesung für schön hält, wird es hernach für vortreflich schön halten. Und wer es vorerst verachtet hat, dem wollen wir hernach Wiederruf und Lob gebieten, und er soll gehorchen.“⁹⁹⁵

Bachmann konnte sich dieser Sache deshalb so sicher sein, weil er die tiefe Überzeugung gewonnen hatte, dass in der Person Anna Louisa Karschs auf exemplarische Weise poetische Zweckbestimmung und politisch-patriotische Botschaft vereint und paarweise auf exemplarische Weise an den Streitwagen der Zeitgeschichte gekoppelt waren. Anna Louisa Karsch galt nicht nur den Magdeburger Literaturfreunden als erstaunlichstes Produkt des andauernden Krieges. Sie verkörperte *in persona* ein zeittypisches und deshalb universalisierbares Schicksal, in dem den Zeitgenossen die vom Krieg zerrissenen Realitäten symbolisch in eine neue und höhere Einheit zusammenflossen. Der Name Anna Louisa Karsch vermochte einerseits per se die literarische Qualität ihrer Produkte jenseits kunstrichterlicher Urteile zu besiegeln, weil Person und Werk der Karschin im öffentlichen Urteil gerade nicht innerhalb, sondern außerhalb tradierter ästhetischer Gesetzmäßigkeiten angesiedelt blieben. Andererseits galt die Person Anna Louisa Karsch den Zeitgenossen als leibhaftige Beglaubigung einer Sozialutopie, die aus den Gefilden der älteren Schäferdichtung in die Realität versetzt worden zu sein schien. Nicht nur ihr Auftauchen aus dem Niemandsland des preußischen Ostens war ebenso mysteriös wie die Quelle ihrer dichterischen Begabung. Auch der von Anna Louisa Karsch beanspruchte gesellschaftliche Handlungsraum in Berlin und Magdeburg, der die bürgerlichen Bildungseliten wie die Aristokratie und sogar die königliche Familie einschloss, war in den Augen ihrer Zeitgenossen außerordentlich. Aus diesem Grund war dem Diskurs über die Dichterin und Patriotin Anna Louisa Karsch ein handlungstheoretisches Versprechen auf eine ideale Zukunft unter dem Regnum der Vernunft und Aufklärung inhärent. Die schlesische Dichterin galt aufgrund ihrer gesellschaftlichen Exorbitanz als sicherer Wechsel auf eine goldene literarische und gesellschaftspolitische Zukunft: Sie blieb denen Verheißung, die einen Sprung aus den gesellschaftlichen Konventionen anstrebten, und diente denen zum Schrecken, die ihre Ratio nicht zum patriotischen Enthusiasmus überreden konnten. Ihre Person beglaubigte den Literaturfreunden und Dichtern fiktional und leibhaftig die Vision, dereinst an den vom herrschaftlichen Thron niederfließenden „Strömen der Weisheit“ im Goldenen Zeitalter Preußens zu partizipieren, die Herrscher und Dichter in einem gemeinsamen „Dritten“ vereinigt finden würden.⁹⁹⁶

Die Wirkung der Karschinschen Ode auf den Selbstverständigungsprozess der Magdeburger Freunde der Literatur fiel – durch den Rezeptionsprozess in Berlin und Halberstadt sorgsam vorbereitet – deshalb so außerordentlich aus, weil die faszinierenden Nachrichten über die Dichterin und ihr Werk eine gesteigerte Erwartungshaltung erzeugt hatten. Die Ode auf den Sieg Friedrichs bei Torgau erschien Anfang Februar 1761 in der Samstags-Beilage der *Magdeburgischen Privilegirten Zeitung* in einer besonders exponierten Weise. Sie war das erste auf den Krieg bezogene Gedicht, dass vollständig und separat abgedruckt wurde und eine ganze Nummer der Samstags-Beilage füllte. Die Publikation des Gedichtes, das als vollständiges literarisch-politisches Programm rezipiert wurde, markierte mit gutem Recht den Wendepunkt in der lokalen literarischen Rezeptionsgeschichte. Es löste eine gesellschaftliche Initialzündung aus, die für die lokalen Zusammenhänge bedeutende rezeptionsästhetische Impulse freizusetzen vermochte. Zum einen, weil die auf weite Teile der lesenden Bevölkerung übergreifende patriotische Begeisterung eine reale, im gesellschaftspolitischen Handlungsraum stattfindende Begeisterung war, deren Wirkungen über die virtuelle Räume des Freundschaftskultus und der urbanen Geselligkeit hinausreichten. Zum anderen, weil die entfachte neue Welle der Begeisterung für Friedrich und das preußisch-deutsche Vaterland der lokalen Bildungselite als maßgeschneidertes Vehikel diente, um die Diskussion zeitgenössischer deutscher Literatur in den Horizont einer literarisch interessierten Öff-

⁹⁹⁵ Ebd.

⁹⁹⁶ Vgl. das folgende Kapitel.

fentlichkeit einzubringen und dort dauerhaft zu verankern. Durch die Rezeption Karschinscher Kriegsgedichte ließen sich ohne weiteres auch all jene Elemente des literarischen Feldes im lokalen Magdeburger Kontext legitimieren und für eine öffentliche Diskussion legalisieren, die bis dato unter dem Anspruch der leitenden und Öffentlichkeit konstituierenden Kontexte schweigen mussten oder durch das verfügbare Wertesystem theologischer und pädagogischer Konzepte an die Peripherie gedrängt worden waren. Als frei adaptierbares Modell diente die Karschinsche Ode – über ihren unmittelbaren Wirkungshorizont als Kriegsgedicht hinaus – als „Trojanisches Pferd“, mit dem die Literaturfreunde in Magdeburg die Oberhand über die Diskurse der institutionell verankerten lokalen Subsysteme Bildung und Religion gewannen. Die Auswahl der rezipierten literarischen Texte – und dies belegt die systematische Ausführung der wirkungsästhetischen Absichten in der Abfolge der Texte – war offenkundig in weiten Teilen diesem emanzipatorischen Bedürfnis geschuldet, orientierte sich also nicht nur am aktuellen überregionalen Rezeptionshorizont, sondern ebenso an den bestehenden lokalen Verhältnissen und deren Restriktionspotential. Dabei fand eine prinzipielle Aus- und Abgrenzung der literarischen Bemühungen von den bis dato dominierenden lokalgesellschaftlichen Kräften nicht statt, weil diese wie jene unter das edukative Gebot der Nützlichkeit für das „gemeine Ganze“ gestellt blieben, und weil die theologische Deutung der zeitgeschichtlichen Situation mit der literarischen durch wechselseitige Verschränkung von Argumentationsstrategien weitgehend kompatibel war.

Mit der Rezeption der Karschinschen Ode verließ die lokale Literaturkritik in Magdeburg endgültig den Horizont der vordergründig privaten Geselligkeit und etablierte sich im Horizont einer medialisierten gesellschaftlichen Öffentlichkeit. Und sie begab sich damit zugleich auf den Weg der lokalgesellschaftlichen Eigenständigkeit, die ihren sichtbarsten Ausdruck in der Bildung literarischer Institutionen fand.⁹⁹⁷ Unter der Ägide der 1761 gegründeten *Literarischen Gesellschaft* wurde die Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* zu einem rein literaturkritischen Organ umgestaltet. Die solcherart forcierte Literaturkritik diente einerseits der Selbstinszenierung und inszenierenden Selbstvergewisserung, zum anderen dem planmäßigen Ausbau eines weitgehend kontextunabhängigen Kommunikationsraumes über deutschsprachige Literatur. Die an den rezipierten Werken entwickelte wirkungsästhetische Absicht blieb als codiertes Innovationspotential bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges weitgehend konsistent und richtete sich vorrangig auf das lokale Umfeld und die Instruktion der eingesessenen Magdeburger Bildungseliten und der sonstigen Magdeburger Leserschaft. Das Redaktionskollegium der *Literarischen Gesellschaft* war deshalb schon Anfang 1761 bemüht, durch weitgehende Auslassung des lokal als bekannt Vorauszusetzenden den Anschein zu vermeiden, „als ob wir mehr für Auswärtige, und nicht sowol einzig und allein für unsre werthesten Magdeburger schrieben.“⁹⁹⁸ Wenn seitens der Magdeburger und Berliner Verwaltung jemals geplant war, durch Etablierung der Literaturkritik in Magdeburg ein kulturelles Rahmenprogramm für die Berliner Gesellschaftseliten während ihrer Exilierung in der Festungsstadt zu schaffen, so liegt vor dem Hintergrund der eigenständigen Entwicklung der Beilage auf der Hand, dass diese für Magdeburg wichtigen Rezeptionsleistungen die Bedürfnisse ihrer möglichen höfischen Adressaten notwendig verfehlen mussten.

⁹⁹⁷ Vgl. Kap. 4.1.

⁹⁹⁸ *Historisch-Politische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. III vom 17. Januar 1761, S. 12.

4.6.3 Anna Louisa Karsch in Magdeburg: ästhetische Differenzierungs- und Entgrenzungsarbeiten

Der Einfluss Anna Louisa Karschs auf die literarischen Verhältnisse Magdeburgs gewann eine gesellschaftspraktische Dimension, als die Dichterin Ende Oktober 1761 selbst in Magdeburg eintraf und sich in kürzester Zeit als fester Bestandteil der Magdeburger Gesellschaft etablierte. Mit ihrem leibhaftigen Auftreten und ihrer Präsenz in der Elbestadt wurde zugleich ein bis dato unerhörtes, allenfalls handlungstheoretisches Innovationspotential aktiviert, das die ständisch gefügten Schranken zwischen den Magdeburger bürgerlichen Eliten und der exilierten Hofgesellschaft gleichermaßen außer Kraft setzte. Die Nachrichten über die Herkunft und den Bildungsweg der Schlesischen Dichterin ließen in den Augen ihrer Zeitgenossen vielfach die Grenze zwischen Realität und Fiktion verschwimmen. Mit Anna Louisa Karsch öffnete sich dem bildungsbeflissenen Publikum der Blick auf eine real gelebte Mythe, in der sich dichterische Elemente der Schäferidylle mit den Nachrichten von ihrer ungewöhnlichen Sozialisierung und ihrem Schicksal als Patriotin und Sängerin Friedrichs mischten.

Anna Louisa Karschs Aufenthalt in Magdeburg diente vor allem ihrer erneuten Sozialisierung und der Integrationsarbeit in eine bürgerliche Sphäre. Sie war – von Gleim in Halberstadt kommend – von Anfang in den literaturinteressierten Kreisen Magdeburgs willkommen und gehörte schnell zu den bekanntesten Persönlichkeiten, die sich während des Siebenjährigen Krieges in der Festungsstadt aufhielten. Die gut beleumundete „Sängerin Friedrichs“ aber, der sich allerorten die Türen zu kleineren und größeren Gesellschaften öffneten, hatte selbst wenig für eine erfolgsversprechende Integration zu bieten. Doch nicht nur ihre Rezeption als naturgeniales Markenprodukt der literarischen Szene, sondern auch die selbstgewählte Einschränkung ihrer ästhetisch-künstlerischen Positionierung auf die „Empfindung“ trug nicht nur zu einer ganzen Reihe von Verstimmungen und Missverständnissen – etwa mit Gleim, oder verschiedenen Magdeburger Literaten – bei, sondern verhinderte auch ihre gesamtgesellschaftliche Integration. Mit anderen Worten: Durch ihre Herkunft und ihr dichterisches Selbstverständnis fehlten der Karschin die künstlerischen und gesellschaftlichen Rezeptoren für eine disponible Anpassung an gegebene gesellschaftliche Strukturen und die gestaltende Teilnahme an den maßgebenden literarischen Diskussionen der Zeit. Das integrative Bemühen der Karsch während ihres einjährigen Aufenthalts in Magdeburg war nahezu zwangsläufig auf die Maßgaben einer persönlichen und künstlerischen Selbstfindung eingeschränkt, nachdem sie lange Zeit „in Einer Dunkelheit und unter dem Tumult niederdrückender sorgen“⁹⁹⁹ gelebt hatte. Ihr Bedürfnis nach vollgültiger gesellschaftlicher Anerkennung sollte auch unter den günstigsten äußeren Vorzeichen in Magdeburg nicht in Erfüllung gehen. Unter den Bedingungen des Siebenjährigen Krieges wurde Anna Louisa Karsch vielmehr von den vorhandenen Strukturen adaptiert, in gewissem Sinne sogar instrumentalisiert. In ihnen agierte sie auf der Basis der ästhetischen „Empfindung“ nach außen hin weitgehend zwangfrei und unbekümmert um gesellschaftliche Konventionen, wobei ihr die emotionalen Überhänge einer patriotisch befeuerten Vernunft als sympathische Angebote entgegenkamen. Die Kluft zwischen der eigenen Sprache der Empfindungen des „Herzens“ und der gesellschaftlichen Sprache der lokalen Öffentlichkeit ließ sich jedoch auf diese Weise nur scheinbar schließen.

Die soziale und künstlerische, im Kern nicht absorbierbare Autonomie der Karsch bildete innerhalb der Magdeburger Gesellschaft ein markantes und untergründig subversiv wirkendes Element. Person und Werk der bewunderten Schlesischen Dichterin markierten auf diese Weise in mehrfacher Hinsicht eine Abweichung von der ästhetischen und gesellschaftlichen Norm, die – wenn auch aus unterschiedlichen Gründen – auf nahezu alle in Magdeburg anwesenden gesellschaftlichen Gruppen attraktiv wirkte.

⁹⁹⁹ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 5 (Brief Karschs an Gleim vom 28. 04. 1761).

Ihr Habitus widersprach nahezu jeder etablierten künstlerischen und gesellschaftlichen Erwartungshaltung und vermochte die durch ritualisiertes Verhalten kodierten Standesschranken problemlos zu durchbrechen. Anna Louisa Karsch war selbst nicht im herkömmlichen und identifizierbaren Sinne gesellschaftlich kodiert und wirkte während ihres einjährigen Aufenthaltes in Magdeburg als Ferment, das die gesellschaftlichen Verhältnisse wie Hefe in Gärung brachte – ein Ferment, dessen Wirken sich zwar bei näherer Untersuchung überall wiederfindet, das sich aber nach getaner Arbeit in seine lokalgesellschaftlichen Bestandteile verflüchtigte und verschwand. Zweifellos hatte Anna Louisa Karsch wesentlichen Anteil an der Ausdifferenzierung neuer literarischer Verhältnisse in Magdeburg, ohne jedoch selbst konstitutiv in sie involviert zu sein. Ihr Wirken blieb auf die Rolle einer ästhetischen und gesellschaftlichen Impulsgeberin beschränkt. Das Nachzeichnen ihrer dichterischen Wirksamkeit in den lokalgesellschaftlichen Verhältnissen ist deshalb ein Nachzeichnen ihres persönlichen und künstlerischen Scheiterns.

Nach ihrer Ankunft in Magdeburg fand die Karsch Aufnahme im Hause des Magdeburger Kommandanten Johann Nicolaus von Reichmann, mit dessen Gattin sie sich enger befreundete. Von hier aus pflegte sie umfangreiche gesellschaftliche Kontakte in die Stadt und unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel. Ihr Ruf als von Gleim in Halberstadt dreifach gekrönte Dichterin sorgte in Magdeburg für einiges Aufsehen. Offene Bewunderung galt ihr vor allem als Sängerin patriotischer Siegesgedichte, die – nach der Publikation der Ode auf den Sieg Friedrichs bei Torgau im Februar 1761 – auch in weiten Teilen der Magdeburger Bevölkerung bekannt waren. Für ihre ungebrochene Popularität spricht auch, dass im Dezember 1761 erneut ein umfangreiches Gedicht „von unsrer glücklichen Dichterin der berühmten Karschin“ über vier Seiten in der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* abgedruckt wurde.¹⁰⁰⁰ Es war die Qualität ihrer patriotischen Dichtungen, die Gleim zu der überbordenden Formulierung veranlasst hatte: „So wie die Griechen den Homer verstanden, wenn man *den Dichter* anführte, und die Sapho, wenn von *der Dichterin* die Rede war, so wird man künftig meine Freundin auch nur schlechtweg die Dichterin nennen.“¹⁰⁰¹ Gleims Vorschusslorbeer für die Ewigkeit, inspiriert von der patriotischen Begeisterung für ‚König und Vaterland‘, verschaffte ihr auch problemlosen gesellschaftlichen Eingang in den weiteren Freundeskreis Gleims in Magdeburg.

Mit ihrer persönlichen Anwesenheit in Magdeburg ging jedoch das Interesse an ihrer patriotischen Dichtung sehr schnell zurück. Bald überwog die Neugierde an der Karschinschen Subversion der künstlerischen und gesellschaftlichen Konventionen, die entscheidend zur Forcierung ihrer allgemeinen Bekanntheit und vordergründigen gesellschaftlichen Protektion beitrug. Ihre gesellschaftlichen Auftritte gerieten in Magdeburg nicht selten zu Inszenierungen eines exorbitanten dichterischen Genies, bei denen die Karschin Proben ihrer Naturbegabung zur allgemeinen Unterhaltung der Anwesenden zum Besten gab und ihr öffentliches Bild nach Kräften bestätigte: „Ich habe ietzt Eine ganz neue Art der Leute Ihre Neubegierde zu Stillen Sie müssen mir Endreimen vorschreiben so vermischt als Sie nur wollen“,¹⁰⁰² schrieb die Dichterin an Gleim nach Halberstadt – ohne dabei zu verhehlen, dass sie dieser Art der Selbstdarstellung bedurfte. Der Kontrast zu ihrem alten Leben als „eines Glogau’schen Schneiders Ehefrau“ war zu stark, um als Motivation auszufallen. Mit ihrer neu gewonnenen Reputation als Dichterin wollte Anna Louisa Karsch vor allem im geselligen Umgang mit Menschen „schmecken was Leben sey“.¹⁰⁰³ Sie galt als Meisterin der Improvisation und des Stehgreifdichtens, das sie in unglaublicher Weise auch unter schwierigen äußeren Umständen beherrschte und mit dem sie schnell die Aufmerksamkeit auf sich zog und jede Gesellschaft dominierte. Mit dem sich wandelnden Interesse der Öffent-

¹⁰⁰⁰ Vgl. *Historische und Gelehrte Merkwürdigkeiten* No. L vom 19. Dezember 1761, S. 197–200. Es handelt sich um jenes Gedicht, das später unter dem Titel „An Gott“ auch in die Sammlung der *Auserlesenen Gedichte*, Berlin [1764], S. 28–32 aufgenommen wurde.

¹⁰⁰¹ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 49 (Brief Gleims an Karsch vom 29. 11. 1761).

¹⁰⁰² Ebd., S. 52 (Brief Karschs an Gleim vom 20. 12. 1761).

¹⁰⁰³ Ebd., S. 5 (Brief Karschs an Gleim vom 28. 04. 1761).

lichkeit tat sich jedoch schon sehr bald eine bei diesen Gelegenheiten merkbare Diskrepanz zwischen Sein und Schein auf, über die die Karsch schon aus Berlin an Gleim berichtete:

„es fehlt mir nicht an Gesellschafften, man sucht mich nur zu oft, aber diese Zerstreungen sind vor mich weder nützlich noch angenehm, man will Seine NeuGierde befriedigen, man gafft mich an und klatscht mit den Händen und rufft Ein Bravo alß wenn alle meine Reden kleine Zaubersprüche wären ich lache zu weillen mitt und mein Herz weiß nichts von dem Vergnügen wellches dann in meinem lachenden munde die Gesellschafft täuscht, oft ergreiff ich um Beßer mein zu sein die feder und schreibe mitten untter den Geräusch was um mich her ist ...“¹⁰⁰⁴

Auflösen konnte sie diesen Widerspruch auch in Magdeburg nicht. Im Gegenteil: die Differenz von Schein und Sein, von persönlichem Anspruch und gesellschaftlich vermitteltem Bild wurde Bestandteil ihrer Rezeption in Magdeburg. Auch im Gleimschen Freundeskreis um Heinrich Wilhelm Bachmann (jun.), in dem sie nahezu regelmäßig verkehrte, wurde Anna Louisa Karsch in zunehmendem Maße als künstlerische Attraktion wahrgenommen. Die Mitglieder der im Sommer 1761 neu gegründeten *Literarische Gesellschaft* trafen sich regelmäßig in Bachmanns Gartenhaus auf dem Magdeburger Werder und ließen sich des öfteren durch das dichterische Improvisationstalent der Karschin unterhalten. Diese berichtete am 20. Dezember 1761 nach Halberstadt: „Bachman hatte Seine sprachgesellschaft bey sich, Ein halb Duzend sollche Kleinigkeiten macht Ich, Sak blieb da wir gingen zu tische und Ich sagte keinem Einzigem Vers, Ich war mißvergnügt“.¹⁰⁰⁵ Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang nicht nur, dass Anna Louisa Karsch zwar zu Treffen der *Literarischen Gesellschaft* eingeladen wurde, während der gesamten Zeit ihres Aufenthaltes in Magdeburg jedoch kein offizielles Mitglied dieser literarischen Vereinigung war. Auch die geselligen Treffen selbst liefen selten ohne Animositäten und Differenzen ab, bei der vor allem das gesellschaftliche Betragen der Karschin und ihre persönliche Selbsteinschätzung des öfteren Zielscheibe spöttischer Nachreden wurden. Insbesondere der durch ihre „wilde Imagination“ bedingte Inszenierungscharakter ihrer Auftritte in Gesellschaften wurde ambivalent beurteilt und der Dichterin schnell zum Nachteil ausgelegt. Dem überlieferten bewundernden Bericht eines Unbekannten über die Feier des 39. Geburtstages Anna Louisa Karschs im Hause Bachmanns, bei der sie zur Unterhaltung aller stundenlang Gedichte *in situ* verfertigte und erneut mit dichterischem Lorbeer gekrönt wurde,¹⁰⁰⁶ stehen andere Äußerungen entgegen, die eine deutliche Distanz zu diesem geselligen Treiben erkennen lassen. So schrieb etwa der Magdeburger Pfarrer Johann Samuel Patzke, 1761 zum Prediger an der Magdeburger Heiligen Geist-Kirche berufen – noch aus der Distanz des neutralen Beobachters am 21. 12. 1761 an Friedrich Nicolai in Berlin: „Die Karschin ist seit einigen Wochen etliche mal bey mir gewesen. Wie richtig ist Ihre Anmerkung über Ihre Eitelkeit. Es ist beynahe unausstehlich. ... Indeßen hat Sie Gleim drey mal in Halberstadt gekrönt, und hier hat ihr ein gewisser Herr Bachman einen lorber an ihrem Geburthstage aufgesetzt, mit dem Sie in Gesellschaft gegangen“.¹⁰⁰⁷ Auch in einem späteren, vom 14. Januar 1762 datierten Brief an denselben Adressaten verlieh Patzke seiner Abneigung gegen die Person Anna Louisa Karsch vehementen Ausdruck: „Die Karschin wird hier in verschiedne Gesellschaften wie ein Wunderthier geholt. – Ein Thier, was Verse macht. – Schöne Rari-

¹⁰⁰⁴ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 5 (Brief Karschs an Gleim vom 28. 04. 1761).

¹⁰⁰⁵ Ebd., S. 52 (Brief Karschs an Gleim vom 20. 12. 1761).

¹⁰⁰⁶ [ANONYM]: Bericht von einer Geburtstagsfeier der Karschin an den Maler F.A. Oeser in Leipzig, in: Anna Luisa KARSCH, *Gedichte und Selbstzeugnisse* (ed. Anger), Stuttgart 1987, S. 133-145.

¹⁰⁰⁷ Zitiert nach Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 384.

tät.¹⁰⁰⁸ Offenkundig hielt Patzke, der selbst schon dichterische Meriten erworben hatte, das Auftreten der Karschin für fragwürdig und mit ihrem dichterischen Anspruch für nicht vereinbar.

Die Überzeugung, dass es sich bei der Schlesischen Dichterin vor allem um eine dichterische begabte, aber eitle Person handele, machte schnell die Runde. Die darauf einsetzende diskursive Demontage der Person Anna Louisa Karsch hatte Methode. Die Ambivalenz zwischen dichterischem Anspruch und persönlichem Auftreten drängte sich in der Auffassung ihrer Zeitgenossen als Keil zwischen das idealiter von ihrer patriotischen Dichtung erzeugte und das persönlich vor Ort vermittelte Bild. Im geselligen Rollenspiel löste sich die ideale Auffassung der patriotischen Dichterin langsam vom Bild der realen Person ab. Die Differenz von „deutscher Sappho“ und realer „Schlesierin“ wurde in Magdeburg diskursiv gefestigt und setzte im lokalgesellschaftlichen Rahmen der Elbestadt fort, was Gleim in Halberstadt bereits mit dem Rekurs auf die Grenzen der „Platonische[n] Freundschaft“ begonnen hatte. Die Karschin blieb auch in Magdeburg durch die bildungsbürgerlichen Eliten um Heinrich Wilhelm Bachmann weitgehend auf ihre Rolle als „deutsche Sappho“ festgelegt. Alle Elemente, die diese ideale Ansichten hätten stören können, wurden von den Literaturfreunden in Magdeburg umcodiert oder gänzlich aus dem Horizont der Wahrnehmung eliminiert. Offenbar bestand ein hohes Interesse daran, das Bild der „deutschen Sappho“ gegen die Widerständigkeiten ihrer realen „Natur“ und deren überbordendes „feuer der freundschaft“¹⁰⁰⁹ festzuhalten. Nicht nur die Dichterkrönungen durch Gleim und Bachmann, sondern auch die übrigen Bemühungen der literarischen Kreise in Magdeburg um Anna Louisa Karsch sind vornehmlich als Zeugnisse einer leibhaftigen und kontinuierlichen Idealisierungs- und Domestizierungsarbeit zu lesen, die mit den Mitteln des geselligen Verkehrs realisiert wurden.

Mit der fortgesetzten Diskreditierung ihres gesellschaftlichen Auftretens – und dies ist kennzeichnend für die Ausrichtung der intellektuellen Bestrebungen in Magdeburg während des Siebenjährigen Krieges – neutralisierten die Magdeburger Literaturfreunde auch jenen dichterischen „Enthusiasmus“ der Karschin, der noch im Februar 1761 als praktisch-gesellschaftliches Subversionspotential in Magdeburg Wirkung gezeigt hatte. Die Bedeutung der Karschin als „leibhafter“ Patriotin für die Bestimmung des handlungstheoretischen Diskurses in Magdeburg schwand in dem Maße, in dem es immer weniger wichtig wurde, sich innerhalb der gesellschaftlich relevanten Strukturen als Patriot zu bekennen, um damit ein Zeichen praktischen Interesses an und Engagements für die preußisch-patriotische Bekenntnisgemeinschaft zu bekunden. Schon 1764, ein Jahr nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges, führte die patriotische Mobilisierungsformel in Magdeburg nur mehr ein kärgliches Dasein als rhetorische Randfigur in den moralischen Wochenschriften, der keine gesellschaftliche Realität mehr korrespondierte.¹⁰¹⁰ Abnutzungs- und Auflösungserscheinungen des patriotischen Paradigmas innerhalb der Magdeburger Bildungseliten waren schon Ende 1761 deutlich zu erkennen. Sie bildeten sichere Kennzeichen einer erneuten Verschiebung des literarischen Diskurses und einer Rückverlagerung des maßgeblichen Ortes gesellschaftlicher Selbstbestimmung aus dem gesellschaftlich-patriotischen in den vorrangig ästhetischen Bereich. Auch in Magdeburg ging man 1761 dazu über, das gewonnene lokalgesellschaftliche Terrain erfolversprechend zu verteidigen und durch literarische Binnenreflexionen zu befestigen.

¹⁰⁰⁸ Zitiert nach ebd., S. 390.

¹⁰⁰⁹ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 62 (Brief Karschs an Gleim vom 11. 1. 1762).

¹⁰¹⁰ So etwa die von Johann Samuel Patzke herausgegebene und verfasste moralische Wochenschrift *Der Greis*, deren Hauptprotagonist noch vehement die egalitäre Ansicht vertrat, „dass auch ein reicher Bürger verbunden ist, nicht allein mit seinem Gelde, sondern mit allen seinen Kräften dem Vaterlande zu dienen, und dass ein müßiges Leben von Interessen, das Leben eines Menschen ist, der eins schlechter Bürger seyn muß. Die Gesellschaft, in der wir leben, hat ein Recht auf unsre Leibes- und Seelenkräfte, wie auf unsre Güter.“ (Johann Samuel PATZKE, *Der Greis*. Fünfter Theil, Magdeburg 1764, S. 216).

4.6.4 Diskursive Korrekturen: Anna Louisa Karsch versus die „deutsche Sappho“

Die Karsch befand sich in Magdeburg nicht nur jenseits der verbindlichen gesellschaftlichen Konventionen, sondern auch jenseits des erlernbaren ästhetischen Reglements, das von den Mitglieder der literarischen Gesellschaft als normativ anerkannt und reklamiert wurde. In dieser Lage diente sie selbst – und ohne ihr eigenes willentliches Zutun – als ästhetisches Korrektiv, an dem sich die Magdeburger Literaten im Verbund mit Gleim in Halberstadt und Sulzer in Berlin thematisch abarbeiten und selbst gewinnbringend positionieren konnten. Genau an diesem Punkt lassen sich die Strategien sichtbar machen, nach denen die bildungsbürgerlichen und literaturinteressierten Eliten in Magdeburg sich selbst eine ästhetisch-gesellschaftliche Kontur gaben. Die Protagonisten bürgerlicher Geselligkeit erfanden auch in Magdeburg ihren eigenen, wirkungsmächtigen Code, der ihr geselliges Handeln auch in der Folgezeit auf fundamentale Weise bestimmte und der zu gesellschaftlichen Formation der Hofgesellschaft in Magdeburg in ein opponierendes Verhältnis trat. Insbesondere im Kreis um Heinrich Wilhelm Bachmann (jun.) wurde ein umfassendes Programm des ästhetisch-geselligen Gegen-Spiels mit fest umrissenen Regeln gepflegt, das sich nicht nur im lokalen geselligen Umgang, sondern weit über die Stadtgrenzen hinaus in der gemeinsamen öffentlichen und privaten Kommunikation konstituierte und entfaltete. Seine Teilnehmer – in gleicher Weise codiert wie die Mitglieder der Berliner Hofgesellschaft und Aristokratie – schöpften die Regeln ihres geselligen Umgangs aus den Orientierungsmustern einer ästhetischen Gegen-Erziehung, die ihren gemeinsamen Fixpunkt in der Aufgabe der Erzeugung und Pflege einer eigenständigen Nationalliteratur gefunden hatte. Lebhaftester Ausdruck dieser Orientierung war etwa die Diskussion um Edward Youngs ins Deutsche übertragene *Gedanken von den Original-Werken* (Berlin 1760), die auch in Magdeburg lebhaft rezipiert wurden.

Die Wirkungskraft der Regeln bürgerlicher Geselligkeit manifestierte sich besonders dort, wo sie als internes Ordnungssystem des bürgerlich-ästhetischen Diskurses fungierten und normative Abweichungen zum Vorschein brachten – subversive Abweichungen wie im Falle Anna Louisa Karschs, die sich über Nacht mit ihrer Kriegslyrik für die Aufnahme in die literarischen Kreise qualifiziert hatte. Mit der Benennung der Karschin als „deutscher Sappho“ hatte Gleim nicht nur eine freundliche und zukommende Geste, sondern einen symbolischen Freundschaftsakt vollzogen, der die Karschin vor allem als Bestandteil der literarischen Gemeinschaft ästhetisch Gleichgesinnter reklamierte. Mit der Verfügung des Namens der griechischen Sängerin aber war – genau genommen – eine Kodierung verbunden, mit der ein verbindlicher, an der griechischen und römischen Antike orientierter Wertekanon als Form ästhetisch-gesellschaftlichen Selbstverständnisses auf die Benannte übertragen wurde. Auch hier diente die Codierung – vor allem im gesellschaftlichen Umgang miteinander – dazu, die die Geselligkeit und die freundschaftliche Kommunikation störenden Elemente disparater Persönlichkeitsstrukturen und habitueller Verfassungen durch gemeinsame Transformation in einen idealen Kommunikationszustand auszuschalten.

Dass die Integration Anna Louisa Karschs in Horizont freundschaftlicher Geselligkeit misslang – der Briefwechsel mit Gleim ist beredtes Zeugnis dieses Scheiterns – lag vor allem daran, dass die Schlesische Dichterin nur einen graduellen, jedoch keinen substantiellen Unterschied zwischen ihrer Rolle als „eines Glogauischen Schneiders Ehefrau“ und der Rolle als „deutscher Sappho“ erkennen konnte. Der Spiel- und Inszenierungscharakter geselligen Umgangs, die Bedeutung wechselseitiger Codierungen und die Unterscheidung zwischen gesellschaftlicher Realität und literarischer Fiktion blieb ihr in ihrer grundsätzlichen Bedeutung verborgen – und mussten ihr schon deshalb verborgen bleiben, weil die Verschmelzung ihres Lebens mit ihrer Dichtung durch die literarische Rezeption den Zugang zu einer solchen Unterscheidung verbaut hatte. Dass ihr der Zugang zu dieser Unterscheidung auch von sich aus nicht möglich war, wird besonders dort deutlich, wo sich ästhetische Differenzen zwischen der Karsch

und ihren Dichterfreunden konstatieren lassen. Inspiriert von der Lektüre von Youngs *Gedanken von den Original-Werken* legte sie in einem Brief an Gleim mit erstaunlicher Offenheit ihr dichterisches Credo dar, mit dem sie prinzipielle Gemeinsamkeiten, aber auch ebensolche Unterschiede nicht nur angedeutet, sondern in programmatischer Weise benannt hat. Den Kern dieses Programms betraf die Verständigung über den Weg dichterischer Original-Produktion, der vor allem ihre vehemente Ablehnung der „Nachahmung“ antiker oder zeitgenössischer Vorbilder bedingte, um gegenüber dem Pulk der „Nachahmer“ und „NachEiffre“ eine „noch unbeflogne Sphäre“¹⁰¹¹ finden zu können. Konsequente Richtschnur ästhetischen Handelns und Denkens blieb ihr die „Empfindung“, deren Ansprüche alles über sie hinausliegende von sich ausschließen musste. Selbstbewusst schrieb sie deshalb am 28. März 1762 aus Magdeburg an Gleim nach Halberstadt, auf den Wunsch nach Überarbeitung ihrer Gedichte reagierend:

„mehr müssen Sie nicht von mir fodern, die Geschiklichkeit Eines Kunstrichters werd ich nie erlangen, dass Zergliederungsvermögen fehlt mir, ich konntte schon vor Sechs Jahren sagen Klopstoks zweyter Theill der Mesiade ist weniger fürtrefflich als der Erste, aber Ihnen von Stelle zu Stelle fehler auffzusuchen o darzu hab ich nicht Geduld, meine Dichtkunst meine beurtheillung, meine freundschaftt und meine Liebe alles ist Empfindung, niemahls würd Ich alle die Lieder gesungen haben um der leßbischen Sängerrin nachzuahmen, um Ihrem Ruhm zu ergeizen, auff die Seite, zurück hies Ich Sie Tretten, mein Genie sas in der Seele mit den Zepter in der Hand und lenkte den flug der Gedanken, von Ihnen erhoben mein Liebster, ward es Eine Königin und viel zu Stollz nachzuahmen gingen nichts als geschaffne Creaturen hervor, Sie gefallen ohne Glanz, ohne den prächtigen schmuk der Kunst eben deßwegen weil Sie von der Natur hervor gebracht sind.“¹⁰¹²

Mit dieser radikalen Positionierung schnitt Anna Louisa Karsch tief ins Fleisch der regelgerecht verfahrenen Kunstrichter Gilde, die ihr prototypisch immer wieder – und sicher auch in Schonung Gleims – vor allem in dem „Eißkaltten Ramler“ vor Augen stand. Mit dem Nachahmungsverdikt ist ihr auch das ehrfürchtige Band mit den großen Vorbildern der Antike zerrissen. Ihre Aufmerksamkeit gilt der Gegenwart, dem Vertrauen auf die eigene Begabung – „ich will vergeßen dass außer mir noch Ein Dichter gelebt hat“¹⁰¹³ – und einem auf Nützlichkeit reduzierten Lektüreprogramm, in dem alle Bücher eliminiert werden, „die nicht mit meiner Empfindung Harmoniren“.¹⁰¹⁴ Konsequent zog sie die Originalwerke – „den brieff der Eloise, den Walld bey Windsor und alle die schönen stücke voll Empfindung“ – der Kunsttheorie à la Batteux oder Pope vor und kritisierte voller Selbstbewusstsein die Ikone der deutschen Dichtung, den allgegenwärtigen Klopstock. Philosophische Reflektion und kunsttheoretisches Raisonement standen ihr als Instrumentarien intellektueller Selbstbildung nicht frei zur Verfügung, weil sie den Gebrauch der diskursiven Metaebene als latente Zerstörung musischer Schöpferkraft bargwöhnte. Nicht das theoretische Wissen, sondern das dichterische Handeln stand im Vordergrund ihrer Sozialisierungsbestrebungen in Magdeburg. Folglich musste sie in der Dissoziation von Realität und literarischer Fiktion, die sich ihr augenfällig in der künstlich hergestellten Metaebene des ästhetisch-geselligen Lebens und seines Spiel- und Simulationscharakters anbot, als willkürliche und gefährliche Zerreißung von organischen Zusammenhängen empfinden, die den Wahrheitscharakter ihres Kunstverständnisses selbst zu unterminieren drohte. Der Briefwechsel mit Gleim ist durchzogen von

¹⁰¹¹ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 92 (Brief Karschs an Gleim vom 28. März 1762).

¹⁰¹² Ebd.

¹⁰¹³ Ebd., 93.

¹⁰¹⁴ Ebd., 92.

Klagen der Karschin über die „Kälte“ des freundschaftlichen Diskurses, über ihre im Konflikt von „Herz“ und „Verstand“ schwindende musische Kraft, über die mit ihrem „feuer der freundschaft“ versiegende dichterische Produktion. Anna Louisa Karsch saß Ende 1761 – genau besehen – bereits in der diskursiven Falle des Freundschaftskultus ohne eine Möglichkeit zu haben, sich aus diesem Dilemma zu befreien.

Dieses Dilemma sollte sich noch durch die literaturkritischen Bemühungen verschärfen, die Gleim, Sulzer oder der Kreis um Heinrich Wilhelm Bachmann (jun.) ihren Dichtungen angediehen ließen. Die Widerständigkeit der Karschinschen Position forderte gerade den literaturkritischen Zugriff auf ihre Dichtungen heraus. Rationale Instrumentarien und ästhetisches Feinwissen wurden mobilisiert, um das Phänomen der Dichterin Karsch in den eigenen Verständnishorizont zu integrieren. Paradigmatisch für die Stoßrichtung dieser Versuche dürfte etwa der Brief sein, den Gleim Ende November 1761, von einem Besuch Friedrich Gabriel Resewitz' aus Quedlinburg kommend, an die Karschin schrieb:

„Ich bin zu Quedlinburg gewesen ... und nicht ein anderes Wort, haben wir gesprochen, als von Ihnen meine wehrteste Freundin! Wir haben alle unsere Philosophie ausgekramet um die Wege zu entdecken, auf welchen die Natur *unsere Dichterin* hergebracht hat [...] Herr Resewitz will Ihnen eine Menge Fragen vorlegen, und wenn Sie ihm die beantwortet haben, dann denckt er, der Natur auf die Spur zu kommen“.¹⁰¹⁵

Die Absicht der Zergliederung und Hinterfragung der „Natur“ des dichterischen Genies spiegelt im Diskurshorizont den ungebrochenen Glauben an eine rationale Untersuchung des Schönen als Basis eigener Schöpfungen wider. In der Tat gleicht der Fragenkatalog, den Resewitz Anfang Dezember 1761 aus Quedlinburg an die Karschin überschießt, einem anatomisch-psychologischen Untersuchungsprotokoll, aus dessen Befund Resewitz ein intellektuelles Destillat von Begriffen für die eigene Selbstverständigung über die produktiven „Seelenkräfte“ zu gewinnen suchte.¹⁰¹⁶ Der Quedlinburger Pfarrer, der 1764 selbst fleißiger Beiträger der *Briefe die Neueste Litteratur betreffend* und der *Allgemeinen Deutschen Bibliothek* wurde, befasste sich neben Sulzer offenbar intensiver mit der Karschin als ästhetischem Phänomen. Ob die Karschin auf seine Fragen geantwortet hat, ist unklar und dürfte selbst bei positiver Ausgangslage nach dem oben Gesagten für beide Seiten nicht sonderlich erhellend gewesen sein.

Die lokalgesellschaftliche Rezeption der Karschinschen Lyrik war bereits im Dezember 1761 in eine ästhetische Untersuchungs- und Zergliederungsphase eingetreten, in der neben dem Interesse an der Karschinschen Lyrik auch die „deutsche Sappho“ selbst einen integralen Bestandteil der Versuchsanordnung darstellte. Der Umstand darf als sicheres Indiz für die Tatsache angesehen werden, dass die Verhältnisse innerhalb des lokalen literarischen Feldes nach einer kurzen Phase enthusiastischen Überschwangs einer profunden Konsolidierung zustrebten, in der man sich der ästhetischen Orientierungen und Normierungen neu zu versichern suchte. Der Zugriff auf die Dichtung und die Person der Karschin wuchsen sich während des Aufenthalts der Dichterin in Magdeburg zu einem regelrechten ästhetischen Korrektionsprogramm aus, bei dem die Kunstrichtergilde konsequent das ästhetiktheoretische Instrumentarium an den dichterischen Leib der Karschin anlegte.

Am augenfälligsten wird dies mit Blick auf die seit 1761 zwischen Berlin, Magdeburg und Halberstadt betriebene Edition der *Auserlesenen Gedichte* Karschs, die nach einigen Schwierigkeiten 1764 bei George Winter in Berlin publiziert wurde und der Karschin in der Folge ein nicht unbeträchtliches Ka-

¹⁰¹⁵ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 49 (Brief Gleims an Karsch vom 29. November 1761).

¹⁰¹⁶ Vgl. Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 381 mit den betreffenden Auszügen aus dem Brief Resewitz' an Anna Louisa Karsch vom 2. Dezember 1761.

pital für ihren weiteren Lebensunterhalt verschaffte. Die Bemühungen der Literaturfreunde gingen jedoch bei der Vorbereitung der Edition über das Sammeln und Ordnen des reichhaltigen Materials hinaus. Sulzer, Gleim, Ramler und Bachmann¹⁰¹⁷ forderten nicht nur wiederholt die auktorielle Umarbeitung von Gedichten ein, sondern nahmen selbst – oftmals auch eigenmächtig – Eingriffe vor, die sowohl Inhalt und Ausdruck wie auch die Versifikation und die syntaktischen Fügungen betrafen. Mit der Übernahme ästhetischer Korrekturen entzog man der Karschin zunehmend die Verfügungsgewalt über ihre musischen Produkte. So teilte etwa Gleim in einem Brief der Karschin mit: „Sie verlangten von mir, meine liebste Freundin ich möchte ihnen die Stücke senden, die verdienten, umgeschrieben zu werden. Hier sind ihrer dreye vorerst; ich wolte, dass sie so vollkommen würden dass man sie in unsre Samlung aufnehmen könnte [...] viele Verse sind matt, den Strophen fehlt Wohlklang, und der Übergang in manche Strophe ist nicht nothwendig; auch ist die Versetzung der Wörter an manchen Stellen anstößig – Sie verstehen mich, ohne mehr hiervon zu hören.“¹⁰¹⁸ Die Karsch erfuhr diese Arbeit mit der dichterischen „Feile“ nicht nur als ernüchternden Gegenpart zur allgemeinen Begeisterung über ihre Kriegsgedichte, sondern als künstlerische Konfrontation. Den Forderungen ihrer Dichterfreunde nachzukommen oder gar zu genügen, fiel ihr von ihrer künstlerischen Verfasstheit her überaus schwer. Es bereitete ihr nicht nur große Mühe, vorhandene Gedichte zu überarbeiten; auch ihr poetisches Ingenium und ihre Produktivität verloren mit zunehmender Distanz zu ihren anlassgebundenen Produktionen zunehmend an Substanz. Eine wechselseitige Verständigung über den Korrekturprozess war schon deshalb so gut wie unmöglich, weil Gleim und Sulzer bei ihrer Arbeit an den Karschinschen Gedichten jene diskursive Schranke ignorierten, die sie selbst zuvor aufgerichtet und mit befestigt hatten: „Wenn sie sich in dieselbe begeisterung setzen, die sie hatten, als sie die Gedichte das erste mahl schrieben, so werden sie mit leichter Mühe den Kunstrichter befriedigen“, ¹⁰¹⁹ schrieb Gleim an die Karschin, und setzte dabei eben jenen „Enthusiasmus“ als dichterische Produktivkraft voraus, den die Karschin ihrer künstlerischen „Natur“ in der Retrospektive nur schwerlich beanspruchen konnte und wollte. Während die ästhetische Konzeption Sulzers das dichterische Phänomen „Anna Louisa Karsch“ ohne Weiteres in den eigenen Horizont aufnehmen und deren subversives Potential in eigenem Sinne umdeuten konnte, verweigerte sich Anna Louisa Karsch selbst einer solchen desillusionierenden Totalintegration.

Auch unter dem von der Karschin formulierten Abneigung gegen die nachahmende Dichtung empfand sie die ästhetischen, aus den antiken Schriftstellern abgeleiteten Forderungen und Maximen der Kunstrichter – insbesondere jene Sulzers – zunehmend als bedrohliche Einengung, die ihrer dichterischen Produktionskraft entgegengesetzt war: „Sulzer ist so ganz Horaz geworden, dass Er nun verlangt wir alle sollen so Singen wie Flaccus gesungen hatt, dass heist zu viel gefodert, Ich habe keinem horatischen Geist und mir dünkt der römische Dichter Singt auch viel Kunst, Er hatte die Götterfabel zum Gebrauch und wir machen uns lächerlich damit“, ¹⁰²⁰ Die Rückbindung des eigenen dichterischen Ingeniums an den exemplarisch bei Ramler ausgebildeten klassizistischen Normhorizont war für die Karschin deshalb nicht relevant.¹⁰²¹ Statt einer ausgewogenen ästhetiktheoretischen Reflexion war ihr die auf die Gegenwart gerichtete „Empfindung“ alleinige Richtschnur und Urteilsgrund. Es war ihr nicht

¹⁰¹⁷ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 135 (Brief Karschs an Gleim vom 22. Juli 1762): „... ich will lieber von dem kleinen Stollz sprechen den Bachman fühlt dass Er nun PremierMinister bey dem Hoff der Saphischen Muse ward, Er gab mir heut wieder Eine Veränderung auff in dem Gesang der in Seinem Wagen gesungen ward, ich muste die ganze gröste Hälfte wegwerffen und machte davor drey oder vier andre Strophen zum Anfang, ob es mir gelungen ist weiß ich nicht“.

¹⁰¹⁸ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 80 (Brief Gleims an Karsch vom 7. März 1762).

¹⁰¹⁹ Ebd.

¹⁰²⁰ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 116 (Brief Karschs an Gleim vom 2. Juni 1762).

¹⁰²¹ Pointiert bemerkte sie bezüglich Ramlers Ode auf den Geburtstag Friedrichs in einem Brief an Gleim: „Er soll nicht mehr als zwo Wörter aus der Mytologie genomen haben und mich verlangt den Gesang zu sehen“, vgl. Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 74 (Brief Karschs an Gleim vom 2. Juni 1762).

möglich, „etwas zu loben was ich nicht *fühle* dass es schön ist“.¹⁰²² Anna Louisa Karsch nahm damit unbewusst jene Kritikpunkte vorweg, die nachfolgende Generation von Literaten wenig später selbst gegen das kunstkritische Paradigma, dass sich vor allem im Feindbild des „Erzrasplers“¹⁰²³ Ramler konzentrierte, vorbringen sollten. ‚Empfindung‘ und ‚Natur‘ markierten im Falle Karschs gegenüber dem kunstkritischen Ansprüchen Sulzers und Gleims ein neues Prinzip literarischer Produktivität.

Die zunehmend eigenmächtigen Dispositionen über ihr Material unter für sie nicht bindenden ästhetischen Maximen verschärften die diskursive Kluft zwischen ihr und den Literaturfreunden in Magdeburg, Berlin und Halberstadt und führten bei der Karsch – auch wenn sie ästhetischen Eingriffe wiederholt zugestimmt und das kunstrichterliche Urteil über ihre Stücke eingefordert hatte – zu fundamentalen Irritationen. Aus dem Briefwechsel mit Gleim wie aus anderen Zeugnissen der Zeit geht hervor, dass sich die Karschin gegen die Korrektionsarbeit am ästhetischen Leib ihrer Gedichte nur zaghaft zur Wehr setzte und verhalten gegen die Zumutung opponierte, ihre Dichtungen nur „mit dem Ohr des Verstandes“¹⁰²⁴ zu hören. Sie machte bei verschiedenen Gelegenheiten nurmehr versteckt ihre eigenen Bewertungsmaßstäbe geltend und insistierte damit auf der produktiven Kluft zur Normästhetik der Zeit. Sulzer, der gemeinsam mit Bachmann und Gleim die Bekanntmachung des Sammlungsplanes zu den *Auserlesenen Gedichten* und die Pränumeration auf das Werk vorantrieb, konnte den Lesern im Blick auf die schlesische Dichterin zwar versichern, „dass die Empfindungen eines warmen und edlen Herzens, und nicht blos lachende Phantasien, ihren Geist erhitzen“ und dass diese Empfindungen „durch die Einbildungskraft des Lesers tief in sein Herz“¹⁰²⁵ hineindringen. Dies hinderte ihn jedoch nicht daran, die von ihm zur Illustration des Gesagten beigefügten Beispiele geringfügig zu modifizieren. Die Karschin signalisierte zwar ihre grundsätzliche Zustimmung in der Sache, sprach sich aber dennoch in einem Brief an Gleim gegen den *sensus communis* der ästhetischen Eingriffe in ihre Texte aus: „Sulzer hat die nähere Nachricht zu meinem großen Lob eingerichtet aber die angeführten Stellen sind nicht durchgängig die besten und in dem Ersten Verß der Strophe des Gesangs an meinem Onkle fehlt Eine ganze Sylbe, kein Auge bemerkt Sie als dass meinige, die ganze Strophe wird verstellt dadurch, aber ich mag nicht gern unßerm Plato etwa sagen“.¹⁰²⁶ Die bestehende diskursive Kluft wird hier zugleich benannt und verschwiegen und eröffnete somit einen changierenden Spielraum ästhetischer Deutungsmöglichkeiten, die allen Beteiligten für je eigene Zwecke und Interessen zur Verfügung standen.

Der 1764 publizierte Band mit *Auserlesenen Gedichten* Anna Louisa Karschs repräsentierte nicht nur einen Querschnitt der wirkungsträchtigen literarischen Produktion der schlesischen Dichterin, sondern stellte – genau genommen – erst den ästhetischen Leib der Anna Louisa Karsch her, der – dem zeitgenössischen ästhetischen Erwartungshorizont weitgehend kompatibel gemacht – als wirkungsträchtiges Konglomerat in den aktuellen Rezeptionszusammenhang eingegliedert wurde. Die Herstellung des ästhetischen Leibes wurde dabei entlang des die Literatur codierenden Systems „schön/unschön“ entfaltet und diente der Erprobung, Durchsetzung und Erweiterung ästhetiktheoretischer Normen. So verankerte der Gedichtband einerseits das Bild der schlesischen Dichterin als subversive Naturbegabung dauerhaft im Gedächtnis der Leser, veränderte aber andererseits ihr anfängliches dichterisches Credo als „Sängerin Friedrichs“ nachhaltig zugunsten einer umfassenderen Ansicht als Gelegenheitsdichterin. Es ist in diesem Zusammenhang nicht nur auffällig, sondern durchaus bezeichnend, dass in der Ausgabe der *Auserlesenen Gedichte* gerade jene kriegslyrischen Stücke fehlen, die die Karschin berühmt ge-

¹⁰²² Ebd. (Hervorhebung von mir).

¹⁰²³ Friedrich Gottlieb KLOPSTOCK, *Werke und Briefe*, Bd. 8/1, S. 78 (Brief Voß' an Klopstock vom Juni 1785).

¹⁰²⁴ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 77 (Brief Karschs an Gleim vom 28. Februar 1762).

¹⁰²⁵ [Johann Georg SULZER]: *Nähere Nachricht von der Herausgabe Auserlesener Gedichte der Frau A.L. Karschin*, geb. Dürbachin, in: *Nachrichten zur Litteratur als eine Beylage zur magdeburgischen Zeitung* No. 20 und 21 vom 29. Mai und 5. Juni 1762, 79-82, hier: 80.

¹⁰²⁶ Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 112 (Brief Karschs an Gleim Mitte Mai 1762).

macht hatten. Der sich hier abzeichnende Wechsel in der Beurteilung der Karschin spiegelt ein komplexes Rezeptionsbedürfnis wider, das sich in der öffentlichen ästhetischen Diskussion herausbildete, und dass die Einordnung der Karschin als ästhetisches Phänomen in den Zusammenhang vorhandener ästhetischer Fundamentalanschauungen anstrebte, die ihr Bestehen – nahezu unberührt von neueren literarischen Entwicklungen – als klassizistischer Wertekanon bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts behaupten konnten.

Komplementär zu diesen ästhetischen Korrekturen ihrer poetisch überschwenglichen Position erfuhr die schlesische Dichterin auch in gesellschaftlichen Zusammenhängen eine schmerzhaft soziale Zurechtweisung. Während mit ihrer Ankunft in Magdeburg ihre Bedeutung als Patriotin in bildungsbürgerlichen Kreisen der Stadt proportional abnahm, gelang ihr gerade durch die patriotische Imprägnierung ihrer ästhetischen Modellage von Dichtung und Leben Ende 1761 in anderer Hinsicht ein gesellschaftlicher Quantensprung. Wie keine andere Person fand die Karschin in Magdeburg Eingang in die höchsten Kreise der Hofgesellschaft, selbst in den inneren Kreis der königlichen Familie. Sie wurde der Königin vorgestellt und war bald ständiger Gast von Prinzessin Amalie. Der Kontakt mit ihr führte die Karschin für kurze Zeit auf den Gipfel ihres Erfolges. Sie lieferte die literarische Vorlage für ein Requiem zum Geburtstag des preußischen Königs, das – von Amalie vertont und dem Magdeburger Musikdirektor Johann Heinrich Rolle ins Werk gesetzt – am 24. Januar 1762 in der Deutsch-Reformierten Kirche in Magdeburg aufgeführt wurde.¹⁰²⁷ Magdeburg war in diesem Moment der prädestinierte Ort, an dem sich Macht und Muse auf bisher unbekannte Weise nahe kamen. Der Klopstocksche Traum vom nationalsprachlich inspirierten Dichter, der dem Herrscher als panegyrischer Teilhaber der Macht zugesellt ist, schien wahr zu werden¹⁰²⁸ – und dauerte doch nur wieder jenen Moment bis zum unvermeidlichen „Punct des Abstürzens“. Das ästhetisch-patriotische Konstrukt Anna Louisa Karsch erzielte ein letztes Mal im August 1763 seine volle Wirkung. Friedrich versprach der Karschin bei der ihr gewährten Audienz seine monetäre Unterstützung, wird sie aber nie gewähren. Auch hier wurde das ästhetische Kontinuum am allmählichen Vorschein existentieller Bezüglichkeiten als Illusion enttarnt. Bereits mit dem Ende des Krieges hatte sich auch das medial brauchbare literarische Modell Anna Louisa Karsch in seinen wesentlichen, medienwirksamen Teilen überlebt und fiel konsequent dem Vergessen, weil der Vergangenheit des Krieges anheim. Während Gleim durch die hartnäckig verteidigte Fiktion des „Grenadiers“ seine mediale Halbwertszeit über den Krieg hinaus verlängern und hinter dem felderprobten Kämpfer nach Kriegsende wieder als Anakreontiker hervortreten konnte, sank Anna Louisa Karsch mit ihrer an die Konjunkturen des Krieges gebundenen Dichtung in die gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit zurück. Auch wenn ihr die literarischen Freunde ein Weiterleben in der ästhetischen Diskussion gewährleisteten, war sie doch der normensprengenden Produktivkraft im poetologischen Diskurs der Zeit beraubt. Die mit Schwierigkeiten beladene Publikation ihrer *Auserlesenen Gedichte* durch Gleim, Sulzer und Bachmann galt nicht so sehr der Karschin selbst, als der diskursiven Befestigung ihres im Siebenjährigen Krieg gewonnenen öffentlichen Bildes, mit dem ihr dichterisches Werk in ein sich schnell überlebendes poetologisches Selbstverständnis zurückgezwungen wurde. Anna Louisa Karsch ist damit in mehrfacher Hinsicht ein frühes, dokumentierbares Opfer der Medien im Kriege.

¹⁰²⁷ „Nach der Vormittags-Predigt wurde eine, von der Frau Karschen, der Dichterin, die Deutschland Ehre macht, auf dieses frohe Fest gefertigte, und gedruckt unter die grosse Menge der Zuhörer ausgetheilte schöne Cantate, in einer, von dem berühmten Music-Directore Herrn Rolle, aufgesetzten rührenden Music öffentlich aufgeführt“ (*Magdeburgische Privileg. Zeitung* Nr. 11 vom 26. Januar 1762). Vgl. dazu auch Anna Louisa KARSCH/Johann Wilhelm Ludwig GLEIM, *Briefwechsel*, Band 1, Göttingen 1996, S. 69 (Brief vom 24. Januar 1762) und FISCHER, *Die Pfälzer Kolonie zu Magdeburg* (1939), S. 81.

¹⁰²⁸ Vgl. BOSSE, Klopstocks „Kriegslied“ (1749). *Militärische Poesiepolitik im 18. Jahrhundert* (2000).

4.6.5 Rückkehr zu alten Paradigmen

Die literarischen Feldbildungsprozesse in Magdeburg während des Siebenjährigen Krieges sind damit ihrem spezifischen Wesen nach vollständig beschrieben. Zweifellos fungierten die Kriegsliteratur und die Person der Anna Louisa Karsch, das sprachliche und das leibhaftige Konstrukt, als zeichenhafte Stimulantien, die katalytisch zu einer nachhaltigen Veränderung der etablierten literarischen Verhältnisse beigetragen und zur Erzielung eines neuen literarischen Status quo in der Elbestadt geführt haben. Im Februar 1761 wurde der Umstand, dass Karschs Ode auf den Sieg Friedrichs bei Torgau „hier mit bewunderndem Beyfall gelesen wird“, von den Magdeburger Rezipienten noch als unumschränkter Beweis dafür angesehen, „dass der Geschmack in Magdeburg sich der Verbesserung nähere“.¹⁰²⁹ Wenige Monate später, bei der persönlichen Ankunft Karschs in der Elbestadt, war diese „Verbesserung“ bereits soweit fortgeschritten, dass die produktive und rezeptive Situation der literarischen Akteure innerhalb des lokalen literarischen Feldes sich bereits grundlegend gewandelt hatte. Die Rezeption der Karschinschen Lyrik war – wie die Rezeption von deutschsprachiger zeitgenössischer Literatur überhaupt – durch Bachmann, Gleim und Sulzer nicht nur in den Horizont einer allgemeinen ästhetischen Diskussion nach festliegenden Normierungen überführt worden, die der engeren Leitfunktion des patriotischen Paradigmas und der emotionalen Entgrenzung der Verstandestätigkeit nicht mehr bedurfte. Mitte 1761 setzte eine massive Konsolidierung des literarischen Feldes in Magdeburg durch forcierte Institutionenbildungen ein, die die ursprünglichen Impuls- und Bewegungsgeber zugunsten einer beruhigten Feldbewegung absorbierte. Die literarischen Institutionenbildungen in Magdeburg bezeichnen aber zugleich den stabilen Übergang von der Ebene der Literaturrezeption in die Sphäre der Literaturproduktion, die den literarischen Akteuren den Rekurs auf signifikante Produktionsprinzipien abforderte.

Diverse Beispiele aus der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* belegen in diesem Zusammenhang, dass sich mit der Verlagerung der literarischen Diskussionsebene zugleich ein umfassenderer Wandel der Rezeptionsrichtung in Magdeburg vollzog, der – über ästhetische Fragestellungen hinaus – die allgemeinere Diskussion über Zwecke und Ziele nationalsprachlicher Literaturproduktion durch den Rekurs auf verifizierbare ästhetische Leitparadigmen für die lokale literarische Produktion fruchtbar zu machen suchte. Der Rezensent von Johann Friedrich Danneils *Christlichen Empfindungen* (Quedlinburg 1761) griff beispielsweise – offenbar beeinflusst von der Diskussion um Edward Youngs „*Gedanken von den Original-Werken*“ – noch einmal die Geschmacks-Debatte auf und rekapitulierte allgemein diskutierte Positionen:

„Der Geschmack hat allerdings seine allgemeinen Grundsätze und Regeln, aber die Anwendung derselben ist ein Werk der Mode. Jede Nation hat darinnen etwas besonders, anders ist der römische, anders der englische, anders der französische Geschmack. Wir Teutsche bilden jetzt unsern Geschmack gleichfalls, weil wir aber ein wenig zu lange verzögert; so werden wir Mühe genug haben uns für die Nachahmung der Ausländer zu hüten, und dieses wird den Schaden nach sich ziehen, dass in Teutschland immer ein mannigfaltiger Geschmack, in der Art schön zu denken, statt finden und keiner herrschen wird. Wenn wollen wir es doch endlich einmal merken, dass wir zu Originalen und nicht zu Copyen erschaffen worden.“¹⁰³⁰

¹⁰²⁹ *Historische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beylage zu der Magdeburgischen Privileg. Zeitung* No. VII vom 14. Februar 1761, S. 28.

¹⁰³⁰ *Historische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beylage zu der Magdeburgischen Privileg. Zeitung*, XLII. Blat vom 24. Oktober 1761, S. 165f.

Die hier avisierte Entscheidung über die Nachahmungsfrage gibt zwar prinzipiell einen gemeinsamen ästhetischen Boden zu erkennen, der die Position von Anna Louisa Karsch mit der der Magdeburger literarischen Akteure verbindet. Zur Lösung des Problems ging der Rezensent jedoch weit über den engeren Horizont ästhetischer Fragestellungen hinaus und setzte die nationale Geschmacksbildung mit wirkungsästhetischen Überlegungen in Beziehung, die hier erneut dem Ziel dienten, den „Dichter“ und den „Redner“ zusammensehen, und das bei Opitz formulierte wirkungsmächtige Paradigma der genuinen Verbindung von Theologie und Dichtkunst zu renovieren:

„Der Dichter und der Redner sind im Stande Empfindungen bey andern hervorzubringen, wenn sie durch ihre Schilderungen den Haupt-Gedanken zu einen so hohen Grad der Klarheit befördern, dass die Seele denselben von einer wahren Empfindung nicht mehr unterscheiden kan. Ist die Sache von der Art, dass sie einen Einfluß in unsre Wohlfahrt hat, so ist er im Stande durch Vorstellungen dieses Einflusses auch die Affecten rege zu machen. Ist ihm dieses gelungen, so hat er sich des Herzens seines Lesers oder Zuhörers bemächtigt, und er kan denselben, so lange diese Empfindung und der daraus fliessende Affect dauret, hinführen, wohin er will“.¹⁰³¹

Die einem Gedicht oder einer Kanzelrede gleichermaßen zugeschriebene vorzügliche ästhetische Wirkungskraft hat jedoch ihren Preis. Wo die emotionale Einflussnahme auf das „Herz“, wo Affekterzeugung und Affektleitung im Vordergrund stehen, muss zugleich – um „Enthusiasterey“ und effektiven Missbrauch zu vermeiden – eine stringente moralische Vorgabe wirksam werden, die als Korrektiv über der Sphäre des Ästhetischen angesiedelt sein muss. Solche Überlegungen bahnten sich in Magdeburg in eben jenem Moment ihren Weg in die öffentlichen Foren, in dem das patriotische Leitthema durch eine innerästhetische Debatte abgelöst wurde und keine positiven Impulse in der intellektuellen Orientierung mehr zu geben vermochte. Die auf diese Weise entstandene ideologische Leerstelle musste neu besetzt werden, um eine zielgerichtete Leitung der Affekte zu gewährleisten. Das selbstgenügsame Verweilen im ästhetischen Feld der Literaturkritik vermochte jedoch nicht sicherzustellen, dass der durch Dichtung traktierte Gegenstand der zu erzielenden Absicht der Affektleitung gemäß sein würde. Die Lösung sah der Magdeburger Rezensent in einem erneuten Paradigmenwechsel und einer Orientierung auf gesicherte überzeitliche Werte: „Es ist ausser Streit, dass die H. Schrift die allergrössten Begebenheiten uns erzählt, die jemals geschehen sind ... und wenn sie dieselben ästhetisch vorträget, so geschieht solches mit so erhabenen und lebhaften Ausdrücken, dass die grössten Dichter bekennen müssen, dass sie ihre schönsten Stellen der H. Schrift zu verdanken haben“.¹⁰³² Der Rückgriff auf die Religion musste im Blick auf die Nachahmungs- und Originalitätsdiskussion nicht zwangsläufig auf innere Widersprüche führen, denn die Auffassung des Religiösen war – wie an der Position des Berliner Oberhofpredigers Sack gezeigt – selbst in affirmative Bewegung gekommen, so dass die innovativen Formen von Poesie und Religion von ihren konservativen Begleitern zu unterscheiden waren. Genau darin trafen sich aber ihre Intentionen, denn:

„Die wahre Poesie verabscheut gleich der wahren Religion, die Abgötterey; und ob sie gleich das Andenken der großen Beispiele hochschätzt, und sie willig, aber doch behutsam zu Anführern auf dem Wege zur Ehre, erwählet; so ist doch das wahre Erhabene, das

¹⁰³¹ Ebd., S. 166.

¹⁰³² Ebd., S. 167.

noch durch kein Beyspiel bekannt ist, ihr einziges Ziel, und sie verlangt nach keiner andern Eingebung, als nach einer göttlichen.“¹⁰³³

Zur Aktivierung des renovierten poetisch-religiösen Konglomerats konnten die Magdeburger Zeitgenossen aber auf eine Vielzahl von vermittelnden Positionen zurückgreifen, die nicht nur die ältere Tradition der sog. „Sinngedichte“ und Edward Youngs *Night Thoughts*, sondern vor allem auch die Spielarten der „Heiligen Poesie“ mit Klopstocks „Messias“-Dichtung als prototypische Beispiele umfasste.¹⁰³⁴ Interessant ist indessen, dass gerade die Heilige Poesie eine vermittelnde Position zwischen Gottscheds Regelpoetik und einer dezidierten Genieästhetik einnahm. Ihre Vertreter milderten den säkularisierenden Grundzug ihrer Dichtung dadurch, dass sie die musische Inspirationslehre rechristianisierten. Auf diese Weise war zugleich die rezeptionelle Integration ihrer dichterischen Werke in die lokalgesellschaftlichen Kontexte gewährleistet.

Dieser Vorgang ist paradigmatisch für die Entfaltung der literarischen Verhältnisse Magdeburgs im 18. Jahrhundert, denn er wird sich in der Folge bis zum Ende des aufklärerischen Säkulum in ähnlicher Weise beständig wiederholen. Im Moment der größten Autonomie des literarischen Feldes – die mit der unvoreingenommenen Rezeption der Kriegsgedichte Anna Louisa Karschs im Jahre 1761 erreicht ist – strebten die literarischen Akteure eine freiwillige Rückbindung der literarischen Produktions- und Rezeptionssphäre an die lokalgesellschaftlichen Kontexte und an die kulturtragenden Institutionen an. Ästhetische Debatten und Rezensionen in der Beilage der *Magdeburgischen Zeitung* fanden bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges und darüber hinaus auf der Folie der vorgeschalteten Fundamentalwerte christlicher Moralität und gesellschaftlicher „Wohlfahrt“ statt. Poesie und Theologie gingen in Magdeburg erneut eine fruchtbare praktische Symbiose ein – diesmal jedoch auf interinstitutioneller Ebene. Im Zusammenspiel von ästhetischem und theologischem Diskurs wurde auf diese Weise nicht nur definiert, was „Dichter und Redner“ unter dem Anspruch der moralischen und nützlichen Instruktion von Öffentlichkeit zu leisten haben. Jenseits der patriotischen Orientierung auf König und Vaterland wurden die literaturkritischen Bemühungen auf diese Weise auch in einer konservierenden Version religiöser Sittlichkeit verankert, die – wie schon im 17. Jahrhundert – als modifizierte Sicherungseinrichtung gegen die verderblichen Einflüsse autonomer Literaturproduktion ins Feld geführt werden konnte. Mit Hilfe der christlich inspirierten Sittenlehre errichteten einige Magdeburger Literaturrezipienten aus dem kirchlichen Bereich erneut ein ideologisches Abwehrbollwerk gegen die niederen Formen der Literatur und zogen schärfere Grenzlinien um das lokale literarische Feld. Die lokalspezifische Kanonbildung sollte nicht nur „alle Comödien, Tragödien, Romane, Aftermoralische Trödelwaa- ren, Liebeständeleien und was dergleichen buntes Insectengeschmeiß mehr ist“, sondern auch jeden unqualifiziert mit religiösen Themen hantierenden Dichter betreffen, „dessen unglückseelige Feder die Ursache ist, dass Scarmusche, Tartüffe, Hanswürste, von Gott, von der Religion, von Bekehrung, von Ewigkeit, Himmel und Hölle reden, und Leuten, denen es nicht gegeben ist die Wichtigkeit der Dinge zu unterscheiden, unvermerkt den Wahn beybringen müssen, als ob die Religion eine Art von Schauspiel sey.“¹⁰³⁵ Unter der Voraussetzung, dass künstlerische Produktion immer zugleich ihren möglichen Einfluss auf die Erziehung, die „Wohlfahrt“ und sittliche Verfassung des Gemeinwesens zu reflektieren habe, setzte sich in Magdeburg schnell ein literarischer Kommunikationshorizont durch, der auf die gesellschaftlichen Kontexte und ihre institutionellen Anforderungen strengere Rücksichten nehmen musste. Die wirkungsmächtige Ausbreitung dieses Paradigmas konnte auch deshalb gelingen, weil viele der Beiträge zu den *Nachrichten zur Litteratur* selbst aus dem theologischen Umfeld stammten und

¹⁰³³ Edward YOUNG, *Gedanken über die Original-Werke*, Leipzig 1760, S. 59.

¹⁰³⁴ Vgl. JACOB, *Heilige Poesie* (1997).

¹⁰³⁵ *Historische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beylage zu der Magdeburgischen Privileg. Zeitung*, XLII. Blat vom 24. Oktober 1761, S. 167.

einerseits die Sonderstellung des religiösen Wertesystems beruflich verinnerlicht hatten, andererseits durch die Orientierung der literarischen Feldarbeit an der „Heiligen Poesie“ gute Zugangs- und Restaurationsbedingungen für fundamentalreligiöse Anschauungen vorfanden.

Der sich hier schematisch abzeichnende Vorgang im Horizont des lokalen literarischen Feldes wäre allenthalben differenziert zu betrachten und hat in Magdeburg durchaus nach dem Ende des Krieges durchaus unterschiedliche Interpretationen erfahren. Dennoch blieb er in seiner prinzipiellen Ausrichtung für die Gesamtheit der literarischen Bemühungen bis zum Ausbruch der französischen Revolution gültig. Auffällig bleibt in diesem Zusammenhang, dass auch bei den vorzüglichsten Vertretern der Magdeburger Literaturszene – wie etwa bei Samuel Patzke oder Friedrich von Köpken – eine grundsätzlich wertekonservative Orientierung zu einem produktiven Rigorismus führte, der mit zunehmender Entfernung vom Ereignishorizont des Siebenjährigen Krieges mehr und mehr den Umkreis der eigenen literarischen Vorlieben und der persönlichen Sozialisierungserfahrungen als Maß der Weltwahrnehmung und Weltdeutung kultivierte. Samuel Patzke versah seine einflussreichen *Moralischen Wochenschrift* *Der Greis* (Magdeburg 1763-66) und *Der Wohlthäter* (1772-73) mit einem dezidiert christlichen Wertefundament, das er seiner eigenen Profession abgewinnen konnte. Und auch der Jurist Friedrich von Köpken gewann noch im fortgeschrittenen Alter den selbstgewählten Limitierungen seiner literarischen Rezeptionsfähigkeit durchaus Positives ab. So schrieb er 1794 – durchaus paradigmatisch für die inkludierende Beständigkeit der Magdeburger Situation: „Der Manier der Kraftmänner und Volksdichter kann ich keinen Geschmack abgewinnen. Ich bleibe den Altären Hagedorns, woran Uz, Gleim, Ramler, Götz, Gotter opferten, getreu, und oft besucht mich hier noch meine Muse.“¹⁰³⁶ Die produktive Weltdeutungsmacht der Literatur verlor im Magdeburger Kontext um 1775 endgültig ihre lokalgesellschaftliche Bedeutung und ging als innovatives Potential in die Sphäre der reformorientierten Pädagogik über.

¹⁰³⁶ Friedrich von KÖPKEN, *Meine Lebensgeschichte* (1916), S. 62.

5. Epilog

5.1 Fiktionalität und Kulturtransfer

Eine der zentralen Aufmerksamkeiten dieser Arbeit galt der Untersuchung von angewandten Fiktionspotentialen innerhalb lokaler Gesellschaftsformation und ihrer Bedeutung für die Entfaltung genuin literarischer, d.h. poetisch bestimmter Arbeitsfelder. Dabei wurde von der menschlichen Fähigkeit des Fingierens als einer anthropologischen Grundkonstante ausgegangen, die sich in all jene lebensweltlichen und sozialen Vollzüge eingeschrieben findet, die Thema menschlicher Selbstüberprüfungs- und Reproduktionspraktiken werden können. Fingierte Tatbestände finden sich im politischen, juristischen, pädagogischen und im naturwissenschaftlichen und wirtschaftlich-ökonomischen Bereich ebenso wie in den genuinen Horizonten der freieren gesellschaftlichen Weltbildproduktionen, etwa im religiösen, philosophischen und künstlerischen Management menschlicher Befindlichkeiten. Das Fiktive wurde ganz allgemein als eine gesellschaftsverändernde Kraft aufgewiesen, die Tatbestände der Realität überformt und deren überformtes Bild als Anhaltspunkte möglicher sozialgesellschaftlicher und individueller Entfaltungen in die Zukunft projiziert.

Auf eine nähere Diskussion der diversen gesellschaftsrelevanten Funktionen des „Fiktiven“ soll in diesem Zusammenhang verzichtet werden. Ein umfassender typologischer Versuch aus erkenntnistheoretischer Perspektive findet sich bereits bei Vaihinger.¹⁰³⁷ Er wurde auch in jüngerer Zeit unter veränderten erkenntnistheoretischen Vorzeichen wiederholt¹⁰³⁸ und mittlerweile als integraler Bestandteil einer anthropologischen Neuperspektivierung von Literatur auch in den Horizont der Literaturwissenschaft überführt.¹⁰³⁹ In gleicher Weise soll das Konzept des Fiktiven hier nicht in die spezifische Richtung textorientierter Ansätze und Terminologien vertieft werden, die etwa erzähltheoretische sowie produktions- und rezeptionstheoretische Fragestellungen aufgreifen müßte.¹⁰⁴⁰ Fiktionen bilden – allgemein gesprochen – menschliche Nomenklaturen des gesellschaftlich Wünsch- und Vorstellbaren, das als Brauchbares in vielerlei Hinsichten zweckmäßig in die Reproduktionsprozesse von gesellschaftlichen Formationen eingebunden wird. Allen Erscheinungsweisen des Fiktiven ist dabei eines gemeinsam: sie bezeichnen grundsätzlich einen kreativen Umgang mit der Wirklichkeit. Fiktionen sind stets Abweichungen von einer vor- und zuhandenen Situation der Wirklichkeit, die durch menschliche Kunstgriffe oder Hilfsbegriffe zustande gebracht werden und ein interpretierbares Spannungsfeld, eine interpretierbare Kluft zwischen Istzuständen und Sollzuständen bereitstellen, wobei die Differenz von Wirklichkeit und Fiktion für weiterführende Sinngabemaßnahmen zur Verfügung steht. Produkte des Fiktionalen sind vorstellende Konstruktionen des Nicht-Wirklichen oder des Möglichen, das als bloß Ausgedachtes, als Erfundenes etc. über den Horizont der Wahrnehmung und der kognitiven Konstruktion von Wirklichkeit hinausreicht. Menschliche Kultur besteht im Blick auf die Anwendung von Fiktionspotentialen in einem planmäßigen Abweichungsmanagement von der Wirklichkeit, das eigenen Regeln und Praktiken folgt. Dabei ist evident, dass die anwendbaren Fiktionspotentiale des Menschen in dessen Fähigkeit zur Handhabung von Zeichen oder in der Fähigkeit zur Repräsentation wurzeln. Im Ausnutzen der produktiven Möglichkeiten von Sprache entgrenzt der Fiktionsproduzent das jeweilige räumliche und zeitliche Kontinuum seiner spezifischen Gegenwart, indem er allein den Regeln folgt, die ihm das verwendete Zeichensystem als Konstruktionsapparat vorschreibt.

Der Akt des Fingierens erscheint in diesem Zusammenhang in seiner anthropologischen Grundbedeutung – gesehen auf den literarischen Akteur oder den literarischen Produzenten – als Form einer

¹⁰³⁷ VAIHINGER, *Die Philosophie des Als Ob* (1911), besonders S. 25-123.

¹⁰³⁸ LAMARQUE/OLSEN, *Truth, Fiction, and Literature* (1994).

¹⁰³⁹ Vgl. vor allem den Sammelband von ZYMNER/ENGEL, *Anthropologie der Literatur* (2004).

¹⁰⁴⁰ Zur methodischen Zusammenführung der diversen literaturwissenschaftlichen Fokussierungen von Fiktionalität vgl. ZIPFEL, *Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität* (2001).

limitierten, weil anlassbezogenen Exstase, mit der sich der Akteur oder Produzent aus seinen Weltbezügen und der weltlichen Verhaftetheit herausstellt. Der Mensch ist ein natürlich begabter Fingierer, weil er seiner rationalen Natur nach ständig mit der Reproduktion oder Neuschöpfung seiner selbst beschäftigt sein muss, um sein zeitliches Wesen auszufüllen. Fingieren bezeichnet einen fortlaufenden menschlichen Selbstverständigungsprozess über das System oder den Sinn des Lebens, in dem Anfang und Ende in eine sinnvolle Beziehung gebracht werden. Der fingierende Mensch erscheint in dieser Perspektive als Scheitelpunkt seiner gesellschaftlichen Rollen, die ihm aus der Differenz von Wirklichkeit und Fiktion erwachsen. Ihm ist ein produktiver Kern eigen, von dem aus der Ist- und der Sollmensch in eine produktive Beziehung zueinander treten und ihre strukturellen Merkmale wechselseitig ineinander eintragen.¹⁰⁴¹ Das Wirkliche und das Fiktive gehören im Horizont der menschlichen Gesellschaft wesensmäßig zueinander und bedingen sich wechselseitig. Im Horizont des Fiktiven werden durch Akte der Grenzüberschreitung zwei voneinander verschiedene, aber miteinander zusammenhängende Welten (das, was ist und das, was sein kann) ineinander geblendet. Das Fiktive bezieht sich in diesem Sinne stets auf die Gleichzeitigkeit dessen, was sich wechselseitig ausschließt. Die Fähigkeit des Fingierens dient in nahezu allen Bereichen menschlicher Organisationsformen zur effektiven und zukunftsorientierten Steuerung der diversen gesellschaftlichen Ökonomien.

Die genuin literarische Fiktion erscheint in dieser Perspektive als Komposition aus zwei anthropologischen Universalien. Die „Fähigkeit der Konstruktion von Nicht-Wirklichem und das spielerische Als-Ob-Verhalten“ lassen sich als anthropologische Fundierungen von Literatur, d.h. als deren „poetogene Strukturen“¹⁰⁴² herausstellen. Auch der Poet befindet sich als fiktionenproduzierendes Wesen stets an einer zentralen Schnittstelle, über die Wirklichkeit und ihren fiktionalen Interpretationen, „’Dicht-Kunst’ und ‚Nicht-Kunst’ ständig miteinander interagieren“.¹⁰⁴³ Die literarische Fiktion ist – etwa im Unterschied zum fiktionsverwandten Traum – jedoch stets reflektiert, d.h. sie simuliert nicht nur eine Wirklichkeit, sondern gibt sich im Rezeptionsprozess als Simulation bzw. als simulierte Vorstellung der Wirklichkeit zu erkennen. Genau darin ist sie auch von den lebensweltlich bezogenen Fiktionen unterschieden, die stets auf eine Kohärenz ihrer weltlichen Interpretate ausgehen und eine alternative Wirklichkeit vorstellen, die als handlungsleitende Muster in den aktuellen Lebensvollzug eingegliedert werden können. Poetische Fiktionen handeln gegenüber lebensweltlichen „Kohärenzfiktionen“ (J. Assmann) mit einem modifizierten Imitat von Wirklichkeit, das bloß auf „Wahrscheinlichkeit“ Anspruch machen kann und der Dichtung seit der Antike die unterschiedlichsten Vorwürfe eingetragen hat. Über die grundlegende mimetische Fähigkeit des Menschen ist jedoch auch die literarische Fiktion mit ihren lebensweltlichen Brüdern verwandt und zielt in gleicher Weise wie diese auf die gesellschaftsrelevante Bewältigung von Wirklichkeit – allerdings über den rezeptiven Umweg des Spiels und der Simulation, den der literarische Rezipient selbst auf sich nehmen muss. Literarische Fiktionspraxen erscheinen – insbesondere im Blick auf das 17. und 18. Jahrhundert – durch gattungstypologische Vorannahmen institutionalisiert und in ihrem gesellschaftlichen Anspruch und ihrer Reichweite präfixiert. Wie politische, religiöse und philosophische Fiktionen suchte jedoch auch die genuin literarische Fiktion über Selbstreflexionen die Nähe zu den etablierten Bewältigungsstrategien der Lebenswelt. In Verbindung und im Anschluss an anderen Fiktionsstrategien beabsichtigten die literarischen Akteure, die Glaubwürdigkeit ihres Metiers zu erhöhen und es gesellschaftlich zu rehabilitieren. Sie nutzten die Spanne von „prodesse“ und „delectare“ für charakteristische Selbstaussagen, denen Strategien der gesellschaftlichen Eingliederung und Etablierung von Literatur abzunehmen sind. Insbesondere die Poetik von Martin Opitz hat mit ihrer Annäherung an die theologischen, philosophischen und rhetorischen

¹⁰⁴¹ Vgl. dazu ISER, *Fingieren als anthropologische Dimension der Literatur* (2004).

¹⁰⁴² ZIPFEL, *Zeichen, Phantasie und Spiel als poetogene Strukturen literarischer Fiktion* (2004), S. 77.

¹⁰⁴³ ZYMNER/ENGEL, *Anthropologie der Literatur* (2004), S. 8.

Strategien der Weltinterpretation ein Paradigma geliefert, das als Orientierungsmarge der deutschsprachige Dichtung im 17. und 18. Jahrhundert fungieren konnte.

Für begrenzte gesellschaftliche Formationen ergibt sich aus dieser Lage eine situativ bedingte Fiktionskonkurrenz, die aus dem Mit- und Gegeneinander unterschiedlicher Fiktionsstrategien bzw. aus Strategien unterschiedlicher Weltauslegung und Weltbildproduktion herrührt und deren Verhältnisbestimmungen ein Bild der lokalen Machtverhältnisse wiedergeben. Dabei ist im 17. und 18. Jahrhundert aufgrund der traditionell „schwachen“ Stellung der Poesie – von neueren literarischen Ausdrucksformen wie dem Roman ganz zu schweigen – gegenüber den etablierten kulturellen Produktionskräften von einer grundsätzlichen Einschränkung der poetischen Fiktionalität durch jene der institutionalisierten lokalgesellschaftlichen Kräfte auszugehen, die die Entfaltung der kulturellen Verhältnisse als privilegierte Instanzen steuern und organisieren. Die traditionelle „Schwäche“ der poetischen Position im Gefüge der hierarchisierten Ständegesellschaft musste vor allem im 17. Jahrhundert zu einem erhöhten Rechtfertigungsdruck führen, der in eine Vielzahl – nach Opitz im Ganzen wenig variationsreicher und innovationsfreudiger – Apologien poetischen Fiktionalität überführt wurde. Aus den lokalgesellschaftlichen Verhältnisbildungen konkurrierender Fiktionen geht jedoch zugleich hervor, dass die anthropologische Grundbestimmung des Fingierens auch die Art und den Umfang von kulturellen Austauschprozessen innerhalb lokalgesellschaftlicher Formationen wesentlich mitbestimmt. Die permanenten Lern-, Aneignungs- und Zurückweisungsprozeduren, die den flüssigen Aggregatzustand der kulturellen Entfaltungen und damit auch aus historischer Sicht die Hybridität von Kultur bedingen, erscheinen durchgängig von dominierenden und dominierten Fiktionsleistungen innerhalb eines lokalgesellschaftlichen Kontinuums gesteuert, die den Austauschprozessen im eigentlichen Sinne erst eine Richtung und ein Ziel vorschreiben.

5.2 Literarische Verhältnisse in Magdeburg

Auf der Basis konkurrierender Fiktionalisierungen von Wirklichkeit läßt sich für den Untersuchungsgegenstand ein ortstypisches Grundmuster kultureller Produktionsverfahren ermitteln, das die Natur der lokalkulturellen Entfaltungsprozesse in seinen Grundzügen vorstellt. Betrachtet werden soll dieses Grundmuster hinsichtlich der lokalen literarischen Feldbildungsprozesse (1), der literarischen Akteure (2) und ihrer poetischen Produkte (3).

1. Im Blick auf die Rahmenbedingungen für die Entfaltung eines lokalen literarischen Feldes in Magdeburg zeichnete sich im 17. Jahrhundert zunächst die Dominanz der Maßgaben städtischer Politik gegenüber den übrigen lokalgesellschaftlichen Instanzen ab. Hervorgerufen durch das Trauma der Zerstörung im Jahre 1631 und verstärkt durch deren dauerhafte Präsenz im urbanen Raum machte sich in der Elbestadt ein hyperbolischer Restaurationswillen geltend, der die lokalgesellschaftlichen Verhältnisse in nahezu allen Beziehungen dominierte. Nach innen diente dieser Restaurationswillen der strategischen Kompensation von schwerwiegenden materiellen und ideellen Verlusten, deren künftige Wiederherstellung von den gesellschaftlichen Akteuren durch eine gesteigerte Sensibilisierung für traditionelle Werte plausibilisiert und imaginiert wurden. Nach außen aber fungierte der hyperbolische Restaurationswillen als Verwindung von externen Bedrohungspotentialen, die der Stadt durch forcierte großmachtpolitische Bestrebungen in Mitteleuropa erwachsen. So verwundert nicht, dass die Nervosität der diskursiven Bewegungen innerhalb des stadtpolitischen Feldes bis 1690 auf indirekte Weise auch die Horizontbildungen des religiösen und pädagogischen Feldes bestimmten. Kirche und Schule wirkten in Magdeburg gleichermaßen als seriöse Sekundanten eines vordringlich weltlichen Aufbauprogrammes, das die Gesamtheit der urbanen Lebenswelt umfasste. Während die lutherisch-orthodoxe Ausrichtung

der religiösen Sphäre verlässliche metaphysische Grundsicherungen für das weltliche Aufbauprogramm bereitstellte, übernahm die Schule durch die Produktion „qualificirter und tauglicher subjecta“ dessen praktischen Teil. Durch die enge, an einem gemeinsamen Ziel ausgerichtete Verknüpfung von politischen, religiösen und pädagogischen Wirkungshorizonten, stellten sich Kirche, Schule und städtische Administration wechselseitig nicht nur akzeptable Wahrnehmungs- und Denkmuster bereit, sondern auch Handlungslegitimierungen aus.

Zur Binnenstabilisierung ihrer gesellschaftlichen Strukturen entwickelten die städtischen Institutionen – angetrieben durch die Motivationen außenpolitischer Zwangslagen – starke Autonomiebestrebungen für das gesamte urbane Gemeinwesen, die auch der Entfaltung von kulturellen Potentialen im urbanen Raum ihre konservative Richtung vorzeichneten. Die diskursive Selbstbezüglichkeit des städtischen Gemeinwesens, die sich im Zuge der komplizierten Selbstbehauptung der Stadt im 17. Jahrhundert eindrücklich steigerte, wirkte dabei überaus hemmend auf die Prozesse innerhalb des kulturellen und speziell auch des literarischen Handlungsraumes ein, weil die Fiktionspotentiale der kulturellen Akteure dauerhaft durch die visionierte Wiederherstellung eines vormaligen Status quo okkupiert blieben. So konnten auch die genuin poetischen Weltdeutungsleistungen sich vor Ort nur eines limitierten und in seinen Möglichkeiten beschränkten Horizontes annehmen – schon deshalb, weil die potentiellen literarischen Akteure zumeist auch institutionell gebundene Protagonisten waren. Zweifellos waren nach 1631 in Magdeburg die Anreize für rigide lokalgesellschaftliche Limitierungen im Umgang mit fiktionaler Literatur in besonderem Maße durch die außerordentliche Lage des urbanen Gemeinwesens gegeben, das – in seinen Ökonomien auf das Wesentliche der Aufbauarbeit konzentriert – alle störenden Reflexionspotentiale und abweichenden Diskurse zu eliminieren suchte. Die ohnehin schwache Rolle der fiktionalen Literatur als einer Weltauslegung zweiter Ordnung mit stark herabgesetzten Glaubwürdigkeitskrediten, musste auf diese Weise gegenüber den faktischen Bedürfnis- und Interessenlagen und den auf sie konzentrierten ideologischen Selbstbestimmungen innerhalb des urbanen Gemeinwesens weit in den Hintergrund treten. Dass die fiktionale Literatur im 17. Jahrhundert mehr und mehr die Rolle eines „argumentativen Kommentars“ übernahm, durch den interessierte Rezipienten im Rahmen einer praxisbezogenen Problemstellung „grundsätzliche Verhaltensweisen und Möglichkeiten der Wirklichkeitserfahrung“¹⁰⁴⁴ ausmitteln konnten, ist in Magdeburg für breitere Bevölkerungsschichten allenfalls im religiösen Bereich, genauer: im Umgang mit Erbauungsliteratur festzustellen. Die Rezeption von fiktionaler Literatur innerhalb einer wesentlich gemeinschaftlich betriebenen Rezeptionskultur war durch die straffe Sanktionierungspraxis entlang dem legitimierenden Regelwerk gesellschaftlicher Nützlichkeiten so gut wie ausgeschlossen. Aber auch innerhalb der Bildungs- und Funktionseliten der Stadt blieb der Umgang mit fiktionaler Literatur einem methodisch verfeinerten System ideologischer Selbst- und Fremdkontrolle unterworfen, das wenig Spielraum für Abweichungen bot. Insbesondere die Breitenwirkung der theologischen Weltbezugnahmen absorbierte die innovativen Energien literarischer Ambitionen und schränkte den Innovationsradius geistlicher und weltlicher Prosa und Lyrik auf das gesellschaftspraktische Maß ein. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, dass in Magdeburg aufgrund des wesentlich restitutiven Charakters der städtischen Entwicklungslagen kein genuiner Zusammenhang zwischen der ökonomischen Prosperität und einem forcierten Umgang mit literarischen Texten hergestellt werden kann.

2. Zwar führte der im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts einsetzende wirtschaftliche und ökonomische Aufschwung in Magdeburg zu einer Konsolidierung der städtischen gewerbetreibenden Mittelschichten. Deren direkter Einfluss auf die Entfaltungen der kulturellen Potentiale in der Stadt blieb aber streng limitiert, weil sich die kulturelle Reflexion der Mittelschichten lediglich auf die tradierten Formen der gesellschaftlichen Repräsentation erstreckte. Die Untersuchungen erbrachten als Ergebnis eine

¹⁰⁴⁴ KLEINSCHMIDT, *Literatur und städtische Gemeinschaft* (1982), S. 79.

verstärkte Isolierung der lokalen Bildungs- und Funktionseliten im lokalgesellschaftlichen Zusammenhang, die sich in ihrem textgestützten kulturellen Selbstverständnis in ideologisch akzeptablen Ausdrucksformen verkapselten (Selbstbekultung in der Leichenpredigt- und Epicedienpraxis), zugleich aber durch die konservierenden Maßnahmen der Stadtpolitik von den eigenen Innovationspotentialen abgeschnitten blieben. Hierdurch ergab sich ein weitgehend homogenes und relativ unbewegliches Bild der lokalgesellschaftlichen Bildungs- und Funktionseliten in Magdeburg, deren Vertreter zum überwiegenden Teil einem stadtpolitischen Separatismus, den bildungstechnischen Maßgaben der Gelehrtenschule alten Zuschnitts und dem Wissensschematismus der lutherischen Orthodoxie verpflichtet blieben. Auf diese Weise gerieten die Bildungs- und Funktionseliten jedoch in immer schärfere Widersprüche und Gegensätze zur lokalgesellschaftlichen Basis, die sie nach 1690 besonders anfällig für innovative Kulturbewegungen wie den Pietismus machten.

Die Aktionsradien und Entfaltungshorizonte der literarischen Akteure in Magdeburg lassen sich jedoch nicht nur an der Beschaffenheit des lokalgesellschaftlichen Umfeldes, sondern auch *ex negativo* an dem bemessen, was unter poetologischen Maßgaben der Zeit realisierbar war – etwa an den musterbildenden Maßgaben der Opitzschen Programmschrift, deren Innovationspotentiale auch der literaturproduktiven Orientierung in Magdeburg zur allgemeinen diskursiven Verfügung standen. Auf sie hin waren – zumindest in theoretischer Perspektive – kulturelle Grenzüberschreitungen möglich, die die lokalen Verhältnisse hätten modifizieren können. Tatsächlich läßt sich festhalten, dass die literarischen Verhältnisse in der Elbestadt im 17. Jahrhundert nur peripher von der Wirkungskraft der Metaebene autonomer Sprachproduktionen und den daraus ableitbaren poetischen Aufgabenstellungen des Dichters im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen tangiert worden sind. Das nationalsprachliche Erneuerungsprogramm – von einer kontextübergreifend agierenden literarischen Elite vorangetrieben – trat in Magdeburg allenfalls als impulsgebende Hintergrundstrahlung in Erscheinung, die den literarischen Akteuren in Magdeburg Möglichkeiten einer subversiven Überschreitung der lokalgesellschaftlich gesetzten Diskursgrenzen eröffnete.

Die lokalen literarischen Akteure vermochten trotz der Kontextgebundenheit ihrer poetischen Engagements eine sprach- und textorientierte Öffentlichkeit nach eigenen Spielregeln zu etablieren, die durch die Inklusion der städtischen Bildungs- und Funktionseliten in den Umkreis ihres kulturellen Selbstverständnisses befördert wurde. Zwar lag das primäre Augenmerk auf der lokalgesellschaftlichen Absicherung einer inkarnierten Doppelexistenz, deren innere Konsistenz im Blick auf das latent widersprüchliche Verhältnis von beruflichem und poetischem Tätigkeitsbereich oberste Priorität besaß. Die lokalgesellschaftliche literarische Praxis wurde in Magdeburg nach den aufeinander bezogenen Maßgaben des „prodesse“ und „delectare“ eingerichtet. Das Nützliche wurde dabei dem Umkreis der institutionell organisierten Kontexte und ihrer diskursiven Normierungen zugeordnet, deren Ansprüche durch die situative Sicherstellung der gesellschaftlichen Anschlussfähigkeit und Sanktionierung des literarischen Feldes und durch eine praktische Selbstkontrolle der literarischen Akteure befriedigt wurden. Das Erfreuliche und seine ästhetischen Auslegungen blieben dagegen der Ausgestaltung der Binnenverhältnisse des literarischen Feldes vorbehalten und sicherten dessen innere Stabilität durch die Stiftung eines spezifisch poetischen Selbstverständnisses, das überall die Möglichkeit des Rückbezugs und Ausgriffs auf translokal verankerte Diskussionsforen besaß. Interessant erscheint dabei die Tatsache, dass das ästhetische Moment selbst den objektiven Gebrauchswert des Poetischen innerhalb der lokalgesellschaftlichen Nützlichkeitssphäre unterstützte. Auf diese Weise bedingten sich innerhalb des literarischen Feldes Magdeburgs im 17. Jahrhundert zwei gegenläufige Bewegungen auf geradezu paradoxe Weise: die offizielle Angleichung an den lokalgesellschaftlichen Zeitgeist und seine Bedingungen rief zugleich und stets die subversiven Abweichungen in der Ausführung dieser Kompatibilitätsbemühungen auf den Plan, in denen – nebenbei bemerkt – auch die Dynamik der lokalen literarischen Praxen

greifbar wird. Wie in der Opitzschen Poetik nachgewiesen, sicherte gerade das Bemühen um Anpassung an lokalgesellschaftlich dominierende Fiktionsleistungen bei Literaten wie Malachias Siebenhaar und Balthasar Kindermann die Möglichkeit der kreativen Abweichung innerhalb der Sprachsphäre und die Absicherung innerinstitutioneller Freiräume. Durch die eigenwillige Ökonomie der Aufmerksamkeit und die besonderen Formen der Repräsentationen innerhalb dieses sozietär organisierten Aktionsfeldes vermochten sich literarische Akteure auf diese Weise tendenziell von der Verbindlichkeit gesellschaftlicher Diskurse zu lösen und – je nach Maßgabe ihrer habituellen Dispositionen – innovative Produktionsziele zu verfolgen. Trotz aller Diskrepanzen in der bewussten Übernahme und Erfüllung sprachpflegender Aufgaben ist festzuhalten, dass die sozietär gebundenen literarischen Akteure Magdeburger Provenienz vorrangig durch die Wertmaßgaben des virtuellen sprachlichen Arbeitsfeldes, und erst in zweiter Linie durch die persönliche Verfügbarkeit realer kultureller Kapitalien bestimmt und gehalten wurden. Der potentielle Kreativraum wurde hier gerade in der Übersetzung der kontext- und ideologiegebundenen Behandlung der *res* in den Horizont der *verba* gewonnen und ließ sich ohne Probleme mit den ideellen Vorgaben einer nationalen Sprachpflege und Sprachaufbereitung verbinden. Mit anderen Worten: obgleich die sprachliche Fassung der *res* an institutionell sanktionierte Fiktionsleistungen gebunden war, blieb der Poesie dennoch die Möglichkeit, diese Fiktionsleistungen in den poetischen Fiktionsmodus nach Wahrscheinlichkeitskriterien zu überführen. Die starke Kontextbindung literarischer Produktion, wie sie in Magdeburg zwischen 1631 und 1690 vorlag, stellte folglich keine wirklichen Ausschlusskriterien für die Anschlussfähigkeit des literarischen Binnenmarktes an überregionale Diskursfelder bereit. Sie verhinderte jedoch die Bildung einer lokalgesellschaftsunabhängigen Sprachsphäre und eigenständiger literarischer Diskurse durch eine immanente Ausrichtung der literarischen Produktion an den Maßgaben einer reibungsfrei erzeugten lokalgesellschaftlichen Nützlichkeit, die letztlich auf eine fortlaufende Popularisierung der literarischen Produkte selbst zielte.

Das bedingende Wechselverhältnis von Anpassungs- und Innovationsleistungen innerhalb des lokalen literarischen Feldes wird auch an dem Umstand deutlich, dass die lokale literarische Sphäre der Produktion, Rezeption und Distribution im engeren Sinne notwendig ohne institutionelle Ausprägung blieb, aber die Tendenz zur Inkorporierung ihrer Teilnehmer forcierte. Die Produzenten fiktionaler Literatur organisierten sich in gesellschaftlichen Subsystemen – etwa in Produktionsgemeinschaften im anlassgebundenen lokalen Rahmen – mit der Tendenz zur verbindlichen und repräsentativen Institutionsbildungen. Die mitteldeutschen Sprachgesellschaften waren in dieser Hinsicht überregionale korporative Angebote, die von literarischen Akteuren in Magdeburg und im Umfeld Magdeburgs zur gesellschaftlichen Emanzipation von Bedürfnislagen genutzt werden konnten, die in den lokalgesellschaftlichen Rahmungen nicht angemessen zu befriedigen waren. Die hier auszumachende kollektive Willensbildung und die Festigung des Bedürfnisses nach organisierten gesellschaftlichen Einheiten mit Sonderstatus dürfen jedoch nicht über die grundsätzlichen Problemlagen des Konstruktes der Sprachgesellschaften hinwegtäuschen. Die Separierung der sozietär Beteiligten in regionalen Gruppierungen von allenfalls losem Zusammenhalt und ihre weite räumliche Zersplitterung – wie dies bei der *Deutschgesinnten Genossenschaft* Zesens der Fall war – sind eher Belege für eine in den Horizont der Sprachsozietäten übertragene Fixiertheit der beteiligten Bildungs- und Funktionseliten in ihren jeweiligen lokalgesellschaftlichen Kontexten, die auch durch eine ostentative Beteiligung an überregionalen Geselligkeitsprogrammen nicht zu eliminieren war. Sprachgesellschaftliche Aktivitäten erfüllten für die literarischen Akteure jenseits der literarischen Zentren allenfalls entlastende, keineswegs jedoch ersetzende Funktionen innerhalb der jeweiligen mentalen Haushalte. Sie stellten ungehinderte Aktionsfelder sowie Rückzugs- und Ruhereservoir für die poetische Mußezeit dar, die in den bindenden lokalgesellschaftlichen Kontexten aufgrund des starken Konformitätsdruckes in der Regel nur in ungenügender Weise entäußert werden konnte. Die Rückwirkungen der sprachgesellschaftlich organisierten literarischen

Aktivitäten auf das lokale literarische Feld und dessen urbane Kontexte blieben deshalb nahezu gänzlich aus. Die lokalgesellschaftliche Verkapselung der Innovationspotentiale verstärkte vielmehr die Subjektivierung der einzelnen literarischen Akteure.

3. Folglich bewegte sich die literarische Textproduktion Magdeburgs im 17. Jahrhundert ausschließlich innerhalb des gesellschaftlich sanktionierten Spielräume, die eng mit dem lokalkulturellen Gelegenheitsmanagement verbunden waren. Neben der ideologischen Instruktion und Überprüfung der literarischen Praxen trat in diesem Zusammenhang auch die effektive Selbstkontrolle der literarischen Akteure, die auf der habituellen Verbindung von gesellschaftlichem und künstlerischem Engagement basierte und die lokalgesellschaftlichen Verbindlichkeiten als Normgrößen kultureller Spielräume festschrieben. Möglichkeiten für die Entgrenzung der vorgezeichneten literarischen Handlungsräume ergaben sich insbesondere dort, wo kulturelle Akteure auf nichttextgestützte Kommunikationsformen wie die Musik zurückgreifen konnten, die einen leichteren Übergang in andere Rezeptionszusammenhänge erlaubte. Aufs Ganze gesehen entwickelte die Textkultur sich in den urbanen Verhältnissen Magdeburgs im 17. Jahrhundert zwar als eigenständige, jedoch nicht als privilegierte Kulturform. Fiktionale Texte blieben deutlich den rationalen Ökonomien der visuellen Repräsentationskultur eingegliedert, die sowohl die Motive als auch die Verwertungshorizonte für die literarischen Produktion bereitstellten. Darüber hinaus konnten poetische Texte jenseits des kleinen Kreises der etablierten Bildungs- und Funktionseliten keine nennenswerten Akzeptanzzuwächse verzeichnen. Der entsprechende Bedarf wurde durch die innovativen Potentiale abgedeckt, die aus den Erneuerungsbewegungen innerhalb des religiösen Feldes erwachsen und der Poesie keine Spielräume als alternativer Form der Weltdeutung und intellektuellen Lebensbewältigung erlaubten.

Eine radikale Änderung der Situation stellte sich in Magdeburg – wie gezeigt – erst während des Siebenjährigen Krieges ein. Dessen Folgen veränderten auf grundlegende Weise die Rahmenbedingungen und die Binnenstrukturierungen der lokalgesellschaftlichen Formationen in der Elbestadt und unterzogen die etablierten urbanen Kommunikationsformen einer gravierenden Revision. Es bedurfte der nahezu vollständigen Auflösung des städtischen Eigenwillens und weitreichender Eingriffe in die auf autonomen Betrieb abgestellten Ökonomien der lokalen Politik, der Wirtschaft, der Religion und des Erziehungswesens, um eine dauerhafte Umwälzung der Produktions-, Rezeptions- und Distributionsverhältnisse innerhalb des lokalen literarischen Feldes hervorzubringen. Mit diesen Veränderungen vollzog sich in Magdeburg relativ kurzfristig der Umschwung in die Phase der literarischen Institutionsbildungen, die das lokale literarische Feld fortan prägten. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass die Magdeburger Situation während des Siebenjährigen Krieges einen erneuten Ausnahmezustand darstellte, der das Ereignis von 1631 und dessen Folgen unter umgekehrten Vorzeichen gleichsam aufhob und die etablierten lokalgesellschaftlichen Maßgaben für die Aufrechterhaltung des urbanen Kulturbetriebes entscheidend modifizierte. Mit dieser Feststellung wird aber nicht nur die Frage nach einem spezifischen Profil der Magdeburger literarischen, ja überhaupt der kulturellen Verhältnisse in der Elbestadt zwischen 1631 und 1765 berührt. Sie zieht auch die Frage nach dem Vorhandensein einer spezifischen, auf das städtische Gemeinwesen Magdeburgs gerichteten Identität nach sich, die sich als genuine Leistung oder als Gegenstand der kulturellen Aktivitäten in der Stadt aufweisen ließe. Dem identitätstiftenden Zusammenhang von Urbanität und literarischem Feld soll deshalb eine abschließende Annäherung gewidmet sein.

5.3 Katastrophisches Denken? Identitätsstiftung im Horizont des Krieges

In einem der vorausliegenden Kapitel dieser Untersuchung war bereits auf die elementare Bedeutung hingewiesen, die der Krieg in den poetischen und poetologischen Denkfiguren des Martin Opitz einnahm.¹⁰⁴⁵ Elementar deshalb, weil der reale, der beobacht- und erfahrbare Krieg für Opitz zum Vehikel eines kulturellen Motivation wurde, mit deren Hilfe er ein ganzes kulturpolitisches Programm zu formulieren imstande war. Opitz übersetzte den Krieg in die Sphäre der Sprache, um ihn dort – wie auch andere nach ihm dies versucht haben – allegorisch zu bannen und ihn zugleich im straffen Verfolg eines umfassenden nationalen Aufbauwerkes an der und mit der Sprache einer idealen Endlösung zuzutreiben. In ähnlicher Weise hatte auch Justus Georg Schottel in seinem *Horrendum Bellum Grammaticale Teutonum antiquissimorum* (Braunschweig 1673) das barocke Sprachspielprogramm kulturpolitisch radikalisiert und in die Vision eines Sprachkrieges übersetzt, in der die Wörter selbst zu Agierenden werden, die Menschen aber nur noch referierend am Rande stehen. Diese Übersetzung der Realität in Sprache zeigt indessen nicht nur die legitime Form der weltlichen Bedeutungszuschreibungen durch die Poesie und ihre selbstreflexiven Potentiale im 17. Jahrhundert an. Sie gibt auch einen Eindruck, auf welche Weise sich die Poesie innerhalb der gesamtgesellschaftlichen Felder zu behaupten suchte. Die radikale Versprachlichung der Welt diente letzten Endes der Verweltlichung von Sprache, denn erst die verweltlichte, mit relevanten weltlichen Bedeutungen angereicherte Sprache konnte der Sprachsphäre eine weitgehend autonome Bedeutung und damit auch jene Substanz verleihen, die sie als eigenständiger Form der Weltauslegung der Theologie ebenbürtig macht.

Damit wurde aber im 17. Jahrhundert die Verschriftlichung von Welt auf eine Weise vorangetrieben, die eine neue Form der literarisch-reflexiven, auf Texte konzentrierten Öffentlichkeit innerhalb einer autonomisierten Sprachsphäre erzeugte. Buchkultur avancierte im 17. Jahrhundert zum Medium einer modernen Intellektualität, die in verstärktem Maße auf die publizistische Kontextualisierung ihrer Weltdeutungsleistungen und damit auch – über den Horizont von elitärer wissenschaftlicher Gelehrtenkultur hinaus – auf die forcierte Bildung von dezidiert poetischen Verständigungsgemeinschaften drängte. Dass die poetisch konnotierte Sprachsphäre in diesem Zusammenhang tatsächlich eine autonome Position erlangte, wird durch die Tatsache belegt, dass sie durch selbstreflexive Verfahren, die sich bereits in Opitz Poetik angelegt finden, mit einer eigenen geschichtlichen Tiefendimension ausgestattet wurde. Die Rückwendung auf die geschichtliche Dimensionierung der Sprachsphäre konnte jedoch im 17. Jahrhundert nur gelingen, weil die Sprachsphäre als solche zu einem ausgezeichneten Konvergenzraum von Welt und Subjekt avancierte, in dem beide Seiten im jeweiligen wechselseitigen Bezug transzendiert werden konnten. In der sprachlichen Ablösung von Welt und Subjekt aber trennte sich die poetische Sprache selbst von der Verbindlichkeit der Voraussetzungen ihrer gesellschaftlichen Kontexte.

Dabei erstaunt nicht, dass der Krieg in diesem Zusammenhang als ausgezeichneter Licht- und Impulsgeber erscheinen musste, der – analog dem luziferischen Element der biblischen Tradition – für solche poetologischen Transaktionen katalytisch besonders geeignet war. Denn der Krieg negierte die tradierten kontextuellen Verschraubungen gesellschaftlicher Aktionsfelder und setzte in seiner zersetzenden Kraft mannigfaltige Subversionsbewegungen frei, die zur Stiftung neuer Sinnverhältnisse genutzt werden konnten. Im 17. Jahrhundert entfesselte der langjährige Krieg jedoch erstmals eine Denkbewegung, in der die forcierte geschichtliche Reflexion mit einer notwendigen Autonomisierung der Sprachsphäre, d.h. mit ihrer Vergeschichtlichung einherging: „Aus dem Licht des Krieges, das seiner eigenen Zerstörungskraft anheimfallen mußte, entspringt mit der Geschichte überhaupt auch eine erste Sprachgeschichte. ... Geschichte erstmals denken hieß notwendig, von einer Katastrophe her schrei-

¹⁰⁴⁵ Vgl. Kap. 2.3.9.

ben.¹⁰⁴⁶ Die Verselbständigung der poetischen Reflexionsfiguren in der Sprache und ihre Überführung in die Buchkultur – ein Impuls, den das 18. Jahrhundert als Versprachlichung der Welt auf die Spitze trieb – bestimmte auch die Aktionsradien der innovativen Kräfte des 17. Jahrhunderts, die der Poesie neue Handlungsspielräume und neue gesellschaftliche Relevanzen zuwiesen. Deshalb läßt sich im Blick auf die innovative Sprachkultur des 17. Jahrhunderts und ihre Auswirkungen bis in die Gegenwart hinein festhalten: „Die Trümmer von Magdeburg oder Persepolis entziffert kein Rhetoriker mehr als Spuren eines Imperiums und seines Untergangs; Philosophen und Interpreten feiern statt dessen den Menschen als Herrn aller Reden“¹⁰⁴⁷ – jener Reden nämlich, die Zeugnisse eines groß angelegten Versprachlichungsprogrammes von Welt in textlicher Form bis auf unsere Gegenwart überliefert worden sind.

Welche Bedeutung aber – so ließe sich in diesem Zusammenhang fragen – hat die kulturpolitisch bewegte „Übersetzung“ des Krieges und der Kriegserfahrung in die Sprachsphäre für die kulturelle Entwicklung Magdeburg selbst? Erscheint doch gerade Magdeburg durch die kriegerische Katastrophe des Jahres 1631 als ein ausgezeichnete Ort von geradezu weltgeschichtlicher Bedeutung, der für eine innovative sprachliche Übersetzungsleistung von Realerfahrungen mehr als nur prädestiniert ist. Ist die Katastrophe von 1631 für die literarischen Akteure Magdeburgs zu einem intellektuellen Meilenstein geworden, von dem aus sich ein neues urbanes Selbstbewusstsein oder ein neues und gemeinschaftlich getragenes Identitätskonzept vermessen ließe? Solchen Identitätskonzepten käme in der weiten Aufsicht auf die skizzierten Problemfelder Magdeburgs im Zusammenhang mit dem Dreißigjährigen Krieg schon deshalb eine erweiterte Bedeutung zu, weil der urbane Raum Magdeburgs als Raum des In-der-Welt-seins und als präkultivierter Lebensraum der literarischen Akteure zerstört war und ihnen nur als zerstörter zugänglich blieb. Läge es deshalb nicht nahe, in den kulturellen Entäußerungen der Akteure in Magdeburg auch eine besondere Prädisposition zur innovativen Sprachkultur und die vorzügliche Anlage jener transzendierenden Fähigkeiten und Potentiale zu vermuten, die über den realen Status der zerstörten Stadt hinausdrängen und neue Konstruktionen des Wirklichen in imaginären Räumen unternähmen? Viel ist über den Vorgang und die Folgen der Zerstörung Magdeburgs, viel auch über die mediale Verbreitung und das publizistische Echo dieses Ereignisses geschrieben worden, wenig aber über die Reichweite und den Tauschwert dieser Informationen in Magdeburg selbst. Der Umfang des Handlungsmarktes solcher Informationen ließe sich nach der Reichweite des wechselseitigen Tausches von Aufmerksamkeit im Horizont einer repräsentativen lokalen Öffentlichkeit und der daraus entspringenden kulturellen Kapitalbildung ermesen, die zur Akkumulation einer zweckdienlichen Weltdeutung eingesetzt wurde. Zu prüfen wäre in diesem Zusammenhang, auf welche Weise das Ereignis der Zerstörung der Stadt tatsächlich konstitutiver Bestandteil der lokalen Reflexionskultur und somit auch Gegenstand einer Ökonomie der lokalen Aufmerksamkeit gewesen ist.

Das Ereignis der Zerstörung von 1631 war – wie die Untersuchung der einschlägigen lokalen Leichenpredigtproduktion zwischen 1640 und 1690 zeigt – in Magdeburg bis zum Ende des 17. Jahrhunderts im Horizont eines kollektiven Gedächtnisses präsent. Es umfasste jene Generationen, die durch das Ereignis selbst und dessen langwierige Folgen unmittelbar beeinflusst worden sind. Nicht nur die Folgen der Zerstörung lagen auch Jahrzehnte nach dem Ereignis jedermann vor Augen und führten zu einer starken und unabweislichen mentalen Inanspruchnahme, die die Befindlichkeiten der Generationen bis etwa 1690 auf subtile Weise formatierte. Auch die mündliche Tradierung im Rahmen der Familie prägte die mentalen Dispositionen durch Verinnerlichung der umfassenden lebensweltlichen Zäsur, die mit dem Ereignis von 1631 verbunden war. So berichtet der Magdeburger Buchhändler Johann Lüdewald in seinem Familienstammbuch, seine Eltern hätten ihm von der Eroberung Magdeburgs „zur

¹⁰⁴⁶ KITTLER, Vorwort zu Schottels *Der schreckliche Sprachkrieg* (1991), S. 9.

¹⁰⁴⁷ Ebd.

Gnüge“ sowie „oft und vielmahlen“¹⁰⁴⁸ erzählt. Auf diese Weise avancierte die urbane Katastrophe nicht nur für die Überlebenden, sondern auch für die zugezogenen Magdeburger zu einem Fixpunkt, der für die Bestimmung individueller Existenzen von maßgeblicher Bedeutung war. Auch die Katastrophe selbst blieb als vormaliger Erlebnishorizont lange präsent und durchtränkte die mentalen Dispositionen mit einer spezifischen, katastrophisch gestimmten Weltanschauung. Die allgemeine Präsenz der Katastrophe – so mag man annehmen – zwang die gesellschaftlichen Akteure in Magdeburg, ihr Denken auf sie abzustellen und die lokalgesellschaftlichen Zukunftsentwürfe von ihr her einzurichten.

Indessen lieferte die Untersuchung der lokalen Verhältnisse Magdeburgs zwischen 1631 und 1690 einen vordergründig gegenteiligen Befund. Das katastrophisch gestimmte Denken mündete in Selbstbesinnungen und Handlungsstrategien, die auf die planmäßige Abwesenheit oder auf die systematische Ausklammerung des Ereignisses von 1631 hinweisen. Insbesondere zielten die lokalgesellschaftlichen Ökonomien auf eine schnelle Verdrängung der Katastrophe und nahmen ihre Zuflucht zu Phantasien eines unversehrten Gemeinwesens, die plausibel machen sollten, dass die Stadt als lebensweltlicher Mittelpunkt einer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft nach wie vor Ansprüche auf die Rolle eines selbständig handelnden Geschichtssubjekts erheben durfte. Dabei wurden die gesellschaftlichen Verhältnisse Magdeburgs vor der Katastrophe als konstitutive Orientierungsmuster einer gesamtgesellschaftlichen Restauration beansprucht. Dieses Phänomen wird indessen erst verständlich und erklärbar, wenn berücksichtigt wird, dass die Stadt nach ihrer Zerstörung nicht mehr als *realer* einheitgebender, d.h. identitätsstiftender Ort für die Abstimmung mannigfaltiger Selbstverständigungsprozesse fungierte. Sowohl das repräsentative städtische Ambiente als auch das mentale Mikroklima, das die lokalgesellschaftlichen Akteure vormals in einer faktischen, wechselseitigen Aufmerksamkeit auf engem Raum zu einer gleichgesinnten Produktionsgemeinschaft verbunden hatte, waren dauerhaft gestört. Ein weitgehend intaktes und funktionables Gemeinwesen musste aber auch in der geschichtlichen Sondersituation nach der Katastrophe als Voraussetzung für eine effektive Perspektivierung seiner künftigen Entwicklungslinien angesehen werden. Den gesellschaftlichen Akteuren in der Stadt blieb folgerichtig kaum eine andere Möglichkeit, als einen identitätsstiftenden Ort zweckdienlich zu imaginieren, ihn gleichsam im Vorgriff wieder herzustellen und ihn auf diese Weise als veritable Fiktion für die diversen Handlungsmotivationen lokalgesellschaftlicher Interessengruppen zur Verfügung zu stellen. Die tiefen Einschnitte in das Selbstverständnis der städtischen Bildungs- und Funktionsebenen wurden durch planmäßige kollektive Übermalungen korrigiert, die die reale Bedeutungskraft der Zerstörung der Stadt aufhoben und durch die Rückbettung in traditionelle Selbstverständnisse und Orientierungen kompensierten. Es sei in diesem Zusammenhang ausdrücklich betont, dass die restaurativen Imaginationsleistungen der städtischen Kollektive Magdeburgs, wie sie im dritten Kapitel dieser Arbeit vorgestellt wurden, ausschließlich an den *realen* Magdeburger Verhältnissen nach der Zerstörung der Stadt orientiert und im Blick auf deren Verwindung durch stetige Verbesserung eminent gesellschaftspraktisch motiviert waren.

Die eminent gesellschaftspraktische Orientierung der städtischen Selbstverständigungsstrategien musste jedoch tiefgreifende Folgen für die kulturellen Impulse vor Ort haben. Denn die gesellschaftlichen Praxen und ihre institutionellen Widerlager sperrten sich gegen die Zumutungen einer unkontrollierten, auf Selbständigkeit bedachten Versprachlichung und also gegen die Praxen ihrer Poetisierung. Von diesem Sachverhalt ausgehend, läßt sich in der Aufsicht eine auffällige und markant ausgeprägte Asymmetrie in der Reflexionskultur Magdeburgs zum Ereignis von 1631 beobachten. Einerseits konnten Poeten, Gelegenheitsschriftsteller und Flugblattschreiber sich publizistisch der Zerstörung Magdeburgs annehmen und die Elbestadt aus der räumlichen Distanz als paradigmatisches Beispiel der wechselseitigen Skrupellosigkeit konfessionell motivierter machstrategischer Interventionen oder – neutraler gefasst – als als Synonym für die verderblichen Folgen des Krieges, für das Elend des menschlichen

¹⁰⁴⁸ *Stammbuch der Lüderwalde* (ed. Leist), Magdeburg 1939, S. 40.

Daseins oder der menschlichen Verworfenheit besingen und ein breit gefächertes Medienecho erzeugen.¹⁰⁴⁹ Die Stadt avancierte quasi über Nacht zum emblematischen Vexierbild für diverse Interessenlagen einer weitgehend instrumentalisierten Reflexionskultur Außenstehender, die im Ereignis der „Magdeburger Hochzeit“ eine geeignete Vorlage für die Entfaltung eigener Phantasien erblickten. Solche Vorgehensweise wird indessen nur vor dem Hintergrund der welttheatralischen Wahrnehmungsweise und der produktiven Fixierung auf Gelegenheiten verständlich, die das gesamte 17. Jahrhundert im Grundzug beherrschte. Das städtische Gemeinwesen Magdeburgs agierte am 10. Mai 1631 auf einer öffentlichen Bühne, die nicht nur alle Welt sehen konnte, sondern die zugleich die Welt bedeutete. Das Verifizieren der Zerstörung der Stadt als eines weltgeschichtlich bedeutenden Ereignisses erfolgte durch die Beglaubigung des Geschehens in seiner medial vermittelten Wahrnehmung. Die reflexive Seite der medialen Aufbereitung öffnete indessen nicht nur das Tor für die Verarbeitung des Ereignisses in mannigfaltigen ideologischen Anreicherungen, Umdeutungen und Kontextuierungen, sondern ebnete zugleich den Weg zu dessen umfangreicher kultureller Übersetzung. Die eminente Versprachlichung des Ereignisses transponierte es in den Horizont der Zeichen und entriss es damit durch einen Akt der Entontologisierung dem schnellen Vergessen des Alltags, wie es etwa bei Johann Rist 1642 zur Sprache kommt.¹⁰⁵⁰ Gleich Troja und Jerusalem – für Magdeburg gern verwendete zeitgenössische Vergleiche – stieg die Elbestadt im Medienecho der Jahre 1631 und 1632 zu einer idealen Vorlage für die vaterländische Epik Opitzscher Provenienz auf, ohne dass sich indessen ein adäquater Sänger gefunden hätte.

Diesem medialen Echo außerhalb der Elbestadt, das sich mit zunehmender Entfernung vom Ereignis durch dessen Überlagerung mit medialen Neuigkeiten in ein zunehmendes Vergessen verloren hat, entgegnete in Magdeburg selbst – und dies markiert die zweite Seite der erwähnten Assymetrie – ein ursprüngliches und abgründiges Schweigen innerhalb der kulturellen Sphäre der Stadt, das sich erst mit zunehmender Entfernung vom Ereignis allmählich lichtete. Der urbane Raum Magdeburgs stellte für längere Zeit keinen Resonanzflächen für die sprachliche Verwindung der Katastrophe zur Verfügung und formierte sich im Horizont der begrenzten kulturellen Möglichkeiten als intensiver Schweigeraum. Die fehlende reflexive Verarbeitung des Geschehens innerhalb der Stadtmauern ist auffällig genug, um ihr eine systematische Bedeutung zuzumessen. Sie führte im Ergebnis dazu, dass Magdeburg nach 1631 nicht nur ohne Geschichtsschreibung, sondern im eigentlichen Sinne für längere Zeit ohne Geschichte blieb, entsteht doch Geschichte nur in der Reflexion eines Gemeinwesens auf sich selbst. Solche Geschichte hätte indessen, um entspringen zu können, vom zäsuralen Ereignis her gedacht werden müssen, wurde aber durch die gegenläufige Bewegung der Projektion einer idealen Vergangenheit auf die Bedürfnisse der Gegenwart absorbiert.

Die Dynamik der literarischen, ja überhaupt der kulturellen Entfaltungen Magdeburgs im 17. und 18. Jahrhundert entspringt somit einem ursprünglichen Schweigen, einem Schweigen der urbanen Kulturstimme, die zugleich einen Zustand der Abwesenheit von Geschichte andeutet. Weil der Krieg in Magdeburg kein positives Korrektiv der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen literarischer Akteure darstellen konnte, bot auch die mögliche Poetisierung der kriegsbedingten Zustände in Magdeburg keine realen Handlungsoptionen innerhalb der lokalkulturellen Sphäre. Im Horizont der gesellschaftspraktischen, auf die Realien fixierten Restaurationsbemühungen wäre das forcierte poetische Sprechen-über einer – überspitzt formuliert – kontraproduktiven Übersetzungsleistung gleichgekommen, die mit dem institutionellen, an tradierten Sachverhalten orientierten Imaginationsleistungen in ein diffiziles Konkurrenzverhältnis hätten treten müssen. Die Etablierung einer autonomen Sprachsphäre hätte lediglich poetische Fiktionsleistungen mit Wahrscheinlichkeitscharakter hervorgebracht, die im Horizont der

¹⁰⁴⁹ Zum medialen Echo auf die Zerstörung Magdeburgs vgl. LAHNE, *Magdeburgs Zerstörung* (1931); TSCHOPP, *Rhetorik des Bildes* (2005) und EMICH: *Hochzeit in Trümmern* (2008).

¹⁰⁵⁰ Johann RIST, *Baptistae Armati Vatis Thalosi*, Hamburg 1642, Bl. C5v.

gesellschaftspraktischen Erfordernisse unbrauchbar waren. Das rigide Abweisen der „freyheit zu tichten“ (als einer Form der Selbstbemächtigung literarischer Akteure) durch die lokalgesellschaftlichen Kontexte war somit zugleich ein administrativ gelenktes Verhindern der Entontologisierung der Stadt durch ihre sprachliche Diskursivierung.

In diesem Zusammenhang wird auch verständlich, dass lediglich jene literarischen Ausdrucksformen eine Chance auf den Eintritt in den Horizont der lokalen repräsentativen Öffentlichkeit besaßen, die der Rückkehr des Alltäglichen und den wiederkehrenden Riten des lokalen Gelegenheitsmanagement verpflichtet waren und überall die Spur zu den anlassgebenden Realien erkennen ließen. Die literarische Normalkultur Magdeburgs musste per se der Gelegenheitsbewältigung als Teil der menschlichen Lebensverwindungspraxis und damit der offensiven Restauration der lebensweltlichen Verhältnisse dienen. Alle darüber hinaus reichenden Bemühungen fielen der wechselseitigen ideologischen Kontrolle der kulturtragenden Institutionen der Stadt anheim, die die Limitierungen der kulturellen Praxen vor Ort definierten und jegliche Form der Grenzüberschreitung unter dem Signum des Schutzes des Gemeinwohls zur Anzeige brachten und systematisch aus dem Horizont der städtischen Kulturproduktion eliminierten. Mit der Beschneidung der frei verfügbaren Fiktionspotentiale fehlten der Stadt im 17. Jahrhundert nicht nur jene produktiven Potenzen, die die Sphäre der lokalkulturellen Produktion, Rezeption und Distribution über die standardisierten Maßgaben ihres sanktionierten Dienstverhältnisses im Gesamthaushalt des städtischen Gemeinwesens hätte hinausführen können. Es fehlten ihr auch – Ausnahmen bestätigen hier die Regel – die übergreifenden Kontakte der städtischen Bildungselitäre zu den kommunikativen Foren der sich ausdifferenzierenden überregionalen Gelehrtenrepublik. Ins Positive gewendet bedeutet dies: die gelegenhetsfixierte Dichtung leistete in Magdeburg einen bedeutenden Beitrag zur Rückbindung der Formen der städtischen Selbstwahrnehmung an den Horizont der Realien und bereitete somit auch die Erneuerung des geschichtlichen Selbstwahrnehmung der lokalen Bildungs- und Kultureliten vor. Auch in Magdeburg übernahm die Gelegenheitsdichtung in umfangreicher Weise Aufgaben einer sozialetischen Instruktion,¹⁰⁵¹ wenngleich der Adressatenkreis der Texte weitgehend auf den Horizont der städtischen Bildungs- und Funktionseliten eingeschränkt blieb und das instruktive Vorgehen eher die Form einer wechselseitigen Überprüfung und Bestätigung vorhandener Überzeugungen annahm. Weniger erstaunlich ist in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, dass in Magdeburg in der prekären Lage nach der Zerstörung – wie auch vor 1631 – kein Spielraum für ein poetisches Städtelob vorhanden war, das als exzellenter Spiegel der urbanen Identität und des Zusammengehörigkeitsgefühls einer städtischen Gemeinschaft hätte fungieren können.¹⁰⁵²

Somit ließe sich abschließend auch die Frage beantworten, was im Magdeburg des 17. Jahrhunderts, im Magdeburg nach dem zäsuralen Ereignis von 1631 identitätsstiftend wirkte oder als identitätsstiftend beansprucht wurde. Es waren nicht etwa die artifiziellen Konzeptionen, die aus den Bereichen einer intellektuellen Reflexionskultur hervorgingen und ihren Niederschlag in rezipierbaren Texten gefunden haben. Identitätsstiftend wirkte das gesamte Konglomerat der diversen weltlichen Aneignungspraxen, in denen nach Maßgabe der Zweckmäßigkeit für das Gemeinwohl über das entschieden wurde, was künftig das Eigene und was das Fremde sein sollte. Das Identitätsproblem, das Magdeburg als Gemeinwesen nach seiner Zerstörung auf der intellektuellen Ebene hätte erwachsen können, wurde auf der Ebene der ideologischen Verkopplung von Stadtpolitik, Religion und Pädagogik auf pragmatische Weise gelöst. Deshalb schlug sich das auf der praktischen Ebene im Anhalt an die Tradition austarierte Selbstverständnis des städtischen Gemeinwesens erst mit großer zeitlicher Verzögerung auch in der Magdeburger Textkultur nieder. Die städtische Geschichtsschreibung – vormals eine Paradedisziplin der reflektierten Selbstdarstellung protestantischer Gemeinwesen – kam in Magdeburg erst nach dem Erlöschen

¹⁰⁵¹ Vgl. ADAM, *Urbanität und poetische Form* (1998), S. 105f.

¹⁰⁵² Vgl. ebd., S. 95ff.

des kollektiven Andenkens an das Ereignisses des Jahres 1631 wieder in Gang. Zwar wurden bereits seit Anfang der 1670er Jahre wieder lokalhistorische Schriften im Umlauf gebracht, die im weitesten Sinne auch einer stadthistorischen Betrachtung verpflichtet waren. So legte der Magdeburger Buchhändler, Schriftsteller und Notarius Tobias Schrödter 1672 als Erster nach der Zerstörung auf dreißig Oktavseiten eine knappe chronologische Auflistung der stadthistorisch bedeutenden Ereignisse seit Gründung der Stadt vor.¹⁰⁵³ Ihrer gesamten Anlage nach war diese Schrift jedoch weniger als reflektierte Darstellung der städtischen Geschichte gedacht, sondern – wie der ein Jahr zuvor erstmals erschienene Domführer – eher auf die handfesten Informationsbedürfnisse von Reisenden zugeschnitten, die Magdeburg ab 1660 wieder verstärkt besuchten.¹⁰⁵⁴ Folgerichtig nimmt die Darstellung des Ereignisses von 1631 in der Schröderschen Schrift die Form eines nüchternen Referates der Meinungen aus umlaufenden historischen Nachrichten und der präsenten Textkultur an, das – fern von jeglicher konfessioneller Polemik – eine größtmögliche Distanzierung des Autors zu seinem Gegenstand erlaubte. Ähnlich verfuhr der Magdeburger Jurist Gottfried Gengenbach, der 1678 eine beträchtlich erweiterte Fassung der chronikalischen Auflistung stadthistorischer Ereignisse vorlegte, seine historische *tour de force* jedoch mit dem Jahr „3915 nach Erschaffung der Welt“ beginnen ließ.¹⁰⁵⁵ Auch hier blieb vor dem Hintergrund des drohenden Verlustes städtischer Autonomie kein Spielraum für stadthistorische Reflexionen, die über die nüchterne Konstatierung des Faktischen hinausreichen würden. Den Schriften Schröders und Gengenbachs eignete indessen eine restaurative Tendenz, die der Wiederherstellung der historischen Kontinuität stadthistorischer Ereignisse verpflichtet war und den mit der Zäsur von 1631 ins Stocken geratenen zeitlichen Fluss wieder in Gang brachte. In beiden Schriften erscheint deshalb die Zerstörung der Stadt als ein einschneidendes, jedoch nicht als grundstürzendes Ereignis. Es bleibt jeweils in den Horizont der angrenzender Ereignisse eingebunden.

Es ist kein Zufall, dass die Magdeburger Stadtgeschichtsschreibung erst in dem Moment neu belebt wurde, in dem die 1680 endgültig an Kurbrandenburg gefallene Stadt durch die politische Aufwertung des Flächenstaates Brandenburg zur königlichen Monarchie selbst wieder eine erste Aufwertung in ihren neuen politischen Kontextuierungen erfuhr und sich als Bestandteil eines flächenterritorialen Machtgefüges von eigener Dignität begreifen konnte. So ist es gleichermaßen kein Zufall, dass die erste relevante Stadtgeschichte Magdeburgs nach dem Ereignis von 1631 anlässlich der erneuten Huldigung des königlichen Landesherrn 1701 entstand. Sie war bezeichnenderweise nicht das Produkt eines Magdeburger Autors, sondern eines auswärtigen Professionalisten. Johannes Vulpius stellte seine umfangreiche Schrift aus historischen Abhandlungen, Chroniken und Urkunden zusammen und verband in ihr geschickt historische Fakten mit heilsgeschichtlichen, lebensweltlichen und gemeinschaftspsychologischen Deutungen, die auch Augenzeugenberichte und umfangreiches Bildmaterial integrierte und auf diese Weise sowohl dem reflexiven als auch dem anschauenden Bedürfnis der städtischen Rezipienten im Kontext einer neuen geschichtlichen Situierung des städtischen Gemeinwesens entgegenkam.¹⁰⁵⁶

In der historischen Situation Magdeburgs zwischen 1631 und 1690, in der die städtische Geschichtsschreibung als integrale und identifikationsstiftende Instanz nicht zum Zuge kam und auch die diversen Ausdrucksformen innerhalb der lokalgesellschaftlichen Kultursphäre lediglich als beiläufige Muster zur politischen, religiösen und pädagogischen Information des Stadtbürgers fungierten, übernahm die Religion die vakante Position und betrieb auf ihre eigene Weise das Geschäft der identifikatorischen Auslegung der weltlichen Situierung des Gemeinwesens. In ihr kommt die Sonderstellung der theologischen Bildungseliten Magdeburgs im 17. Jahrhundert deutlich zum Tragen. Das religiöse Identitätsangebot an

¹⁰⁵³ Tobias SCHRÖDTER, *Magdeburgisches kurtzes Chronicon*, Magdeburg 1672.

¹⁰⁵⁴ Vgl. LEMCKE, *Fremde Touristen in und über Magdeburg nach dem dreißigjährigen Kriege* (1882).

¹⁰⁵⁵ Gottfried GENGENBACH, *Kurtze Beschreibung der Stadt Magdeburg/ Wie dieselbe anjetzo zusehen/ sampt was darinnen sich Denkwürdig vom Jahr 3915. nach Erschaffung der Welt ...*, Magdeburg 1678.

¹⁰⁵⁶ Johannes VULPIUS, *Magnificentia Parthenopolitana, Das ist: Der Ur-alten Welt-berühmten Haupt- und Handel-Stadt Magdeburg Sonderbare Herrlichkeit ...*, Magdeburg 1702.

die Bürger der Stadt war mit der Erzeugung eines positiven konfessionsgebundenen Glaubensbekenntnisses und folglich mit einem religiösen Bildungsauftrag verbunden, der die positive bekenntnishafte Leistung durch die Negierung eines vermittelnden depravierten Zwischenzustandes zu erreichen suchte. Das Modell des einzelnen, durch Erbschuld belasteten Sünders, der auf den Weg der Besserung zu bringen ist, ließ sich dabei zwanglos auf ein Gemeinwesen beziehen und in den praktikablen Dimensionen verallgemeinern. Die Elbestadt wurde zu diesem Zweck in einen eschatologischen Zusammenhang eingenommen, in dem nicht mehr das militärisch konnotierte Troja, sondern Jerusalem – und dessen depravierte Gestalt Babylon – zur entscheidenden Bezugsgröße avancierte. Im Zentrum der religiösen Deutung historischer Ereignisse steht folgerichtig der erbsündenbelastete Mensch, der sich auch und insbesondere in kollektiver Verbindung zur hybrishaften Eigenmächtigkeit verleiten läßt. Die Ausdrucksformen der menschlichen Hybris aber, werden einem göttlichen Strafgericht unterzogen und folgerichtig geahndet. In diesem Zusammenhang wurde auch die Zerstörung Magdeburgs einer entsprechenden theologischen Deutung zugeführt, wobei das „Verhängniß“ des 10. Mai 1631 in direkter Weise mit dem vorgängigen Status Magdeburgs als Sündenstadt in Verbindung gebracht wird. Der fatalistischen Deutung der Lage des städtischen Gemeinwesens im 17. Jahrhundert wurde dabei auch durch die Auslegung allegorischer Texte wie der Magdeburg-Elegie des Petrus Lotichius Secundus Vorschub geleistet, die – 1551/52 unter dem Eindruck des kriegsbelagerten Magdeburg entstanden – nach der Zerstörung der Stadt als Prognostikon der Ereignisse des Mai 1631 gelesen wurden. Dass der Text auch vor 1631 nicht nur im kulturellen Gedächtnis der Stadt verankert war, sondern unter dem Eindruck des Dreißigjährigen Krieges auch wieder als instruktives Bildungsmittel im Schulunterricht Verwendung fand, geht aus der kommentierten Edition des Lotichius-Gedichtes hervor, die der Magdeburger Lehrer Johannes Blocius 1621 herausgab.¹⁰⁵⁷ Als Beispiel einer fatalistischen Deutung der Stadtgeschichte soll an dieser Stelle ein Auszug aus einer Leichenpredigt des Andreas Fabricius dienen, der auf exemplarische Weise die Anschauungen zusammenfasst, die für einen Großteil der Magdeburger Pfarrgeistlichen des 17. Jahrhunderts Gültigkeit beanspruchten:

„Magdeburg/ Magdeburg/ bistu nicht dem HERN unserm GOTT vor allen andern Städten in gantzen Ertz-Stifft eine liebe Stadt GOTTes gewesen? Bistu nicht eine Mutter/ ein Auge des gantzen Ertz-Stiffts/ eine rechte Schmaltz-Grube gewesen? Magdeburg/ Magdeburg/ hat er auch dir nicht vor allen andern Städten sein liebes reines Wort gegönnet/ und es dir Anno 1524. allhier in unserer S. Johannis-Kirchen am 6. Sontage Trinitatis predigen/ auch so fort diese und andere Kirchen und Schulen mit aufrichtigen Lutherischen Predigern besetzen lassen/ welche das H. Evangelium auch mitten unter Papistischen und Interimistischen Widerwertigkeiten rein und lauter nebst denen H. Sacramenten fest haben erhalten; Aber wie Jerusalem GOTTes Wort und dessen Prediger nicht groß achtete/ so hastu Magdeburg auch leyder in der gantzen Welt das Lob/ dass du GOTTes Wort und seine Prediger nicht groß achtetest/ drum siehe/ was hatte GOTT Magdeburg gedreuet/ und wie hat er auch sein Wort wahr gemacht. Er hatte von Magdeburg weggenommen Lehrer und Prediger/ alte und verständige Leute; und dieses hat er wahr gemacht bald nach dem H. Reformations-Wercke unsers Seel. Herrn Lutheri. [...] Aber/ was erzehle ich/ wie GOTT im vorigen Seculo so viel Hn. Prediger aus der Stadt Magdeburg genommen/ Siehe/ dencke nur zurücke du liebes Magdeburg/ wie ist dirs in diesem Seculo, sonderlich in der kläglichen Eroberung Anno 1631. den 10. Maji ergangen. Denn ob gleich kein einziger Prediger in der erschrocklichen Eroberung geblieben/ [...] so hat doch der HERR unser GOTT diesen seinen Straff-Worten nach/ zu Magdeburg/ die Prediger so wohl am Neuen Marckt und der Su-

¹⁰⁵⁷ Vgl. dazu SCHILLING, *Petrus Lotichius Secundus im Schulunterricht am Beginn des Dreißigjährigen Krieges* (1999).

denburg/ als auch/ als auch hier in der Alten und Neuen Stadt/ gefangen/ und wohl nacket und bahrfuß/ wie des Seel. Herrn Senioris Seel. Vater H D. Reinhardo Baken selbst begegnet/ elend gnug hinweggenommen/ und bracht den einen hieher/ den andern dorthin. Ich meyne/ da schlug auch wohl der HErr mehr denn zu hart die Magdeburgischen Hirten/ dass sich ihre Schaafte hin und her in der gantzen Welt/ auch unter die Papisten zerstreuten/ dass noch viele viele in der Irre und aussen geblieben. O grosses Elend! O elendes Hinwegnehmen! Und so practicirte dieser Herr solches Wegnehmen nicht allein in der kläglichen Eroberung/ sondern auch nach der Eroberung ist er mit solchen Straffhinwegnehmen nicht stille gewesen/ sondern es immer fast von Jahren zu Jahren gnug die 22 Jahr/ so ich hier GOtt Lob im Ministerio gewesen/ sehen lassen.¹⁰⁵⁸

Auch in theologischen Deutungshorizont geschichtlicher Ereignisse blieb die Kontinuität der zeitlichen Zusammenhänge gewahrt und konnte auf diese Weise in ihrer Bedeutung bis in die unmittelbare Gegenwart verlängert werden. Der Tag der Zerstörung diente dabei als anschauliches Muster, das sich als kulturspezifisches Memorabile in das mentale Zerebralsystem und die moralische Netzhaut der Einwohner einbrennen sollte. Die theologische Auslegung zielte in letzter Konsequenz auf eine kollektiven Verinnerlichungsleistung, deren Notwendigkeit untergründig stets vom konstatierten permanenten Verlust religiöser Werte bewegt und getragen war – ein Verlust, der ursächlich auf Verfehlungen der gesellschaftlichen Kollektive in Magdeburg zurückgeführt und durch die gegnerische Soldateska nur zur anschaulichen und handgreiflichen Ausführung gebracht wurde. Krieg und Zerstörung ließen sich auf diese Weise – als universal verfügbares menschliches Leid – durch die Religion abfedern und bildeten als vergangene wie auch künftig mögliche Erfahrungshorizonte den geschlossenen Rahmenplan für diverse religiös-moralische Bewährungen. Bemerkenswert an der theologischen Deutung stadtgeschichtlicher Ereignisse ist allemal, dass die Stadt durch das in konfessioneller Hinsicht misslungene Selbstverhältnis ihrer Einwohner sich selbst für ihren Untergang konditioniert hat. Nicht Tilly, sondern die Magdeburger selbst haben den lutherischen Geist ihrer Stadt preisgegeben, das identitätsstiftende Band der Religion aufgelöst und sich – wie Gryphius dies in seiner „Trawrklage des verwüsteten Deutschlandes“ exemplarisch für Strassburg formuliert hat – den „Seelen-Schatz“¹⁰⁵⁹ abzwängen lassen. Es erscheint nur konsequent, dass identitätsstiftende Maßnahmen religiöser Provenienz nach 1631 exakt an diesem Punkt ansetzten, um den solcherart ‚vorbelasteten‘ Menschen nicht nur in theologischer, sondern auch in lebensweltlicher Perspektive zu befrieden. Das Hauptwerk Christian Scriverers trug die Problemlagen des „Seelen-Schatzes“ nicht nur konsequent und programmatisch bereits im Titel vor. Scriverers Intentionen regten in der Tat eine kompensatorisch angelegte kollektive Verinnerlichungsleistung und ein erneuertes Selbstverhältnis an, das – über die Einführung des Pietismus in der Stadt – die Grundlage der kulturellen Entfaltungen Magdeburgs im 18. Jahrhundert wurde. Die Zerstörung der Stadt und die Ausprägung urbaner Identitäten gehörten nach 1631 vor allem in theologischer Perspektive untrennbar zusammen.

¹⁰⁵⁸ Andreas FABRICIUS, *JESUS! Schwartz mühevolles doch Himmel- und Sternen-glänzendes Priesterliches Ehren-Kleid ...*, Magdeburg [1680], S. 24-26.

¹⁰⁵⁹ Andreas Gryphius, *Werke*, Band 1 (ed. Szyrocki), Tübingen 1963, S. 19.

6. Bibliographie

6.1 Quellentexte

ABBT, Thomas: Vom Tode für das Vaterland [Berlin 1761]. In: Johannes Kunisch (Hg.): Aufklärung und Kriegserfahrung. Klassische Zeitzeugen zum Siebenjährigen Krieg, Frankfurt/Main 1996, S. 589-650

--- : [Einige allgemeine Anmerkungen über das Genie der Deutschen und den Zustand der deutschen Literatur]. In: Briefe, die Neueste Litteratur betreffend, Teil 15 (1762), S. 53-62

AMMERSBACH, Heinrich: Geistliches Handbüchlein, worinn ein vollkommnes Gesangbuch mit vielen neuen geistreichen Liedern ... nebst einem Gebet-Büchlein, worinnen Morgen- und Abend-Seeen, wie auch Buß-, Communion- und Reise-Gebetlein zu finden ..., Magdeburg 1660

ANDREAE, Caspar: Medicorum Piorum Et Persona Et Corona. Das ist Einfältige doch Schrifftmässige Erklärung des anmutigen Sprüchleins/ so der vernünfftige kluge Haußlehrer Syrach im 3. 4. 5. und 6. Versickel seines lehrreichen Haußbuches auffgezeichnet/ und darinnen verfasst hat. Christlicher Gottliebender Gewissenshafter Ertzte Persohn/ und Crohn. Bey Hochansehnlicher Volckreicher Leichbestattung und Beerdigung Des Weiland Herren David Heimbürgers Philosophiae & Medicinae fürnehmen Doctoris, ..., Magdeburg [1663].

ANDREAE, Johann Valentin: Fama Fraternitatis/ Confessio Fraternitatis/ Chymische Hochzeit: Christiani Rosenkreutz. Anno 1459 (ed. R. Van Dülmen), Stuttgart ²1976

--- : Christianopolis (ed. R. Van Dülmen), Stuttgart ²1982

[ANONYMUS]: Anleitung zur Poesie/ darinnen ihr Ursprung/ Wachsthum/ Beschaffenheit und rechter gebrauch untersucht und gezeigt wird, Breslau 1725

BAKE, Reinhard: Amphitheatrum Mortis, Das ist: Christliche LeichPredigten/ Bey Adelichen und Andern vornehmen Bestattungen ... Innerhalb Vier Jahren gehalten ... (2 Bände), Magdeburg 1621-1624

BELCOVIUS, Petrus: Cantio Cygnea Straliana. Oder Eine Christliche Leichpredigt/ über die letzte Wort Des Weiland Wol-Ehrwürdigen/ Großachtbahren und Hochgelahrten/ Herrn M. Johannis Stralii, der Kirchen zu S. Nicolai, in Stendal Pastoris, und der Alten Marck und Priegnitz Superintendentis Generalis ..., Magdeburg 1664

BIRKEN, Siegmund von: Teutsche Rede-bind- und Dicht-Kunst/ oder Kurtze Anweisung zur Teutschen Poesy/ mit Geistlichen Exempeln, Nürnberg 1679

BÖTTIGER, Johann: Unvorgreifliches Bedencken über diese Frage: Ob die Herren Prediger zu Ständel in der alten Marck dem Churfürstl. Brandenburgischen Edicto de dat. 16 Septemb. an. 1664. mit gutem Gewissen unterschreiben/ oder sich removiren lassen können? An Herren M. Christianum Scriverum Predigern zu S. Jacob in Ständel auff instendiges bitten Den 22 Maij anno 1665 außgefertiget und auß hochdringenden ursachen durch den Druck herauß gegeben von Johanne Böttigern D. Pastore und Seniore zu Magdeburg, Helmstedt 1666

BOGATZKY, Carl Heinrich: Die göttlichen Gedanken des Friedens im Kriege. Zuerst als eine Vorrede zu einer anderen Schrift vorgesetzt, nun aber zur Erweckung und zum Trost besonders herausgegeben, Halle 1758

--- : Carl Heinrich von Bogatzky's Lebenslauf, von ihm selbst geschrieben. Für die Liebhaber seiner Schriften und als Beytrag zur Geschichte der Spener'schen theologischen Schule herausgegeben, Halle 1801

BOYSEN, Friedrich Eberhard: Eigene Lebensbeschreibung, Band 1, Quedlinburg 1795

BRENNER, Christoph: Memoria & Imitatio Antistica, Das ist: Christlich Ehren-Gedächtnüß/ Erinnerung und Nachfolge getreuer Lehrer und Prediger/ denen Ihre Zuhörer in Lehre/ Leben/ Unglück und Sterben sollen nachfolgen ..., Magdeburg [1676]

- Briefe Preußischer Soldaten aus den Feldzügen 1756 und 1757 und über die Schlachten bei Lobositz und Prag. In: Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres, Heft 2, Berlin 1901
- BUCHNER, August: August Buchners Poet Aus dessen nachgelassener Bibliothek heraus gegeben von Ottone Prätorio/ P. P., Wittenberg 1665
- CALVISIUS, Seth-Heinrich: Die Herrlichkeit derer in denen Augen der Welt geringen Lehrer und Prediger/ Die sie haben In diesem und jenem Leben/ Hat bey Christlich solenner Leichen-Bestattung Des Hoch-Ehrwürdigen/ Andächtigen und Hochgelahrten Herrn/ Hrn. M. Balthasar Kindermanns ..., Magdeburg [1707]
- Chur-Fürstlich Brandenburgische Im Hertzogthum Magdeburg Publicirte Policy- und andere derselben einverleibte Ordnungen. Anno 1688, Halle/Saale 1704
- CLASEN, Daniel: Commentarius in Plutarchi Librum De Septem Sapientum Convivio, Magdeburg 1649
- COMENIUS, Johann Amos: Orbis Sensualium Pictus, Nürnberg 1658
 --- : Grosse Didaktik (ed. Ahrbeck), Berlin 1957
- CUNO, Anton Werner: Programma Quo Ad exercitium oratorium ... invitat, [o.O.] 1683
- CZEPKO, Daniel von: Geistliche Schriften (ed. Milch), Breslau 1930
- Die Evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, Band 1/1 (ed. E. Sehling), Leipzig 1902
- DESCARTES, Rene: Oeuvres, Band 10 (ed. Adam/Tannery), Paris 1908
- FABRICIUS, Andreas: JESUS Auffrichtiger/ Nützlicher/ Nachdenkender/ Auffmerckender/ Sanfftmtiger/ Ober/ Preißwehrter/ Hertzhafter/ Innig-schreiender und Allzeit weiß bleibender Hirsch Nach den schönen Hirsch- und Hertz-Worten Davids/ aus den I. Verß des 42. Psalms Wie der Hirsch schreyet nach frischem Wasser/ so/ u.s.f. wenn werde ich dahin kommen/ daß ich Gottes Angesicht schaue/ da am Sontage Exaudi, war der 27. May/ dieses 1677. Jahres Die nun wohl seel. Frau Anna Sophia Reinesin/ geborne Heimbürgerinn/ Tit. Herrn Johannis Mauricii Reinesii, der Edlen Medicin Hochberühmten Doct. Und Hochwohlbestalten Physici Ordinarij hieselbst/ Hertzgeliebter 17. Jährige Ehe-Schatz/ Nach dem Sie an langwieriger Schwintsuchts-Kranckheit und andern Zufällen den 19. May Sonnabends vor Cantate bald auff 12. diese Zeitlichkeit gesegnet/ und nach gehaltener Leich-Predigt über den 9. Verß biß zu Ende aus der Ofenb. 7. in der St. Ulrichs-Kirchen/ bey Volckreicher Versammlung/ Christ- und Ehrlich eingesencket wurde, ... Magdeburg [1677]
 --- : Jesus! Schwartz müheeliges doch Himmel- und Sternen-glänzendes Priesterliches Ehren-Kleid/ welches Er allhie angelegt/ und nu zu einem Priesterlichen Gnaden-Lohn/ der Seelen nach/ ewig geschencket hat Dem Hoch-Ehrwürdigen/ Hochachtbahren und Hochgelahrten Herrn Ernesto Bakio ..., Magdeburg [1680]
- FABRICIUS, Just Friedrich Erdmann: Vermischte Gedichte, Halle/Saale 1754
 --- : Vermischte Gedichte. Zweyter Theil, Magdeburg 1763
- FISCHART, Johann: Aller Practick Großmutter, Straßburg 1593
- [FRANKENBERG, Abraham von]: Weg Zum Himmel/ Oder Aus der Erfahrung gegebne Anleitung/ Wie Eine gläubige Seele/ Von dem Eusserlichen Sichtbahren Zeitlichen Abschied nimmt: Und Sich hingezum zum Innerlichen Unsichtbahren Ewigen wendet, Magdeburg 1691
- FRIEDRICH der Große: Politische Correspondenz, Band 14, Berlin 1886
- FROMME, Valentin: Praxis Christianismi, Christenthumsübung/ Wie die Christen sollen täglich in dem Glauben des Sohns Gottes bußfertig leben/ sich selbst richten/ und nichts thun mit Gedanken/ Worten/ Geberden/ und wercken/ dessen sie/ im Tode/ und am Jüngsten Tage/ vor Gottes Gericht/ gereuen könne: Am allgemeinen Buß- und Bet-Tage/ den 7. Augusti/ Im Jahr/ nach Christi Geburt 1661. in einer Predigt/ Exegeticè, Axiomaticè und Problematicè, Außlegungs-Regul- und Frageweise/ außgeführt und zum druck übergeben ... , Magdeburg [1661]

- [FUHRMANN, Martin Heinrich]: Die an der Kirchen Gottes gebauete Satans-Capelle; Darin dem Jehova Zebaoth zu Leid und Verdruß, Und dem Baal-Zebub zur Freud und Genuß ... In einem Wald-Discours Über des Autoris zwey letzte Tractätlein wider die Hamburgischen Operisten und Herrn D. Mayern betrachtet, Von Caspar, Baltzer, Melcher. Und allen Christlichen Seelen Zur Anschau und Abscheu vorgestellt ..., Köln [1729]
- GELLERT, Christian Fürchtegott: Werke (ed. Schullerus), Leipzig, Wien 1896
- GENGENBACH, Gottfried: Kurtze Beschreibung der Stadt Magdeburg/ Wie dieselbe anjetzo zusehen/ sampt was darinnen sich Denckwürdig vom Jahr 3915. nach Erschaffung der Welt ..., Magdeburg 1678
- GLEIM, Johann Wilhelm Ludwig: Sämmtliche Werke (8 Bände), Halberstadt 1811-1841
- GLEIM, Johann Wilhelm Ludwig/RAMLER, Karl Wilhelm: Briefwechsel zwischen Gleim und Ramler (2 Bände), ed. Carl Schüddekopf, Tübingen 1906-1907
- GOLDHAGEN, Johann Eustachius: Sendschreiben an die Herrn Verfasser der freien Urtheile und unparteiischen Nachrichten in Hamburg, zu seiner Vertheidigung gegen eine harte Beurtheilung Des Herrn Professor Gottscheds in Leipzig, Magdeburg [1754]
- GRYPHIUS, Andreas: Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke (8 Bde), Tübingen 1963-1972
- GUERICKE, Otto von: Relationes, derer dem Herren Bürgermeister wegen gemeiner Stadt Magdeburgk 18 Jahr nach ein ander uffgetragenen ... Verschickungen, Halle/Saale 2005
- HAHN, Philipp: LeichPredigten. Bey Christlicher Bestattung Fürnehmer Adelichen vnd anderer/ Geistlichen vnd Weltlichen/ Manns vnd WeibesPersonen/ Jung vnd Alt ... (3 Bände), Magdeburg 1605-1616.
- HARSDÖRFFER, Georg Philipp: Frauenzimmer Gesprächspiele/ so bey Ehr- und Tugendliebenden Gesellschaften/ mit nutzlicher Ergetzlichkeit/ beliebt und geübet werden mögen ... (8 Bde), [Nürnberg 1643-1657], ed. Irmgard Böttcher, Tübingen 1968-1969
- : Poetischer Trichter (3 Bände), Nürnberg 1648-1653
- HARTTRANFFT, Balthasar: Summarischer Beschluß Derer vorm Jahr Über die Fest- und SontagsEpistel gehaltenen Predigten. Da der inhalt einer jeden EpistelsLection/ nebenst einem Andächtigen Seufftzer in AchtDactylische Verse kurtz zusammen gezogen ..., Zerbst 1645
- : SchlußGlocklein/ Andenen über den Catechißmum Lutheri biß anhero gehaltenen Predigten. Da der inhalt eines jeglichen erklerten Textes/ nebenst einem Andächtigen Gebetlein/ in vier Alexandrinische Verse verfasst/ und gleichsam ins hertze hinein geklungen wird, [Zerbst] 1645
- HEIDGGER, Gotthard: Mythoscopia Romantica oder Discours von den so benannten Romans, Zürich 1698
- HEKENBERG, Heinrich/HEKENBERG, Albert: Harmonia Devoti Cordis Hertzens Klang zu Gott/ Zu erweckung der Frewde im Herren/ welche stehet in Vergebung der Sünden/ in Gedult/ vnd Hoffnung des Seligen/ vnd ewigen Lebens. In Teutschen/ vnd Lateinischen Rythmis Lieblich verfasst/ vnd herfür gebracht, Magdeburg 1647
- HENNING, Aegidius: Gepriesener Büchermacher Oder Von Büchern/ und Bücher machen, Frankfurt/Main 1666
- HOFFMANN, Erdmann Andreas / SILBERSCHLAG, Johann Esaias: Die herrliche That unsers Gottes, der am 6. May 1757. durch des Großen Königs von Preußen gerechte Waffen die Krieges-Macht des Oesterreichischen Hauses unter vielen Blutvergießen erlegte, wurde in nachstehenden Zwey Sieges-Predigten, ... zur Erbauung vorgestellt, Magdeburg [1757]
- HUET, Pierre Daniel: Traité de l'origine des romans, Paris 1670
- [HUNOLD, Christian Friedrich]: Menantes Academische Neben-Stunden allerhand neuer Gedichte. Nebst einer Anleitung zur Vernünfftigen Poesie, Halle/Saale 1713
- HUNOLD, Georg: Der Apostolische Glaube/ In kurtze Reime abgefasset/ und nebenst einer Melodey sampt etlichen Lateinischen Anmerckungen zum Druck befodert ..., Magdeburg 1667

- : Viro Plurimum Reverendo, ei; edecumata Pietatis juxtim ac Eruditionis laude Clarissimo Dn. Malachiae Siebenhaaren/ Ecclesiastæ ad Div. Ulrici & Levini apud Magdeburgenses insigniter merito: Suo quondam in Electoralia de Albim Academia per quinquennium Studiorum Socio, jam nunc in Christi Ministeriō Fratri conjunctissimo: Quem Magnus, Nobilissimus æquè ac Præcelentissimus Dominus, Dn. Philippus à Zesen/ Sacri Lateranensis Palatij, Aulæq; Cæsareæ, & Imperialis Consistorij Comes &c. Non saltem Laureâ Poëtica, pariter atq; Semptemplicis Nomine in laudatissimâ Societate Teutonicâ decoravit; Sed & ejusdem Societatis Directorem in Eparchiâ Magdeburgensi, Brunsuicensi ac Lunæburgensi haut adeo pridem constituit benivolè: Τὰς τῶν ἀγαθῶν ἀγαθίδας pro felicissimō novi Anni auspiciō!, Magdeburg 1671
- : Ein Christlicher Gesang/ Den eine gläubige Seele nützlich gebrauchen kan/ wenn Sie unter der Creutz-Last von ihren Feinden verhönet wird, Magdeburg 1671

HUTTEN, Ulrich von/RUBEANUS, Crotus: Epistulae obscurorum virorum (2 Bde), Heidelberg 1924

KANT, Immanuel: *Sämtliche Werke*, Band 4, Berlin 1903

KARSCH, Anna Louisa: Den 3. November 1760. Groß durch den Sieg des Königs bey Torgau. In: Historische und Gelehrte Merkwürdigkeiten als eine Beylage zu der Magdeburgischen Privileg. Zeitung Nr. VI vom 7.2.1761, S. 22-24.

--- : Auserlesene Gedichte, Berlin 1764

--- : Gedichte und Lebenszeugnisse (ed. Anger), Stuttgart 1987

--- : Lebensbericht der Anna Louisa Karsch. In vier Briefen an Sulzer. In: Regina Nörtemann/Ute Pott (Hg.): „Mein Bruder in Apoll“. Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Band 1, Göttingen 1996, S. 341-365

KARSCH, Anna Louisa/ GLEIM, Johann Wilhelm Ludwig: „Mein Bruder in Apoll“. Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim (2 Bände), Göttingen 1996

KETTNER, Friedrich Gottlieb: Clerus Johanneus, Das ist: Evangelisch-Lutherische Geistlichkeit, Die von Zeit der Reformation des sel. Lutheri in der S. Johannis-Kirchen der alten Stadt Magdeburg, das reine Wort Gottes vorgetragen und die Heil. Sacrament., nach Christi Einsetzung, ausgespendet hat ... , Magdeburg 1727

KINDERMANN, Balthasar: Der Deutsche Redner/ In welchen unterschiedene Arten der Reden auff allerley Begebenheiten Auff Verlöbnisse/ Hochzeiten/ Kind-Tauffen/ Begräbnisse/ ... enthalten sind ..., Frankfurt/Oder 1660

--- : Der Deutsche Poët/ Darinnen gantz deutlich und ausführlich gelehret wird/ welcher gestalt ein zierliches Gedicht/ auf allerley Begebenheit/ auf Hochzeiten/ Kindtauffen/ Geburths- und Namens-Tagen/ Begräbnisse/ Empfah- und Glückwünsungen u. s. f. So wohl hohen als niederen Standes-Personen/ in gar kurtzer Zeit/ kan wol erfunden und ausgeputzet werden/ ..., Wittenberg 1664

--- : Der Vollkommene Wrede/ Bey Der hoch-ansehnlichen Beerdigung Tit: Herrn Otto Wredens/ Welcher Im Jahr Christi 1652. den 28sten des May-Monats/ war der Freytag/ in Magdeburg geboren/ und im 1673sten Jahr/ den 30sten Maji/ wiederum des Freytags umb 3. Uhr Nachmittags/ unter brünstiger Anruffung des Namen Jesu/ vernünfftig/ sanfft und seelig daselbst entschlaffen/ auch den 8 Junij darauff/ in dem neuerbaueten Wredischen Begräbnüß/ bey der Kirchen zu St. Ulrich und Levin/ beygesetzt/ in Grosser Unvollkommenheit fürgestellt ..., Magdeburg [1673]

--- : Baumgartischer Krieg und Sieg/ Bey Dem Hoch-ansehnlichen Begräbnüß Des Weiland Edlen/ Vesten und Hochgelahrten Hn. Philipp-Hermann Baumgartens/ ICTi, Hoch-verdienten Ober-Secretarii, bey der löblichen Stadt Magdeburg. Am dritten Sontage des H. Advents/ 1673. In gebührender Schuldigkeit fürgestellt ..., Magdeburg [1674]

--- : Ruhe Der Kinder Gottes aus dem 25ten und 26ten verß. des 73ten Psalms/ Bey der herrlichen Beerdigung/ Des Weyland Wohl-Edlen/ ... Herrn Stephan Lentkens/ gewesen 43. Jährigen hochverdienten Bürgermeister dieser uhralten Stadt Magdeburg/ der Kir chen zu S. Ulrich und Levin hochansehnlichen Ober-Eltesten [et]c. ... Im Jahr 1684. den 21. Septemb. Alt. Cal. war

der 17de Sonntag nach Trinitatis, in gedachter Kirchen zu S. Ulrich, fürgestellt ..., Magdeburg 1685

KLAJ, Johann: Lobrede der Teutschen Poeterey ..., Nürnberg 1645

KLOPSTOCK, Friedrich Gottlieb: Werke und Briefe, Abt. Briefe (ed. Gronemeyer), Berlin, New York 1979ff.

KÖPKEN, Friedrich von: Meine Lebensgeschichte, besonders in Rücksicht auf Geistes- und Charakterbildung [1794]. In: Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes, 6. Stück, Halle/Saale 1916, S. 1-63

KÜSTER, Carl Daniel: Christliches Heldengespräch beim Begraben der Todten auf dem Schlachtfelde bei Prag, den 7 Mai 1757. In: Berlinische Monatschrift, Band 1 (1791), S. 284-288

--- : Characterzüge des Preußischen General-Lieutenants von Saldern mit practischen Bemerkungen über seine militairische Thaten und über sein Privatleben, Berlin 1793

LANGE, Samuel Gotthold: Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe (2 Bände), Halle/Saale 1769-1770

LEHNDORFF, Ernst Ahasverus Heinrich von: Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen. Aus den Tagebüchern des Reichsgrafen Ernst Ahasverus Heinrich Lehndorff, Kammerherrn der Königin Elisabeth Christine von Preussen (ed. Schmidt-Lötzen), Gotha 1907

--- : Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen. Aus den Tagebüchern des Reichsgrafen Ernst Ahasverus Heinrich Lehndorff, Kammerherrn der Königin Elisabeth Christine von Preussen. Nachträge, Band 1 (ed. Schmidt-Lötzen), Gotha 1910

LESSING, Gotthold Ephraim: Werke (8 Bände), München 1973

LIPSIUS, Justus: De constantia/Über die Standhaftigkeit (ed. Neumann), Mainz 1998

LOGAU, Friedrich von: Deutscher Sinn-Getichte drey Tausend, Breslau 1654

LUDWIG von Anhalt-Köthen: Der Fruchtbringenden Gesellschaft Vorhaben/ Nahmen/ Gemähld Vnd Wörter ..., Frankfurt/Main 1646

LÜNIG, Johann Christian: Theatrum Ceremoniale Historico-Politicum, Oder Historisch- und Politischer Schau-Platz aller Ceremonien ..., 3 Bde, Leipzig 1719-1720

LUTHER, Martin: Sämtliche Werke, Band 2, Weimar 1884

--- : Sämtliche Werke, Band 35, Weimar 1923

MAGDEBURG: Der Stadt Magdeburg erneuerte Ordnung/ Wie es unter der Bürgerschaft daselbst/ nach-gelegenheit eines jeden Standes/ so wol in der Kleidung/ als bey Hochzeiten/ Kindtauffen und Begräbnissen hinfüro gehalten werden soll, Magdeburg 1654

-- : Magdeburgische privilegierte Zeitung, Magdeburg 1740-1765

MEIER, Henning: Martialis Renatus. Continens Epigrammata Iocoferia selecta praesertim Iuventuti observatu dignissima/ Iam nunc ita illustratus & Typis Traditus, Magdeburg 1661

MENDELSSOHN, Moses: [Rezension Anna Louisa Karsch: Gedicht auf den Sieg des Königs bei Torgau]. In: Briefe, die Neueste Litteratur betreffend, 143. Brief (5. und 12. Februar), 1761, S. 31-35.

MEYFART, Johann Matthaeus: Teutsche Rhetorica/ Oder Redekunst ..., Coburg 1634

MÖLLER, Alhard: Viridarium Epistolicum, Das ist: Ein Lust-Garte/ Vieler/ mit anmuhtiger Wort-Zierligkeit/ und edlen Red-Arten/jetzt beliebtem Styli nach/ eingekleidten Send-Schreiben. Zusamt schönen/ bey hochzeitlichen Freuden-Festen/KindTauffen und Beerdigung hoher Stands-Personen/gebräuchlichen Abdankungen/ Leichen-Reden/ und Antworten deroselben, Magdeburg, Helmstedt 1655

--- : Tyrocinium Poeseos Teutonicae, Das ist: Eine kunst- und grund-richtige Einleitung Zur Deutschen Verß- und Reim-kunst/ Allen dieser wunder- edlen lieb- und lustbahnen Wissenschaftt begierigen/ besonders der studirenden Jugend zum dienst und auffnehmen abgefasset, Magdeburg, Helmstedt 1656

- MORHOF, Daniel Georg: Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie/ Deren Ursprung/ Fortgang und Lehrsätzen/ Sampt dessen Teutschen Gedichten ..., [Lübeck/Frankfurt (Main) ²1700], ed. Henning Boetius, Bad Homburg/Zürich/Berlin 1969
- MUTIANUS, Conrad: Der Briefwechsel (2 Bde), Halle 1890
- NEUKIRCH, Benjamin (Hg.): Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen auserlesener und bißher ungedruckter Gedichte erster Theil/ nebenst einer vorrede von der deutschen Poesie [Leipzig 1697], ed. Angelo George de Capua/Ernst Alfred Philippson, Tübingen 1961
- NEUMARK, Georg/[KEMPE, Martin]: Poetische Tafeln/ Oder Grundliche Anweisung zur Teutschen Verskunst aus den vornehmsten Authorn in funfzehen Tafeln zusammen gefasset/ mit ausführlichen Anmerkungen erkläret/ Und den Liebhabern Teutscher Sprache und derer kunstmeßigen Reinigkeit zu sonderbahrem Gefallen an den Tag gegeben/ ..., Jena 1667
- [NICOLAI, Friedrich]: Rezension J. F. Freiherr von Cronegk: Der Krieg. Eine Ode, in: Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Band 3, Stück 1 (1758)
- OPITZ, Martin: Teutsche Poemata (ed. Witkowski), Halle/Saale 1902
- : Gesammelte Werke. Kritische Ausgabe (7 Bände), Stuttgart 1968-1990
- PAPE, Ambrosius: Ionas Rythmicus, Magdeburg 1605
- PATZKE, Johann Samuel: Der Greis, Fünfter Theil, Magdeburg 1764
- PAULI, Ernst Ludwig: Dankpredigt über den am 25sten August 1758 bey Zorndorf in der Neumark von Friedrich II. dem Grossen, Könige, Helden und Vater, über die grausamen Russen erfochtenen göttlichen Sieg, Magdeburg [1758]
- PIRCKHEIMER, Willibald: Briefwechsel (2 Bde), München 1956
- PRUSSE, Andreas Benjamin: Vollkommen gegründete Urtheile rechtschaffener Christen vom Kriege, und von den sichersten Mitteln, das Ende derselben auf das gewisseste und schleunigste zu befördern, Breslau, Leipzig 1761
- QUINTILIANUS, Marcus Fabius: Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher. Lateinisch und Deutsch (ed. Helmut Rahn), 2 Bde, Darmstadt ²1988
- RAMBACH, Friedrich Eberhard: Die gesegnete Aufmerksamkeit auf die Hand GOTTes in seinen Werken wurde in einer Dank-Predigt wegen des den Königlich-Preußischen Truppen über die vereinigte Oesterreichische, Französische und so genante Reichsarmee den 5ten November 1757 von GOTT geschenkten herrlichen Sieges den 20. Nov. als am 24. Sonntage nach Trinitatis in der Hauptkirche zur Lieben Frauen in Halle vorgestellt, Halle 1758
- RAMBACH, Johann Jacob: Poetische Fest-Gedancken Darinnen die Höchsten Wohlthaten Gottes, Die Er der Welt In der Geburt, Leyden, Sterben, Auferstehung, Himmelfahrt JESu Christi, und in der Ausgiessung des heiligen Geistes erzeugt hat [...] Samt einem Discours Vom Mißbrauch und rechtem Gebrauch der Poesie, Jena/Leipzig 1723.
- RATKE, Wolfgang: Die neue Lehrart. Pädagogische Schriften (ed. Hohendorf), Berlin 1957
- REICHARD, Elias Caspar: Der Kenner. Eine moralische und physicalische Wochenschrift, Magdeburg 1762
- REIMMANN, Jacob Friedrich: Poesis Germanorum Canonica & Apocrypha / Bekandte und Unbekandte Poesie der Teutschen ..., Leipzig 1703
- REINECK, Friedrich Günther: Kurtze Sonn- und Fest-Tägliche Andacht über die gewöhnlichen Evangelia/ In welcher kürztlich/ In vier-doch gleich Reimenden Dactylischen Versen/ Der Inhalt des Evangelii Nebst Einem Andächtigem Seuffzer; Ebener massen in vier gleich-Reimenden Dactylischen Versen wolgemeinet vorgezeigt worden, Magdeburg 1662
- REITZ, Johann Henrich: Historie der Widergebohrnen, Bd. IV/4 (ed. H.-J. Schrader), Tübingen 1982
- RIST, Johann: Baptistae Armati, Vatis Thalosi. Rettung der Edlen Teütschen Hauptsprache/ Wider alle deroselben muhtwillige Verderber und alamodesirende Aufschneider ..., Hamburg 1642

--- : Das AllerEdelste Leben Der gantzen Welt. Vermittelst eines anmuhtigen und erbaulichen Gesprächs/ Welches ist/ diser Ahrt/ die Ander/ und zwar Eine Hornungs-Unterredung/ Beschrieben/ und fůrgestellt, Hamburg 1663

--- : Sämtliche Werke (6 Bde), Berlin, New York 1967-1982

ROHR, Julius Bernhard von: Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der Privat-Personen, Berlin 1728

SACK, August Friedrich Wilhelm: Predigten bey verschiedenen feyerlichen Gelegenheiten gehalten, Band 5, Berlin 1757

--- : Dank-Predigt über 1. Buch Mose 50, v. 20. wegen des den 6ten May 1757. bey Prag von dem Allmächtigen unserem Könige verliehenen herrlichen Sieges, ... in der Ober- Pfarr- und Dom-Kirche in Gegenwart der Königin Majestät ... gehalten, Berlin 1757

--- : Der gerettete David, in einer am 23. Sonntage nach Trinitatis 1757. über Psalm 18, v. 18-20 ... gehaltenen Predigt vorgestellt [Predigt auf die Schlacht bei Roßbach], Berlin 1757

--- : Der dankbare David wurde am 3ten Advent, als am Dank-Feste wegen des den 5ten December dieses Jahres dem Könige bey Born und Leuthen in Schlesien über die österreichische Armee verliehenen herrlichen und grossen Sieges in einer Predigt über Psalm CXVI, 12. 13. 14. ... vorgestellt, Berlin 1757

--- : Predigten, davon die mehresten bey verschiedenen ausserordentlichen Gelegenheiten sind gehalten worden, Band 6, Berlin 1764

SACK, Friedrich Samuel Gottfried: August Friedrich Wilhelm Sack's ... Lebensbeschreibung nebst einigen von ihm hinterlassenen Briefen und Schriften (2 Bände), Berlin 1789

[Sammelwerk]: Epicedia Piis Manibus Viri, Multum Reverendi, Clarißimi, atq; Doctißimi DN. M. Petri Hechtii ..., Magdeburg [1662]

--- : Frohlokkende Glückwünsche/ dem Edlen/ [...] Herrn Malachias Siebenhaaren/ beider Kirche des h. Ulrichs und Leviens zu Magdeburg hochverdiemtem treueiferigem Seelsorgern/ u.a.m. als Derselbe vom ... Herrn Filip von Zesen/ ... Deutschgesinnten Genossenschaft/ und Edeler Neunständigen Hänsschaft/ unter dem Nahmen des Wohlsetzenden/ Färtigen/ und Deutschholdes/ Mitgliede ... im 1667 jahre/ am ersten tage des Mei- oder Rosenmohndes/ mir der Dichterischen Lorbeerkrone/ Zusamt dem Zünftlichen Rosenkrantz/ und dem Nahmen des Siebenfältigen/ in der Deutschgesinnten Genossenschaft Rosen-zunft ... verordnet ward [...], Hamburg 1667

--- : Lobschallendes Ehrengetöhne/ aus dem Helikonischen Rosengefilde/ als von Dem Großtätigen/ HochEdlen/ Gestrengen und Vesten Herren/ Herrn Filip von Zesen/ Röm. Käis. Maj. HofGrafen/ Ritttern/ u.a.m. der Hochpreiswürdigsten Deutschgesinten Genossenschaft Hochfürtrefflichem Oberhaupte/ Dem Färtig-Wohlsetzenden/ Der Wohlehrwürdige/ Grosachtbare/ Wohlgelehrte und Sinreiche Herr/ Herr Konrad Heinrich Viebing/ zur zeit wohlvorgesezter und treufleissiger Seelenhürte der Gemeine Gottes zu Ummendorf/ u.a.m. zum immerwährenden Tugendlohne/ unter dem wohlverdienten Ehrennahmen Des Hurtigen/ Der Hochgemelten Deutschgesinten Genossenschaft Erster/ oder Rosenzunft/ am 25 des Heiligmohn. im 1668sten jahre nach der Heilgebuhrt/ einverleibet ward/ in unterschiedlichen Ehrengesängen/ aus Treu- Deutsch- und hurtig-gesintem wohlmeinen/ angestimmt durch etliche mehr hochberührter Genossenschaft Mitglieder, Magdeburg 1669

--- : Erfreuliche Glücks- und Ehrenwünsche/ Als Der Edle ... Herr Johann Heinrich Arstenius/ ... / Mit der ... Jungfer Reginen ... Hüpeden ... sein Hochzeitliches Ehren-Feste hochfeierlich beginne ..., Kassel [1670]

--- : Immerwehrende Gedächtnuß-Seule/ Dem weyland Wohl-Ehrwürdigen/ Großachtbaren und Hochgelahrten Herrn M. Andreae Fabricio, K.G.D. Hochverdienten Archi-Diacono bey der H. Johannis Kirchen/ wie auch hochansehnlichen Mitglied der Hochpreißw. Deutschgesinnten Genöß. beygenahmt Der Duldende Theander. Jhrem Hochgeehrtesten Herrn Schwager/ vertrauesten Brüderlichen Freunde/ wehrtesten Herrn Gevatter/ hochgeneigten Patron und hertzliebsten Herrn Vater/ Als er dieses Zeitliche mit dem Ewigen frühzeitig zwar/ doch seeligst verwechselte/ Zu letzten und schuldigen Ehren Aus Christlicher Condolentz und Kindlicher obliegender obser-

- vantz aufgeföhret von Nachgesetzten guten Freunden/ Anverwandten und Söhnen, [Magdeburg] [1685]
- SANDER, Johann: Homeri Iliadis Liber IX. In usum studiosæ juventutis seorsim editus, Magdeburg 1661
- : M. Tullii Ciceronis Orationes Tres: Philippica Quarta, Philippica Septima, & Pro Lege Manilia ... Separatim in usum Ludi Magdeburg. ad emendatissimos codices editæ, in versus distinctæ, Argumento brevi & notatione temporis illustratæ, Magdeburg 1669
- SCALIGER, Julius Caesar: Poetices libri septem, Lyon 1561
- SCHMID, Samuel: Lob- Trost- und Danck-Rede/ Welche Nach gehaltener Leich-Predigt In der Stifft- und Schloß-Kirche zu S. Servatii abgeleget M. Samuel Schmid/ Rector des Fürstl. Gymnasii zu Quedlimburg. In: Seth Calvisius: Der am HERN ihre Lust habenden und auf ihn hoffenden Kinder Gottes Gewährter Hertzens-Wundsch und vergnügte Hoffnung ... [Leichenpredigt auf Christian Scriver], Helmstedt/Magdeburg 1694, Bl. P3-Q4
- SCHOTTELIUS, Justus Georg: Teutsche Sprachkunst, Braunschweig 1641
- : Ethica. Die Sittenkunst oder Wollebenskunst/ In Teutscher Sprache vernemlich beschrieben in dreyen Büchern, Wolfenbüttel 1669
- : Der schreckliche Sprachkrieg/ Horrendum Bellum Grammaticale Teutonum Antiquissimorum (ed. Kittler/Rieger), Leipzig 1991
- [SCHRÖDTER, Tobias]: Magdeburgisches kurtzes Chronicon Darinnen so wohl der Stadt Ursprung/ als auch der herrlichen unvergleichlichen Primat ErtzBischöflichen Kirchen Fundaetion, und in derselben befindlichen Raritäten und Antiquitäten: desgleichen/ was bey der Stadt Magdeburg vor- in- und nach Eroberung biß auff diese Zeit am merckwürdigsten für gelauffen; allermeist für die frembden und durchreisenden/ aus uralten und neuen bewehrten Authoribus unpartheyisch auff das kurtzeste abgefasset, Magdeburg 1672
- SCRIVER, Christian: Chrysologia catechetica oder Goldpredigten, Magdeburg 1659
- : Gottholds Zufällige Andachten/ Bey Betrachtung mancherley Dinge der Kunst und Natur in unterschiednen Veranlassungen Zur Ehre Gottes/ Besserung des Gemüths/ und Übung der Gottseligkeit geschöpffet, Leipzig, Magdeburg 1671
- SIDNEY, Sir Philip: An Apology for Poetry / or the Defense of Poesy [London 1595], ed. R. W. Maslen, Manchester 2002
- SIEBENHAAR, Malachias: Hertzliche Verwunderung der gläubigen Seelen Über der sonder- und wunderbaren Geburt des wunderbaren Gött- und Jungfrewlichen Sohns Jesu Christi/ unsers allerliebsten/ trewest- und trauesten Erlösers. Der Jungfräwlichen Stadt und Vestung Magdeburg Mit inniglicher Freude und Andacht/ in einem Fünff-Stimmigen Gesänglein/ zubeschawen vorgestellet ..., Magdeburg 1650
- : Erfreuliches Glück zu! Alß/ auß Röm. Käyserl. Majestät Allernädigst ertheilten Freyheit ... Herr M. Andreas Fabricius Der Johanniter Kirchen in Magdeburg hochverdienter Archi-Diaconus und ältester Prediger/ wie auch hochansehnliches Mitglied des hochlöblichen SchwanenOrdens Theander benahmet/ zum Edlen Poeten gekrönet und mit einem sonderlichen schriftmäßigen Wapen beehret ward ..., Wittenberg 1677
- : Scharffer Nägeleins-Geruch/ Welchen im Helikonischen Gefilde empfunden Der ... Herr Johann Friedrich Scharf/ [...] Alß derselbe am 20. des Heumohns/ im 1677. Jahre ... Von dem ... Herrn Filip von Zesen/ [...] der Hochpreißwürdigsten Deutschgesinnten Genossenschaft Ruhmwürdigsten Urheber und Oberhaupt/ In hochgemelte Genossenschaft eingenommen ..., Wittenberg 1677
- SILBERSCHLAG, Johann Esaias: Die Frage: Warum thut der Gott Israels solche grosse Dinge an uns? Wurde am Dankfeste wegen des bey Zorndorf in der Neumark von Sr Königl. Maj. in Preussen über die Rußischen Waffen erfochtenen grossen Sieges in einer über Heseck. 36, 22.23. gehaltenen Predigt beantwortet, Berlin 1758

- SOMMERKORN, Georg: Uranoscopia Beata, Stephano-Seelmanniana, Das ist Seelige Himmlische Betrachtung/ Des Weiland seeligst abdrückenden* HochEhrwürdig-GroßAchtbar- und Hochgelehrten Herrn Christiani Seelmanns/ Der Heil. Schrifft Hochberühmten Doctoris, und einer hochlöblichen Gemeine / zu grossen Saltze/ Treu-eyfrigst gewesten Pastoris Primarii, und der Schulen daselbstn sehr wachsam und sorgfältigen Inspectoris &c. Nach dem Gesichte des heiligen Protomartyris Stephani, Actor. VII. v. 56, Siehe/ ich sehe den Himmel offen/ und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen; Bey Hoch-Adelicher und Volckreicher Leich-Begängnüss/ So geschehen den 12. Sept. Anno 1675. in der S. Gerdraut-Kirchen/ daselbstn/ Denen hinterlassenen Schmerzlich-Betrübten/ zu kräftigem Trost/ in einer/ seinem weiland treugewestem Herrn Præceptoris, schuldigsten Parentation, vorgestellt ..., Magdeburg [1676]
- Specimen Grati Animi, Quod Viro Clarissimo ... Domino, M. Georgio Soldnero, Gymnasii Magdeburgensis Quondam Conrectori ... Cum Communibus Suffragiis Inclytissimæ Huius Reip. Magdeburgensis Senator Pronunciaretur ..., Magdeburg 1682
- Stammbuch der Lüderwalde (ed. Hansjochen Leist), Magdeburg 1939
- STRUBE, Georg: Musophilia Votiva, Supplex, Grata Et Memorabilis/ (Continuata Prima,) Gratulatoria, Epithalamia, Supplicatoria. ... seu Gratiarum actiones, & res varias, observatu non indignas, sed posteritati Havelmontanae, si modo aliqua speranda forsit an utiles & scitunecessarias. Glückwünschende/ Weh und Demütige/ Danck- und Denckwürdige fortgestellte Musen-Liebe/ In sich haltend Vielerhand Glückwünschungs-Hochzeits-Bitt-Danck- und Denck-Gedichte/ wie auch mancherley merckwürdige Sachen ..., Magdeburg 1689
- SUCRO, Johann Georg: Dankpredigt wegen des bey Praag erfochtenen grossen Sieges, den 22. May 1757 ... gehalten, Magdeburg [1757]
- : Dankpredigt wegen des bey Roßbach in Sachsen erfochtenen Sieges, am 23ten Sonntage nach Trinitatis 1757 ... zu Magdeburg gehalten, Magdeburg [1757]
 - : Dankpredigt wegen des bey Lissa in Schlesien erfochtenen Sieges, am 3ten Sonntage des Advents 1757 ... gehalten, Magdeburg [1757]
 - : Predigt über Jesaia 45. v. 6.7. bey öffentlicher Bekanntmachung des mit Rußland geschlossenen Friedens, am ersten Pfingsfeiertage ... gehalten, Magdeburg/Frankfurt (Main)/Leipzig 1762
- SULZER, Johann Georg: Vorrede. In: Anna Louisa Karsch: Auserlesene Gedichte, Berlin 1764, S. VII-XXVI
- TESAURO, Emanuele: Il Cannocchiale Aristotelico O sia Idea Dell' Arguta Et Ingeniosa Elocutione Che serve à tutta l'Arte Oratoria, Lapidaria, Et Simbolica Esaminata co' Principij Del Divino Aristotele [Torino 1670], ed. Giovanni Menardi, Savigliano 2000
- THILO, Valentin: Valentini Thilonis pathologia oratoria seu affectuum movendorum ratio succinctis praeceptis proposita, classicis exemplis illustrata, accuratis ideis expressa, Magdeburg, Halle/Saale 1665
- TITIUS, Caspar: Loci Theologici Historici, oder Theologisches Exempel-Buch/ Darinnen aus Alten und Newen Scribenten/ sonderlich reinen und christlichen Kirchen-Lehrern unter den gewöhnlichen Locis Theologicis zufinden/ mehrestheils solche Exempel und Historien/ welche in gewöhnlichen Predigten zur heilsamen Lehre/ Trost/ Vermahnung und Warnung nützlich angezogen und eingeführet werden können ..., Leipzig 1684
- VADIANUS, Joachim: De poetica et carminis ratione, [s.l.] 1518
- VELTEN, Catharina Elisabeth: Zeugnis der Wahrheit Vor die Schau-Spiele oder Comödien/ Wider Hn. Joh. Joseph Wincklers/ ... Herausgegebenen Schrifft/ Worinnen er dieselben heftig angegriffen/ um verhasst zu machen sich vergeblich bemühet/ Aus vieler Theologorum Zeugnis auch anderer Gelehrten Schrifften zu sammen getragen und aufgesetzt ..., [s.l.] 1701
- VIEBING, Conrad Heinrich: Der Unvergleichlichen/ Wunderschönen aller Tugend Vollenkomnesten Weisemunden Lebens- und Leidens-Geschicht. In einer Geistlichen Schäferei Voller Geist- und Geheimnis-Reichen Lieder und Anmerckungen Unter dem Preißwürdigen Hochdeutschen Heli-

kon Im Rosen- Liljen- und Negelchen Tahle Andächtig betrachtet/ und einfältig besungen, Helmstädt 1680

--- : Geistlicher Zeitvertreiber In zwei hundert und fumfzig Heiligen Gedanken. In dem Saronischen Rosen-Garten Wo unser getreuester Seelen-Freund weidet gesamlet und Zum nützlichem Gebrauche Nebst einem nützlichen Register An die Sonne gestellet, Frankfurt/Main, Leipzig, Helmstädt 1688

[VOSS, Sophie Marie Gräfin von]: Neunundsechzig Jahre am Preußischen Hofe. Aus den Erinnerungen der Oberhofmeisterin Sophie Marie Gräfin von Voß, Leipzig 1876

VULPIUS, Johannes: Magnificentia Parthenopolitana, Das ist: Der Ur-alten Welt-berühmten Haupt- und Handel-Stadt Magdeburg Sonderbare Herrlichkeit/ Nach ihrer Alten und jetzigen Beschaffenheit, Landes-Herren, Freyheiten und Gerechtigkeiten, alten und neuen Geschichten, Denckwürdigkeiten, Belager- und Eroberungen, insonderheit der An. 1631. den 10. May erfolgten jämmerlichen Zerstörung / aus vielen bewährten Historicis, Chronicken und gewissen Urkunden vorgestellt ..., Magdeburg 1702

WENDE, Georg: Ihr Hoch-werthen Hochzeit Gäste/ Dafern Euch ein ehrlicher Schertz keinen Verdruß erwecket/ Bewundert nebst mir diß Ungewöhnliche/ Daß heute ein Rephun in einem Rosenfelde aufgefangen worden ..., Magdeburg 1674

WINCKLER, Johann Joseph: Des Heil. Vaters Chrysostomi Zeugniß der Warheit wieder die Schauspiele- oder Comoedien. Verteutschet und in etwas erläutert ..., Magdeburg 1701

WINKELMANN, Johann Justus: Proteus. Das ist: Eine unglaubliche Lustnützliche Lehrart, in kurzer Zeit ohne Müh Deutsch- und Lateinische Vers zu machen, auch einen Französischen und Lateinischen Brief zuschreiben/ Dem Hochlöblichen Frauenzimmer und der anwachsenden Jugend zu nützlicher Ergötzlichkeit, fürgestellt Durch Stanislaus Mink von Weinsheun, Oldenburg 1657

YOUNG, Edward: Gedanken über die Original-Werke. In einem Schreiben des D. Youngs an dem Verfasser des Grandison, Leipzig 1760

ZESEN, Philipp von: Deutscher Helicon/ oder Kurtze verfassung aller Arten der Deutschen jetzt übliche Verse/ wie dieselben ohne Fehler recht zierlich zu schreiben ... (2 Bände), Wittenberg 1640-1641

--- : Das Hochdeutsche Helikonische Rosenthal/ das ist/ Der höchstpreiswürdigen Deutschgesinneten Genossenschaft Erster und Neunstämmiger Rosen-Zunft Ertzschrein ..., Amsterdam 1669

--- : Die Hurtige DichtKunst kröhnete und und belehnete mit dem Rechte so wohl/ als Krantze der Dicht-Meister ... im Hurtigen/ der Edlen Deutschgesinten Mitglieder ... Herrn Konraht Heinrich Viebingen/ der freien Künste Meistern/ treueiferigen Seelsorgern der Gemeine Gottes zu Ummendorf/ u.a.m. durch folgenden Reimzeilen Der Färtig-Wohlsetzende, [Magdeburg, 1677]

--- : Sämtliche Werke, Berlin, New York 1971 ff.

6.2 Literatur

- ADAM, Wolfgang: Poetische und Kritische Wälder. Untersuchungen zu Geschichte und Formen des Schreibens ‚bei Gelegenheit‘, Heidelberg **1988**
- : Urbanität und poetische Form. Überlegungen zum Gattungsspektrum städtischer Literatur in der Frühen Neuzeit. In: Klaus Garber (Hg.): Stadt und Literatur im deutschen Sprachraum der Frühen Neuzeit, Bd. 1, Tübingen **1998**, S. 90-111
- : Freundschaft und Geselligkeit im 18. Jahrhundert. In: Horst Scholke (Bearb.): Der Freundschaftstempel im Gleimhaus zu Halberstadt. Porträts des 18. Jahrhunderts, Bestandskatalog, Leipzig **2000**, S. 9-34
- ALEWYN, Richard: Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste, München ²**1985**
- ALT, Peter-André: Die Träume der Imagination. Zur Rolle der Einbildungskraft in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. In: Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur, Nr. 154 (Barock), München **2002**, S. 35-50
- ANER, Karl: Die Theologie der Lessingzeit, Halle/Saale **1929**
- [ANONYM]: Zur Geschichte der Einnahme von Berlin durch das Streifkorps des Kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenants Grafen Hadik im Oktober 1757. In: Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des Preußischen Heeres. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, 4. Heft, Berlin **1902**, S. 47-62
- ARIÈS, Philippe: L’homme devant la mort, Paris **1977**
- ARNSWALD, Werner Konstantin von: Katalog der fürstlich Stolberg-Stolberg’schen Leichenpredigt-Sammlung (5 Bände), Leipzig **1927-1935**
- ASMUS, Manfred: 1200 Jahre Magdeburg (3 Bde), Magdeburg **2000-2005**
- ASSMANN, Aleida: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München **1999**
- ASSMANN, Jan: Ägypten. Eine Sinngeschichte, Frankfurt/Main **1999**
- AXMACHER, Elke: Johann Arndt und Paul Gerhardt. Studien zur Theologie, Frömmigkeit und geistlichen Dichtung des 17. Jahrhunderts, Tübingen/Basel **2001**
- BACHMANN-MEDICK, Doris: Die ästhetische Ordnung des Handelns. Moralphilosophie und Ästhetik in der Popularphilosophie des 18. Jahrhunderts, Stuttgart **1989**
- BALLERSTEDT, Maren: „Vergesst nicht der Armen ...“ – Armenpolitik in Magdeburg vom Ausgang des 17. Jahrhunderts bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. In: Matthias Puhle/Peter Petsch (Hg.): Magdeburg. Die Geschichte der Stadt 805-2005, Döbel **2005**, S. 527-538
- BARNDT, Kerstin: „Mein Dasein ward unvermerkt das allgemeine Gespräch“. Anna Louisa Karsch im Spiegel der zeitgenössischen Popularphilosophie. In: Anke Bennholdt-Thomsen/Anita Runge (Hg.): Anna Louisa Karsch (1722-1791). Von schlesischer Kunst und Berliner „Natur“. Ergebnisse des Symposions zum 200. Todestag der Dichterin, Göttingen **1992**, S. 162-176
- BARNER, Wilfried: Barockrhetorik. Untersuchungen zu ihren geschichtlichen Grundlagen, Tübingen **1970**
- BASSLER, Moritz: Einleitung: New Historicism – Literaturgeschichte als Poetik der Kultur. In: ders. (Hg.): New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur, Tübingen, Basel ²**2001**, S.
- BAUR, Rolf: Diadaktik der Barockpoetik. Die deutschsprachigen Poetiken von Opitz bis Gottsched als Lehrbücher der „Poeterey“, Heidelberg **1982**
- BECKER, Fritz: Christian Scriver und sein literarisches Werk, Diss. München **1929**
- BECKER-CANTARINO, Barbara: Opitz und der Dreißigjährige Krieg. In: Thomas Borgstedt/ Walter Schmitz, Martin Opitz (1597-1639). Nachahmungspoetik und Lebenswelt, Tübingen **2002**, S. 38-52
- BEHÁR, Pierre: Martin Opitz. Weltanschauliche Hintergründe einer literarischen Bewegung. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift, N.F. 34 (**1984**), S. 44-53.

- BLITZ, Hans-Martin: Aus Liebe zum Vaterland. Die deutsche Nation im 18. Jahrhundert, Hamburg **2000**
- BLUMENBERG, Hans: Lebenszeit und Weltzeit, Frankfurt/Main **1986**
- BÖDEKER, Hans Erich: Thomas Abbt: Patriot, Bürger und bürgerliches Bewußtsein. In: Rudolf Vierhaus (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung, Heidelberg **1981**, S. 221-253
- BOHNEN, Klaus: Vom „eigenen Naturelle“. Ramlers ‚nationalreformerische‘ Aufklärungsarbeit. In: Laurenz Lütteken u.a. (Hg.): Urbanität als Aufklärung. Karl Wilhelm Ramler und die Kultur des 18. Jahrhunderts, Göttingen **2003**, S. 79-93
- BORCHARDT, Heiko: Literatur in Magdeburg um 1800. Stadtkultur, Geselligkeit und literarisches Leben, Hamburg **2005**
- BORCHERT, Fritz: Gründung und Ausbau der evangelischen Domschule zu Magdeburg, aus der das Staatliche Domgymnasium hervorgegangen ist. In: Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 61 (**1926**), S. 40-76
- BORGSTEDT, Thomas: Nachahmung und Nützlichkeit: Renaissancediskurse, *Poeterey* und Monumentsonette. In: Thomas Borgstedt / Walter Schmitz (Hg.): Martin Opitz (1597-1639). Nachahmungspoetik und Lebenswelt, Tübingen **2002**, S. 53-72
- BOSSE, Heinrich: Klopstocks „Kriegslied“ (1749). Militärische Poesiepolitik im 18. Jahrhundert. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts, Tübingen **2000**, S. 50-84
- BOURDIEU, Pierre: Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt/Main **1970**
- : Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft, Frankfurt/Main **1976**
- : Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches, Wien **1990**
- : Les règles de l'art. Genèse et structure du champ littéraire, Paris **1992**
- BRAUNGART, Georg: Rhetorik, Poetik, Emblematis. In: Horst Albert Glaser (Hg.): Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte, Band 3, Reinbek bei Hamburg **1985**, S. 219-236
- BRECHT, Martin: Ein „Gastmahl“ an Predigten. Christian Scriver's Seelenschatz (1675-1692). In: Pietismus und Neuzeit. Ein Jahrbuch zur Geschichte des neueren Protestantismus, Bd. 28 (**2002**), S. 72-117
- BREYMAYER, Reinhard: Die Erbauungsstunde als Forum pietistischer Rhetorik. In: Helmut Schanze (Hg.): Rhetorik. Beiträge zu ihrer Geschichte in Deutschland vom 16.-20. Jahrhundert, Frankfurt/Main **1974**, S. 87-104
- BUCHMANN, Lutz: Die „Magdeburgische privilegierte Zeitung“ als musikgeschichtliche Quelle. In: Das Magdeburger Musikleben im 18. Jahrhundert, Magdeburg **1986**, S. 42-56
- BUCK, August: Einleitung. In: ders. (Hg.) Julius Caesar Scaliger, *Poetices libri septem*. Faksimilé-Neudruck der Ausgabe Lyon 1561, Stuttgart, Bad Cannstatt 1964, S. V-XX
- BURGARD, Peter J.: The poetics of irony. Opitz and the (un)grounding of german literature. In: William Collins Donahue / Scott Denham (Hg.): History and Literature. Essays in Honor of Karl S. Guthke, Tübingen **2000**, S. 47-71
- : König der Doppeldeutigkeit: Gyphius' *Leo Armenius*. In: ders. (Hg.): Barock: Neue Sichtweisen einer Epoche, Wien/ Köln/ Weimar **2001**, S. 121-141
- BURKHARDT, Johannes: Abschied vom Religionskrieg. Der Siebenjährige Krieg und die päpstliche Diplomatie, Tübingen **1985**
- CARL, Horst: Okkupation und Regionalismus. Die preussischen Westprovinzen im Siebenjährigen Krieg, Mainz **1993**
- CELESTINI, Federico / MITTERBAUER, Helga (Hg.): Ver-rückte Kulturen. Zur Dynamik kultureller Transfers, Tübingen **2003**
- CERSOWSKY, Peter: Beziehungen zur Magie in Poetik und Sprachtheorie: Martin Opitz, Philip Sidney, Philipp von Zesen. In: Magie und Dichtung. Zur deutschen und englischen Literatur des 17. Jahrhunderts, München **1990**, S. 26-45

- CHARTIER, Roger: Kulturgeschichte zwischen Repräsentationen und Praktiken. In: ders.: Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung, Frankfurt/Main **1992**, S. 7-23
- CLARK, Timothy: The theory of inspiration. Composition as a crisis of subjectivity in Romantic and post-Romantic writing, Manchester/New York **1997**
- CONRADY, Karl Otto: Lateinische Dichtungstradition und deutsche Lyrik des 17. Jahrhunderts, Bonn **1962**
- CRAMER, Friedrich / KÄMPFER, Wolfgang: Die Natur der Schönheit. Zur Dynamik der schönen Formen, Frankfurt (Main), Leipzig **1992**
- CURTIUS, Ernst Robert: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern ²**1954**
- DANTINE, Johannes u.a. (Hg.): Protestantische Mentalitäten, Wien **1999**
- DISSEL, Karl: Philipp von Zesen und die Deutschgesinnte Genossenschaft, Hamburg **1890**
- DOCKHORN, Klaus: Macht und Wirkung der Rhetorik. Vier Aufsätze zur Ideengeschichte der Vormoderne, Bad Homburg/ Berlin/ Zürich **1968**
- DÖRING, Heinrich: Die gelehrten Theologen Deutschlands im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Nach ihrem Leben und Wirken dargestellt (4 Bände), Neustadt/Orla **1831-1835**
- DORNER, Isaak August: Geschichte der protestantischen Theologie, besonders in Deutschland, nach ihrer principiellen Bewegung und im Zusammenhang mit dem religiösen, sittlichen und intellektuellen Leben betrachtet, München **1867**
- DYCK, Joachim: Ticht-Kunst. Deutsche Barockpoetik und rhetorische Tradition, Bad Homburg/ Berlin/ Zürich ²**1969**
- : Philosoph, Historiker, Orator und Poet. Rhetorik als Verständnishorizont der Literaturtheorie des XVII. Jahrhunderts. In: arcadia. Zeitschrift für vergleichende Literaturwissenschaft 4 (**1969**), S. 1-15
- : Rhetorische Argumentation und poetische Legitimation. Zur Genese und Funktion zweier Argumente in der Literaturtheorie des 17. Jahrhunderts. In: Helmut Schanze (Hg.): Rhetorik. Beiträge zu ihrer Geschichte in Deutschland vom 16.-20. Jahrhundert, Frankfurt/Main **1974**, S. 69-86
- EDER, Klaus: Institutionen. In: Christoph Wulf (Hg.): Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie, Weinheim/Basel **1997**, S. 159-168
- EISENBART, Liselotte Constanze: Kleiderordnungen der deutschen Städte zwischen 1350 und 1700, Göttingen **1962**
- ELIAS, Nobert: Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie. Mit einer Einleitung: Soziologie und Geschichtswissenschaft, Neuwied **1969**
- EMDE, Ruth: Catharina Elisabeth Velten und Caroline Neuber: „Die Lust soll ehrbar sein, bezaubernd und gelehrt.“ Schauspielerinnen und Theaterprinzipalinnen. In: Iris Bubenik-Bauer (Hg.): Frauen in der Aufklärung, Frankfurt/Main **1995**, S. 337-361
- ENGELS, Heinz: Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, Giessen **1983**
- ENGELKE, Bernhard: Malachias Siebenhaar. In: Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 48 (**1913**), S. 91-107
- ESPAGNE, Michel (Hg.): L’horizon anthropologique des transferts culturels, Paris **2004**
- ESPOSITO, Elena: Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft, Frankfurt/Main **2002**
- FABER, Alexander: Die Faber’sche Buchdruckerei. Eine Skizze, Magdeburg **1897**
- FAUSER, Markus: Rhetorik und Umgang. Topik des Gesprächs im 18. Jahrhundert. In: Alain Montandon (Hg.): Über die deutsche Höflichkeit. Entwicklung der Kommunikationsvorstellungen in den Schriften über Umgangsformen in den deutschsprachigen Ländern, Bern u.a. **1991**, S. 117-140
- : Das Gespräch im 18. Jahrhundert. Rhetorik und Geselligkeit in Deutschland, Stuttgart **1991**

- FEDERLIN, Wilhelm-Ludwig: Kirchliche Volksbildung und bürgerliche Gesellschaft. Studien zu Thomas Abbt, Alexander Gottlieb Baumgarten, Johann David Heilmann, Johann Gottfried Herder, Johann Georg Müller und Johannes von Müller, Frankfurt (Main) **1993**
- FINSEN, Hans Carl: Die Rhetorik der Nation. Redestrategien im nationalen Diskurs, Tübingen **2001**
- FISCHER, Ludwig: Gebundene Rede. Dichtung und Rhetorik in der literarischen Theorie des Barock in Deutschland, Tübingen **1968**
- FISCHER, Johannes: Die Pfälzer Kolonie zu Magdeburg. Zum Andenken an ihre vor 250 Jahren erfolgte Begründung, Magdeburg **1939**
- : Die Französische Kolonie zu Magdeburg, Magdeburg **1942**
- FLACH, Dieter: Antike Grabreden als Geschichtsquelle. In: In: Rudolf Lenz (Hg.): Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften, Köln/Wien **1975**, S. 1-35
- FLAMM, Traugott: Eine deutsche Sprachakademie. Gründungsversuche und Ursachen des Scheiterns (von den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts bis 1945), Frankfurt/Main u.a **1994**
- FOUCAULT, Michel: Die Ordnung des Diskurses, Frankfurt (Main) ⁶**1991**
- FRANKE, Ursula: Kunst als Erkenntnis. Die Rolle der Sinnlichkeit in der Ästhetik des Alexander Gottlieb Baumgarten, Wiesbaden **1972**
- FRARE, Pierantonio: Per istraforo di prospettiva. Il Cannocchiale aristotelico e la poesia del Seicento, Pisa **2001**
- FRIEDRICH, Markus: Das Buch als Theater. Überlegungen zu Signifikanz und Diemtionen der *Theatrum*-Metapher als frühneuzeitlichem Buchtitel. In: Theo Stammen / Wolfgang E. J. Weber (Hg.): Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien, Berlin **2004**, S. 205-232
- FUNK, Aemil: Kirchenhistorische Mittheilungen aus der Geschichte des evangelischen Kirchenwesens in den sechs Parochien der Altstadt Magdeburg, Magdeburg **1842**
- GARBER, Klaus: Martin Opitz – der „Vater der deutschen Dichtung“. Eine kritische Studie zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik, Stuttgart **1976**
- : Stadt und Literatur im alten deutschen Sprachraum. Umrisse der Forschung – Regionale Literaturgeschichte und kommunale Ikonologie – Nürnberg als Paradigma. In: ders. (Hg.): Stadt und Literatur im deutschen Sprachraum der Frühen Neuzeit, Bd. 1, Tübingen **1998**, S. 3-89
- GEITNER, Ursula: Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert, Tübingen **1992**
- GERLACH, Karlheinz: Die Freimaurer im Alten Preußen: das Beispiel Magdeburg 1760-1806. In: Holger Zaunstöck / Markus Meumann (Hg.): Sozietäten, Netzwerke, Kommunikation. Neue Forschungen zur Vergesellschaftung im Jahrhundert der Aufklärung, Tübingen **2003**, S. 193-212
- GESSINGER, Joachim: Sprache und Bürgertum. Zur Sozialgeschichte sprachlicher Verkehrsformen im Deutschland des 18. Jahrhunderts, Stuttgart **1980**
- GOLZ, Reinhard: Aspekte der Comenius-Rezeption zwischen Regionalität und Internationalität. In: Reinhard Golz/Werner Korthaase/Erich Schäfer (Hg.): Comenius und unsere Zeit. Geschichtliches, Bedenkenswertes und Bibliographisches, Hohengehren **1996**, S. 24-45.
- GONZÁLEZ GARCIA, José M.: Zwischen Literatur, Philosophie und Soziologie: Die Metapher des „Theatrum mundi“. In: Christiane Schildknecht / Dieter Teichert (Hg.): Philosophie in Literatur, Frankfurt (Main) **1996**, S. 87-108
- GREENBLATT, Stephen: Shakespearean Negotiations. The Circulation of social Energy in Renaissance England, Berkeley, Los Angeles **1988**
- : Culture. In: Frank Lentricchia/Thomas McLaughlin (Hg.): Critical Terms of Literary Study, Chicago, London **1990**, S. 225-232
- GRIMM, Gunter E.: Literatur und Gelehrtentum in Deutschland. Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung, Tübingen **1983**
- HÄRTER, Andreas: Digressionen. Studien zum Verhältnis von Ordnung und Abweichung in Rhetorik und Poetik. Quintilian – Opitz – Gottsched – Friedrich Schlegel (Figuren, Bd. 8), München **2000**

- HAMMER, E.: Tuchhandel und Tuchindustrie in Magdeburg. In: Magdeburgs Wirtschaftsleben in der Vergangenheit, Band 1, Magdeburg **1925**, S. 187-367
- HARTMANN, Frank: Medienphilosophie, Wien **2000**
- HASSE, Max: Beiträge zur Geschichte der Magdeburger Buchdruckerkunst im 16., 17. und 18. Jahrhundert (ed. A. von Vincenti), Magdeburg **1940**
- HAUPT, Heimo: Der Deutsche Redner. Text und Untersuchung, Frankfurt/Main, Bern **1981**
- HAUSMANN, Elisabeth (Hg.): Die Karschin. Friedrichs des Großen Volksdichterin. Ein Leben in Briefen, Frankfurt/Main **1933**
- HEINRICH, Guido: „Dir aber donnern in die Seele Schlachten [...]“ Magdeburgs literarische Wende im Siebenjährigen Krieg. In: Peter Wollny (Hg.): Musikgeschichte im Zeichen der Reformation. Magdeburg – ein kulturelles Zentrum in der mitteldeutschen Musiklandschaft (Ständige Konferenz Mitteldeutsche Barockmusik, Jahrbuch 2005), Beeskow **2006**, S. 281-292
- : „obs auch bey Gott verantwortlich sey, daß man Comödien oder Schau-Spiele halte?“ Hintergründe der Magdeburger Kontroverse über das fahrende Theater aus dem Jahr 1701. In: Parthenopolis. Jahrbuch für Kultur- und Stadtgeschichte Magdeburgs, Band 1 (2007/2008), Magdeburg **2008**, S. 71-102
- HENKEL, Arthur / SCHÖNE, Albrecht (Hg.): Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Stuttgart **1967**
- HENTZEN, Alfred: Magdeburger Barockarchitektur. Bildung und Verfall des Bürgerhaustyps und des Stadtbildes einer mitteldeutschen Großstadt vom Dreißigjährigen Kriege bis zum Ende des Barock, Dessau **1927**
- HERRMANN, Hans Peter: Individuum und Staatsmacht. Preußisch-deutscher Nationalismus in Texten zum Siebenjährigen Krieg. In: ders./Hans-Martin Blitz/Susanna Moßbach (Hg.): Machtphantasie Deutschland. Nationalismus, Männlichkeit und Fremdenhaß im Vaterlandsdiskurs deutscher Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, Frankfurt/Main **1996**, S. 66-79
- HERTEL, Gustav: Die Gegenreformation in Magdeburg, Halle/Saale **1886**
- HERTEL, Gustav / HÜLSSE, Friedrich: Friedr. Wilh. Hoffmann's Geschichte der Stadt Magdeburg. Neu bearbeitet (2 Bde), Magdeburg **1885**
- HILDEBRANDT, Renate: Antike Rhetorik und deutsche literarische Theorie im 17. Jahrhundert, Marburg **1966**
- HILDENBRAND, Richard: Gotthilf Samuel Steinbart. Ein Beitrag zur Geschichte der Popularphilosophie im achtzehnten Jahrhundert, Herne **1906**
- HINRICHS, Carl: Preußentum und Pietismus. Der Pietismus in Brandenburg-Preußen als religiös-soziale Reformbewegung, Göttingen **1971**
- HOBOHM, Wolf: Die Organisation und Bedeutung des Magdeburger Musiklebens im 18. Jahrhundert. In: Das Magdeburger Musikleben im 18. Jahrhundert, Magdeburg **1986**, S. 6-41
- HOCHE, Richard: Ein Schulheft Christoph Martin Wieland's. Nach dem Original herausgegeben, Leipzig **1865**
- HOCKE, Gustav René: Manierismus in der Literatur, Reinbek bei Hamburg **1959**
- HOFFMANN, Friedrich Wilhelm: Geschichte der Stadt Magdeburg (4 Bde), Magdeburg **1845-1850**
- HOLSTEIN, Hugo: Beiträge zur Geschichte des Altstädtischen Gymnasiums zu Magdeburg, Teil II: 1632-1798. In: Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 3 (**1868**), S. 516-531
- : Statistische Nachweisungen über die Bevölkerung der Stadt Magdeburg unmittelbar vor und nach der Zerstörung vom 10. Mai 1631. In: Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 11 (**1876**), S. 113-138, 233-259
- : Magdeburger Dramen und Dramatiker des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben 32 (**1880**), S. 337-339, 348-350, 355-357, 366f., 371f., 379f., 386-388, 395f., 403f., 411f. und ebd. 33 (**1881**), S. 2-4
- : Christoph Martin Wielands Schülerjahre in Kloster Berge. In: Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben 34 (**1882**), S. 337-340

- : Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Berge, Leipzig **1886**
- HOLZAPFEL, Rudolph: Magdeburg, eine Zufluchtsstätte für die königliche Familie während des siebenjährigen Krieges. Nach Quellen des Geheimen Staatsarchivs bearbeitet. In: Festschrift zur 25jährigen Jubel-Feier des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde des Herzogtums und Erzstiftes Magdeburg, Magdeburg **1891**, S. 17-30
- HORN, Curt: Die patriotische Predigt zur Zeit Friedrichs des Großen (Teil I). In: Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte 19 (**1924**), S. 78-128
- : Die patriotische Predigt zur Zeit Friedrichs des Großen (Teil II). In: Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte 20 (**1925**), S. 134-160
- HUBER, Ernst Rudolf: Der preußische Staatspatriotismus im Zeitalter Friedrichs des Großen, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, Bd. 103 (**1943**), S. 430-468
- IRRGANG, Horst: Das neue Lied im Musikleben Magdeburgs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Staatsexamensarbeit Halle-Wittenberg **1954**
- ISER, Wolfgang: Fingieren als anthropologische Dimension der Literatur. In: Aleida Assmann/ Ulrich Geier/ Gisela Trommsdorff (Hg.): Positionen der Kulturanthropologie, Frankfurt/Main **2004**, S. 21-43
- JACOB, Joachim: Heilige Poesie. Zu einem literarischen Modell bei Pyra, Klopstock und Wieland, Tübingen **1997**
- JAHN, Bernhard: Druck und Drama: Zur Rolle des Buchdrucks bei der Aufführung und Rezeption frühneuzeitlicher Dramen am Beispiel der Magdeburger Drucke bis 1631. In: Gunter Schandera/Michael Schilling (Hg.): Prolegomena zur Kultur- und Literaturgeschichte des Magdeburger Raumes, Magdeburg **1999**, S. 129-150
- JAUMANN, Herbert: [Art.] Schupp, Johann Balthasar. In: Walther Killy (Hg.): Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache, Band 10, Gütersloh/München **1991**, S. 435-436
- : Jakob Friedrich Reimanns Bayle-Kritik und das Konzept der ‚Historia literaria‘. Mit einem Anhang über Reimanns Periodisierung der deutschen Literaturgeschichte. In: Martin Mulsow/Helmut Zedelmaier (Hg.): Skepsis, Providenz, Polyhistorie. Jakob Friedrich Reimann (1668-1743), Tübingen **1998**, S. 200-213
- : Martin Opitz, Buch von der deutschen Poeterey (1624). Studienausgabe mit dem „Aristarch“ (1617) und den Opitzschen Vorreden zu seinen „Teutschen Poemata“ (1624 und 1625) sowie der Vorrede zu seiner Übersetzung der „Trojanerinnen“, Stuttgart **2002**
- KAMINSKI, Nicola: Ex bello ars oder Ursprung der „Deutschen Poeterey“, Heidelberg **2004**
- KAWERAU, Waldemar: Aus Magdeburgs Vergangenheit, Halle/Saale **1886**
- : Balthasar Kindermann. Ein Kulturbild aus dem siebzehnten Jahrhundert. In: Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 27 (**1892**), S. 131-239
- : Das litterarische Leben Magdeburgs am Anfang des 17. Jahrhunderts. In: Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 30 (**1895**), S. 1-60
- KEMPER, Hans-Georg: Gottebenbildlichkeit und Naturnachahmung im Säkularisierungsprozeß. Problemgeschichtliche Studien zur deutschen Lyrik in Barock und Aufklärung (2 Bände), Tübingen **1981**
- : Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit, Band 3: Barock-Mystik, Tübingen **1988**
- KIERDORF, Wilhelm: Laudatio funebres. Interpretationen und Untersuchungen zur römischen Leichenrede, Meisenheim **1980**
- KIESEL, Helmuth / MÜNCH, Paul: Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Markts in Deutschland, München **1977**
- KIRCHNER, Werner (Hg.): Parthenopolis. Aussagen über Magdeburg, Burg **1931**
- KITSCH, Anne: „... oft ergreiff ich um Beßer mein zu sein die feder ...“. Ästhetische Positionssuche in der Lyrik Anna Louisa Karschs (1722-1791), Würzburg **2002**
- KITTLER, Friedrich: Vorwort. In: Justus Georg Schottelius: Der schreckliche Sprachkrieg/Horrendum Bellum Grammaticale (ed. Kittler/Rieger), Leipzig **1991**, S. 5-10

- KLEINSCHMIDT, Erich: Stadt und Literatur in der frühen Neuzeit. Voraussetzungen und Entfaltung im südwestdeutschen, elsässischen und schweizerischen Städteraum, Köln/Wien **1982**
- : Literatur und städtische Gemeinschaft. Aspekte einer literarischen Stadtkultur in der Frühen Neuzeit. In: Horst Brunner (Hg.): Literatur in der Stadt. Bedingungen und Beispiele städtischer Literatur des 15. bis 17. Jahrhunderts, Göppingen **1982**, S. 73-93
- KLÖKER, Martin: Literarisches Leben in Reval in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1600-1657). Institutionen der Gelehrsamkeit und Dichten bei Gelegenheit (2 Bde), Tübingen **2005**
- KLOPSCH, Paul: Einführung in die Dichtungslehren des lateinischen Mittelalters, Darmstadt **1980**
- KOKORZ, Gregor / MITTERBAUER, Helga (Hg.): Übergänge und Verflechtungen. Kulturelle Transfers in Europa, Bern u.a. **2003**
- KORDES, Uwe: Wolfgang Ratke (Ratichius, 1571-1635). Gesellschaft, Religiosität und Gelehrsamkeit im frühen 17. Jahrhundert, Heidelberg **1999**
- KORETZKI, Gerd-Rüdiger: Kasualdrucke. Ihre Vermittlungsformen und ihre Leser. In: Dorette Frost/Gerhard Knoll (Hg.): Gelegenheitsdichtung. Referate der Arbeitsgruppe 6 auf dem Kongreß des Internationalen Arbeitskreises für deutsche Barockliteratur. Wolfenbüttel 28.8.-31.8.1976, Bremen **1977**, S. 37-68
- KOSCHORKE, Albrecht: Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts, München **1999**
- KRENZKE, Hans-Joachim: Kirchen und Klöster zu Magdeburg, Magdeburg **2000**
- KRIEWALD, Heike: „Ferdinand zur Glückseligkeit“. Aus der Geschichte einer Magdeburger Freimaurerloge, Magdeburg **1992**
- KRUMMACHER, Hans-Henrik: Das barocke Epicedium. Rhetorische Tradition und deutsche Gelegenheitsdichtung im 17. Jahrhundert. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 18 (**1974**), S. 89-147
- KRUSCHE, Friedemann: Theater in Magdeburg. Band 1: Von der Reformation bis zum Beginn der Weimarer Republik, Halle/Saale **1994**
- KRZYWON, Ernst Josef: Tradition und Wandel. Die Karschin in Schlesien (1722-1761). In: Anke Bennholdt-Thomsen / Anita Runge (Hg.): Anna Louisa Karsch (1722-1791). Von schlesischer Kunst und Berliner „Natur“. Ergebnisse des Symposions zum 200. Todestag der Dichterin, Göttingen **1992**, S. 12-56
- KÜHLMANN, Wilhelm: Gelehrtenrepublik und Fürstenstaat. Entwicklung und Kritik des deutschen Späthumanismus in der Literatur des Barockzeitalters (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 3), Tübingen **1982**
- : Martin Opitz. Deutsche Literatur und deutsche Nation, Heidelberg ²**2001**
- KÜHLMANN, Wilhelm / SCHÄFER, Walter E.: Frühbarocke Stadtkultur am Oberrhein. Studien zum literarischen Werdegang J. M. Moscheroschs (1601-1669), Berlin **1983**
- KUES, Petra: Sprachliche und historische Untersuchungen zu den Kleiderordnungen der Stadt Göttingen, Göttingen **1982**
- KUNISCH, Johannes (Hg.): Aufklärung und Kriegserfahrung. Klassische Zeitzeugen zum Siebenjährigen Krieg, Frankfurt/Main **1996**
- LAMARQUE, Peter/OLSEN, Stein Haugom: Truth, fiction, and Literature. A philosophical perspective, Oxford **1994**
- LAHNE, Werner: Magdeburgs Zerstörung in der zeitgenössischen Publizistik, Magdeburg **1931**
- LANGE, Klaus-Peter: Theoretiker der literarischen Manierismus. Tesaurus und Pellegrinis Lehre von der „Acutezza“ oder von der Macht der Sprache, München **1968**
- LATZEL, Klaus: „Schlachtbank“ oder „Feld der Ehre“? Der Beginn des Einstellungswandels gegenüber Krieg und Tod 1756-1815. In: Wolfram Wette (Hg.): Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München/Zürich **1992**, S. 76-92

- LEE, David E.: Berlin in Halberstadt und Halberstadt in Berlin. Wunschbilder und ihre Auswirkungen im Gleim/Ramler-Briefwechsel. In: Laurenz Lütteken u.a. (Hg.): Urbanität als Aufklärung. Karl Wilhelm Ramler und die Kultur des 18. Jahrhunderts, Göttingen **2003**, S. 61-78
- LE GOFF, Jacques: Die Liebe zur Stadt. Eine Erkundung vom Mittelalter bis zur Jahrtausendwende, Frankfurt (Main) **1998**
- LEMCKE, Paul: Fremde Touristen in und über Magdeburg nach dem dreißigjährigen Kriege. In: Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben 34 (**1882**), S. 281-283
- LENZ, Rudolf: Gedruckte Leichenpredigten – Quellen zur Frankfurter Stadt- und Kulturgeschichte. In: Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 56 (**1978**), S. 7-28
- : [Art.] Leichenpredigt. In: Gerhard Müller (Hg.): Theologische Realenzyklopädie, Band 20, Berlin **1990**, S. 665-669
- : De mortuis nil nisi bene? Leichenpredigten als multidisziplinäre Quelle unter besonderer Berücksichtigung der Historischen Familienforschung, der Bildungsgeschichte und der Literaturgeschichte, Sigmaringen **1990**
- LEUBE, Hans, Die Reformideen in der deutschen lutherischen Kirche zur Zeit der Orthodoxie, Leipzig **1924**
- : Calvinismus und Luthertum im Zeitalter der Orthodoxie, Band 1: Der Kampf um die Herrschaft im protestantischen Deutschland, Leipzig **1928**
- : Orthodoxie und Pietismus, Gesammelte Studien, Bielefeld **1975**
- LINDECKE, Karl Gottfried: Der Bürgermeister als Diplomat. Guericks Gesandtschaftsreisen von 1642 bis 1660. In: Matthias Puhle (Hg.): Die Welt im leeren Raum. Otto von Guericke 1602-1686, Magdeburg **2002**, S. 66-75
- LUHMANN, Niklas: Die Kunst der Gesellschaft, Frankfurt/Main **1995**
- MACHÉ, Ulrich: Zesens Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Poetik im 17. Jahrhundert. In: Ferdinand von Ingen (Hg.): Philipp von Zesen 1619-1669. Beiträge zu seinem Leben und Werk, Wiesbaden **1972**, S. 193-220
- MacLELLAN HAWKES, James: Tobias Hübner. A study in the beginnings of modern German poetic style, Cambridge/Mass. **1942**
- MAENSS, Johannes: Magdeburgs wirtschaftliche Verhältnisse zur Zeit des Siebenjährigen Krieges. In: Geschichts-Blätter für Stadt und Land Magdeburg 41 (**1906**), S. 309-317
- MAI, Bernhard: Magdeburg. In: Hans-Rudolf Neumann (Hg.): Historische Festungen im Mittelosten der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart **2000**, S. 91-118
- MARKWARDT, Bruno: Geschichte der deutschen Poetik, Band 1: Barock und Frühaufklärung, Berlin ³1964
- MARTENS, Wolfgang: Literatur und Frömmigkeit in der Zeit der frühen Aufklärung (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 25), Tübingen **1989**
- MARTINI, Fritz: Poetik. In: W. Stammeler (Hg.): Deutsche Philologie im Aufriß, Berlin ²**1957**, S. 223-280
- MATTHIAS, Adolf: Geschichte des deutschen Unterrichts an den höheren Schulen, Band 3/3, München **1907**
- MAURACH, Gregor: Geschichte der römischen Philosophie, Darmstadt **1989**
- MAYRHOFER, Wolfgang: Zum Bildungsideal des Barockzeitalters. Das Altstädtische Gymnasium in Magdeburg: Georg Rollenhagen, Otto von Guericke, Jan Amos Comenius. In: Magdeburgs Neubeginn. Zum 400. Geburtstag Otto von Guericke, Magdeburg **2003**, S. 27-40
- : Die früheste protestantische Stadtschule Europas – das Altstädtische Gymnasium in Magdeburg. In: Matthias Puhle/Peter Petsch (Hg.): Magdeburg. Die Geschichte der Stadt 805-2005, Döbel **2005**, 343-354
- MAZURA, Silvia: Die preußische und österreichische Kriegspropaganda im Ersten und Zweiten Schlesischen Krieg, Berlin **1996**

- MERTENS, Friedrich: Baugeschichte der Festung Magdeburg, in: Magdeburg als preußische Festung um 1750, Magdeburg **[1989]**, S. 19-41
- MIDDELL, Matthias: „In Grenzen unbegrenzt“. Überlegungen zu Regionalisierung und Kulturtransfer. In: Cahiers d'Études germaniques 28 (**1995**), S. 7-21
- : Region und Aufklärung. Das Beispiel Sachsen. In: Anneliese Klingenberg u.a. (Hg.): Sächsische Aufklärung (Leipziger Studien zur Erforschung von regionenbezogenen Identifikationsprozessen, Bd. 7), Leipzig **2001**, S. 7-22
- MIEHE, Lutz: Materielle Verluste und Bevölkerungsrückgang in den Städten der Stifte Magdeburg und Halberstadt während des Dreißigjährigen Krieges, Ms. **1985**
- : Zu den Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf die Bevölkerungsentwicklung der Bördestädte des Erzbistums. In: 1050 Jahre Moritzkloster Magdeburg, (Magdeburg) **1987**, S. 139-148
- : Zerstörungen durch den Dreißigjährigen Krieg in westelbischen Städten des Erzbistums Magdeburg und des Hochstiftes Halberstadt. In: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (**1990**), S. 31-47
- MOHR, Rudolf: Protestantische Theologie und Frömmigkeit im Angesicht des Todes während des Barockzeitalters. Hauptsächlich aufgrund Hessischer Leichenpredigten, Marburg **1962**
- MÜLLER, Holger: Seelsorge und Tröstung. Christian Scriver (1629-1693), Erbauungsschriftsteller und Seelsorger, [Elektronische Ressource] **2002**
- NEUBAUER, Ernst (Hg.): Katalog der Städtischen Haupt-Bücherei in Magdeburg (4 Bde), Magdeburg **³1905**
- : Magdeburgs Zerstörung 1631. Sammlung zeitgenössischer Berichte, Magdeburg **1931**
- NEUGEBAUER, Wolfgang: Teutscher Krieg und große Politik – Das Ende der Selbstständigkeit Magdeburgs 1631-1680. In: Matthias Puhle/Peter Petsch (Hg.): Magdeburg. Die Geschichte der Stadt 805-2005, Döbel **2005**, S. 425-450
- NOACK, Lothar/SPLETT, Jürgen (Hg.): Bio-Bibliographien. Brandenburgische Gelehrte der frühen Neuzeit, Band 1, Berlin **2001**
- OELKE, Eckhard: Die Rekolonisation nach dem Dreißigjährigen Krieg in Sachsen-Anhalt. In: Krieg und Frieden – Not und Folgen. Protokoll des Wissenschaftlichen Kolloquiums anlässlich des 350. Jahrestages des Westfälischen Friedens am 10. Oktober 1998 in Magdeburg, Halle **1999**, S. 68-93
- OTTO, Karl F.: Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, Stuttgart **1972**
- : Zu Zesens Zünften. In: Ferdinand von Ingen (Hg.): Philipp von Zesen 1619-1689. Beiträge zu seinem Leben und Werk, Wiesbaden **1972**, S. 274-286
- : Soziologisches zu den Sprachgesellschaften: Die Deutschgesinnte Genossenschaft. In: Martin Bircher/Ferdinand van Ingen (Hg.): Sprachgesellschaften, Sozietäten, Dichtergruppen. Arbeitsgespräch in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 28. bis 30. Juni 1977, Hamburg **1978**, S. 150-161
- PETER, Emanuel: Geselligkeiten. Literatur, Gruppenbildung und kultureller Wandel im 18. Jahrhundert, Tübingen **1999**
- PETERS, Günter: Der zerrissene Engel. Genieästhetik und literarische Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert, Stuttgart **1982**
- PETERS, Ursula: Literatur in der Stadt. Studien zu den sozialen Voraussetzungen und kulturellen Organisationsformen städtischer Literatur im 13. und 14. Jahrhundert, Tübingen **1983**
- PETERSEN, Jürgen H.: Mimesis – Imitatio – Nachahmung. Eine Geschichte der europäischen Poetik, München **2000**
- PILZ, Kurt: Die Ausgaben des Orbis Sensualium Pictus. Eine Bibliographie, Nürnberg **1967**
- POCKRANDT, Mark: Biblische Aufklärung. Biographie und Theologie der Berliner Hofprediger August Friedrich Wilhelm Sack (1703-1786) und Friedrich Samuel Gottfried Sack (1738-1817), Berlin, New York **2003**
- PUSCHMANN, Claudia: Fahrende Frauenzimmer. Zur Geschichte der Frauen an deutschen Wanderbühnen (1670-1760), Herbolzheim **2000**

- QUADE, Randolph: Literatur als hermetische Tradition. Eine rezeptionsgeschichtliche Untersuchung frühneuzeitlicher Texte zur Erschließung des Welt- und Menschenbildes in der Literatur des 17. Jahrhunderts (Bochumer Schriften zur deutschen Literatur, Bd. 58), Frankfurt (Main) **2001**
- RACH, Alfred: Biographien zur deutschen Erziehungsgeschichte, Weinheim **1968**
- RÄDLE, Fidel: Lateinische Trauergedichte (Epicedia) im Überlieferungszusammenhang von Leichenpredigten. In: Rudolf Lenz (Hg.): Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften, Band 4, Stuttgart **2004**, S. 237-267
- REDEKOP, Benjamin W.: Thomas Abbt and the Formation of an enlightened German Public, in: Journal of the History of Ideas 58 (**1997**), S. 81-103
- : Enlightenment and community. Lessing, Abbt, Herder, and the quest for a German public, Montreal **2000**
- REICH, Anne-Kathrin: Kleidung als Spiegelbild sozialer Differenzierung. Städtische Kleiderordnungen vom 14. bis zum 17. Jahrhundert am Beispiel der Altstadt Hannover, Hannover **2005**
- REIPSCH, Ralph-Jürgen: „Es ist groß Elend und Gefahr ...“ Magdeburger Kantoren in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges – Von Heinrich Grimm bis Malachias Siebenhaar. In: Matthias Puhle (Hg.): „... gantz verheeret!“ Magdeburg und der Dreißigjährige Krieg. Beiträge zur Stadtgeschichte und Katalog zur Ausstellung des Kunsthistorischen Museums im Kunstmuseum Kloster Unser Lieben Frauen 2. Oktober 1998 bis 31. Januar 1999, Halle/Saale **1998**, S. 100-111
- RIEMER, Otto: Musik und Musiker in Magdeburg. Ein geschichtlicher Überblick über Magdeburgs Beitrag zur deutschen Musik, Magdeburg [**1937**]
- ROHMER, Ernst: Das epische Projekt. Poetik und Funktion des „carmen heroicum“ in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts, Heidelberg **1998**
- RUDOLF, Rainer: Ars moriendi. Von der Kunst des heilsamen Lebens und Sterbens, Köln **1957**
- RULAND, Ludwig: Die Geschichte der kirchlichen Leichenfeier, Regensburg **1901**
- SACHSE, Gustav Adolf/DROOP, Eduard: Der Montagklub in Berlin 1749-1899. Fest- und Gedenkschrift zu seiner 150sten Jahresfeier, Berlin **1899**
- SAUDER, Gerhard: Dokumente zur Rezeptions- und Wirkungsgeschichte. In: Edward Young: Gedanken über die Original-Werke. In einem Schreiben des D. Youngs an dem Verfasser des Grandison [Leipzig 1760], ed. G. Sauder, Heidelberg **1977**, S. 67-158
- SCHAFFERS, Uta: Auf überlebtes Elend blick ich nieder. Anna Louisa Karsch – Literarisierung eines Lebens in Selbst- und Fremdzeugnissen, Göttingen **1997**
- SCHEFFERS, Henning: Höfische Konvention und die Aufklärung. Wandlungen des honnête-homme-Ideals im 17. und 18. Jahrhundert, Bonn **1980**
- SCHEITLER, Irmgard: Geistliches Lied und persönliche Erbauung im 17. Jahrhundert. In: Dieter Breuer (Hg.): Frömmigkeit in der Frühen Neuzeit. Studien zur religiösen Literatur des 17. Jahrhunderts in Deutschland (Chloe. Beihefte zum Daphnis, Band 2), Amsterdam **1984**, S. 129-155
- SCHIEDER, Theodor: Friedrich der Große – eine Integrationsfigur des deutschen Nationalbewußtseins im 18. Jahrhundert? In: Otto Dann (Hg.): Nationalismus in vorindustrieller Zeit, München **1986**, S. 113-127
- SCHILLING, Michael: Imagines mundi. Metaphorische Darstellungen der Welt in der Emblematik, Frankfurt/Main **1979**
- : Stadt und Publizistik in der Frühen Neuzeit. In: Klaus Garber (Hg.): Stadt und Literatur im deutschen Sprachraum der Frühen Neuzeit, Band 1, Tübingen **1998**, S. 112-141
- : Petrus Lotichius Secundus im Schulunterricht am Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Die Magdeburg-Elegie in einer kommentierten Ausgabe von Johannes Blocius. In: Gunter Schandera/Michael Schilling (Hg.): Prolegomena zur Kultur- und Literaturgeschichte des Magdeburger Raumes, Magdeburg **1999**, S. 151-164
- : Literaturgeschichte Magdeburgs bis zur Zerstörung der Stadt im Jahr 1631. In: Matthias Puhle/Peter Petsch (Hg.): Magdeburg. Die Geschichte der Stadt 805-2005, Döbel **2005**, S. 283-310

- SCHMIDT-BIGGEMANN, Wilhelm: *Philosophia perennis. Historische Umrisse abendländischer Spiritualität in Antike, Mittelalter und Früher Neuzeit*, Frankfurt (Main) **1998**
- SCHMIDT-SASSE, Joachim: Ein Zeichen, das an Pflicht erinnert. Kommunikationsvorstellungen in J. B. v. Rohrs „Einleitung zur Ceremoniell-Wissenschaft“. In: Alain Montandon (Hg.): *Über die deutsche Höflichkeit. Entwicklung der Kommunikationsvorstellungen in den Schriften über Umgangsformen in den deutschsprachigen Ländern*, Bern u.a. **1991**, S. 61-99
- SCHNEIDER, Ditmar: *Otto von Guericke. Ein Leben für die Alte Stadt Magdeburg*, Stuttgart, Leipzig **1995**
- : „viel mehr Schaden erlitten alß ich durch die freyheit gewonnen ...“. Die diplomatischen Abschiedungen Otto Gerickes durch den Rat der Alten Stadt Magdeburg von 1642 bis 1666. In: Matthias Puhle (Hg.): „... gantz verheeret!“ Magdeburg und der Dreißigjährige Krieg. Beiträge zur Stadtgeschichte und Katalog zur Ausstellung des Kulturhistorischen Museums Magdeburg im Kunstmuseum Kloster Unser Lieben Frauen 2. Oktober 1998 bis 31. Januar 1999, Halle **1998**, S. 80-91
- SCHNEIDER, Falko: *Öffentlichkeit und Diskurs. Studien zu Entstehung, Struktur und Form der Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert*, Bielefeld **1992**
- SCHNEIDER, Hans: Die pietistische Leichenpredigt. In: Rudolf Lenz (Hg.): *Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften*, Band 4, Stuttgart **2004**, S. 37-64
- SCHÖNE, Albrecht (Hg.): *Das Zeitalter des Barock. Texte und Zeugnisse*, München ²**1968**
- : „Kürbishütte und Königsberg“. In: ders. (Hg.): *Stadt – Schule – Universität – Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert. Vorlagen und Diskussionen eines Barock-Symposiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1974 in Wolfenbüttel*, München **1976**, S. 599-660
- : (Hg.) *Stadt – Schule – Universität – Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert. Vorlagen und Diskussionen eines Barock-Symposiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1974 in Wolfenbüttel*, München **1976**
- SCHÖNERT, Jörg: Schlachtgesänge vom Kanapee. Oder: „Gott donnerte bei Lowositz“. Zu den *Preussischen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 1757* des Kanonikus Gleim. In: Karl Richter (Hg.): *Gedichte und Interpretationen*, Band 2: *Aufklärung und Sturm und Drang*, Stuttgart **1982**, S. 126-139
- SCHRAMM, Percy Ernst: *Herrschaftszeichen und Staatssymbolik. Beiträge zu ihrer Geschichte vom 3. bis zum 16. Jahrhundert*, 3 Bde, Stuttgart **1954-1955**
- SCHULTZ, Hans: *Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des XVII. Jahrhunderts für Reinigung der deutschen Sprache*, Göttingen **1888**
- SCHWANNEKE, Erich: *Die Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges im Erzstift Magdeburg (Holzkreis)*, Diss. Halle-Wittenberg **1913**
- SCHWARZE, Karl: *Der Siebenjährige Krieg in der zeitgenössischen deutschen Literatur. Kriegserleben und Kriegserlebnis in Schrifttum und Dichtung des 18. Jahrhunderts*, Berlin **1936**
- SEEHASE, Hans: Magdeburg in der zweiten Phase der Reformation bis zum Dreißigjährigen Krieg. In: Matthias Puhle/Peter Petsch (Hg.): *Magdeburg. Die Geschichte der Stadt 805-2005*, Döbel **2005**, S. 355-368.
- SEGBRECHT, Wulf: Zur Produktion und Distribution von *Casualcarmina*. In: Albrecht Schöne (Hg.): *Stadt – Schule – Universität – Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert. Vorlagen und Diskussionen eines Barock-Symposiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1974 in Wolfenbüttel*, München **1976**, S. 523-535
- : *Das Gelegenheitsgedicht. Ein Beitrag zur Geschichte und Poetik der deutschen Lyrik*, Stuttgart **1977**
- SENGLE, Friedrich: *Wieland*, Stuttgart **1949**
- SIEBERS, Winfried: Von der repräsentativen zur aufgeklärten Kavalierstour? Reflexion und Kritik adlig-fürstlichen Reisens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Joachim Rees u.a. (Hg.): *Europareisen politisch-sozialer Eliten im 18. Jahrhundert. Theoretische Neuorientierung, kommunikative Praxis, Kultur- und Wissenstransfer*, Berlin **2002**, S. 25-39

- SIEGRIST, Christoph: Das Lehrgedicht der Aufklärung, Stuttgart **1974**
- SIKORA, Michael: Disziplin und Desertion. Strukturprobleme militärischer Organisation im 18. Jahrhundert, Berlin **1996**
- SINEMUS, Volker: Stilordnung, Kleiderordnung und Gesellschaftsordnung im 17. Jahrhundert. In: Albrecht Schöne (Hg.): Stadt – Schule – Universität – Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert. Vorlagen und Diskussionen eines Barock-Symposiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1974 in Wolfenbüttel, München **1976**, S. 22-43
- : Poetik und Rhetorik im frühmodernen deutschen Staat. Sozialgeschichtliche Bedingungen des Normenwandels im 17. Jahrhundert, Göttingen **1978**
- STANNEK, Antje: Telemachs Brüder. Die höfische Bildungsreise des 17. Jahrhunderts, Frankfurt (Main) **2001**
- STANTON, Domna: The Aristocrat as Art. A Study of the Honnête Homme and the Dandy in Seventeenth- and Nineteenth-Century French Literature, New York **1980**
- STARNES, Thomas C.: Christoph Martin Wieland. Leben und Werk, Band 1: Vom Seraph zum Sittenverderber, Sigmaringen **1987**
- STAROBINSKI, Jean: Das Rettende in der Gefahr. Kunstgriffe der Aufklärung, Frankfurt/Main **1992**
- STEKELENBURG, Dick van: Michael Albinus „Dantiscanus“ (1610-1653), eine Fallstudie zum Dantziger Literaturbarock, Amsterdam **1988**
- STIEDA, Wilhelm: Die Entwicklung des Buchhandels in Magdeburg. In: Magdeburgs Wirtschaftsleben in der Vergangenheit, Band 3, Magdeburg **1928**, S. 281-457
- STÖCKMANN, Ingo: Entäuerungen. Über Schrift und Körper im Barock. In: Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur, Nr. 154 (Barock), München **2002**, S. 5-21
- STOCKER, Peter: Erstes und fremdes Wort. Historische Spekulationen zum poetologischen Verhältnis von Intertextualität und Inspiration. In: Rüdiger Zymer (Hg.): Allgemeine Literaturwissenschaft – Grundfragen einer Disziplin, Berlin **1999**, S. 23-38
- STOLL, Christoph: Sprachgesellschaften im Deutschland des 17. Jahrhunderts, München **1973**
- STRUNZ, Dieter: Friedrich Gustav Robert Faber (1869-1924), in: Heinz-Dietrich Fischer (Hg.): Deutsche Presseverleger des 18. bis 20. Jahrhunderts, Pullach bei München **1975**, S. 320-328
- TAROT, Rolf: Einführendes Referat zum Rahmenthema: Stadt und Literatur im 17. Jahrhundert. In: Albrecht Schöne (Hg.): Stadt – Schule – Universität – Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert. Vorlagen und Diskussionen eines Barock-Symposiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1974 in Wolfenbüttel, München **1976**, S. 3-8
- TEPFENHARDT, Waltraud: Emblematische Strukturen in C. Scriver's *Gottholds Zufällige Andachten*, Wisconsin **1980**
- THADDEN, Rudolf von: Die brandenburgisch-preußischen Hofprediger im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der absolutistischen Staatsgesellschaft in Brandenburg-Preußen, (Diss.) Berlin **1959**
- THEISEN, Bianca: Zur Emergenz literarischer Formen. In: Thomas Wägenbaur (Hg.): Blinde Emergenz? Interdisziplinäre Beiträge zu Fragen kultureller Evolution, Heidelberg **2000**, S. 211-227
- THIEME, Ulrich/BECKER, Felix (Hg.): Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Band 16, Leipzig **1923**
- TOULMIN, Stephen: Kosmopolis. Die unerkannten Aufgaben der Moderne, Frankfurt (Main) **1991**
- TRUNZ, Erich: Deutsche Literatur zwischen Späthumanismus und Barock. Acht Studien, München **1995**
- TSCHIRCH, Otto: Die Stiftung und die erste Blütezeit der Salderischen Schule, nebst einem Anhang: Annalen der Saldria 1622-1797. In: Beiträge zur Geschichte der Saldria in Brandenburg a.d.H. Festschrift herausgegeben zur Feier des dreihundertjährigen Bestehens der Saldernschen Schule, Brandenburg **1889**, S. 1-83
- TSCHOPP, Silvia Serena: Rhetorik des Bildes. Die kommunikative Funktion sprachlicher und graphischer Visualisierung in der Publizistik zur Zerstörung Magdeburgs im Jahre 1631. In: Johannes

- Burckhardt / Christine Werkstetter (Hg.): Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit, München **2005**, S. 79-103
- TULLNER, Mathias: Der Westfälische Frieden. Gravierende politisch-territoriale Veränderungen im sachsen-anhaltischen Raum. In: Krieg und Frieden – Not und Folgen. Protokoll des Wissenschaftlichen Kolloquiums anlässlich des 350. Jahrestages des Westfälischen Friedens am 10. Oktober 1998 in Magdeburg, Halle **1999**, S. 52-61
- UEDING, Gerd: Klassische Rhetorik, München **2000**
- VAIHINGER, Hans: Die Philosophie des Als Ob. System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus, Berlin **1911**
- VALENTIN, Erich: Die Gründung des „Magdeburgischen Concerts“ 1764. Ein Beitrag zur Musikgeschichte Magdeburgs. In: Montagsblatt. Das Heimatblatt Mitteldeutschlands 74 (**1932**), S. 49-51
 --- : Magdeburg. In: Musik in Geschichte und Gegenwart, Bd. 8, Kassel **1986**, S. 1476-1480.
- VAN DÜLMEN, Richard: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit, Band 1: Das Haus und seine Menschen, München **1990**
- VAN INGEN, Ferdinand Jacob: Vanitas und Memento mori in der deutschen Barocklyrik, Groningen **1966**
- VERWEYEN, Theodor: Dichterkrönung. Rechts- und sozialgeschichtliche Aspekte literarischen Lebens in Deutschland. In: Conrad Wiedemann (Hg.): Literatur und Gesellschaft im deutschen Barock (Germanisch-Romanische Monatsschrift, Beiheft 1), Heidelberg **1979**, S. 7-30
- VETTER, Walther: Das frühdeutsche Lied. Ausgewählte Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte und Ästhetik des ein- und mehrstimmigen deutschen Kunstliedes im 17. Jahrhundert, Münster **1928**
- VIERHAUS, Rudolf: [Art.] Bildung. In: Otto Brunner u.a. (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 1, Stuttgart **1972**, S. 508-551
 --- : Staaten und Stände. Vom Westfälischen zum Hubertusburger Frieden 1648-1763 (Propyläen Geschichte Deutschlands, Band 5), Berlin **1984**
 --- : „Patriotismus“ – Begriff und Realität einer moralisch-politischen Haltung, in: ders. (Hg.): Deutschland im 18. Jahrhundert, Göttingen **1987**, S. 96-109
- VINCENTI, Arthur Reichsritter von: Geschichte der Stadtbibliothek zu Magdeburg von 1525 bis 1925. Festschrift zum 400jährigen Jubiläum der Stadtbibliothek zu Magdeburg, Magdeburg **1925**
- VOLBEHR, Theodor: Magdeburger Tafelfreuden inmitten des Siebenjährigen Krieges. In: Montagsblatt. Beilage zur Magdeburgischen Zeitung 70 (**1928**), S. 348-350
- VOLLHARDT, Friedrich: Selbstliebe und Geselligkeit. Untersuchungen zum Verhältnis von naturrechtem Denken und moraldidaktischer Literatur im 17. und 18. Jahrhundert, Tübingen **2001**
- VORMBAUM, Reinhold (Hg.): Evangelische Schulordnungen, Band 2: Die evangelischen Schulordnungen des 17. Jahrhunderts, Gütersloh **1863**
 --- : (Hg.): Evangelische Schulordnungen, Band 3: Die evangelischen Schulordnungen des 18. Jahrhunderts, Gütersloh **1864**
- WALLMANN, Johannes: Johann Arndt und die protestantische Frömmigkeit. Zur Rezeption der mittelalterlichen Mystik im Luthertum. In: Dieter Breuer (Hg.): Frömmigkeit in der Frühen Neuzeit. Studien zur religiösen Literatur des 17. Jahrhunderts in Deutschland (Chloe. Beihefte zum Daphnis, Band 2), Amsterdam **1984**, S. 50-74
- WAPPLER, Gerlinde: Editionspraxis im 18. Jahrhundert. Die verlegerischen Bemühungen im Gleimkreis im Zusammenhang mit Anna Louisa Karsch. In: Anke Bennholdt-Thomsen / Anita Runge (Hg.): Anna Louisa Karsch (1722-1791). Von schlesischer Kunst und Berliner „Natur“. Ergebnisse des Symposions zum 200. Todestag der Dichterin, Göttingen **1992**, 57-65
- WELLER, Emil: Die ersten deutschen Zeitungen mit Nachträgen, Hildesheim **1962**
- WIEDEMANN, Conrad: Barockdichtung in Deutschland. In: Neues Handbuch der Literaturwissenschaft, Band 10, Frankfurt (Main) **1972**, S. 177-201
- WIEGMANN, Herbert: Geschichte der Poetik. Ein Abriß, Stuttgart **1977**

- WINKLER, Eberhard: Die Leichenpredigt im deutschen Luthertum bis Spener, München **1967**
- : Zur Motivation und Situationsbezogenheit der klassischen Leichenpredigt. In: Rudolf Lenz (Hg.): Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften, Köln/Wien **1975**, S. 52-65
- WITTICH, Karl: Magdeburg als katholische Marienburg. Eine Episode aus dem Dreißigjährigen Kriege. In: Historische Zeitschrift 65 (**1890**), S. 415-465 und 66 (**1891**), S. 53-89
- WITTMANN, Reinhard: Geschichte des deutschen Buchhandels, München ²**1999**
- WOLFROM, Erich: Die Baugeschichte der Stadt und Festung Magdeburg, Magdeburg **1936**
- WOLLGAST, Siegfried: Philosophie in Deutschland zwischen Reformation und Aufklärung 1550-1650, Berlin ²**1993**
- WOLTER, Ferdinand Albert: Geschichte der Stadt Magdeburg von ihrem Ursprung bis auf die Gegenwart, Magdeburg ³**1901**
- ZELLER, Winfried: Leichenpredigt und Erbauungsliteratur. In: Rudolf Lenz (Hg.): Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften, Köln/Wien **1975**, S. 66-81
- ZIPFEL, Frank: Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft, Berlin **2001**
- : Zeichen, Phantasie und Spiel als poetogene Strukturen literarischer Fiktion. In: Rüdiger Zymner/Manfred Engel (Hg.): Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder, Paderborn **2004**, S. 51-80
- ZYMNER, Rüdiger/ENGEL, Manfred (Hg.): Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder, Paderborn **2004**